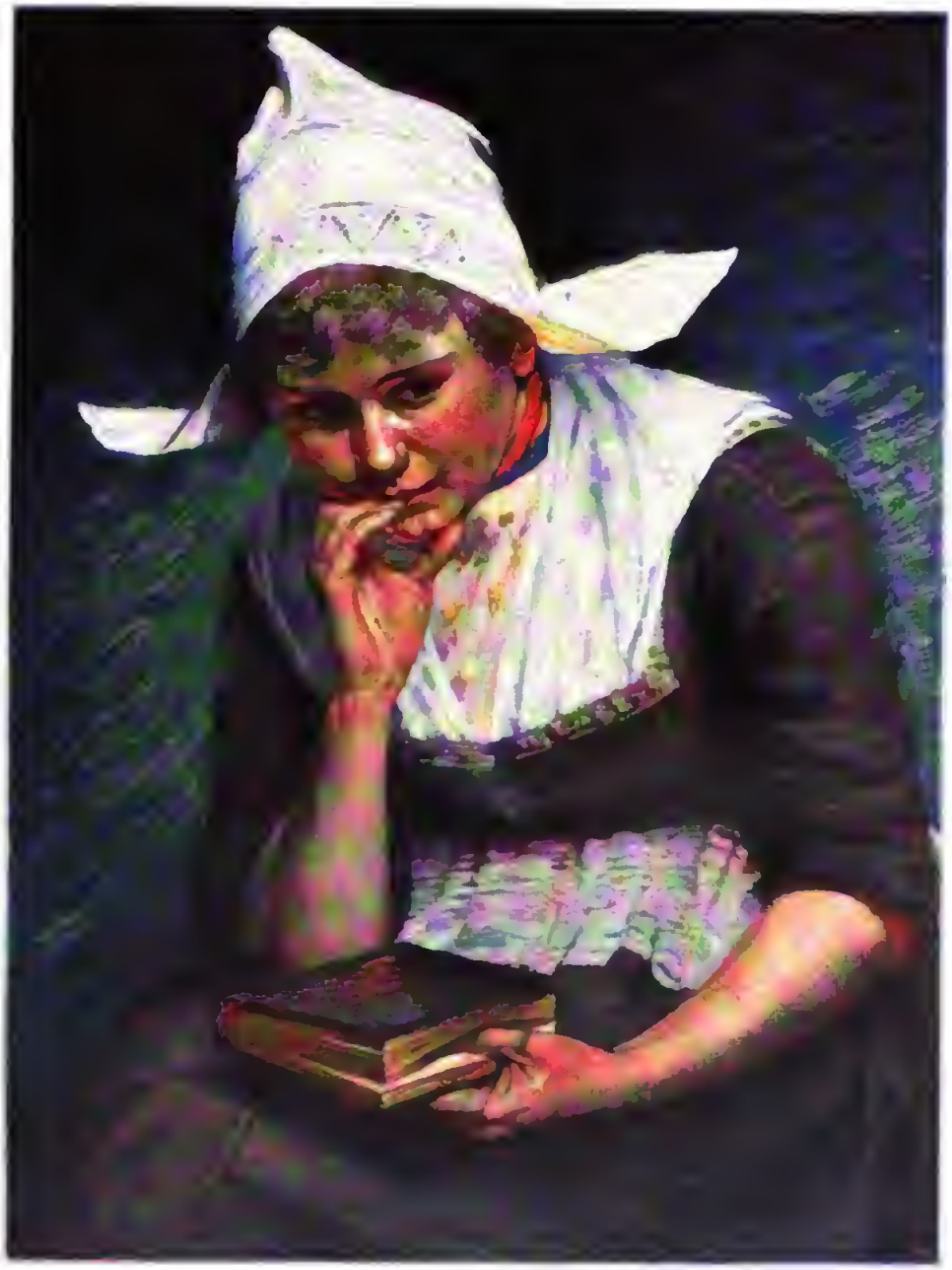
Velhagen & Klasings
Monatshefte

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
VE
V.14 pt.2



Elfstudie von Rudolf Poffin.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Jahrgang 1899/1900.

II. Band.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

053
VE
1.14 pt.21

Inhaltsverzeichnis.

XIV. Jahrgang 1899/1900. — Zweiter Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Frapan, Ilse: Phitje Ohrtens Glück. Erzählung 325
Heyse, Paul: Zwei Seelen. Novelle . . . 1
Höcker, Paul Oskar: Ihr Roman. Novellette 410
Luthmer, Hans Dr.: Der Pfingschtmondâa vun hitt ze Dâa. Ein Stimmungsbild aus dem Elsaß 367
Muellenbach, Ernst: Maria. Roman 243, 388, 475
Ompteda, Georg, Freiherr von: Bumski. Novellette 209
Treu, Eva: Äquinoctium. Erzählung . . 599
Villinger, Hermine: Das einzig Richtige. Novelle 113
Zobeltitz, Hanns von: Ein bedeutender Mann. Roman 64, 170, 289
— — Mauerblümchen. Novellette . . . 549

Gedichte, Sprüche.

Berchthold, A. von: Erste Liebe 342
*— — Verlorene Liebe. Mit Vignette . 444
Bulcke, Carl: Im Sattel. Illustriert von Berthold Löffler. Tondruck 288
*— — Abbitte 698
*Busse, Carl: Wandlung. Mit Vignette . 198
*Busse-Palma, Georg: Liebe. Gedicht nach dem Rumänischen des Alexander Gorski. Mit Vignetten 107
— — Schon spannt die Nacht 324
*— — Beim Scheiden. Mit Vignette . . 409
*— — Mädchenlied. Mit Vignette von Burian 512
Falke, Gustav: März 208
— — Der Frühlingsreiter. Illustriert von Berthold Löffler. Tondruck 285
*— — Rosentod. Mit Vignette von Berthold Löffler 500
Gaudy, Alice, Freiin von: Die Eiche. Illustriert von Berthold Löffler. Tondruck . 287

Seite

*Gerstfeldt, Olga von: Weltfern. Mit Vignette 218
Hoffmann, Hans: Sie denket mein. Illustriert von Berthold Löffler. Tondruck . 286
*Jensen, Wilhelm: Paul Heyse am Gardasee. Mit Vignetten 24
Kalbeck, Max: Von Stern zu Stern . . 592
*Lilieneron, Detlev von: Versöhnung. Mit Vignetten 63
*Ritter, Anna: Frühling. Illustriert von Berthold Löffler. Tondruck 288
*— — Frühlingsmärchen. Illustriert von Berthold Löffler. Tondruck 309
Roderich, Alb.: Einem Dichter 616
*Schäfer, Gerhard: Der Frühlingswind. Illustriert von Berthold Löffler. Tondruck 288
*Schanz, Frida: Freundessterben. Mit Vignetten 153
— — Es ist wieder schön — 225
*— — Rosenmonat. Illustriert von Berthold Löffler. Tondruck 286
— — Mädchenbitte 416
*— — Frauenaugen. Mit Vignette von Berthold Löffler 570
*Stockhausen, Fanny: Der „Goldene Schnitt". Mit Vignette 96
*— — In Sonne. Illustriert von Berthold Löffler. Tondruck 287
Vanselow, Karl: Heimat 160
*Waetzoldt, W.: Abendgruß. Mit Vignette 274
*Waldersee, Gräfin Helene: Neues Leben. Mit Vignetten 43
*— — Himmelschlüssel. Mit Vignette . . 128
*— — Sommerabend. Mit Vignette . . 432
*Wilde, Johannes: Was suchst du, irrende Seele? 665

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Jensen, Wilhelm: Heimaterinnerungen: I. Emanuel Geibel. Mit dem Bilde W. Jensens 433

Seite

Jensen, Wilhelm: Heimaterinnerungen: II. Theodor Storm. Mit dem Bilde Th. Storms 501
— — Heimaterinnerungen: III. Klaus Groth. Mit dem Bilde Klaus Groths nach dem Gemälde von Bokelmann . . 626
*Pietsch, Ludwig: In Reims und Bourfault. (Aus der Mappe eines Kriegskorrespondenten.) Mit einer Zeichnung des Verfaſſers 44
Tille, Alexander, Dr.: Zehn Jahre auf einem ſchottiſchen Lehrſtuhl 257
*Voß, Richard: Etwas von meinen Schreibtiſchen. Mit zwei Abbildungen . . . 154

Kunſt und Litteratur.

*Buchholtz, Arend: Zwei Jahrhunderte der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften. Mit neun Abbildungen 445
Hart, Heinrich: Neues vom Büchertiſch 103, 214, 343, 454, 556, 694
*Howard, Percy: Litterariſche table d'hôte. Mit dreißig Abbildungen nebſt Randzeichnungen von Curt Agthe. Zum Teil in Tondruck 129
*Lehnert, Georg, Dr.: Die Medaille. Mit einundzwanzig Abbildungen in Tondruck 161
*Mirus, Adolf, Dr.: Goethe und Ramberg. Mit einer Zeichnung von J. Ramberg . 262
R. v. d.: Zu unſern Bildern . . . 459, 571
*Roſenberg, Adolf, Dr.: Friedrich Auguſt von Kaulbach. Mit dem Bildnis des Künſtlers, zwei Einſchaltbildern und vierzehn Textilluſtrationen 226
S., H. von: Zu unſeren Bildern 108, 219, 347, 699
*Wallſee, E. H.: Das Deutſche Schauſpielhaus in Hamburg. Mit vierzehn Abbildungen 617
*Zobeltitz, Hanns von: Aus den Berliner Theatern. Mit fünfzehn Abbildungen nach Photographien 25

Sonſtige Aufſätze.

Charpentier, Dr. A.: Deutſche Handelsintereſſen in China 593
*Dohna, H., Graf zu: Das Auguſtus-Mauſoleum. Mit zwei Abbildungen 199
*Dziatzko-Göttingen, Karl, Dr. Prof. Johann Gutenberg und die Erfindung der Buchdruckerkunſt. Zu Gutenbergs 500jähriger Geburtstagsfeier. Mit einem Titelbild, einer Kunſtbeilage und ſieben Textilluſtrationen 353
*Erdmannsdoerffer, B. Dr.: Die Jugend Mirabeaus. Mit einem Briefe Mirabeaus und fünf Textabbildungen 536
Franke-Berlin, Dr. Ernſt: Die Flottenvorlage 33
Franz, Dr. M.: Koloniale Luſtſchlöſſer vergangener Zeiten 666
Haushofer, M. Prof.: Schiffahrtskanäle und Eiſenbahnen 529

Seite

*Hellen, Friedr. zur: Kaſſel und Wilhelmshöhe. Mit zwanzig Abbildungen nach Photographien 311
*Heſſe-Wartegg, Ernſt von: Japaniſche Blumenfeſte. Mit acht Abbildungen in Aquarelldruck 265
Heyck, Ed. Prof. Dr.: Die fahrenden Schüler des Mittelalters 275
*Klaußmann, A. Oskar: Moderne Bühnenbeleuchtung. Mit einer Skizze und vier Originalzeichnungen in Buntdruck von Curt Agthe 97
*Oſtini, Fritz von: Vom Oberammergauer Paſſionsſpiel. Mit elf Abbildungen in Tondruck nach Photographien 465
*Schüler, Edmund: Wahrheit und Dichtung aus der engliſchen Sommerfriſche. Mit zwei Einſchaltbildern und ſechzehn Textilluſtrationen nach Photographien in Tondruck 417
*Steindorff, Georg: Ein religiöſer Reformator im alten Ägypten. Mit einem Einſchaltbild und dreizehn Textilluſtrationen 49
*Wegener, Georg Dr.: Ein Ausflug nach Düppel und Alſen. Mit einer Karte und fünfzehn Abbildungen nach Photographien 554
Wichert, Ernſt: Rückblick auf die Beſtrebungen zur Vereinheitlichung der deutſchen Geſetzgebung 146
*Wilde, Johannes: Von Taku nach Peking. Mit neun Abbildungen 693
*Zobeltitz, Hanns von: Von der Weltausſtellung zu Paris. I. Der Rahmen. Mit vierzehn Abbildungen in Tondruck nach Photographien 377
*— — Von der Weltausſtellung zu Paris. II. Die Rue des Nations. — Deutſche Kunſt und Kunſtgewerbe. — Das deutſche Heer. — Die deutſche Induſtrie. — Mit drei Einſchaltbildern und dreiundzwanzig Textabbildungen in Tondruck nach Photographien 513
*— — III. Von der Weltausſtellung zu Paris. Mit zwei Einſchaltbildern und zwanzig Textilluſtrationen in Tondruck nach Photographien 577
*** Um Fünen. Eine dreiwöchentliche Bootsfahrt durch Belte und Kattegat, beſchrieben von den Teilnehmern. Mit einer Karte und vierzehn Abbildungen in Tondruck nach Aufnahmen von Ernſt Foerſter 673

Neues vom Büchertiſch.

Benzmann: Sommerſonnenglück 346
Bernhard: Die chineſiſche Mauer 105
Bertz: Philoſophie des Fahrrads 566
Brachvogel: Die Wiedererſtandenen . . . 454
Bredenbücker: Von der Lieb', dem Haß und was ſo dazwiſchen kriecht 698
Bulcke: Triebſand 569
Bunge: Heimat und Fremde 345
Buſſe-Palma: Lieder eines Zigeuners . . 457
Coſta: Giovanni Tolu 566
Ganghofer: Das Schweigen im Walde . . 104

Seite

Goethes Elpenor ergänzt von W. Frhr. von Biedermann 568
Hauptmann: Tagebuch 346
Hegeler: Ingenieur Horstmann 456
Heitmüller: Der Schatz im Himmel . . . 697
Heyse: Die Macht der Stunde 103
— — Broni 103
Jensen: Nacht- und Tagesspuk 569
Jung: Gedichte 346
Kempe: Manneswort und Frauenlob . . 343
Krauschner: Gedichte 346
Meyer-Förster: Karl Heinrich 696
Morgenstern: Ein Sommer 346
Omptеda v.: Lust und Leid 697
Przybyszewski: Epiphychidion 569
Scharrelmann: Anna Maria 568
Schwabe, Toni 568
Stinde: Martinhagen 106
Tolstoj: Auferstehung 214
Torresani: Von der Wasser- bis zur Feuertaufe 216
Wichert: Minister a. D. 106
Zobeltitz v.: Das Heiratsjahr 695
— — Besser Herr als Knecht 695

Kunstbeilagen.

Bachrach-Barée, E.: Slovenischer Dorfrichter. Faksimiledruck . . . . . 463 u. 464
Brack, Emil: In der Kirche dei Frari zu Venedig. Aquarell. Faksimiledruck 112 u. 113
Gutenberg, Johann: Eine Seite der 36zeiligen Bibel. Faksimiledruck . . . . zw. 360 u. 361
Possin, Rudolf: Ölstudie. Faksimiledruck. Titelbild.
Recknagel, Th.: Porträtstudie. Pastell. Faksimiledruck . . . . . 576 u. 577
Stahl, Friedrich: Vom Automobilkorso im Bois de Boulogne. Aquarell. Faksimiledruck . . . . . 224 u. 225
*** Johann Gutenberg. Nach dem Holzschnitt eines unbekannten Meisters aus dem Jahre 1578. Tondruck . . . . . 332 u. 333

Einschaltbilder.

Achenbach, Oswald: Beckenried. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 440 u. 441
Bartels, Hans: Traumverloren. Gemälde zw. 280 u. 281
Berton, Armand: Bildnis. Gemälde. zw. 16 u. 17
Bonheur, Rosa: Ruhende Löwen. Gemälde. zw. 552 u. 553
Debschitz, W. von: Rosenlied. Zeichnung. Tondruck . . . . . zw. 152 u. 153
— — Waldgesindel. Zeichnung. Tondruck. zw. 336 u. 337
Gloeden-Taormina, W. von: Faun. Liebhaberaufnahme. Tondruck . . zw. 160 u. 161
Grand, Franz: Enten am Wasser. Tondruck . . . . . zw. 608 u. 609
Herrmann, Hans: Abend am Hafen. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 8 u. 9
— — Am Fischmarkt. Gemälde. Tondruck. zw. 376 u. 377

Seite

Hiddnig, H.: Gruppe für die Staßfurter Salzwerke. Tondruck . . . . zw. 528 u. 529
Hirzel, H.: Birken. Radierung. Tondruck. zw. 288 u. 289
Holbein, Hans: The Lady Mary, Tochter König Heinrichs VIII. von England. Tondruck . . . . . zw. 672 u. 673
Hußmann, A.: Germane. Skulptur. Tondruck . . . . . zw. 600 u. 601
Kaulbach, Fr. August von: Bildnis der Frau Dr. M. Gemälde. Tondruck . zw. 232 u. 233
— — Die Prinzessinnen von Sachsen-Coburg-Gotha. Gemälde. Tondruck. zw. 240 u. 241
Keyser, Thomas de: Reiterbildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 216 u. 217
Koch, Georg: Beim Einfahren. Tondruck. zw. 656 u. 657
Kretzschmar, Fritz: Bei der Mahlzeit. Skulptur. Tondruck . . . . . zw. 96 u. 97
Kuehl, Gotthold: Eine Unterredung. Gemälde . . . . . zw. 80 u. 81
Lancerotto, E.: Idyll. Gemälde . zw. 496 u. 497
Lenbach, Franz von: Paul Heyse. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 24 u. 25
Liebermann, Max: Kirchgang in Laren. Gemälde . . . . . zw. 304 u. 305
Looschen, Hans: Waldesflüstern. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 32 u. 33
Ludwig, Carl: Sonnenaufgang auf dem Wendelstein. Tondruck . . . zw. 256 u. 257
Mehls, Hanna: Märkische Dorfstraße. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 400 u. 401
Meyerheim, Paul: Geflügelhof. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 128 u. 129
Mirabeau: Faksimilenachbildung eines Briefes von Mirabeau . . . . . zw. 544 u. 545
Mohn, B. P.: Sommermorgen auf Stubbenkammer. Aquarell. Tondruck . zw. 568 u. 569
Raudner, Robert: Schloß Schleißheim bei München im Vorfrühling. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 64 u. 65
Röbbecke, Moritz: Selbstbildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 192 u. 193
Schöner, Anton: Studienkopf. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 408 u. 409
Schweitzer, Adolf: Brandung an der norwegischen Küste. Irisdruck . . zw. 640 u. 641
Seeger, Hermann: Am Wiesenrain. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 368 u. 369
Skarbina, Franz: Auf der Düne von Blankenberghe. Gemälde. Tondruck zw. 480 u. 481
Thielmann, Wilh.: Schwälmer Mädchen. Zeichnung. Tondruck . . . . zw. 208 u. 209
Uphues, Joseph: Friedrich der Große. Tondruck . . . . . zw. 520 u. 521
Zadow, Fritz: Grabdenkmal für Bernhard von Kugler. Tondruck . . zw. 176 u. 177
Zitzewitz, Marie von: Mohnblumen. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 504 u. 505
*** Amenophis IV. und seine Gemahlin. Entwurf eines Bildhauers. Tondruck. zw. 48 u. 49
*** Im Musiksalon der Hydropathie zu Peebles. Nach einer Photographie. Tondruck . . . . . zw. 416 u. 417

Seite

*** Ausflug in der Coach. Nach einer Photographie. Tondruck . zw. 432 u. 433
*** Von der Pariser Weltausstellung: Das Deutsche Haus, entworfen von J. Radke. Tondruck . . . . . zw. 512 u. 513
*** — — Friedrich der Große. Nach der Statue von J. Uphues. Tondruck. zw. 520 u. 521
*** — — Gruppe für die Staßfurter Salzwerke von H. Hidding. Tondruck. zw. 528 u. 529
*** — — Geschnitzter Schrank mit Schmuckſachen der Abteilung Engliſch-Indien. Tondruck . . . . . zw. 584 u. 585
*** — — Der Eiffelturm mit nächſter Umgebung. Tandruck . . . . . zw. 592 u. 593

Selbſtändige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Aichele, Paul: Pußtamädchen. Büſte . . 485
Arß, A. C.: Hirtin. Gemälde 489
B. M. R.: Ein oller ehrlicher Seemann. Liebhoberaufnahme 300
Balcke, Robert: Märkiſche Landſchaft. Studie 69
Bource, Henry: Bildnis 664
Deiter, J. Chr.: Damhirſch. Ölſtudie . . 77
— — Tierſtudie 637
Dreeſen, Wilh.: Fiſcherboote van den Nordſeeinſeln. Photographie 301
— — Sättlersdalerin aus dem ſüdlichen Norwegen. Photographie 397
Fritſch, Hans: Der Landwehrmann . . . 645
Gruber, Jacob: Verſchüttete Bergknappen. Gruppe 493
Haſſelkampf, Otto: Prozeſſion im Zillerthal. Liebhaberaufnahme 93
Herkomer, Hubert: Araber. Schwarzkunſtblatt 393
Kirchbach, Frank: Ölſtudie aus Tirol 648 u. 649
Manzel, Ludwig: Die Lithographie. Relief 181
Mühlig, Hugo: Die erſten Stare. Zeichnung 117
Myrbach, F. von: Hochländer. Zeichnung . 189
Matz, Ernſt: Skizze 253
Räuber, W.: Studien . . . . . 72 u. 73
— — Skizze 653
Rahr, Wilhelm: Bildnis. Radierung . . 89
Romin, C.: Studien von der Galländiſchen Küſte . . . . . 124 u. 125
Schott, Wolter: Die Geſchwiſter 293
Sfardina, Franz: Studienzeichnung . . . 185
— — Singende Soldaten. Ölſtudie . . . 249
Uhlenhaut, Elſe: Studienkopf 405
Vogel-Paris, H.: Bretognerinnen. Zeichnung 121
Werner, Anton van: Studie 85
*** Partie aus dem Parke Matzen in Tiral. Nach einer Liebhaberaufnahme 297

Kunſt, Kunſtgewerbe und Anderes.

Achenbach, Oswald, in ſeinem Atelier . . 459
Berliner Kunſtausſtellungen 571
Bronzen, deutſche, ruſſiſche und franzöſiſche 108
Burghardt, Paul: Schreibtiſch 459
Eberlein, Guſtav: Bildnis 459
— — Denkmal Friedrichs I. 459
Gutenbergfeier, Bilder von der 699
Gutenberg-Medaille 699
Hals, Franz, Denkmal in Haarlem . . . 699
Jurymitglieder der großen Berliner Kunſtausſtellung 1900 571
Knaus, Ludwig, Bildnis 108
— —: Sammerobend im Judengößchen . 108
Knausfeſt, Bilder vom 108
Kraus, Auguſt: Heinrich das Kind. Standbild 219
Künſtlerhaus, Münchener, Interieurs und Schaugerichte 347
Lingg, Hermann, Bildnis 108
Meyerheim, Paul, Bildnis 347
— —: Ausſtellung in Berlin 347
Munkacſy, Michael, Bildnis 459
Münchener Künſtlerhaus, das neue . . . 219
Oberon, Deforationsbilder aus 571
Pariſer Weltausſtellung, Bilder von der 219, 347, 459, 571, 699
Prunkſalta 459
Röbbecke, Moritz: Ausſtellung in Berlin . 219
Roten Schuhe, die, aus dem Ballett . . . 347
Sezeſſion, Japaniſche 347
Tenierisfeſt der Münchener Künſtler . . . 108
Triumph der Hanſa, Feſtſpiel des Malkaſtens 219

Gratisbeilage:

Velhagen & Klaſings Romanbibliothek. X. Band, Nr. 7 bis 12:

Die Frau Patronin. Roman von Franz Roſen. Forts. Seite 193—327.
Friedrich und Fritz Schlürſen. Erzählung von Adelheid Weber. Seite 329—363.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 7, März 1900.

Zwei Seelen.

Von

Paul Heyse.

(Abdruck verboten.)

Ich war Student in Berlin, in meinem vierten oder fünften Semester, als ich in Hothos Kolleg über Ästhetik die Bekanntschaft eines langen blonden Jünglings machte, der unter den wenigen Zuhörern allein mein Interesse auf sich zog.

Er pflegte zu Anfang der Stunde sich eines so besinnungslosen Nachschreibens zu befleißigen, als ob jedes Wort des Professors die Offenbarung eines tiefen Geheimnisses wäre. Nach einer Viertelstunde aber stockte die Feder, der Kopf des eifrigen Schülers sank hinter dem breiten Rücken seines Vormannes auf die Brust herab, und die wohlklingende Stimme vom Katheder lullte ihn in einen sanften Schlummer, aus dem er erst, wenn der Professor aufstand und den Hörsaal verließ, sich schwerfällig ermunterte und mit verträumten Augen um sich sah.

Schon am zweiten Tage, als wir die Linden hinunter eine Strecke weit zusammengingen, redete ich ihn an und fragte ihn, wie ihm die Hegelsche Dialektik zusage. Sein hübsches, rundes Gesicht errötete ein wenig. Er mochte in meiner Frage einen heimlichen Hohn wittern, da Gott selbst denen, die er liebt, die Philosophie, und zumal die Hegelsche, nicht im Schlaf zu bescheren pflegt. Dann gestand er mit einem gutmütig verlegenen Lächeln, er könne zwar noch nicht urteilen, glaube aber doch in diesem Kolleg nicht das zu finden, was er sich davon versprochen habe. Er sei eigentlich nach Berlin gekommen, um Jura und Cameralia zu studieren, da sein Papa, ein Rittergutsbesitzer in der Altmark, wünsche, daß er sich einmal zum Landrat qualifizieren möchte. Nun könne er dem trockenen Jus keinen Geschmack abgewinnen. Er sei auf dem Lande aufgewachsen, von Hauslehrern mit Hängen und Würgen durch das Abiturientenexamen gebracht worden, eigentlich aber mit Leib und Seele Landwirt, was nicht hindere, daß er sich im stillen in seinen Mußestunden leidenschaftlich aufs Dichten verlegt habe. Es sei das eine nohle Passion wie andere auch, nicht so kostspielig wie Hazardspiel oder das Halten eines Rennstalls, und für die langen müßigen Wintermonate ein angenehmer Zeitvertreib, der einen hindere, sich den Sekt anzugewöhnen. Bei unserem Professor habe er nun gehofft, einige praktische Winke und technische Anleitung zu erhalten, da er sich ausschließlich mit der schwersten Dichtgattung, der dramatischen, beschäftige, wobei man eine Belehrung nicht wohl entbehren könne. Nun aber sei in dem spitzfindigen Vortrag — wenigstens bis jetzt — nicht das mindeste von solcher Art zu finden, und mit den schwierigen Definitionen und der berühmten Trichotomie locke man keinen dramaturgischen Hund vom Ofen. Er werde daher, wenn es nicht bald besser würde,

das Kollegiengeld „schießen lassen“ und die Stunde nützlicher anwenden mit Billardspielen in dem Café hinter der katholischen Kirche, wo eine hübsche Kellnerin sei.

Die freimütige Art, wie er sich äußerte, die bescheidene Selbstironie, mit der er über seine dramatischen Exercitien sich noch weiter erging, nahmen mich rasch für ihn ein. Wir versprachen, uns gegenseitig zu besuchen, und so setzte ich die Bekanntschaft fort, auch nachdem er — seit der fünften oder sechsten Stunde — aus Hothos Auditorium verschwunden war.

Ob ich durch das ganze Semester dem guten Jungen treu geblieben wäre, weiß ich nicht. So sehr ich bei jedem neuen Begegnen dem Menschen in ihm mehr und mehr gute Seiten abgewann, der angehende Dramatiker stellte meine Langmut auf immer härtere Proben. Junker Hans von N. hatte sich in seiner ländlichen Abgeschiedenheit nur an dem Friedrich Schiller der ersten Periode und dann an Friedrich Hebbel gebildet, von dem ihm freilich nur die Judith, die Genovefa und Herodes und Mariamne in die Hände gekommen waren. Während er aber, unter dem Einfluß einer zartsinnigen Mutter, die wilden Triebe seines junkerlichen Bluts im Leben zügeln gelernt hatte, war seine Phantasie desto toller mit ihm durchgegangen, zumal er von der wirklichen Welt nicht viel mehr erfahren hatte, als was sich auf einem rationell bewirtschafteten märkischen Rittergut lernen läßt.

Die Folge war gewesen, daß er in seinen dramatischen Versuchen einem wilden Blutdurst die Zügel schießen ließ und so viel Greuel häufte, wie nur irgend in fünf Akten Raum hatten. Ich weiß noch, daß mich in der Mitte seines Trauerspiels Fredegunde, des ersten, das er mir vorlas, eine körperliche Übelkeit anwandelte und ich ihn bitten mußte, das weitere auf morgen zu verschieben. Ein sehr guter Rotwein, den ihm der Papa geschickt hatte, stellte mich bald wieder her. Ich wußte aber die Fortsetzung zu vereiteln, indem ich ihm eine kleine Vorlesung über das Wesen des Tragischen hielt, dessen Forderungen sein Stück leider nicht genüge.

Ein Ugolino, den er dann folgen ließ, war nicht glimpflicher in der Verwendung des Grauenhaften, doch zum Glück so unerhört und unmäßig entsetzlich, daß der Schauder in sein Gegenteil umschlug und ich in ein unwiderstehliches Lachen ausbrach, in das der Dichter nach der ersten Verblüffung fröhlich einstimmte.

Ich gab nun auch meinerseits einige tragische Erstlinge zum besten, die dank meiner glücklicheren Umgebung ein wenig genießbarer, doch auch noch herzlich unreif waren, und so tasteten wir uns gemeinsam weiter die ersten rauhen Stufen zum Olymp hinauf und schlossen uns dabei als gute Wandergesellen immer herzlicher aneinander an, bis dies vergnügliche Poetisieren eines Tages jäh unterbrochen wurde.

Der Papa Rittergutsbesitzer wurde durch einen plötzlichen Schlaganfall hingerafft. Die trostlose Witwe rief den Sohn zu sich und wollte ihn nicht mehr von ihrer Seite lassen. Mit dem juristischen Studium hatte es nun ein Ende, da kein landrätlicher Ehrgeiz in der breiten Brust des jungen dramaturgischen Landwirts wohnte, und auch unsere hoffnungsvolle Freundschaft kam zu einem frühen Hinwelken. Denn nur im ersten Jahr tauschten wir noch Briefe, die immer seltener wurden und endlich — ich glaube, zuerst von meiner Seite — völlig ausblieben.

Lange Jahre hörte ich dann nichts weiter von diesem Studienfreunde. Der Dichtkunst schien er jedenfalls entsagt zu haben. Weder ein Theaterzettel noch ein gedrucktes Drama erinnerte die Welt und mich an seinen Namen.

* * *

Nun war es wohl dreißig Jahre später, in Weimar, an einem der ersten Goethetage.

Man hatte nachmittags beim Festmahl gesessen, der Regen der feierlichen Toaste war verrauscht, auch das sanftere Geplätscher einiger humoristischer Trinksprüche hatte aufgehört, und die strenge Tischordnung begann sich aufzulösen. Man ging, das Sektglas in der Hand, an der langen Tafel herum, mit diesem oder jenem Bekannten anzustoßen oder zu einem kleinen Geplauder sich zu ihm zu setzen.

Schon während des Essens hatte ich einen stattlichen Herrn mit kahler Stirn und stark angegrautem Vollbart bemerkt, der weit von mir entfernt saß, aber öfters einen forschenden Blick auf mir ruhen ließ und auch einmal sein Glas erhob und sich gegen mich verneigend mir bemerklich machte, daß er mir zuzutrinken wünsche.

Ich hatte mich vergebens bemüht, mich zu besinnen, wo ich diesem unbekannten Freunde und Gönner schon einmal begegnet sein mochte. Nun entschloß ich mich endlich, aufzustehen und, gerade auf ihn zugehend, mit ihm anzustoßen, da man ja auch mit Wildfremden an diesem Tage in dem großen Namen des Dichters sich verbrüdert fühlt.

Er erhob sich sogleich mit einem feinen, gutmütigen Lächeln.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?“ sagte er. „Ich kann es nicht anders erwarten. Dreißig Jahre sind eine hübsche Zeit, die meine Haare denn auch benutzt haben, mir von der Stirn unters Kinn zu rutschen. Aber wenn ich Ihnen meinen Namen nenne, Hans von N — —“.

Ich schlug herzlich in die dargebotene breite Rechte ein. Jetzt fand ich mich in den Zügen seines offenen, leicht gebräunten Gesichts wieder zurecht, aus dem die kleinen hellen Augen noch mit der alten Treuherzigkeit mich anblickten. Trotz seines blanken Vorhaupts und des ergrauten Barts war noch eine gewisse jugendliche Frische über seiner Erscheinung verbreitet.

Ich schlug ihm vor, wenn er keine andere Verabredung habe, mit mir ins Freie zu gehen, was er bereitwillig annahm. Er sei ja nicht so verbauert, sagte er lächelnd, daß er sich nicht mit einem gewissen Stolz als ein unwürdiges Mitglied der Goethegesellschaft fühle. Aber auch der frommste Gläubige sehne sich endlich aus der Kirche hinaus, wenn er vier Stunden lang habe predigen hören. Übrigens sei ja die Festrede sehr interessant gewesen und auch einige der Toaste, und überhaupt das ganze Fest — auf seinem einsamen Gute werde es noch lange in ihm nachklingen.

Wir nahmen unsere Hüte und wandelten durch die Stadt, ziemlich schweigsam. Unsere Jugend ging mit uns, was immer anfangs etwas feierlich stimmt.

Erst als wir in die Belvedereallee hinauskamen, löste sich seine Zunge. Ich erfuhr, daß er im ganzen genommen ein glückliches Leben geführt hatte, bei den Gardedragonern gedient, sich früh verheiratet, die Kriege 66 und 70 mit Auszeichnung mitgemacht und vor drei Jahren seine gute Frau verloren hatte. Nun führe ihm die älteste Tochter das Haus, die sich nicht verheiraten wolle, nachdem ihr Bräutigam als junger Leutnant vor Metz gefallen sei.

Als er so weit gekommen war und nun erwartete, auch ich würde jetzt einen Generalbericht über Leben, Thaten und Abenteuer abstatten, blieb ich stehen und sagte: „Von der Hauptsache, lieber Freund, haben Sie noch geschwiegen.“

„Von der Hauptsache?“

„Wenigstens wie sie mir erscheint, heute mehr als sonst erscheinen darf, da uns doch der Goethetag zusammengeführt hat. Wie hat es in all den langen Jahren um Ihre zweite Seele gestanden?“

Er blieb stehen und sah mich ratlos an.

„Nun,“ lachte ich, „es haben doch zwei Seelen in Ihrer Brust gewohnt, eine landwirtschaftliche und eine dramaturgische. Hat die letztere sich nicht mehr geregt und ist am Ende gar auf den böhmischen oder französischen Schlachtfeldern für ewig verstummt?“

Er lächelte vor sich hin.

„Sie sind im Irrtum, Verehrtester, das heißt, Sie gehen von einer falschen Voraussetzung aus. Eine zweite Seele, eine Poetenseele — nein, die war's nicht, die mich zum Dramenschreiben trieb, nur, wie ich Ihnen schon damals erklärte, eine noble Passion, ein Sport, zu dem ich mit der Zeit die Lust verlor. Ich hatte diesen Hang von meiner guten Mutter geerbt; die, ehe sie heiratete, Verse machte und Märchen dichtete. Wär's eine richtige zweite Seele gewesen, die hätte sich durch den Kanonendonner von Königgrätz nicht zum Schweigen bringen lassen. Eine Weile freilich — die Winterabende auf dem Lande sind lang, und Müßiggang ist aller Laster Anfang — eine Weile habe ich noch fortgefahren, meine Schauerstücke zu verfassen. Das wurde mir am Ende auch langweilig, da sie mir von keiner Bühne angenommen wurden. Und ich hatte nicht einmal das schmerzliche Vergnügen, die Todtgeborenen von einem scharfen kritischen Messer, wie Sie es führten, seciren zu lassen. Nur ein einziges Mal gelang es mir, durch eine Aufführung über meine Fehler, mein Unvermögen selbst aufgeklärt zu werden. Und seltsam, dazu half jemand mit, die einzige Person dieser Art, die mir je begegnet ist, in deren Brust in der That ‚zwei Seelen‘ wohnten.

„Nämlich, was man so gewöhnlich darunter versteht, ist ganz alltäglich und nicht der

Rede wert. Es gibt ja kaum einen Menschen, der nicht von scheinbar widersprechenden Trieben bewegt würde, der sich nicht heute ‚mit klammernden Organen', mit seiner ganzen Sinnlichkeit an die Erde gefesselt und morgen schon, oder vielleicht gar in der nämlichen Stunde sich von etwas Höherem angezogen fühlte. Von zwei verschiedenen Seelen aber kann man erst sprechen, wenn wirklich Hohes und unrettbar Gemeines in derselben Natur aneinander gekuppelt, eine Nachtigall und eine Kröte, eine Eidechse und ein Skorpion in demselben Käfig zusammen eingesperrt sind. Und auch dies, wie gesagt, habe ich, doch nur einmal in meinem Leben, in einem merkwürdigen Exemplar mit Augen gesehen."

Ich drang in ihn, mir mehr davon zu sagen, und er schien sich nichts Besseres zu wünschen, als mir, wie damals seinem Studiengenossen, auch heute noch sein Herz auszuschütten.

* * *

Es ist lange her, sagte er, indem er seinen Arm unter den meinen schob und seinen weitausgreifenden Schritt mäßigte. Nur fünf, sechs Jahre, nachdem ich das Gut übernommen hatte. Inzwischen hatte ich mein Jahr abgedient, ein wenig Hauptstadtplaisir genossen, übrigens meiner Mama noch lange nicht den Gefallen gethan, mich standesgemäß zu verlieben.

In Ermangelung von etwas Besserem also, womit ich mir die müßige Zeit vertrieben hätte, setzte ich meine Dichterei fort, in dem Stil, den Sie ja leider kennen. Noch zwei oder drei Trauerstücke, in denen es toll genug zuging. Nicht einmal der dicke Michaelsohn, an dessen Agentur ich mich wandte, wollte sich mit dem hoffnungslosen Vertrieb dieser Ungeheuer befassen. Endlich aber that ich denn doch einmal, was man einen Griff nennt: ein fünfaktiges Stück in derber Prosa, ein Stoff, den auch Sie einmal behandelt haben, aber als ein weiser Mann novellistisch, da das Grauenhafte darin die berühmte „Macht der Finsternis" fast noch überbietet. Ich war übrigens nicht durch Ihre Meraner Novelle angeregt worden, auch haben Sie selbst ja das Motiv nicht erfunden, sondern die Volkstradition hat es Ihnen zugeführt, da sich dieser tragische Zug in mancherlei lokalen Varianten mehrfach vorfindet. Ich meine die Geschichte von dem Mädchen, das einen Soldaten zum Liebsten hat, den die Sehnsucht treibt, in der Nacht aus der Garnison ins Gebirge zu entfliehen, nur um sie zu sehen, und der nach seiner freiwilligen Rückkehr gleichwohl als Deserteur erschossen werden soll. Der Offizier, bei dem die Braut um Begnadigung bittet, verspricht sie ihr auch um den Preis ihrer Ehre, und als sie dann erkennt, daß sie betrogen, ihr Bräutigam trotzdem füsiliert worden ist, lockt sie den teuflischen Verführer in einen Hinterhalt und ermordet ihn. Ihre Version, mit dem Ameisenhaufen, in den sie den Erwürgten, den Kopf nach unten, hineinhängt, konnte ich für die Bühne nicht brauchen. Ich begnügte mich mit einem Dolchstoß. Aber auch so war's haarsträubend genug, und ich hatte wenig Hoffnung, es aufgeführt zu sehen. Gleichwohl machte ich einen schlauen Versuch damit.

Mein Vater hatte als junger Mann im Regiment, wo er diente, den Fürsten von *** kennen gelernt und seine besondere Gunst gewonnen. Nun war das ein alter Herr geworden, der eine einzige Leidenschaft neben der für die Weiber hatte, sein fürstliches Theater, in welchem er den lieben und getreuen Einwohnern seines Duodezländchens gnädigermaßen Zutritt gestattete. Notabene, sie mußten sich artig aufführen, immer zu klatschen bereit sein, und auch in den Referaten in dem einzigen Zeitungsblättchen der Residenz über die Aufführungen, die dreimal wöchentlich stattfanden, durfte kein böses kritisches Wort sich hervorwagen.

Denn der Landesherr war sein eigner Direktor, Regisseur und Garderobier und übte von Kritik, so viel er nötig fand, höchstselbst auf den Proben und mit den Damen auch wohl hinter den Coulissen. Trotzdem ging alles so gut und glatt wie nicht an jedem Hof- oder Stadttheater, woraus erhellt, wie wenig dazu gehört, den Thespiskarren in Gang zu erhalten, wenn die rechte Autorität sich vorspannt.

An diesen hohen Herrn, von dem ich wußte, daß er die sogenannten „starken" Stücke bevorzugte, schickte ich mein Manuskript und erhielt schon nach wenig Tagen ein äußerst verbindliches Schreiben des nominellen Intendanten: Serenissimus habe mit Beifall die Dichtung zur Kenntnis genommen, die ihn um so mehr interessiert habe, da der Verfasser der Sohn eines alten Regimentskameraden sei. Hochdieselben würden das Stück sofort

ausschreiben und einstudieren lassen und könnten sich für eine treffliche Besetzung verbürgen. Zumal für die weibliche Hauptrolle würde ich schwerlich an irgend einer anderen Bühne eine glücklichere Vertreterin finden.

* * *

Wie sehr mich diese frohe Botschaft beglückte, können Sie sich schwerlich vorstellen. Sie haben es wohl leichter gehabt, auf die Bretter zu kommen. Mir war zu Mut, wie einem Schmetterling, der die Puppe sprengt; aus dem dunklen Dilettanten sollte plötzlich ein anerkannter Dichter werden, dessen Gesicht beim Licht der Lampen einer dankbaren Mitwelt gezeigt würde. Und da so ein Dilettant von den Schwierigkeiten der wahren Kunst keine Ahnung hat, zweifelte ich auch keinen Augenblick an der Vortrefflichkeit meines Machwerks und seinem Erfolge.

Nur die Geduldsprobe von sechs Wochen, bis es zur Aufführung kam, wurde mir sauer. Endlich aber kam der mit Schmerzen erwartete Brief, der mir den Tag der Première anzeigte und es mir anheimstellte, mich schon zu einigen der letzten Proben einzufinden.

Gerade an Goethes Geburtstage traf ich in der kleinen Residenzstadt ein. Ich sage Ihnen nicht den Namen. Von meinem verehrten fürstlichen Gönner gehen ohnehin so viele Geschichtchen um, die sein Bild in wenig schmeichelhaftem Lichte zeigen, daß ich, da ich ihm Dank schuldig bin, diese Chronik seiner Schwächen nicht noch vermehren will. Er war eben nicht schlimmer, als mancher andere seiner hohen Brüder und Vettern, und selbst heutzutage soll es noch kleine und große Machthaber geben, die ihr Theater nicht viel anders ansehen, als Ludwig der Vielgeliebte seinen Hirschpark.

Ich kam gerade noch zur rechten Zeit, um gleich ins Theater zu gehen. Daß zu Ehren des großen Gedenktages Iphigenie gegeben wurde, gab mir einen günstigen Begriff von dem künstlerischen Geist, der an dieser Bühne herrschte. Der Intendant, den ich in seiner Loge begrüßte, lud mich ein, neben ihm Platz zu nehmen. Er reichte mir den Theaterzettel und sagte: „Sie haben gleich Gelegenheit, die Heldin Ihres Stücks in einer ihrer Glanzrollen zu sehn." „Wie? sagte ich etwas betroffen, „Iphigenie — Fräulein Ludmilla Palm? Die erhabene Griechin und mein Mädchen aus dem Volk, das einer wilden Katze ähnlicher ist, als einer Priesterin?" — Der höfliche Herr lächelte: „O die kann alles! Sie werden noch Wunder erleben."

Und in der That wurde mir ganz wunderbar zu Mut, als der Vorhang aufging und aus der etwas dürftigen Tempeldekoration die Priesterin hervortrat, „heraus in eure Schatten, rege Wipfel." Sie blendete nicht sogleich durch ihre Erscheinung, obwohl sie wundervoll gewachsen war und sich bewegte, als hätte sie nie andere Kleider getragen als diese griechischen Gewänder. Ich wußte nicht einmal sogleich, ob ihr Gesicht mir gefiel, die Augen schienen mir zu klein, oder drückte sie sie nur halb zu, da sie in die Lampenhelle trat? Über dem etwas großen, nicht rotgeschminkten Munde sah ich den zarten Schatten eines dunklen Flaums. Aber mit den ersten Worten, die sie sprach, verwandelte sich das alles, es wurde ein Antlitz von so hohem Reiz, der Blick der braunen Augen drang einem so ins Innerste, der Wohllaut dieser Stimme war so unwiderstehlich — ich saß wie verzaubert in der Loge neben dem Intendanten, der sich die langen Fingernägel polierte und dazwischen zuweilen mit dem Opernglas das Publikum musterte, daß ich das Theater völlig vergaß und alles, was auf der Bühne vorging, mit leidenschaftlichem Anteil miterlebte.

Mir selbst erschien das um so merkwürdiger, da ich — es hört uns hier doch niemand von unsrer Goethegesellschaft? — bei allem Respekt vor der dichterischen Größe und Schönheit dieses Werkes immer eine Abneigung gefühlt hatte, es aufführen zu sehen. Ich vermißte darin den heftigen dramatischen Pulsschlag, der doch wahrlich schon im Stoffe lag. Was Teufel, wenn eine Königstochter, die unter die Barbaren und Menschenopferer verschlagen ist, endlich ihren Bruder und seinen Freund wiederfindet, von denen sie ihre Rettung hoffen darf, und ihre Freude so gemessen feierlich äußert in den erhabensten Worten, aber ohne jeden unmittelbaren Naturlaut — na, Sie haben ja meinen eignen Stil kennen gelernt, meinen „Räuberstil", und werden es entschuldigen, wenn ich mich zu einer Majestätsbeleidigung gegen den Weimarer Olympier hinreißen ließ.

Damals aber, von diesen Lippen, mit

dem Accompagnement dieser Blicke und Gesten — ich sage Ihnen, es wurde alles Natur, ohne daß es aufhörte, die höchste Kunst zu sein. Von Akt zu Akt wuchs mein Entzücken. Als das Stück zu Ende war, saß ich regungslos wie in einem tiefen Traum, aus dem mich die Stimme des Intendanten weckte, der fragte, ob ich der Künstlerin in ihrer Garderobe vorgestellt werden möchte.

Ich willigte mit heimlichem Widerstreben ein. Gern hätte ich meinen Traum noch stundenlang fortgeträumt.

Und freilich, die Begegnung mit meiner Zauberin war sehr dazu angethan, mich zu entzaubern. Ich erkannte sie erst gar nicht wieder, in dem langen Pudermantel vor ihrem Spiegel sitzend, während die Garderobiere ihr das künstliche Haargeflecht auflöste und sie selbst sich die Schminke vom Gesicht rieb.

Denn sie ließ sich in diesem Geschäft nicht stören, als wir eintraten, warf mir einen kurzen Seitenblick zu und äußerte auf mein enthusiastisches Lob, sie sei heute schlecht disponiert gewesen und gar nicht mit sich zufrieden. Dann sprach sie von einigen Stellen, wie die eigentlich hätten herauskommen müssen, stand plötzlich auf und recitierte sie, wobei ich staunte, wie auf einmal mitten in der lächerlichen Unordnung ihrer Toilette die ganze priesterliche Hoheit wieder über sie kam, und setzte sich dann wieder vor ihren großen Spiegel, um mit dem Abschminken fortzufahren.

Es klopfte an der Thür der engen Garderobe. „Das ist Se. Durchlaucht!“ flüsterte sie hastig. „Schieben Sie geschwind den Ringel vor, Baron!“ Dann, als eine gebieterische Baßstimme draußen Einlaß begehrte, antwortete sie im ruhigsten Ton, der gnädigste Herr möge verzeihen, sie sei in einem unmöglichen Zustand, dazu habe sie Migräne, sie könne heut nicht mehr die Ehre haben —

Das alles mit spitzbübischen Mienen und Blicken nach uns hin begleitet, bis Serenissimus nach einigem weiteren erfolglosen Parlamentieren sich brummend zurückzog.

„Es ist mir unerträglich,“ wandte sie sich an den Intendanten, „nach einer solchen Rolle, die mir noch in allen Nerven nachzittert, den Alten zu sehen und sein Kunstgeschwätz anzuhören. Sie werden das begreifen,“ sagte sie zu mir, „wenn Sie die Ehre haben, morgen zur Audienz oder gar zur Tafel befohlen zu werden. Er ist ja unser gnädigster Landesherr und ein guter Mann. Aber von Poesie hat er keinen Dunst. So! Und nun muß ich die Herren verabschieden. Die weiteren Toilettengeheimnisse dürfen von profanen Männeraugen nicht entweiht werden.“

* * *

Ich kam in der seltsamsten Aufregung in mein Hôtel zurück. Zum erstenmal empfand ich einen leisen Zweifel an meinem eigenen Stück, eine Art Beschämung, daß diese herrliche Künstlerin sich herablassen sollte, mein unvollkommenes Gebilde zu verkörpern. Für sie war das Beste eben gut genug, ein neuer Shakespeare wäre überglücklich gewesen, ihr neue Rollen auf den Leib zu schreiben. Und nun ich armseliger Pfuscher! Fast fühlte ich mich getrieben, mein Stück zurückzuziehen.

Indem ich, allen Ernstes hierüber nachsinnend, in dem Speisesaal mein Abendessen verzehrte und einen schlechten Rotwein dazu trank, öffnete sich plötzlich die Thür, und sie selbst, Iphigenie, trat ein.

Außer mir waren nur wenige Gäste im Saal, ein paar alte Herren aus der Stadt, die Karten spielten, einige Handlungsreisende. Die meisten erhoben sich von ihren Stühlen, die gefeierte Künstlerin zu begrüßen, die mit einem leichten, freundlichen Nicken dankte. Sie trug ein bequemes Negligee von weicher, etwas verblichener Seide, das ihrem schönen Wuchs sich leicht anschmiegte, eine Art Mützchen von schwarzem Sammet auf dem lose aufgesteckten nußbraunen Haar. Als sie mich an meinem kleinen Tisch erblickte, ging sie gerade auf mich zu und streckte mir ihre weiße, weiche Hand entgegen, die, etwas breit und ohne schlanke Fingerspitzen, nicht eben aristokratisch aussah. Am Ringfinger der linken Hand trug sie einen sehr breiten goldenen Reif mit einem Türkis. Keine Ohrringe, keine Halsspange. Im ganzen eine reizende, aber mehr bürgerliche Erscheinung.

„Nun lassen Sie sich erst ordentlich begrüßen,“ sagte sie. „Vorhin in meiner Garderobe war ich gar nicht ich selbst, erst nur das, was der alte Goethe aus mir gemacht hatte, und dann — in der Gegenwart des Barons, dieser Höflingspuppe, friert mir

immer alle Natürlichkeit ein. Aber ich bin Ihnen ja Dank schuldig; Sie haben mir eine so famose Rolle geschrieben."

Ich sagte, nachdem ich ihre Iphigenie gesehen, erschiene mir's wie eine Beleidigung, ihr zuzumuten, daß sie sich auf so ein dilettantisches Produkt einlassen sollte.

„Lassen Sie das gut sein," erwiderte sie. „Die Rolle ist sehr dankbar, Sie werden sehen, was für einen Bombenerfolg ich damit haben werde. Und übrigens — Goethe in Ehren — immer sich auf den Höhen der Dichtung aufzuhalten, erträgt man nicht; man muß wieder auf die Erde hinunter, wenn man nicht aus seiner Menschenhaut fahren soll. Rosen sind sehr hübsch; auf die Länge macht einem der süße Duft übel, man sehnt sich nach Unkraut, und wären's Brennesseln."

Ich lachte. „Danke für das Kompliment."

„Nein, nein," versetzte sie eifrig, „auf Ihr Stück paßt das nicht, obwohl zarte Häute finden werden, daß es zu stark brennt. Aber nun, eh' wir weiter so geistreiche Reden führen, muß ich an meine leiblichen Bedürfnisse denken. Da kommt mein Souper. An einem Spieltage esse ich nicht ordentlich zu Mittag, das hol' ich alles nach der Vorstellung nach."

Ich setzte mich zu ihr und sah ihr mit Vergnügen bei ihrem Essen zu. Sie hatte eine seltsame Manier, gegen alle Regeln der guten Gesellschaft sich der Hände statt der Gabeln zu bedienen. Ihre Kotelette schnitt sie in der Mitte durch, nahm den Knochen in die Hand und biß dann mit ihren blanken Zähnen ganz appetitlich ins Fleisch hinein. So verfuhr sie auch mit einem gebratenen Huhn, das ihr der Kellner zierlich zerlegt vorgesetzt hatte. Es war allerliebst anzusehen, wie sie die einzelnen Stücke von den Knöchelchen löste, ohne sich mehr als die äußersten Fingerspitzen anzufeuchten.

„Sie finden meine Esserei unschicklich," sagte sie. „Ich habe aber immer, wenn ich gespielt habe, einen unwiderstehlichen Trieb, mich von der Kunst bei der Natur zu erholen, so recht, als könnte ich in den Urzustand zurückkehren. Zumal heute — wenn ich nicht etwas Unanständiges thäte, ließe mich das feierliche Gedicht die halbe Nacht nicht schlafen. Nachdem ich mein Hühnchen so sans façon verschlungen habe, wie keine Priesterin thun würde, bin ich wieder bloß ein irdisches Frauenzimmer, das seine neun Stunden in einem Strich schlafen kann."

Sie bestellte dann ein Glas Bier.

„Nein, Verehrteste," sagte ich, „ein so gemeines Getränk darf heute nicht über die Lippen kommen, die so goldene Worte gesprochen haben. Auch mein geschmierter sogenannter Bordeaux ist dessen nicht würdig. Sie müssen mir schon erlauben, in einem edleren Wein auf Ihr Wohl und unser Stück mit Ihnen anzustoßen."

„Wenn Sie Lust auf Champagner haben, trinken Sie ihn nur allein," sagte sie ruhig. „Mir ist nur dies unschuldige Bier zuträglich. Und übrigens — Sie wissen noch nicht, was für ein Klatschnest diese gute Stadt ist. Wenn die Herren da drüben mich mit Ihnen Sekt trinken sehen, steht es morgen bei allen Kaffeeschwestern fest, daß ich mir einen dritten Liebhaber angeschafft habe."

Ich mußte lachen. „Auch mir wäre nicht damit gedient, den Titel ohne das Amt zu erhalten. Aber wer sind denn die beiden anderen?"

„Nun, Nummer eins ist natürlich Serenissimus. Solange er das Scepter über seinen glücklichen Unterthanen schwingt, ist es so ausgemacht, wie die Artikel des Katechismus, daß die erste Liebhaberin oder die Heroine seines Theaters — zuweilen alle beide — den Rang einer Favoritin einnehmen. Gewiß manchmal auch nur den Titel ohne Amt. Das aber ist eine der kleinen Schwächen des gnädigsten Herrn. Er würde glauben, eines seiner fürstlichen Vorrechte einzubüßen, wenn er nicht wenigstens den Schein wahrte, als ob er wie der Großherr jeder seiner Theatersklavinnen das Schnupftuch zuwerfen könnte. Auch ich war zu seiner maîtresse en titre ausersehen. Er machte meine Bekanntschaft in Berlin, wo ich am königlichen Theater ein paar Monate lang in Nebenrollen beschäftigt wurde. Sofort erkannte er mein Talent für größere Aufgaben und täuschte sich nur darin, daß er mich auch für jene andere Rolle befähigt glaubte. Ich komme übrigens nun erst recht gut mit ihm aus, teils weil er ein bißchen Respekt vor mir fühlt, dann aber auch, weil er noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hat. Nun, Sie werden ja selbst sehen, daß

es kein großes Verdienst ist, ihm gegenüber seine Tugend zu bewahren."

„Und Nummer zwei?" fragte ich.

Sie zuckte verächtlich die Achseln.

„Nummer zwei ist der alberne Baron, unser verehrter Intendant. Er hatte sonst Vollmacht, alles, was sein gnädigster Herr übrig ließ, aufzulieben. Da die Hoflakaien ausschwatzten, ich hätte das fürstliche Schnupftuch nicht aufgehoben, glaubte er nun seinerseits an die Reihe zu kommen. Ich habe ihm aber gründlich seinen und meinen Standpunkt klar gemacht und bin seitdem nicht mehr bei ihm in Gnaden. O das Geschmeiß! Wie sehn' ich mich von hier fort! ‚Eilende Wolken, Segler der Lüfte, wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!'"

Warum sie denn hier bliebe, fragte ich, da ein Talent wie das ihre, der größten Bühne zur Zierde gereichen würde.

„Das war eben meine Dummheit, daß ich mich auf einen zehnjährigen Kontrakt einließ, und obenein einen so lumpigen. Aber ich war dreiundzwanzig Jahr alt und über der Aussicht, alle ersten Rollen zu spielen, war mir alles andere gleichgültig, besonders die geringe Gage. Serenissimus behalte sich vor, sie bald zu erhöhen, versicherte die Intendantenpuppe. Ja wohl, wenn ich auch jene andere ‚erste Rolle' zu seiner Zufriedenheit gespielt hätte! Auch sonst ist er ein guter Haushälter und verschwendet keinen Groschen. Sie werden sehen, daß man Sie befragt, ob Sie statt der üblichen Tantième nicht lieber seinen Hausorden haben wollen, der keine sechs Thaler Goldwert hat. Nun, ich kenne Ihren Ehrgeiz nicht und will nichts gesagt haben."

Sie hatte indessen noch ein zweites und drittes Glas Bier getrunken und stand jetzt auf. „Gute Nacht!" sagte sie. „Morgen ist auch ein Tag und zwar ein großer für Sie: zum erstenmal auf einer Probe eines eigenen Stücks. Sagen Sie mir nur alles, was ich Ihnen nicht zu Dank mache. Auch Serenissimus wird seinen Senf dazu geben, daran kehren Sie sich aber gar nicht, der versteht nur etwas von Dekorationen, Beleuchtung und der richtigen Aussprache des r, das man ihm gar nicht genug schnarren kann. Wenn Sie sich in Gunst bei ihn setzen wollen, loben Sie ihm den Menschen, der heute den Arkas gespielt hat und in Ihrem Stück den Offiziersburschen macht. Der ist nämlich sein Geschöpf. Er war früher fürstlicher Stallknecht und hat sich dem gnädigsten Herrn eben durch sein rr eingeschmeichelt, so daß er ihn von den Pferden wegnahm und sich herabließ, höchstselbst ihm Deklamationsstunde zu geben. Wie weit er's damit gebracht hat, haben Sie selbst gesehen. Also — bei Philippi sehen wir uns wieder. Nein, Sie dürfen mich nicht zu meinem Zimmer hinaufbegleiten. Der alte Herr dahinten ist die böseste Zunge der ganzen Stadt, und er würde dann nicht daran zweifeln, daß Sie der dritte im Bunde seien."

Sie gab mir mit freundlichem Nicken die Hand und verließ den Saal.

* * *

Diese Nacht schlief ich schlecht. In meinen Halbtraum klangen beständig Verse aus der Iphigenie hinein, dazwischen sah ich das Gesicht der Priesterin, aber nicht in der griechischen Hoheit, sondern wie sie den Mund mit den weißen Zähnen öffnete, um in die Kotelette einzubeißen, und darüber den leichten dunklen Flaum auf der Oberlippe. Ich fühlte ein lebhaftes Bedürfnis, das weiche Haar, das ihr aufgelöst über die Schläfen fiel, zurückzustreichen, überhaupt irgend etwas an ihr zu liebkosen, mehr wie einem guten Kinde, als wie einem reizenden Weibe. Warum hatte ich ihr nicht einmal die Hand geküßt? Übrigens war ich durchaus noch nicht in sie verliebt. Etwas Ungezügeltes, Zigeunerhaftes an ihr, — ich meine im Sinne der Bohème — war mir antipathisch, wenn mich auch der große Zug ihres Wesens lebhaft erregte.

Darüber schlief ich dann endlich ein.

In aller Herrgottsfrühe wurde ich durch ein starkes Klopfen an meiner Thür geweckt. Ich sprang im Hemde aus dem Bette und fragte, wer draußen sei. Es war ein Hoflakai, der mir die Botschaft brachte, Seine Durchtaucht erwarte mich um neun Uhr zur Audienz.

Ich fand mich natürlich pünktlich zur bestimmten Stunde im Schlosse ein und wurde von einer ganzen Reihe Lakaien, jeder in einem anderen Zimmer, die mich wie einen Ball einander zuwarfen, ins Allerheiligste befördert. Meinen fürstlichen Gönner fand ich denn auch, wie ich ihn mir nach allerlei Notizen vorgestellt hatte,

Abend am Hafen. Nach dem Gemälde von Hans Herrmann

einen etwas beleibten Herrn in der Mitte der Fünfziger, mit gefärbtem Haar und Bart, sehr sorgfältig gekleidet, ja stutzerhaft, und in seinen Bewegungen von gesucht jugendlicher Munterkeit. Übrigens durchaus gnädig, ja wahrhaft wohlwollend, so daß ich noch jetzt mit aufrichtiger Ergebenheit an ihn zurückdenke. Daß Fräulein Ludmilla Palm ihm zärtlichere Gefühle eingeflößt hatte, konnte ich ihm nicht zum Vorwurf machen.

Er fragte nach meinem Vater, erzählte von ihrem Zusammensein in Berlin, erkundigte sich nach meinen dramatischen Arbeiten und schloß endlich mit der Bemerkung, es sei noch zu früh, mich seiner Frau vorzustellen, er behalte sich das für den Abend vor, wo ich mich zur Tafel einfinden sollte. Dann reichte er mir die Hand, sagte: „Auf Wiedersehen auf den weltbedeutenden Brettern!“ und ich war entlassen.

Die Probe begann um zehn. Sie haben das ja auch durchgemacht, ich brauche Ihnen meinen Zustand zwischen Aufregung, Dumpfheit, Enttäuschung und Entzücken nicht zu schildern. Die Enttäuschung erfuhr ich durch den armseligen Eindruck, den alle Nebenfiguren und die ganze mise-en-scène auf mich machte. Das alles blieb weit hinter der Vorstellung meiner Phantasie zurück.

Was sie aber weit übertraf, war das Spiel der Hauptfigur, die mir ganz neu und tausendmal ergreifender erschien, als ich sie in mir getragen hatte. Besonders die Scene, in der das Mädchen, das eben erfahren hat, wie sie betrogen worden, gleichwohl sich bemüht, Wut, Haß und Verzweiflung nicht ausbrechen zu lassen, sondern dem Verführer gegenüber sich stellt, als liege ihr gar nichts mehr an dem erschossenen Liebsten, da sie in seinem Mörder einen weit begehrenswerteren Liebhaber gefunden habe — die kätzchenhaften Töne, mit denen sie ihn an sich zu locken suchte, dann, nachdem er versprochen, zum Stelldichein zu kommen, der triumphierende Blitz aus ihren Augen, die tückische Demut, mit der sie ihm die Hand zu küssen Miene machte — das alles war von so überwältigender Wahrheit und mit so meisterlichen Nüancen durchgeführt, daß mir die Thränen in die Augen traten und ich nichts weiter thun konnte, als nach dem Aktschluß stumm und blaß zu der großen Künstlerin hinzustürzen und ihr wieder und wieder die Hand zu küssen.

Sie lachte mich, die Augen zudrückend, lustig an. Keine Spur von ihrer Iphigenie war in ihrem Gesicht mehr zu finden.

„Im letzten Akt werde ich nur markieren,“ sagte sie. „Es greift mich zu sehr an, und ich bin ohnehin heute nicht recht ‚bei Organ‘. Aber ich habe mir alle Töne schon gründlich zurechtgelegt. Sie werden, hoff' ich, mit mir zufrieden sein.“

So ging die Probe weiter. Sie hatte schon in den ersten Akten einige Änderungen gemacht, Striche und kleine Übergänge, alles sehr praktisch, wie sie denn überhaupt sich als Regisseur aufspielte. Und alle gehorchten ihr ohne Widerrede. Sie hatte einen ganz genialen Theaterinstinkt.

Im letzten Akt überraschte mich's zuerst sehr unliebsam, daß sie eine ganze Scene und sogar den großen Monolog des schurkischen Offiziers, in dem er zweifelt, ob er ihr noch trauen kann, gestrichen hatte. Ich that mir gerade auf diese Partien etwas Besonderes zu gut. Aber wie ich's mit Augen sah und ihr wundervolles Spiel, obwohl sie nicht mit der Stimme herausging, überzeugte ich mich, daß sie Recht gehabt hatte. Ich war schon so unter ihrem Zauber, daß ich sogar gewünscht hätte, sie möchte auch bei der Vorstellung nur „markieren“.

Als es aus war, klatschte ich ganz selbstvergessen und wurde durch ein „Bravo!“ aus der Proscheniumsloge sekundiert. Da, im Dunklen, hatte Serenissimus der Probe beigewohnt. Er kam jetzt auf die Bühne, begrüßte mich hoheitsvoll und machte, Ludmilla gegenüber, einige Bemerkungen, auf die sie nur mit einem überlegenen Rümpfen der Lippe erwiderte.

Der Intendant erschien nur als der stumme Schatten seines gnädigsten Herrn.

„Wenn der Dichter zugegen ist,“ sagte er wie entschuldigend zu mir, „eklipsiere ich mich. Übrigens steht das Stück ja fest. Wir haben schon vier Proben gehabt, aus Achtung vor Ihnen. Sonst begnügen wir uns mit dreien.“

Abends dann das Diner bei Seiner Durchlaucht. Ich ging mit Ludmilla, die in einem nicht eben neuen, aber sehr geschmackvollen seidenen Kleide war, ein dunkles Federhütchen auf dem braunen Haar, den kurzen Weg

vom Hôtel nach dem Schlosse zu Fuß. Alle Leute auf der Straße sahen uns nach. „Sie haben hier noch keinen lebendigen Dichter gesehen," lachte meine Begleiterin.

Der Empfang oben bei den Herrschaften war ein wenig steif. Die Fürstin, eine vornehme Erscheinung in grauen Haaren, mit sehr zarten, regelmäßigen Zügen und großen blauen Augen, die viel geweint zu haben schienen, begrüßte mich huldvoll, sprach aber nicht von meinem Stück, das sie auch nicht interessieren konnte, da mir Ludmilla erzählt hatte, daß sie nie ins Theater ging. Sie ignorierte das Bestehen eines solchen völlig, wie wenn sich's um einen Privatharem ihres Gemahls gehandelt hätte. Sie selbst widmete ihre Zeit wohlthätigen Aufgaben, was sie bei ihren Unterthanen sehr beliebt gemacht hatte, und ernster Lektüre. Seltsamerweise hatte sie zu der jetzigen Primadonna des Fürsten eine Zuneigung gefaßt, nachdem ihre Hofdame ihr erzählt hatte, Ludmilla spreche ein vorzügliches Französisch. Sie hatte sie darauf hin kommen lassen, und da sie von ihr gehört, sie habe ein Jahr in Paris zugebracht, den Wunsch geäußert, daß sie ihr dreimal in der Woche vorlesen möchte, meist aus den Predigten Bossuets oder den Schriften von Port Royal. „Es ist ein bißchen langweilig," sagte Ludmilla, „aber ich lerne dabei, wie sich eine richtige große Dame benimmt, was ich für gewisse Rollen brauchen kann. Die gute Fürstin hat dabei wohl auch die Nebenabsicht, für mein Seelenheil zu sorgen und mich vor den Fallstricken, die ihr Gemahl mir legt, zu bewahren. Das wäre freilich nicht nötig, da ich es schon allein besorge."

Es war nur eine kleine Tafel, außer den Herrschaften nur der Hofmarschall und jene Hofdame. Der Fürst führte fast allein die Konversation, meist über Theatersachen und neue Stücke, mit unglaublich wenig Verständnis, so daß Ludmilla manchmal eine kleine boshafte Anmerkung nicht unterdrücken konnte. Die Fürstin fragte mich nach den Zuständen bei uns auf dem Lande und gönnte mir einen huldvollen Blick, als ich davon sprach, wie meine Mama sich ihrer bäuerlichen Untergebenen annahm.

Übrigens aß man vorzüglich, und ein Champagner erster Qualität wurde gleich zu den Austern eingeschenkt.

* * *

Ich verbrachte die nächste Nacht in fieberhafter Aufregung, wie ein Feldherr vor der ersten Schlacht.

Am Vormittag fand dann noch eine Generalprobe statt, Ludmilla aber hatte mir verboten, derselben beizuwohnen. „Es denkt da keiner von uns an wirkliches Spielen, man überhört sich nur noch einmal seine Rolle. Sie würden einen entsetzlichen Eindruck empfangen."

Zu Mittag blieb sie auf ihrem Zimmer. Auch mir war nicht recht lustig zu Mute. Sie kennen wohl auch diesen öden, fast seekranken Zustand des Magens am Tage einer Première. Nicht daß ich ein eigentliches Hinrichtungsgefühl gehabt hätte; dazu war ich selbst zu sehr hingerissen von Ludmillas Spiel, und die Erstaufführung in dem kleinen Neste war ja auch selbst wie eine Generalprobe mit Ausschluß der Öffentlichkeit. Item, „ich wollte, es wäre Abendszeit und der König wäre gekrönt".

Nun, es ging am Abend alles, wie die Frommen sagen, „über Bitten und Verstehen". Eine so atemlose Aufmerksamkeit hatte ich noch kaum bei einem Publikum wahrgenommen, zuweilen lief's wie ein dumpfer Schauer über die Reihen des bis auf den letzten Platz gefüllten Parkets, ein paarmal hörte man unterdrücktes Stöhnen und Schluchzen, und nach den großen Scenen der Heldin löste sich das bedrückte und gepeinigte Gemüt der Zuschauer in endlosem Klatschen. Das Stärkste aber brachte der letzte Akt.

Aus dem Kätzchen, das mit seinen tückischen Seidenpfötchen den Mörder und Betrüger umschmeichelt hatte, wurde eine wilde Katze, die so furchtbare tierische Laute, solch ein blutgieriges Fauchen und Sprühen zwischen den weißen Raubtierzähnen vorstieß, daß einem das Herz erbebte. Solch ein rasendes Triumphgeheul, als die Rache geglückt war, dann ein so erschütterndes Zusammenbrechen bei dem Gedanken, die Strafe sei unmächtig, die Schuld zu sühnen, den geliebten Toten wieder lebendig zu machen — ich erlebte das alles in schaudernder Verzückung mit und vergaß ganz, daß ich diese furchtbaren Scenen, freilich nur viel unvollkommener, in der eignen Phantasie getragen hatte, bis der Vorhang fiel und ich, von Ludmilla aus der Kulisse gezogen, vor den Lampen erscheinen und mich unbeholfen genug verbeugen mußte.

Was dann noch folgte, wie ich den Kranz aufhob, den Sereniſſimus mir zuwerfen ließ, die Lobſprüche des hohen Herrn, der mich in ſeine Loge beſchied, die Gratulationen des Intendanten und des Perſonals — das alles machte ich durch wie berauſcht und kam erſt wieder zu einer nüchternen Beſinnung, als ich in meinem kahlen Hôtelzimmer anlangte. In jener halben Stunde glaubte ich wahrhaftig — verzeih' mir's Gott! — ich ſei ein großer Dichter.

Ich entſchloß mich endlich, in den Speiſeſaal hinunterzugehen, wo ich diejenige zu finden hoffte, der ich dieſes märchenhafte Glück verdankte. Ich traf ſie, eben aus dem Theater zurückkehrend, im Korridor vor der Thüre ihres Zimmers. „Ich gratuliere!" rief ſie mir entgegen. „Nun, habe ich zu viel geſagt? Ein Bombenerfolg. Und nun ſollen Sie mir auch den Kuß geben, den der Autor ſeiner Heroine ſchuldig iſt. Ich habe mich ſchon abgeſchminkt."

Sie hielt mir ihren vollen, halbgeöffneten Mund entgegen, und ich umarmte ſie in zitternder Erregung. „Zauberin!" flüſterte ich. „Was machen Sie aus mir? Ich werde ewig —"

„Huſch!" machte ſie und legte mir die kühle Hand auf den Mund. „Nichts von Ewigkeit. Der ſchöne Augenblick muß einem armen Menſchenkinde genug ſein. Gehen Sie voran, ich folge ſogleich, und heute dürfen Sie auch die Wittwe Cliquot in Eis ſtellen laſſen. Nach der Première würde ein Dichter bei dem Kellnerperſonal in den Verdacht der Knauſerei kommen, wenn er mit ſeiner Primadonna in Bier auf die Geſundheit ſeines Stückes anſtieße!"

Sie glitt vorbei und in ihr Zimmer, und ich hörte, wie ſie den Riegel hinter ſich vorſchob. Sie mochte mir angemerkt haben, daß ich nicht geneigt war, mich mit dem einen Kuſſe abſpeiſen zu laſſen.

Als ſie dann zu mir hinunterkam, war ſie merkwürdig gehalten und ernſt, keine Spur mehr von der wilden Katze. Ihre Stimme, deren kreiſchende, beſtialiſche Accente mir noch im Ohr klangen, war ſanft und weich, ihr Blick hoheitsvoll. Doch ſo oft ich von dem Stück und ihrer erſchütternden Leiſtung anfangen wollte, immer lenkte ſie wieder davon ab und ſprach von der neuen Rolle, die ſie eben einſtudierte, der Jungfrau von Orleans. Ich, in meinem wildrealiſtiſchen Eifer, erlaubte mir einiges Achſelzucken über den hohen Ton, den dieſe einfachen Bauern gleich zu Anfang anſchlagen, und übte auch ſonſt eine unartige Kritik an dem ganzen Stück. Da kam ich aber übel an. Ich hatte nur zu ſtaunen, wie ſie ſich alles zurechtgelegt, den Charakter des begeiſterten Mädchens über gewiſſe bedenkliche Widerſprüche hinweg zu einer feſten Einheit geſtaltet hatte. Wir zankten uns ſogar ein wenig, es kam zu keiner ſo recht gemütlichen oder gar gehobenen Stimmung, auch nippte ſie nur an ihrem Glaſe, und plötzlich ſtand ſie auf, ſagte mir: „Gute Nacht!" und ließ mich allein.

* * *

Ich blieb in ſehr unmutigen Gedanken zurück, und auch die Flaſche Sekt, die ich langſam allein austrinken mußte, konnte mir den Ärger nicht von der Seele ſpülen, den Ärger über meine Eſelei. Denn warum mußte ich, wenn ſich dieſe ſeltene Künſtlerin, die alle Mittel hatte, mit der Darſtellung der gemeinen Wirklichkeit ihr Publikum zu feſſeln, und dennoch dem Ideal einer höheren Kunſt treu blieb — warum mußte ich armſeliger Dilettant mir einfallen laſſen, ſie darin irre zu machen? Die Tage des alleinſeligmachenden Naturalismus waren ja noch fern. Da hätte ich, die gänzlich veränderte Geſinnung der Welt für mich anführend, auf den überwundenen Standpunkt eines gewiſſen Schiller mitleidige Blicke werfen dürfen. Damals aber, gegen Ende der fünfziger Jahre — es war geradezu eine Tollheit, und mir wäre ganz recht geſchehn, wenn ich mir dadurch die gute Meinung meiner verehrten Freundin für immer verſcherzt hätte.

Verehrt — nein, der Ausdruck paßte nicht mehr recht. Ich konnte mir's nicht verhehlen, ich hatte mich in das herrliche Mädchen bis über die Ohren verliebt, nicht in der banalen Art, wie man wohl für eine hübſche Schauſpielerin Feuer und Flamme iſt, eine Glut, die nur durch die ſinnlichen Reize geſchürt wird, ſondern eine Liebe war's, die zugleich aus Bewunderung und Hochſchätzung ihres Geiſtes und Charakters entſprang. Freilich, gewiſſe Züge an ihr ſtießen mich auch jetzt noch ab, das Aufflackern einer vulgären Zügelloſigkeit,

jene Wildkatzennatur, die sie nicht so täuschend tragiert haben würde, wenn sie nicht ein Stück ihrer selbst gewesen wäre. Sie schien sich aber selbst darüber klar zu sein und sich zu bemühen, diesen Hang zu unterdrücken. War sie doch gerade am heutigen Abend mir in einem Licht erschienen, als ob sie an ihre so glänzend durchgeführte Rolle nur mit Widerwillen zurückdächte.

Nun, ich war schon so weit, daß ich es für eine beglückende Lebensaufgabe hielt, ihr bei diesem Läuterungsprozeß zu helfen. Zunächst aber wollte ich mich jeder Buße unterziehen.

Aber sie ließ es nicht dazu kommen. Sie begegnete mir am anderen Tage mit ganz heiterem Gesicht. Das Stück war gegen die Gewohnheit, da sonst in der Woche nur dreimal gespielt wurde, schon auf den nächsten Abend wieder angesetzt, die ganze Stadt sprach von nichts anderem, wieder waren schon am Vormittag alle Billette vergriffen. Und als der Erfolg wieder der gleiche war, eher noch stärker, wurde eine dritte Aufführung für den Sonntag beschlossen, wo vorher schon ein anderes Stück, ein Singspiel, angesetzt gewesen war.

Eine große Oper gab es in diesem Ländchen nicht. Der Fürst war einsichtig, vielleicht auch ökonomisch genug, sein Theaterbudget nicht mit den Gagen für hohe Tenore und erste Sängerinnen zu belasten. Nur dann und wann konnten sich die getreuen Unterthanen an einem Liederspiel aus der guten alten Zeit ergötzen, wofür die Stimmen und die Gesangskunst seines Schauspielpersonals eben ausreichten.

Ich hätte nun, nachdem ich mein Stück auch zum drittenmal gesehen, eigentlich abreisen können, da ich hier nichts mehr zu thun hatte. Serenissimus hatte mich noch zweimal zur Tafel gezogen, beim zweitenmal richtig, wie Ludmilla mir angekündigt, in der Voraussetzung, daß ich keine Tantième beanspruchen würde, mir seinen bunten Vogel ins Knopfloch gesteckt; zu Hause erwartete mich meine Mutter, der ich noch den ausführlichen Siegesbericht schuldig war, und dringende Erntearbeiten — und doch verschob ich meine Abreise von einem Tage zum anderen. Wie ich ohne den täglichen Verkehr mit diesem Mädchen fernerhin leben sollte, konnte ich mir nicht vorstellen. Ich wartete in fieberhafter Spannung, ob ich nicht auch in ihrem Betragen etwas von wärmeren Gefühlen für mich entdecken könnte. Leider blieb sie sich in ihrem vertraulichen, aber nicht zärtlichen Wesen mir gegenüber völlig gleich.

Und so ließ ich mich hinhalten von Tag zu Tag, die ganze Woche hindurch. Sie hatte erklärt, mein Stück müsse eine Weile ruhen, es greife sie zu sehr an, nach einer kleinen Pause würde es wieder einen ganz neuen Aufschwung nehmen, da man auch in dem Nachbarländchen darauf aufmerksam geworden war und Bestellungen auf Billette gemacht hatte. In den kleinen Lustspielen, die eingeschoben wurden, hatte sie nichts zu thun. „Für Benedix bin ich nicht geschaffen," sagte sie. Ich fand denn auch wirklich, daß sie sich in den Stücken und unter den Kollegen, die darin spielten, wie ein Adlerweibchen unter Krähen ausgenommen haben würde.

Doch ging sie ins Theater, und ich durfte in der Schauspielerloge neben ihr sitzen, was mir der Herr Intendant augenscheinlich verargte. Was aber lag mir an seiner Gunst und Gnade? Nach der Vorstellung saßen wir dann noch stundenlang beisammen, sie immer bei ihrem Bier, trotz meiner Versuche, sie zum Sekt zu bekehren. Wir führten die interessantesten Gespräche, und ich bestärkte mich mehr und mehr in meiner leidenschaftlichen Überzeugung, daß es mir unmöglich sein würde, ihren Umgang zu entbehren.

* * *

Am nächsten Sonntag, wo abends, da mein Stück ruhen sollte, das Singspiel angesetzt war, fragte sie mich morgens, ob ich nicht Lust hätte, nachmittags einen Ritt mit ihr zu machen. Ein Pferd aus dem fürstlichen Marstall stehe ihr jederzeit zu Gebote, und der gnädigste Herr werde ohne Zweifel, wenn sie ihn darum bitte, auch mir eines bewilligen.

Sie schrieb ein Billet, das ins Schloß getragen wurde. Sofort kam der huldvolle Bescheid, Serenissimus würde selbst gern von der Partie sein, sei aber durch Regierungsgeschäfte verhindert und wünsche viel Vergnügen.

Er war früher zuweilen mit ihr ausgeritten, was, wie sie lachend sagte, den getreuen Unterthanen zeigen sollte, wie fest sie im Sattel seiner Gunst sitze.

Nachmittags brachte ein fürstlicher Stallknecht die beiden Gäule, Ludmilla erschien in einem dunkelgrünen Amazonenkleide, das ihre schöne, volle Gestalt eng umschloß, auf dem Kopfe nicht den abgeschmackten Cylinder, sondern ein polnisches, pelzverbrämtes Mützchen, das ihr entzückend stand.

Sie nickte mir, da ich sie mit weitaufgerissenen Augen stumm bewunderte, liebenswürdig schalkhaft zu und ließ sich von mir in den Sattel heben. Es kam mir zum erstenmale vor, als sähe ich etwas wie Zärtlichkeit in ihren feuchtglänzenden Augen. Und so ritten wir davon, ein Schauspiel für die guten Bürger, die sonntäglich feiernd vor ihren Häusern saßen.

Als wir aus der Stadt heraus waren, setzte sie ihr Pferd in einen schlanken Trab, und wir ritten eine Weile schweigsam durch die weiten Wiesen und abgeernteten Felder, dann durch Wälder, die sich eben herbstlich zu färben anfingen. Ich hatte genug zu thun, sie zu betrachten, wie ruhig sie auf ihrer sehr feurigen Stute saß, wie jede ihrer Bewegungen Kraft und Anmut zeigte. Nie war sie mir schöner erschönen, nie zugleich mehr geeignet, als Herrin eines Rittergut allen junkerlichen Nachbarn und ihren Damen zu imponieren. „Das Herz schwoll mir so sehnsuchtsvoll", ich überlegte, daß sich's heute oder nie entscheiden müßte, denn eine günstigere Stunde konnte ich nicht hoffen, da ich heute offenbar auch ihr als ein flotter Kavalier erschien, dessen Ritterdienste eine Frau nicht verschmähen dürfte.

Als wir daher zu einer Anhöhe gelangten, wo wir unsere Tiere im Schritt gehen lassen mußten, faßte ich mir ein Herz und fragte sie, ohne den Umschweif einer weiteren Liebeserklärung, ob sie sich wohl denken könne, so hoch zu Roß an meiner Seite als meine teure Gutsherrin durch die Parkwege meiner Besitzung dahinzureiten.

Sie lachte, doch nicht abweisend, nur wie über eine lustige Schnurre. „Was Ihnen auch einfällt!" sagte sie.

Ich erwiderte, es handle sich durchaus nicht um einen müßigen Einfall, ich hätte, was ich gesagt, mir sehr gründlich überlegt, der Gedanke, ohne sie auf der Scholle meiner Väter leben zu sollen, sei mir unerträglich; ich wüßte alles, was sie dagegen einwenden könne, das sei alles nicht von entscheidendem Gewicht, nur die Hauptsache freilich, ob sie mich wert halte, ihr Gatte zu werden, mache mir Sorge, aber ich dächte auch nicht, daß sie mich jetzt schon leidenschaftlich lieben möchte, wie ich sie; erst mit der Zeit — nun, Sie können sich das Weitere selbst ergänzen.

Sie antwortete nicht sogleich. Sie strich mit der behandschuhten Hand ihrem Pferde liebkosend über die Mähne und sah vor sich hin. Endlich wandte sie sich zu mir um, wie wenn sie in meinem Gesicht lesen wollte, ob ich auch in gutem Ernst gesprochen hätte. Dann sagte sie sehr nachdenklich und langsam:

„Aber Sie kennen mich ja noch gar nicht!"

Ich lachte. Ich fing an, ihr eifrig auseinanderzusetzen, was ich von ihr hielte, wie gut ich sie in diesen vielen Tagen studiert hätte, und zuletzt nickte sie und sagte: „Das mag alles sein. Aber es ist noch viel mehr in mir, wovon Sie keine Ahnung haben. Und dann — nein, es ist doch unmöglich! Sie hätten mich nicht so überfallen sollen."

Ich suchte ihre Hand zu fassen, die sie mir auch überließ. Was ich an bittenden, beschwörenden und verheißenden Worten an sie hinredete, entsinne ich mich nicht mehr. Ich weiß nur, ich war innerlich sehr zufrieden mit meiner Beredsamkeit.

Ich schilderte ihr unser künftiges Leben, wie meine Mutter, trotz ihrer aristokratischen Vorurteile, sie in ihr Herz schließen, die ganze Dienerschaft, alle Gutsknechte sie vergöttern, und wie auch die Nachbarn von ihr bezaubert werden würden. „Ich weiß freilich," sagte ich, „welch ein Opfer ich Ihnen zumute. Es wird Ihnen viel kosten, Ihrer Kunst zu entsagen. Aber eine kleine Entschädigung kann ich Ihnen doch versprechen. Was Sie selbst der Bühne entziehen, wird ihr in anderer Weise zu gute kommen, indem ich an Ihrer Seite, unter dem Einfluß Ihrer genialen Natur und Ihres feinen Verständnisses mich zu einem viel bedeutenderen Dramatiker entwickeln werde, als ich in der Einsamkeit, ohne meine Muse neben mir, jemals zu werden hoffen dürfte."

Sie lächelte seltsam zu diesen Worten, seufzte ein wenig und sagte dann, ihre Hand wieder frei machend: „Von allem, was Sie mir gesagt haben, lieber Freund, macht das letzte Argument den geringsten Eindruck auf mich. Sie haben mich durch

Ihre Wahl so hoch geehrt, daß ich Ihnen nur durch volle Offenheit für Ihr Vertrauen danken kann. Ob ich als Ihre Frau wirklich die beneidenswerte Rolle spielen würde, die Sie mir zutrauen, weiß ich nicht. Auf Ihre Produktion aber würde ich nicht den Einfluß haben, den Sie erwarten. Denn — Sie dürfen mir darum nicht böse werden — ich glaube gar nicht, daß Sie ein wirkliches Talent haben."

Ich war so verblüfft durch diese trockene Erklärung — ein Todesurteil sans phrase — daß ich unwillkürlich meinem Pferd die Sporen gab, was es zu einem steilen Aufbäumen veranlaßte.

Als es sich wieder beruhigt hatte, fuhr sie uneingeschüchtert fort:

„Sie werden sagen, darüber hätte ich kein Urteil, und der Riesenerfolg strafe mich Lügen. Aber, bester Freund, bei aller Bescheidenheit muß ich mir doch sagen, daß es mein Erfolg war. Sie haben eine Rolle geschrieben, kein Drama, und wenn diese Rolle von einer anderen gespielt worden wäre, die aus der unzulänglichen Skizze nicht erst ein volles Bild zu machen gewußt hätte, wäre das Publikum schwerlich von dem Ganzen überzeugt und hingerissen worden. Das Gute, Beste daran habe übrigens nicht ich gethan, sondern der Stoff. Ein wirklicher Dichter hätte aus diesem packenden Sujet etwas ganz Anderes gemacht, und die Leblosigkeit aller Nebenfiguren beweist mir eben, daß Sie kein solcher sind, daß Sie nur zufällig einmal statt einer Niete einen Treffer gezogen haben, den Sie dann auch nicht auszubeuten wußten. Was Sie mir von Ihren anderen Arbeiten und Plänen erzählt haben, bestärkt mich darin. Sie sind — verzeihen Sie den harten Ausdruck — ein geistvoller Dilettant, aber das eigentliche Künstlerblut fließt nicht in Ihren Adern. Ich rede nicht von allem Ungeschickten, technisch Mangelhaften in Ihrem Stück, obgleich der richtige Dramatiker gleich vom ersten Anfang an Bescheid weiß, was auf der Bühne wirkt. Aber Ihre ganze geistige Anlage — nein, ich sage nichts weiter. Sie sind mir jetzt ohnehin böse genug. Und ich schätze Sie doch so sehr. Ich wollte nur die Illusion nicht aufkommen lassen, als ob ich etwas dazu beitragen könnte, Ihnen eine stolze Poetenzukunft zu verschaffen."

Während sie so lange und hastig sprach, immer bemüht, den schonendsten Ausdruck zu finden, hatte ich Zeit gehabt, mich zu fassen und mein verwundetes Selbstgefühl zu unterdrücken. Ich wollte eben erwidern, ich sei ihr für ihre Offenheit unendlich dankbar, ich sähe darin einen Beweis ihrer wahrhaft freundschaftlichen Gesinnung, aber — und so weiter; da fing sie wieder an:

„Ich behaupte nicht, daß diese meine Ansicht richtig sei. Wer weiß, ob Sie mich nicht noch einmal beschämen. Wir vom Theater irren uns in der Regel über den Erfolg neuer Stücke. Warum sollte ich über die Zukunft eines neuen Dichters richtig prophezeien? Was ich aber ganz gewiß weiß, mein verehrter Freund, ist, daß ich nicht die wahre, große, besinnungslose Liebe für Sie fühle, die über jedes andere äußere Bedenken sich hinwegsetzt und selbst den Verzicht auf eine Künstlerlaufbahn im Augenblick wenigstens leicht und gleichgültig macht.

„Ich kann davon mitreden, denn einmal habe ich diese Liebe kennen gelernt. Und das sollen Sie jetzt erfahren. Ich war erst zwanzig Jahre alt, jetzt also liegen fünf Jahre dazwischen. Seit kurzem hatte ich mich von meinem Vater getrennt und war auf meine eigne Hand nach Berlin gegangen, hatte dort im Wallnertheater ein kleines Engagement bekommen, für dritte Rollen. Und da, bei einem Sprung auf der Bühne, verstauchte ich mir den Fuß, achtet's erst nicht, bis ich am anderen Morgen vor Schmerzen den Fuß nicht aufsetzen konnte. Meine Zimmerfrau doktorte erst dran herum, es wurde aber nur schlimmer. Da holte sie einen Studenten, der auch im Hause wohnte, einen sehr hübschen, schwarzhaarigen Menschen und so schüchtern mir gegenüber wie ein Abendmahlskind. Nun, der heilte meinen Fuß in acht Tagen, während deren ich Zeit hatte, sein feines Gemüt und seinen ritterlichen Charakter kennen zu lernen. Als ich fragte, was ich ihm schuldig sei, wurde er blutrot, schüttelte den Kopf und wollte aus der Thüre. Da warf ich ihm die Arme um den Hals und küßte ihn, und seitdem waren wir unzertrennlich.

„Er wollte mich heiraten, gegen den Willen seiner Eltern, die kleine Leute waren und Eine vom Theater nicht zur Schwiegertochter haben wollten. Er wartete nur sein Examen ab. Da vergiftete er sich bei einer Sektion, und in drei Tagen war alles aus, und ich mußte mein kurzes Glück begraben.

„Es hatte kaum acht Monate gedauert.

„Seitdem haben mir manche gesagt, daß sie mich besitzen möchten, in Ehren und Unehren. Auch die ehrbaren Bewerber wies ich ab. Ich konnte Keinen lieben so recht von Herzen. Einen so ehrenvollen Antrag, wie den Ihrigen, habe ich nicht erhalten. Aber nun Sie wissen, daß ich eine ‚Vergangenheit' habe, werden Sie wohl selbst einsehen —"

Ich unterbrach sie. Das könne meinen Sinn nicht ändern. Ich betrachtete sie nun als eine Witwe und würde überhaupt ein eitler Narr sein, wenn ich glaubte, ich sei ihre erste Liebe.

Sie hielt ihr Pferd an und reichte mir mit einem warmen Blick die Hand.

„Sie sind ein guter Mensch," sagte sie. „Wenn mir nur um eine sogenannte Versorgung zu thun wäre, wenn ich überhaupt nur an mich dächte, könnte ich bei niemand besser aufgehoben sein. Aber Sie wären's nicht bei mir. Denn wie gesagt, Sie kennen mich noch nicht. Wie ich Ihnen bisher erschienen bin, das ist nur eine Hälfte von mir, meine bessere Hälfte. Die schlimmere käme doch einmal zum Vorschein, und Ihre Frau Mama würde dann Recht behalten mit ihrer Abneigung gegen die hergelaufene Komödiantin, wenn sie auch eine Weile um ihres Sohnes willen gute Miene zum bösen Spiel gemacht hätte.

„Denn sehen Sie, ich kann wirklich von mir sagen, zwei Seelen wohnen in meiner Brust, eine edle, gesittete, strebsame, mit der sich gut hausen läßt, und eine, die gern einmal über die Schnur haut. Wenn die mit mir durchgeht — hoffentlich kriegen Sie das nicht zu sehen — wird mein bester Freund an mir irre. Ich könnte mich z. B. auf Ihrem Gut in den Großknecht verlieben oder beim Erntefest Cancan tanzen oder dekolletiert in die Kirche kommen. Daß ich so zwieschlächtig bin, ist die Schuld meiner Eltern. Mein Papa war von Hause aus Schullehrer, sogar auf einem Dorf. Als da einmal eine Schmiere Vorstellungen gab, wurde er vom Theaterteufel besessen und ließ sein Abcbuch und das spanische Röhrchen im Stich, um das armselige Wanderleben mitzumachen. Auch hatte er wirklich Talent und brachte es endlich zum Schmierendirektor. In dieser Eigenschaft lernte er meine Mutter kennen, eine Wasserpolackin von großer Schönheit, ich bin nicht halb so hübsch; übrigens war sie ganz ungebildet und, ich fürchte, auch nicht allzu tugendhaft gewesen. Das gab nun nicht gerade eine Musterehe. Denn mein Papa, bei all seiner Wander- und Theaterlust, blieb doch immer ein Stück Schulmeister, wollte seine Frau bilden, was ihr widerwärtiger war, als wenn er sie geprügelt hätte. Hernach, als er sah, sie blieb zügel- und regellos, mußte ich seinen pädagogischen Schrullen still halten, was ich ihm noch im Grabe danke. Denn er brachte es dahin, daß ich nicht so ganz wild aufwuchs, wie wenn die Mutter allein Macht über mich gehabt hätte, und nur, als er mich geradezu streng hielt und jedes unschuldige Kokettieren mit hübschen Kollegen oder Zuschauern mir untersagen wollte, hielt ich's eines Tages nicht mehr bei ihm aus und brannte ihm durch.

„Die Mutter war schon ein paar Jahre früher gestorben. Sie hatte sich auf einer Bauernhochzeit gütlich gethan, zumal mit Trinken, und sich dann nicht abhalten lassen, in einem kalten Teich bei Nacht zu baden. Der Papa lebte noch, um mein Debut mitanzusehen. Er hatte eine große Meinung von meinem Talent, das er als seine Erbschaft betrachtete. Nur daß ich seinen Namen nicht weitertragen wollte, um ihn unsterblich zu machen, nahm er mir sehr übel. Schon dieser Name aber war bezeichnend für die zwei Seelen in mir. Ludmilla Bratfisch — Sie begreifen, daß ich so in Berlin nicht auftreten wollte.

Aber der Name thut's freilich nicht. Auch Ludmilla Palm ist ein sonderbares Zwittergeschöpf geblieben, mit der ein korrekter Ehemann Ihres Schlages betrogen wäre. Also nicht wahr? wir reden nicht weiter davon. Wir können ja darum erst recht gute Freunde bleiben, weil Sie es so gut mit mir gemeint haben und ich zu Ihrem Besten mich nicht darauf einlassen wollte."

* * *

Wir waren während dieser langen Aussprache sacht auf die Höhe des Weges gekommen, an die Grenze des Gebiets unseres gnädigsten Herrn, und sahen nun in das Nachbarländchen hinein, das im sonntäglichsten Sonnenglanz mit Feldern und Forsten wie eine reinlich ausgetuschte Landkarte vor uns lag. Am Fuß des sanft sich nieder-

senkenden Hügelzuges lag ein stattliches Haus, vor welchem allerlei ausgeschirrte Wagen standen; an der Seite dehnte sich ein Wirtsgarten, man sah an runden weißen Tischen bürgerlich gekleidete Leute sitzen und Kinder unter den Bäumen spielen.

„Das ist das Schützenhaus", erklärte mir Ludmilla. „Aus dem nahen Städtchen pilgern die Honoratioren an Sonn- und Feiertagen da hinaus, zuweilen ist auch Musik. Richtig, da hört man schon die Baßgeigen. Ich war schon einmal hier mit Seiner Durchlaucht, der sich aber auf dem fremden Grund und Boden nicht lange aufhielt. Nun wollen wir aber eine Viertelstunde rasten, die Pferde werden so durstig sein, wie ich selbst. Ich habe mich ganz heiß gesprochen."

Ich war, wie Sie denken können, nicht gerade dazu aufgelegt, unter diesem vergnügten Volk mich niederzulassen.

Was ich von ihr zu hören bekommen, hatte mich allzu hart getroffen. Zwei Lebenshoffnungen waren mir zerstört worden: ich sollte dieses wundersame Weib nicht besitzen und mich nicht einmal durch die keuschen Küsse der Muse für das versagte Liebesglück trösten lassen. Vielleicht war sogar die Wunde, die meine Dilettanteneitelkeit empfangen, brennender als die andere. Denn ganz gab ich die Hoffnung, sie dennoch mir geneigt zu machen, nicht auf.

So ritten wir langsam die Straße nach dem Schützenhause hinab. Ein Bursch, der sich Ludmillas noch von ihrem ersten Besuch erinnerte, nahm uns die herrschaftlichen Pferde ab und versprach, gut für sie zu sorgen. Wir sahen uns dann in dem Baumgarten um, doch war kein Tisch frei, auch nicht in dem bretternen Gartenhäuschen, in das sich ein Liebespaar zurückgezogen hatte.

Also ging sie mir in den Saal voran, wo wir die feinere Gesellschaft fanden, lauter gute Bürger mit ihren Frauen und Kindern, denen man's am Gesicht ansah, daß sie die Flasche sauren Weins mehr anstandshalber, als weil er ihnen schmeckte, bestellt hatten. Die Frauen und Töchter tranken Kaffee und kalte Schale, alles saß im weiten Umkreis an den Wänden herum, damit die Mitte für die Tanzenden frei blieb. Auf einer niederen Bühne hatten die Musikanten Posto gefaßt, zwei Geigen, eine Klarinette und ein vom Alter ganz geschwächter Kontrabaß, an dem ein kleines dürres Männchen herumfingerte, wie ein Affe an einem Kamel.

Ich wäre am liebsten gleich wieder umgekehrt, da ein blauer Qualm von schlechtem Tabak, gemischt mit dem süßlichen Duft billiger Parfums und Pomade, den Saal durchzog. Sie aber, obwohl sie ihr feines Stumpfnäschen rümpfte, schritt unbedenklich auf den einzig freien Tisch unter der Musikantenbühne zu und ließ sich daran nieder, obwohl die Schnurr- und Brummtöne über ihr geradezu erschütternd herabtönten. Wohl oder übel mußte ich folgen.

Ein Kellner eilte herbei, sie bestellte Kaffee und Kuchen. Ich zündete mir eine Cigarre an, rauchte heftig und sah vor mich hin. War mir doch alles gleichgültig in dem dumpfen Zustande, den diese Umgebung noch steigerte. Sie aber schien all ihre beste Laune wiedergefunden zu haben.

Sie machte mich, während die tanzenden Paare an uns vorüberwirbelten, mit halblauten witzigen Glossen auf die verschiedenen drolligen Manieren der jungen Spießbürger aufmerksam und kritisierte die allerdings oft lächerlichen Toiletten der Mütter. Ich konnte nicht widerstehen; trotz meines Herzeleids riß ihre Munterkeit mich fort, während ich mir doch sagen mußte, welch ein reizendes Menschenbild an meiner Seite saß, das ewig für mich verloren sein sollte.

Auf einmal faßte sie mich am Arm.

„Sehen Sie da drüben das wunderliche Paar, den schönen jungen Menschen, dem der aschblonde Haarschopf so tief über die weiße Stirn fällt, und die schwermütigen Augen, und wie er den Hals in der blauen Krawatte windet, als säß' er in einem Halseisen? Das Fräulein neben ihm ist desto mehr von der Natur vernachlässigt und hat den Mangel durch eine auffallende Toilette und übertriebenen Goldschmuck ersetzen wollen. Sie gleicht schon jetzt der alten Dame neben ihr, nur daß sie noch ganz mager ist, der junge Mensch ist offenbar ihr Bräutigam, eine Geldheirat, die ihm in der Seele zuwider ist. Ja, wer sich verkauft, der muß es selber bezahlen."

In diesem Augenblick brachte der Kellner das Bestellte. Auf Ludmillas halblaute Frage berichtete er, es sei allerdings ein Brautpaar, sie die Tochter eines reichen Spinnereibesitzers, er der Sohn des größten Herrenschneiders in der Stadt, daher sein flotter

Bildnis. Nach dem Gemälde von Armand Berton.

Anzug, er selbst aber rühre keinen Finger im Geschäft, er hätte auch eine weit hübschere kriegen können, da er nicht aufs Geld zu sehen brauche, die Sache sei durch die Väter arrangiert, man bedaure allgemein den Bräutigam ꝛc.

Ludmilla hatte kein Auge von dem jungen Provinzadonis verwandt, und wie er jetzt, augenscheinlich ungern, aufstand und das kleine, etwas schiefe Figürchen im Saale herumschwang, folgte sie dem ungleichen Paar mit lebhaftestem Interesse. Sie selbst war von den beiden bemerkt worden, mit sehr verschiedenem Eindruck. Während das Mädchen der schönen Fremden eifersüchtige Blicke zuwarf und sich bemühte, eine gewisse Geringschätzung über ihr einfaches Amazonengewand an den Tag zu legen, wandte der junge Mann selbst während des Tanzes die Augen nach ihr zurück und starrte dann, als er wieder an seinem Tische Platz genommen hatte, mit unverhohlener Bewunderung zu ihr hinüber.

„Was finden Sie nur an dem Gecken?“ flüsterte ich unmutig, da auch sie ihn beständig fixierte. „So ein müßiger Bursche, der das Geld seines Vaters durchbringt und sich mit einer solchen kleinen Vogelscheuche einläßt, bloß des schnöden Mammons wegen!“

„O,“ sagte sie, „wir können nicht wissen, welchem Zwang er vielleicht gehorchen muß. Jedenfalls trägt er sein Joch schwer, und es wäre ihm zu gönnen, daß er sich noch frei machen könnte. Es ist wirklich schade um so einen reizenden Jungen.“

Indem setzte die Musik eben wieder ein, zu einem Galopp im schnellsten Tempo. Wie von einer unsichtbaren Macht emporgeschnellt, stand Ludmilla auf, und eh' ich noch fragen konnte, wohin sie wolle, war sie quer durch den Saal geschritten zu dem Tisch des Bräutigams. Ich sah, wie sie einige Worte an das Mädchen richtete, wie dann der Bräutigam sich rasch erhob, seine Handschuhe anzog und darauf, die schlanke Gestalt der Schauspielerin umfassend, sich mit ihr durch den Saal schwang.

Das ungewöhnliche Ereignis, daß eine Fremde sich in den Tanz mischte, machte einen so lebhaften Eindruck, daß alle übrigen Paare zu tanzen aufhörten und, an den Wänden stehend, diesen beiden zuschauten, die sich nun allerdings ein wenig anders ausnahmen, als alle übrigen.

Auch die Musikanten schienen zu fühlen, daß sie für solche Tänzer ein übriges thun müßten. Sie gerieten in einen so feurigen Zug, die Geigen klangen wie vom Sturmwind beflügelt, die Klarinette konnte kaum nachkommen, und der sonst so schläfrige Kontrabaß machte die munterſten Sprünge. Sie ist eben eine Zauberin! seufzte ich vor mich hin. Alles muß ihr parieren. — Endlich ging den Instrumenten denn doch der Atem aus, da das Paar unermüdlich herumraste. Als dann aber die Musik anhielt und sich zufällig eben die Saalthür öffnete, sah ich, wie sie dem jungen Menschen etwas zuraunte und sich dann mit ihm, immer noch im Takt des Galopps ins Freie schwang.

* * *

Das schien mir denn doch etwas zu stark, und auch an den Gesichtern aller im Saal Zurückgebliebenen konnte ich die Miene höchster Befremdung und Mißbilligung bemerken. Ich sah, wie die Mutter der Braut heftig auf sie hineinsprach und das fahle Gesichtchen der kleinen Puppe sich rötete. Eine mitleidige oder boshafte Bekannte trat zu ihnen und flüsterte, während sie mit dem Kopf nach der Thür wies, durch die das tanzende Paar verschwunden war. Selbst die Musikanten schienen über den sonderbaren Vorfall ihre klugen Glossen auszutauschen.

Welche Laune hatte das tolle Geschöpf angewandelt?

Ich ertrug es endlich nicht länger, ruhig abzuwarten, bis sie des Spiels müde geworden. Ich bezahlte unseren Kaffee und verließ den Saal.

Draußen im Garten konnte ich sie nicht entdecken. Aber die Blicke der anderen Gäste halfen mir auf die Spur. Sie waren alle nach dem Pavillon gerichtet, in dem vorhin das Liebespaar gesessen hatte. Deren Platz hatte nun Ludmilla mit ihrem Tänzer eingenommen. Sie saßen, in eifriges Gespräch vertieft, an dem kleinen Tisch sich gegenüber, und eben ergriff der schöne Schneidersſohn ihre Hand, die sie auf dem Tische liegen hatte, wie wenn er etwas bitten oder geloben wolle. Da sah sie zur Seite, erblickte mich und nickte mir unverlegen lächelnd zu. Dann stand sie auf, trat, den jungen Mann mit einer hoheitsvollen Gebärde verabschie-

dend, aus dem Sommerhäuschen und schritt gerade auf mich zu.

„Es wird spät", sagte sie. „Wir müssen an den Rückweg denken. Verzeihen Sie, daß ich Sie eine Weile allein gelassen habe. Es war gar zu amüsant."

Sie wartete eine Erwiderung nicht ab, sondern ging mir voran dem Ausgang des Gartens zu. Auf der Schwelle der Saalthür, die eben geöffnet worden war, stand die verlassene Braut, mit einem Gesicht das wahrhaft mitleidswürdig zwischen Zorn und Schmerz kämpfte.

„Ihr Herr Bräutigam wartet auf Sie dort im Pavillon," sagte Ludmilla freundlich. „Ich hab' ihn einen Augenblick Ihnen entführt, es war so heiß drinnen im Saal, ich liefere ihn aber unversehrt zurück. Guten Abend!"

Damit ging sie an der Gesellschaft, die hinter dem gekränkten Fräulein ins Freie drängte, vorbei, rief dem Burschen, die Pferde vorzuführen, und setzte dann ihren schmalen Fuß in meine Hand, sich hinaufhelfen zu lassen. Sofort trieb sie ihr Pferd zu einem munteren Galopp an und schien unbekümmert um alle die Augen, die ihr nachstarrten, wie einer bösen Fee, die Unheil gestiftet hat.

Als ich sie eingeholt hatte, zog sie die Zügel an und ließ ihr Pferd im Schritt gehen. „Das war einmal lustig", sagte sie, „und Ihre mißbilligende Miene kann mir den Spaß nicht verderben. Dieser arme Junge! Es ist richtig, wie ich dachte. Der Vater hat gedroht, ihn zu enterben, wenn er das garstige Schätzchen verschmähte. Er fühlte sich wie erlöst, als er mit mir tanzte, und *er* war's, der mich dann ins Freie schwenkte. Wer ich wäre, wollte er wissen. Als ich's ihm gesagt, erklärte er, auch sein heißester Wunsch sei gewesen, sich der Bühne zu widmen. Er habe schon ein paarmal in einem Liebhabertheater gemimt. Nur sein Papa — ‚O' sagt' ich ganz feierlich, ‚wenn Sie das heilige Feuer im Busen fühlen, müssen Sie sich frei machen. Wie können Sie jetzt schon sich ins Ehejoch drücken, ein so hübscher Mensch, dem alle Wege noch offen stehen! Kommen Sie zu uns, ich empfehle Sie dem Fürsten, ich gebe Ihnen Unterricht, in einigen Jahren werden Sie schon für kleine Rollen' — und so weiter. Er strahlte vor Glück und Verehrung und Zärtlichkeit, er war eben im Begriff, mir ewige Liebe und Treue zu schwören, da kamen Sie mir zu Hilfe. Denn allzuweit wollte ich den Spaß nicht treiben."

Sie lachte übermütig. In diesem Augenblick kam mir ihr Mund geradezu häßlich vor.

„Sie haben's, fürcht' ich, schon zu weit getrieben und den Menschen nun auf dem Gewissen." — Und ich hielt ihr eine längere Strafrede, über die sie erst lachen wollte; dann aber wurde sie ernsthaft und sagte zuletzt:

„Sie mögen ja Recht haben, lieber Freund. Aber was wollen Sie? Ich konnte es nicht mitansehen, wie der hübsche Junge schon jetzt sich unter dem Pantoffel krümmte. Und dann — ich sagt' es Ihnen ja — auch wenn's noch viel schlimmer gewesen wäre, ich konnte nicht widerstehen, das wasserpolackische Blut riß mich fort. Und nun werden Sie auch einsehen, ‚so was' heiratet man doch nicht, zumal wenn man ein korrekter Gentleman ist und tugendhafte Grundsätze hat. Übrigens ist's Schade, daß ich Sie nicht liebe; Sie hätten eine herrliche Geliebte an mir, und einer solchen ließen Sie ja auch manches durchgehen, was man seiner Gemahlin nicht verzeiht. Nun aber, bitte, reden wir nicht mehr davon!"

* * *

Wir hatten leider doch noch davon zu reden. Nicht von meiner hoffnungslosen Werbung, aber von dem Vorfall im Schützenhause.

Am anderen Tag, da wir uns an der Table d'hôte zusammenfanden, war sie sehr schlecht gelaunt.

„Sie haben Recht behalten", sagte sie leise zu mir. „Denken Sie, dieser wahnsinnige Mensch! Heut morgen, ich war noch im Schlafrock, bringt mir das Mädchen eine Karte ‚Alfred Kasimir'. Kenn' ich nicht. Nehme von Unbekannten keine Besuche an. Gleich darauf klopft's, ich unbesonnenerweise, rufe herein! Da stürmt mir mein gestriger Tänzer ins Zimmer, mit einem riesigen Blumenstrauß, fällt mir zu Füßen, sprudelt mit glühenden Backen, was ihn gerade nicht verschönerte, so was wie eine Liebeserklärung heraus, er habe die verhaßte Fessel gelöst, er hoffe natürlich nicht gleich auf Gegenliebe, erst wenn er auch ein großer Künstler geworden wäre. —

„Sie können denken, daß es mich Künste gekostet hat, den armen Narren halbwegs

wieder zur Vernunft zu bringen. Am meisten schmerzte ihn, daß ich ihm jede Hoffnung raubte, als Schauspieler es zu etwas zu bringen. Schon weil er das Theater-r nicht besäße. Und dann mußte er mir versprechen, seine Braut und den eignen Papa zu versöhnen. Ich will nicht schuld daran sein, daß der gute Junge enterbt wird. Auch schien er mir heut morgen ganz uninteressant und lange nicht mehr so hübsch. Ich merkte, daß es nicht Schade darum ist, wenn er ein philisterhafter Spießbürger bleibt, wie alle seine Kameraden."

Mit diesem fatalen Nachspiel war's aber leider noch nicht zu Ende.

Wir saßen noch bei Tische, da wurde Ludmilla ein Brief gebracht, der den Poststempel des Nachbarstädtchens trug.

Sie las ihn, und ein Schatten fiel über ihr Gesicht. Dann lachte sie etwas gezwungen auf und reichte mir das Blatt.

Es war ein grober Schmähbrief, natürlich annonym, in welchem sie gefragt wurde, ob sie denn an ihren vielen Liebhabern am fürstlichen Hofe und in der Residenzstadt noch nicht genug habe und sich noch Anbeter in der Nachbarschaft suchen müsse. Sie möge sich in acht nehmen, der Krug gehe so lange zu Wasser, bis er breche ꝛc.

Ich gab ihr das Blatt mit stummem Achselzucken zurück. „Ich lege dies zu dem übrigen," sagte sie. „Ich habe schon eine hübsche Sammlung anonymer Briefe. Ein Philosoph könnte darin den Stoff zu einer Abhandlung über die menschliche Bosheit schöpfen."

Nachmittags besuchte ich den Intendanten, den ich fragen wollte, wann er mein Stück wieder anzusetzen gedächte. Er wies mich deshalb an Ludmilla. „Was aber fällt dem Teufelsmädchen ein?" sagte er. „Die macht ja schöne Geschichten." Und nun erzählte er mir, was ich gestern miterlebt hatte, aber in der Entstellung durch das böswillige Gerücht, das bereits in allen Häusern herumgegangen war.

Danach hätte sie mit einem verlobten jungen Manne so lange kokettiert, bis er seine Braut habe sitzen lassen, um nur mit ihr zu tanzen. Zuletzt habe er sie in einen Pavillon geführt, Champagner kommen lassen und sich eine Stunde lang mit ihr eingeschlossen. Und dann sei sie mit erhitztem Gesicht und zerzausten Haaren allein herausgekommen, die Braut sei in Ohnmacht gefallen, und was dergleichen Ausschmückungen mehr waren.

Ich hütete mich, meiner Freundin davon zu sagen. Sie war schon gestraft genug und blieb bis zum Abend für sich allein. Als sie mir dann aber wieder begegnete, war ihr Gesicht durch einen bitteren Zug entstellt. Sie erzählte mir, daß sie gegen Abend noch zwei anonyme Briefe, und zwar aus der Stadt erhalten hatte, die von jener Scene im Schützenhause Anlaß nahmen, auf die empörendste Weise sie zu verunglimpfen. Vergebens suchte sie die Sache leicht zu nehmen. Sie wisse, daß eine Schauspielerin, die den Männern gefalle, auf die Feindschaft der Frauen gefaßt sein müsse. Ihre Kollektion sei um zwei wertvolle Nummern vermehrt worden. Es gelang ihr aber nicht, ihre gewöhnliche Munterkeit wiederzuerlangen. Und als sie vollends im Inseratenteil des „Anzeigers" ein Gedicht fand, das in hämischer Weise auf den Vorfall Bezug nahm, sah ich, daß ein paar helle Tropfen unter ihren langen Wimpern vortraten, die sie vergebens zurückzudrängen suchte.

„Glauben Sie nicht," raunte sie mir zu, „daß mich diese elenden Pöbelangriffe schmerzen. Ich weine nur aus Ekel und Ingrimm, und weil ich mich selbst verachte, daß ich vor solchem Gesindel meine heilige Kunst prostituiere.

„Aber sie sollen mich kennen lernen!"

* * *

Ich wußte nicht, wie sie das meinte. Ich sprach ihr zu, an diese armseligen versteckten Angriffe keinen Gedanken zu verschwenden: wenn sie als Jungfrau von Orleans aufträte, würde sie einen Triumph feiern, der alle bösen Zungen zum Schweigen brächte.

Sie ließ mich reden und blieb bei ihrem Sinn.

In dieser Woche fand ein Wohlthätigkeitskonzert statt, bei dem sie mitzuwirken versprochen hatte. Der Rathaussaal, der zu diesem Zweck mit Laubwerk und Kränzen geschmückt worden war, konnte nicht alle fassen, die teilnehmen wollten. Denn die Honoratioren der Stadt beteiligten sich nicht nur mit ihren Eintrittsgelde, sie stellten auch die konzertierenden Kräfte in singenden und klavierspielenden Töchtern und einem Dilettantenquartett geigender Bürgerssöhne.

Ludmilla hatte zugesagt, Schillers Glocke zu recitieren. Als sie das Podium betrat, empfing sie eisiges Schweigen, während man alle anderen, die vor ihr aufgetreten waren, mit lebhaftem Klatschen begrüßt hatte. Sie verneigte sich trotzdem mit einem liebenswürdigen Lächeln und sah dabei in ihrem bis an den Hals gehenden weißen Seidenkleide zum Entzücken aus, so daß schon ein paar junge Leute trotz des mütterlichen Verbots, Miene machten, das Versäumte nachzuholen, als sie schon mit ihrer schönen vollen Stimme die Recitation begann.

Ich habe das Gedicht mehrfach und von berühmten Sprechern vortragen hören, nie so herrlich und mit so unwiderstehlicher Wirkung. Als sie geendet hatte, war denn auch das Eis gebrochen, und eine Hochflut von Beifall, ein wahrer Sturm brauste durch den Saal. Sie verneigte sich nun kurz zum Dank und verließ rasch die Bühne. Aber man klatschte so wütend, es schien, man schäme sich nun doch, eine solche Künstlerin unwürdig behandelt zu haben, und wurde nicht müde, ihren Namen zu rufen, bis die kleine Thür sich endlich wieder öffnete und sie an den Rand des Podiums vortrat. Da stand sie ein paar Sekunden lang, den Kopf hoch aufgerichtet, und ließ die Augen stolz über das erregte Publikum schweifen. Dann hob sie ein wenig die Hand und sagte, da alle gespannt auf ihre Worte lauschten: „Ich danke für den freundlichen Beifall, der natürlich mehr dem unsterblichen Gedicht, als meinem bescheidenen Vortrag gegolten hat. Jedenfalls ist es mir lieber, wenn ich doch einmal beklatscht werden soll, daß es, wie heute, mir ins Gesicht geschieht, als, wie sonst in dieser Stadt Brauch ist, hinter meinem Rücken."

Eine Totenstille folgte auf diese Rede, die ganz gelassen vorgebracht und mit einer stolzen Verbeugung begleitet wurde. Als die Sprecherin dann verschwunden war, lief ein Gemurmel, Gezischel und Geraune durch die Versammlung, das nicht zur Ruhe kam, auch als das Haydnsche Quartett als letzte Nummer des Programms seine ersten Takte ertönen ließ.

Hernach, als wir uns nach dem Konzert im Speisesaal unseres Gasthofs wiederfanden, — sie auf ihrem Zimmer zu besuchen, hatte sie mir streng verboten — war sie noch in der Stimmung des Triumphs.

„Hab' ich's gut gemacht?" fragte sie und glänzte mich an.

„Wundervoll!" sagte ich. „Ich habe die Glocke nie so wahrhaft künstlerisch vortragen hören, die Übergänge aus dem Ton des Meisters in die reine Lyrik nie so fein und alles in eins verschmolzen."

„Unsinn!" sagte sie. „Davon red' ich nicht. Wer kann das Unmögliche möglich machen, all die hohe Dichterweisheit aus der Seele und Kehle eines einfachen Glockengießers hervorgehen lassen! Nein, meinen Speech am Schluß mein' ich. Ich bin so froh, ich hab's ihnen gut gegeben, nicht zu viel und nicht zu wenig."

„Wenn es Ihre Absicht war, es für immer mit diesen Biederweibern zu verschütten, konnten Sie's nicht geschickter anfangen," sagte ich.

Sie lachte. „Es ist mir sehr gleichgültig, ob sie mich nun erst recht beklatschen. Einmal mußt' es heraus. Ich wäre sonst erstickt. Aber horch! Was ist das?"

Unter unseren Fenstern begann eine schöne leise Nachtmusik, wir horchten eine Weile, dann sagte sie: „Das wird dem Faß den Boden ausstoßen. Die Männer nehmen offen für mich Partei gegen die Frauen. Sehen Sie, wie die jungen Leute unten um die Musikanten herumstehen und zu unseren Fenstern heraufschmachten. Ich muß mich doch meinen Freunden zeigen."

Sie wartete nur, bis das Stück zu Ende war, dann riß sie das Fenster auf, verneigte sich mit ihrer ganzen Anmut und rief, mit den Armen weit hinauswinkend: „Tausend Dank für die schöne Musik! Ich fühle mich unendlich geehrt und beglückt!" — „Hoch Ludmilla!" scholl es von unten zurück, die Musikanten fielen mit einem Tusch ein, der Platz unten füllte sich immer mehr, sie wandte sich lachend zu mir um und sagte: „Nicht wahr, einer regierenden Fürstin könnten ihre getreuen Unterthanen nicht begeisterter huldigen?"

Ich gönnte dem lieben Wesen ihre Genugthuung, konnte mich aber eines bangen Vorgefühls nicht erwehren, als ob sie auch diese glückliche Stunde mit allerlei Unholdem würde bezahlen müssen. Und mein prophetisches Gemüt sollte leider Recht behalten.

Am nächsten Tage wurde sie für den Nachmittag zur Audienz bei Ihrer Durchlaucht befohlen. Als sie zum Gehen ge-

rüstet war, begegnete ich ihr vor ihrem Zimmer. „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang!“ scherzte ich. Sie zuckte die Achseln. „Den Kopf wird's nicht gleich kosten, und im schlimmsten Fall — ich bin ja keine Leibeigne, und die Welt ist weit.“

So ging sie, und ich erwartete mit Ungeduld ihre Rückkehr.

Es wurde spät, bis ich sie die Treppe wieder herauskommen hörte.

Ich ging ihr entgegen. „Nun, wie ist's gegangen?“ rief ich. „Sitzt der Kopf noch fest?“

„Fester als je. Aber kommen Sie in mein Zimmer. Jetzt, wo ich meine Schiffe verbrannt habe, brauche ich für meinen Ruf ja nicht mehr besorgt zu sein.“

Ich folgte ihr hinein, es sah höchst unordentlich in dem großen Zimmer aus, vertrocknete Kränze und Bouquets auf der Kommode, Hüte und Kleider über das Bett geworfen; ein paar ausgeschriebene Rollen fegte sie vom Sofa weg, um mir neben sich darauf Platz zu machen.

Und nun erzählte sie.

Sie war gleich bei der Fürstin vorgelassen worden, die würdige Dame hatte sie aber mit einem steinernen Gesicht empfangen und ohne weitere Vorrede sich angeschickt, ihr über das mehrfache Ärgernis, das sie gegeben, eine strenge Predigt zu halten. Sie hatte ihren Bossuet mit Nutzen studiert. Alles brachte sie zur Sprache, den Auftritt im Schützengarten, ihre Ansprache nach dem Konzert, sogar die Serenade benutzte sie, um die verwerflichen kleinen Künste zu tadeln, mit denen sie die Männer an sich zu ziehen suche. Und sie hätte doch das edelste Vorbild, wie man sich zu betragen habe, um ohne Furcht und Tadel durch die Welt zu gehen. Gott habe ihr die Gnade erwiesen, sie in Kreise zu bringen, in die Nähe, ja Intimität mit Personen, die — und so weiter.

„Ich hatte das alles,“ sagte sie, „in stummer Zerknirschung, mit niedergeschlagenen Augen wie in der Kirche angehört, dabei an ganz andere Dinge gedacht, man schien mit meiner demütigen Haltung zufrieden zu sein, und was sollte ich auch sagen, um der guten Dame, die über die Schranken ihrer Etikette nie hinausgeblickt hatte, meinen Standpunkt klar zu machen? Es langweilte mich nur, das süßliche Parfüm, das von ihr ausströmte, machte mir übel, ich sehnte mich nach der huldvoll ausgestreckten Hand, die mich absolvieren und nach dem ehrfurchtsvollen Handkuß entlassen würde. Da trat Serenissimus selbst herein, etwas erhitzt von einem Ritt, in der heitersten Laune, die sich aber sogleich in landesväterlichen Ernst verwandelte, als er mich wie eine arme Büßerin auf dem Tabouret der Fürstin gegenüber sah.

„‚Nun, liebe Konstanze,‘ sagte er, ‚hast du unseren jungen Wildfang ins Gebet genommen? Hoffentlich nicht allzu streng. Wir müssen bedenken, sie ist denn doch au fond ein Theaterkind mit etwas Bohêmeblut in den Adern — einer genialen Natur muß man manches hingehen lassen — und wenn sie nur lernen wird, die Dehors zu wahren.“ —

„Damit trat er an mich heran und klopfte mir mit zwei Fingern seiner rechten Hand auf die Backe. War es diese Liebkosung, die ich wie eine Insulte empfand, oder der herablassende Ton, was mich empörte, genug, ich fuhr von meinem Sitz in die Höhe und sagte: ‚Ich danke den Herrschaften für gnädige Straf'! Wenn ich bisher die Dehors nicht hinlänglich gewahrt habe, so kam es nur daher, daß mir die Dedans wichtiger waren und ich trotz meines Theaterbluts es verschmähte, im Leben Komödie zu spielen. Ich werde mich bemühen auch das Talent zum Heucheln in mir auszubilden, und bitte unterthänigst um Nachsicht mit meiner geringen Begabung dafür.‘

„Nach diesen Worten, auf die beide hohe Gatten in verblüfftem Schweigen verharrten, machte ich meinen tiefsten Hofknix und zog mich in höchst korrekter Haltung zurück. Als ich aber die Flügelthür hinter mir sacht geschlossen hatte, blieb ich stehen, drehte mich um und — Sie werden sich entsetzen — streckte die Zunge gegen das fürstliche Boudoir aus. Es war stärker als ich, all die fade Heuchelei und die verlogene Tugendsimpelei schnürten mir die Kehle zu, ich mußte mir mit einer Ungezogenheit das Herz erleichtern.

„Leider aber hatte ich nicht bemerkt, daß der Kammerdiener Seiner Durchlaucht im Vorzimmer lauerte. Der Mensch ist mein geschworener Feind. Meine Vorgängerinnen hatten sich beeilt, seine Gewogenheit sich zu

erkaufen. Das hatte ich versäumt, da ich kein Interesse daran hatte. Nun sah ich, als ich an ihm vorbeiging, den tückischen Blick, mit dem er mir schadenfroh seine Reverenz machte. Sofort wußte ich: in den nächsten zehn Minuten sind die Herrschaften davon unterrichtet, mit welcher haarsträubenden Grimasse ich mich von ihnen beurlaubt hatte."

Sie schwieg einen Augenblick und wandte sich dann mit einem liebenswürdigen Lächeln zu mir.

„Seien Sie meinetwegen nicht betrübt, lieber Freund. Sie sehen ein, meine Rolle hier ist ausgespielt. Nach allem, was geschehen ist, würde mich selbst Serenissimus nicht halten können —, auch wenn ich mich jetzt auf Gnade und Ungnade ihm ergeben wollte. Dazu habe ich weniger Lust als je, und der Haß und Zorn von Philisterweibern ist noch unsterblicher, als ihre Dummheit. Also heißt's, sein Bündel schnüren und den Staub dieser Stadt von den Füßen schütteln. Wohin der Wind mich wehen wird, weiß Gott. Mir ist nicht bange um mich: Unkraut vergeht nicht. Zunächst kann ich's eine Weile aushalten, auch ohne Engagement. Denn — nun, daß ich meinen Platz überall ausfülle, werden Sie mir bezeugen können. Ich werde mich um Gastspiele bemühen. Wenn ich in Ihrem Stück auftrete — Sie erlauben mir's doch? — bin ich meines Erfolges sicher. Also hören Sie wohl noch von mir. Jetzt aber muß geschieden sein. Ich habe zu packen. Und morgen mit dem Frühzug —"

„Schon morgen!" rief ich in höchster Bestürzung. „Und wohin wollen Sie? Wohin es auch sei, ich begleite Sie."

„Das wäre ein schlechter Dienst, den Sie mir und sich erwiesen. Damit es hieße, ich hätte mich von Ihnen entführen lassen! Bedenken Sie, was Ihre Frau Mutter dazu sagen würde! Nein, teurer Freund, wir trennen uns ganz vernünftig gleich jetzt, auch morgen früh dürfen Sie nicht mit einem Blumenstrauß an die Bahn kommen, hören Sie? Sie haben mir viel freundliches erwiesen, viel Freundschaft, das werde ich Ihnen nie vergessen. Auch Sie werden mir ein dankbares Andenken bewahren; habe ich Sie doch abgehalten, eine große Dummheit zu begehen, die Sie lebenslang bereut haben würden. Und somit — adieu!"

Sie faßte meine Hand und stand auf. Ich erhob mich mechanisch. Daß es die letzte Stunde sein sollte, in der ich ihre Augen sah, ihre Stimme hörte, konnte ich nicht fassen. Als wir die Thür erreicht hatten, umarmte sie mich herzlich und küßte mich dreimal auf den Mund. Dann drängte sie mich hinaus und schob hinter mir den Riegel vor. Es war geschehen, ich hatte sie verloren.

* * *

Wir hatten uns schon seit einer guten Weile auf einer Bank unter den hohen Bäumen der Allee niedergelassen. Nun verharrte er, nachdem er das letzte gesagt, wohl zehn Minuten in Schweigen und Sinnen, worin ich ihn nicht stören mochte. Ein feuchter Glanz war in seine Augen getreten. die ganze leidenschaftliche Stimmung, in der er jenes Abenteuer durchlebt hatte, schien sich seines Gemüts wieder bemächtigt zu haben.

Endlich riß er selbst sich aus diesem Brüten heraus, sah nach der Uhr und stand dann rasch auf.

„Wir müssen nach der Stadt zurück, wenn wir nicht zu spät zum Festtheater kommen wollen. Gut, daß sie nicht die Iphigenie aufführen. Ich habe seither mich nie wieder entschließen können, das Stück zu sehen, und könnte es heute noch weniger."

„Ihre Freundin," sagte ich, „muß kein glückliches Los gefunden oder dem Theater früh entsagt haben. Bei ihrem Talent hätte ich doch wohl von einer Ludmilla Palm gehört, wenn sie der Bühne treu geblieben. wäre. Sind Sie selbst ihr nie wieder begegnet?"

„Doch," sagte er mit schwermütigem Nicken, „ein einziges Mal, etwa sechs Jahre nach all diesen Ereignissen. Ich war inzwischen längst verheiratet, glücklicher Gatte und Vater und eifriger Landwirt geworden. Die unglückliche Passion für das Dramenschreiben hatte ich an den Nagel gehängt. Wenn sich so was wie ein Rückfall in diese Kinderkrankheit melden wollte, brauchte ich nur an Ludmillas Kritik meines erfolgreichen, ‚Zugstücks' zu denken; sogleich war ich von diesem Fieber wieder geheilt.

„Da führten mich einmal Geschäfte nach Berlin. In der Charlottenstraße, nahe beim Schauspielhause, sehe ich eine weibliche Gestalt mir entgegenkommen, die bei meinem

Anblick stutzt, mit halb zugedrückten Augen mich forschend anblickt und dann rasch mit ausgestreckter Hand auf mich zu eilt.

„Sie war's, meine alte Freundin, über und über errötend in der Freude des Wiedersehens. Ich kam mir wie ein armer Sünder vor, daß mir das Herz bei ihrem Händedruck nicht mehr so stürmisch klopfte.

„Äußerlich war sie wenig verändert, nur etwas magerer die Wangen und nachlässiger in der Kleidung.

„Ob sie hier am Schauspielhaus engagiert sei, fragte ich. Sie schüttelte lächelnd den Kopf. So hoch hinaus dürfe sie nicht mehr wollen. Sie habe vergebens bei allen größeren Bühnen angeklopft, freilich mitten in der Saison, nirgend habe man Herein! gerufen. Die ersten Fächer — und andere seien ihr zu gering gewesen — überall besetzt, ihr leidenschaftlicher Wunsch, die Jungfrau von Orleans zu spielen, habe nirgend Gehör gefunden. Da endlich, als ihr bißchen Erspartes aufgezehrt, habe sie sich entschlossen, in Frankfurt an der Oder ein Engagement anzunehmen, wo die erste Heldin und Liebhaberin durch Mutterfreuden für einige Monate dienstunfähig geworden sei. Da habe sie sich denn einmal recht satt spielen können, sei dann auch an andere Provinzbühnen gekommen und habe viel Gutes und Böses erfahren. Von letzterem *mehr*, wie ich ihr wohl ansähe. Und als sie wieder einmal ohne Stellung war, sei ihr ein Zeitungsblatt in die Hand gekommen, eine Annonce darin, in der ein älterer Herr eine Vorleserin gesucht habe, die auch des Französischen mächtig sei.

„‚Ich bin dann augenblicklich nach Berlin gefahren,'" sagte sie, „‚und hatte das Glück, Gnade vor den Augen dieses Millionärs zu finden, die noch nicht so ganz verdunkelt waren, daß er nicht an den Beaux-restes meines ehemaligen „angenehmen Äußeren" Gefallen gefunden hätte. Desgleichen an meinem Französisch, vormittags zwei Stunden Zeitungen, gegen Abend drei Stunden französische Lektüre, Gottlob nicht wieder Bossuet, sondern Romane. Also endlich ein festes Engagement mit einer sehr anständigen Gage, bei der ich nur eine einzige Rolle spiele, eine, die Ihnen vielleicht meiner nicht würdig scheinen wird — die Rolle einer Erbschleicherin.

„‚Ja,'" lachte sie, als sie meine betroffene Miene sah, „‚ich könnte es zu etwas weit Höherem bringen, aber da sind wieder die zwei Seelen, die in meiner Brust wohnen, im Wege. Der alte Herr — er ist übrigens erst sechzig — hat mir nämlich einen ganz ehrvollen Heiratsantrag gemacht. Die eine der beiden Seelen, die gemeine wasserpolackische, redete mir zu, einzuwilligen, die andere, vornehme, aber unkluge, fühlte sich empört, daß ich mich verkaufen sollte. Habe ich doch damals Ihre Frau nicht werden wollen, weil ich Sie nicht so liebte, wie meinen armen Studenten. Und so bedankte ich mich für die mir zugedachte Ehre und beschloß, mich in das Testament des guten Mannes einzuschleichen. Er hat noch eine Tochter, die aber an einen Geldsack verheiratet ist und sich gegen den Papa sehr herzlos beträgt. Aus der schlauen Absicht, deren Erbteil zu verkürzen, mach' ich mir gar kein Gewissen. Und so ist es immerhin möglich, daß ich Sie noch einmal in einer eignen Equipage mit zwei Vollbluttrakehnern auf Ihrem Gut besuche und Ihrer Frau Gemahlin das Vergnügen mache, eine Jugendliebe ihres Mannes kennen zu lernen, die zu seinem und ihrem Glücke mehr Vernunft gehabt hat, als er.'"

„Wir trennten uns heiter, mit der Verabredung, daß ich sie abends in eine Theaterloge führen sollte. Ein Telegramm rief mich nach Hause, wo eins der Kinder erkrankt war. So blieb es das letzte Mal, daß wir uns begegnet waren. Ihre Hoffnung aber, noch einmal Kapitalistin zu werden, ging nicht in Erfüllung. Wenigstens las ich schon zwei Jahre später in der Zeitung, daß beim Untergang eines Dampfers, der nach Amerika fuhr, auch eine ehemalige Schauspielerin, die dort habe auftreten wollen, Fräulein Ludmilla Palm, verunglückt sei.

„So war der Kampf der beiden Seelen in ihrer Brust zu dem Frieden gekommen, den sie im Leben nie gefunden haben würde."

Paul Heyse am Gardasee.

Von

Wilhelm Jensen.

Fern von uns heut' in Fasano
Unter bess'rer Sonnengunst
Wandelt unser Capitano
Welscher Übersetzungskunst;
Wo mit reger Phantasie
Er die Wasser spielen sieht,
Schillernd bald wie Malachit,
Bald wie Lapis Lazuli.

Zwar recht hübsch gehäuft sein Malter
Hat mit Jahren ihm die Zeit,
Doch sie bracht' ihm nicht das Alter,
Nur des Alters Ehrenkleid:
Aus dem Vollen Spenderin
War sie stets ihm, und so lieh
Nun zur Jugendmitgift sie
Schönes Maß und weisen Sinn.

Argen Mißgriff nur vollbrachte
Jüngst sie bei des Herbstes Nahn,
Der ihn uns abtrünnig machte,
Denn er ward ultramontan.
Nicht nur Deutschlands Eis und Schnee,
Wider jeden guten Brauch
Seinen Freunden kehrt' er auch
Ab sich an den Sonnensee.

Und so müssen wir denn dort ihn
Suchen an dem heutigen Tag,
Hoffend, daß ein Freundeswort ihn
Heiter heut' dort finden mag,
Wo sein alt Jahrzehnt ihm froh
End' dies Jahr der Doppelnull
Und zum neuen ihm Catull
Wünsche Glück von Sirmio!

Doch der Frühling bring' ihn wieder
Von der welschen Wanderfahrt
Und erfrische „neue Lieder"
Wieder ihm von deutscher Art!
Siebzig Jahr' — was weiter ist's,
Als ein Zahlwort, wenn in sich
Jung man blieb. So grüß' ich dich:
Lang' noch bleibe so! Du bist's!

Paul Heyſe. Zu ſeinem 70. Geburtstage. Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.

Digitized by Google

Aus den Berliner Theatern.

(Oktober 1899 bis Februar 1900.)

Von

Hanns von Zobeltitz.

Mit vierzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Gerhart Hauptmann, „Schluck und Jau“ (Deutsches Theater). — Ernst Wichert, „Weimar“; Josef Lauff, „Vorwärts“; Georg Engel, „Sturmglocken“; Georg v. Ompteda, „Wörth“; Ludw. Jacobowski, „Arbeit“ (Berliner Theater). — Ernst v. Wolzogen, „Ein unbeschriebenes Blatt“ (Neues Theater). — Max Dreyer, „Der Probekandidat“ (Deutsches Theater).

(Abdruck verboten.)

Die neueste Bühnendichtung von Gerhart Hauptmann „Schluck und Jau“, die am 3. Februar im Deutschen Theater zum ersten Male in Scene ging, wurde für die Verehrer des Dichters zu einer starken Überraschung. Wir sind es ja freilich gewohnt, von Gerhart Hauptmann überrascht zu werden. Keines seiner Werke gleicht, ähnelt auch nur dem anderen. Er schneidet immer neue Stoffgebiete an, er sucht in immer neuer Form sich zu bethätigen. Die „Weber“ waren ein Volksstück mit stark socialer Färbung, der „Kollege Crampton“ war ein Lustspiel, das sich ganz um eine einzige, psychologisch überaus fein ausgeführte Gestalt gruppierte, „Hannele“ eine Traumdichtung, „Der Biberpelz“ eine volkstümliche Diebeskomödie, „Florian Geyer“ ein historisches Drama, „Die versunkene Glocke“ ein Märchen, „Fuhrmann Henschel“ ein Trauerspiel, in dem sich die Leitmotive der alten Schicksalstragödie mit den Forderungen moderner Charakterzeichnung, seelischer Entwickelung verbanden. Man mag sich zu der einen oder anderen dieser Dichtungen stellen, wie man will — in ihrer Gesamtheit rufen sie doch bei jedem Unbefangenen den Eindruck hervor, daß Gerhart Hauptmann unter den lebenden deutschen Dramatikern der originellste, der gestaltungsreichste, der kräftigste ist.

Auch „Schluck und Jau“ ist wieder ganz anders als alle früheren Schöpfungen des Dichters, der das Stück selbst in der Buchausgabe ein „Spiel zu Scherz und Schimpf“ nennt, während der Theaterzettel es weniger gekünstelt als ein Possenspiel bezeichnet. Es ist ganz anders als Hauptmanns frühere Dichtungen — daß es aber originell sei, werden wohl selbst die begeistertsten Mitglieder seiner Gemeinde nicht behaupten, soviel sie auch nachträglich aus dem Buch herauszuschöpfen oder in die Dichtung hineinzugeheimnissen suchen, nachdem die Bühnenaufführung zu einem trotz aller Anstrengung nicht fortzuleugnenden Mißerfolg geführt hat. Ich kann mich diesen nachträglichen Verherrlichungsversuchen der guten Freunde und getreuen Nachbarn gegenüber auf keinen Geringeren berufen, als auf Gerhart Hauptmann, der in dem Prolog das Possenspiel mit ansprechender und zutreffender Bescheidenheit selbst ganz richtig charakterisiert:

„Laßt euer Auge flüchtig drüber gleiten,
Wenn ihr nicht lieber in den Becher blickt,
Und nehmt dies derbe Stücklein nicht für mehr,
Als einer unbesorgten Laune Kind.“

Originaleinband zu „Schluck und Jau“.
Entworfen von Prof. C. Ekmann. Verlag von S. Fischer, Berlin.

Gerhart Hauptmann.
Nach einer Aufnahme von Wilh. Fechner-Berlin.

Der Vorwurf, den Hauptmann diesmal behandelt, gehört zu den ältesten Schätzen der Weltlitteratur. Die ganze Fabel dreht sich um den betrunkenen Strolch, mit dem vornehme Herren sich den Scherz erlauben, ihn einen Tag über alle fürstliche Herrlichkeit genießen zu lassen, bis er schließlich, aus dem kurzen Traum erwachend, sich mit dem alten Elend so gut oder so schlecht abfinden muß, wie es eben geht. Schon in „Tausend und eine Nacht" kommt ein ähnliches Geschichtlein vor, Shakespeare hat den Stoff zu seinem wunderlichen Rahmenstück für die „Zähmung der Widerspenstigen" benutzt, der Däne Holberg in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu seiner burlesken Rüpelkomödie „Jeppe vom Berge". Andere thaten dasselbe, und niemand hätte Hauptmann an sich einen Vorwurf daraus konstruieren dürfen, wenn er die alte Fabel aufnahm — vorausgesetzt, daß er sie mit eigenem Geiste erfüllte, den alten Baum wirklich junge frische Triebe sprießen ließ. Das ist ihm aber meines Erachtens wenig gelungen: er ist über vereinzelte Ansätze nicht hinausgekommen, ja, ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren: er hat an den Versuch nicht einmal seine ganze Kraft gesetzt, er, der sonst so ernst Schaffende, ließ es sich diesmal genügen mit „einer unbesorgten Laune Kind".

Schluck und Jau sind zwei Vagabunden, durch den Dialekt als Schlesier gekennzeichnet, während das Stück sonst weder an irgend einen bestimmten Ort, noch an ein Zeitalter gebunden ist. Der Fabelfürst Jan Rond kommt mit seinem Seneschall und Busenfreunde Karl (dem der Dichter gewissermaßen die Rolle zugeteilt hat, seine eignen Weisheitssentenzen auszusprechen) von der Jagd zurück: sie finden vor dem Schlosse Herrn Jau sinnlos betrunken, während der Genosse Schluck, ein Schlaufuchs — ein „kinstlicher" Mann — leidlich nüchtern geblieben ist. Jan Rand will sie ins Stockhaus werfen lassen, aber Karl verspricht seinem Gebieter einen ganz besonderen Spaß: Jau wird ins Schloß gebracht, in seidene Unterkleider gesteckt, in ein üppiges Bett gelegt, und als er endlich erwacht, wird er als Fürst begrüßt vom Seneschall, von Jon Rand, der die Rolle des Leibarztes übernimmt, von dem gesamten Hofgesinde.

Ich gebe gern zu: in dieser ersten Scene nach dem Erwachen des robusten Gesellen ergötzt eine kräftige Lustigkeit, die nicht nur auf der Kontrastwirkung des Stoffes beruht, sondern auch vom Dichter in derber übermütiger Laune ausgemalt ist. Wie sich Herr Jau gegen seine aufoctroyierte Rolle sträubt, wie er erschrickt, zweifelt, wie er sich allmählich überzeugen läßt — er, der

Schluck und Jau als Vagabunden. (Herr H. Fischer und Herr R. Rittner.
Nach Aufnahmen von Franz Kustrich-Berlin und Wilh. Fechner-Berlin.

Herr Hans Fiſcher als Fürſtin in „Schluck und Jau.“
Nach einer Aufnahme von Franz Kullrich-Berlin.

Herr Rudolf Rittner als Fürſt in „Schluck und Jau“.
Nach einer Aufnahme von Held. Fechner Berlin.

näher kennen, die wenigſtens mir, trotz dieſer näheren Bekanntſchaft, leider ein vollkommener Schemen geblieben iſt, und ihre Kammerfrau Adeluz; wir genießen noch ein paar Rüpelſcenen. Allerdings — dieſe Akte bringen ja auch den kleinen bitteren Kern, die Tragödie in der Komödie; ſie ſollen zeigen, wie Herr Jau ſich im Laufe eines Tages notwendigerweiſe zu einem Miniaturtyrannen auswachſen muß und auswächſt, daß der trunkene Geſell' ſchließlich aus nicht anderem Holz geſchnitzt, ja vielleicht mehr wirklicher „Herrenmenſch“ iſt, als die geborene Durchlaucht. Die unbedingten Hauptmannianer werden von dieſer „Idee“ oder wie ſie es ſonſt taufen mögen, gewiß noch viel Weſens machen und ſie als das neue Große preiſen, das Hauptmann zu dem uralten Stoffe hinzuthat; ſie jammern heute ſchon, daß der Rotſtift der Regie die charakteriſtiſchſten Stellen gewaltſam geſtrichen hat. Sie überſehen aber, daß Hauptmann auch in dieſen Scenen nicht über Anläufe hinauskam, daß ihm immer wieder die ſtraffe Zügel-

ſeinem Kumpan Schluck gegenüber ſchon früher den Herrn ſpielte —, daß er der von langer geiſtiger Krankheit geneſene Fürſt ſei, das iſt vollſaftig, friſch, bisweilen überwältigend komiſch. Ich könnte mir wohl denken, daß das Poſſenſpiel ſtärkeren Beifall gefunden hätte, wenn der Verfaſſer alles das, was er noch zu ſagen hatte, in einem einzigen weiteren Akt energiſch zuſammengefaßt hätte: die Entwickelung des neuen Scheinfürſten zum großen Herrn im ſchlechten Sinne, zum hochmütigen Tyrannen; ein Nachſpiel hätte dann den Ausklang, das Erwachen nach dem Traume, bringen können.

Anſtatt deſſen aber quält uns Hauptmann noch durch vier lange Akte hindurch, in denen der abgethane Spaß eigentlich immer wieder variiert wird. Da wird Genoſſe Schluck herangezogen, zur Dame herausgeputzt und als Ehegemahl dem Pseudofürſten zugeſellt; wir lernen Jan Monds Herzallerliebſte, Prinzeſſin Sidſelill, etwas

Ernst Wichert.
Nach einer Aufnahme von J. G. Schaarwächter, Berlin.

führung verfolgte, der Witz unter den Witzen erstickte. Ich glaube, die Regie hat ein gutes Werk gethan mit ihrem energischen Strich, der den dritten und vierten Akt verschmolz. Ohne dies Wirken des Rotstiftes hätte es wahrscheinlich ein Theaterskandälchen gegeben, denn auch in der Kürzung wurde es dem Publikum zu bunt; auf den Beifall, der den zweiten Akt begleitet hatte, folgte eine entschiedene Ablehnung, und auch nach dem Schluß des letzten Aktes, in dem sich Jon und Schluck vor dem Schlosse als Vagabunden wiederfinden und von ihren Peinigern mit einem gnädigen Geschenk entlassen werden, konnte die Hauptmannsgemeinde das Feld nur mit äußerster Mühe gegen starke Mißfallensäußerungen halten.

Daß es in einer sechsaktigen Dichtung Gerhart Hauptmanns an mancher gedankentiefen Wendung, an manch fein ersonnener Sentenz, an manchem wohlklingenden Vers nicht fehlt, ist selbstverständlich. Aber die geistreichen Einzelheiten verschwinden in dem verworrenen und verschwommenen Wust der endlosen Ausspinnung des Grundmotivs, und was sonst frisch, naiv, drollig wirkte, ermüdete schließlich, ja stieß als brutal ab. Hauptmann wollte uns Shakespearisch kommen, er hat der Buchausgabe gewiß nicht ohne Grund ein Wort aus dem Vorspiel zu „Der Widerspenstigen Zähmung“ vorangestellt. Nun — den großen Shakespeare in Ehren — in den höchsten Ehren; aber was anno domini 1600 am Platze sein mochte, paßt doch nicht unbesehen, auswahllos für uns. Und gegenüber den von goldigem Humor erfüllten Rüpeleien eines Shakespeare erscheinen die Pendants Gerhart Hauptmanns denn doch meist als gekünstelte, monierierte Späßlein; monieriert wie die Namengebung aller Personen des Stücks, manieriert wie seine schon angeführte Bezeichnung als „Spiel zu Scherz und Schimpf“ — notabene nicht etwa in sechs Akten, o nein: „Mit fünf Unterbrechungen“; monieriert, wie endlich sogar, abgesehen von dem hübschen Einband, auch die Drucklegung des Buches.

Georg Engel.

Die schauspielerische Glanzleistung des Abends bot Herr Rittner; sein Jon war großartig, unübertrefflich, sowohl als Vagabund, wie als Pseudofürst. Er trug stark auf, doch die Rolle erfordert kräftige Farben. Meisterhaft erschien er mir besonders in der ersten Scene nach dem Erwachen im Schlosse, meisterhaft aber war auch sein Sichhineinsteigern in den Fürstenhochmut,

Josef Lauff.

ein Stück Cäsarenwahn ins Groteske übersetzt. Ihm stellte sich Herr Fischer als schlau-täppischer Kumpan nicht unwürdig zur Seite; daß das Publikum seine Verkleidungsscene als Fürstin gleich einer Albernheit empfand, war nicht seine Schuld. Die übrigen Herrenrollen waren gut besetzt, sowohl Herr Sommerstorff als Jan Rand wie Herr Nissen, der lebenskluge Seneschall, thaten ihr Bestes. Die ausgezeichnete Frau Else Lehmann — Adelung — sollte man nicht Verse sprechen lassen; Fräulein Heims aber mag sich den blonden Kopf schön zerbrechen hahen, was sie aus der Sidistill machen könnte ... ich finde es ganz natürlich, daß sie schließlich, am Unmöglichen verzweifelnd, nichts daraus machte. —

Man hatte dem Hauptmannschen Werke in der frohen zuversichtlichen Hoffnung, daß des Dichters neue Gabe seinen letzten Schöpfungen

nicht nachstehen, daß sie allermindestens interessant sein würde, mit um so größerer Sehnsucht entgegen gesehen, als die Theatersaison bisher recht trostlos und öde verlaufen war. Herrmann Sudermann, der lange durch schwere Krankheit an jeder intensiveren Arbeit verhindert war, will sein „Johannisfeuer" erst im Herbst herausbringen. Ernst von Wildenbruch schwieg bisher ebenfalls. Ludwig Fulda erschien allerdings bereits auf dem Plane, errang sich aber mit dem im Schauspielhaus in vorzüglicher Besetzung und glänzender Ausstattung aufgeführten „Schlaraffenland" keine Palmen. So liebenswürdig der Märchenschwank von dem im Traum ins Schlaraffenreich versetzten Bäckerjungen Veit Renner sich gab, die Erfindung erwies sich doch als zu schwächlich, die Ausführung als zu wenig humorvoll. Das Ganze konnte nicht anders aufgenommen werden, denn als ein nettes Gelegenheitsstück für die fröhliche Weihnachtszeit. Immerhin ist diese Novität unter den bisherigen Neuaufführungen des Königlichen Schauspielhauses die weitaus hervorragendste, was freilich nicht viel bedeuten will.

Einen wahren Feuereifer entwickelte auch Herr Neumann-Hofer im Lessingtheater in

Georg Freiherr von Ompteda.

abwechselungsreichen Darbietungen. Ich kann unmöglich die verschiedenartigen Genüsse, die uns dort wurden, aufzählen, denn sie kamen und gingen mit geradezu überraschender Schnelligkeit, ohne daß man das Verschwinden irgendwie noch schmerzlich empfand. Erwähnen könnte ich höchstens, daß Fräulein Jenny Groß in einer Napoleonischen Geschichtsklitterung von Hermann Bahr als Josephine wunderbare Toiletten zeigte und kurz darauf in einem aus dem Englischen des Pinero übertragenen Lustspiel „Lord Quex" als — Manikure thätig war. Ansprechender war Rich. Skowronnels schwanlartiges Lustspiel „Tugendhof", in dem lustig der vergebliche Versuch eines Blaustrumpfes geschildert wird, ein alkoholverseuchtes, liebeerfülltes mecklenburgisches Herrenhaus auf den Pfad reinster Tugend zurückzuführen. Eigentlich aber hatte das Lessingtheater nur einen großen Erfolg: Herr Dr. Oscar Blumenthal und Herr Gustav Kadelburg gaben ihm unter dem Titel „Als ich wiederkam..." die erste Fortsetzung des unsterblichen „Weißen Rößl". Hoffentlich wird das nächste Jahr den Abschluß der Trilogie bringen; einmal muß Herr Lampenfabrikant Giesecke doch irgendwie enden. —

Ludwig Jakobowski.

Im Berliner Theater kriselte es schon lange, nun hat es gekracht. Herr Direktor Aloys Prasch trat zurück, an seiner Stelle zog zur Ueberraschung vieler Herr Dr. Paul Lindau ein, der für seine schwierige Aufgabe, das recht tief gesunkene Ansehen dieser Bühne zu heben, jedenfalls mancherlei gute Gaben mitbringt, feines Verständnis und reiche Erfahrung. Daß er es wagte, Grillparzers noch nie in Berlin aufgeführte „Libussa" zu geben, daß er damit einen schönen Erfolg errang, beweist seinen sicheren Blick.

Als Erbe seines Vorgängers übernahm Lindau u. a. ein etwas merkwürdiges Konglomerat von nicht weniger als fünf, von ebensoviel Verfassern herrührenden Einaktern, die unter dem Gesamttitel „Das deutsche Jahrhundert" zur Jahrhundertswende zusammengeschweißt wurden und Deutschlands Entwickelung im XIX. Jahrhundert in den Höhepunkten wiederspiegeln sollen. Ich sah dem etwas wunderlichen Experiment mit einigem Bangen entgegen, aber ich muß gestehen, es ist besser geglückt, als ich dachte.

Der Abend hebt mit dem Festspiel „Weimar" von Ernst Wichert an, das uns die große Goethesche Zeit näher bringen soll; es folgt als Episode aus den Befreiungskriegen „Vorwärts!"

vor Josef Lauff; das Jahr 1848 vertreten „Sturmglocken“ von Georg Engel; Georg von Ompteda zeichnet in „Wörth“, um seinen eigenen bescheidenen Ausdruck zu gebrauchen, Kriegsscenen von 1870, und Ludwig Jacobowski endlich sucht in „Arbeit“ uns einen Blick thun zu lassen in den socialen Kampf unserer Tage und in die Technik, die dem Jahrhundert ihren Stempel aufdrückte. Die Stückchen sind recht ungleichwertig. Ich konnte mich wenigstens weder für den „Goethe“ meines verehrten Freundes und Gönners Wichert erwärmen, der gewiß das gänzlich Undramatische des Stoffes selbst empfunden hat, und noch weniger vermochte ich den „Sturmglocken“ Geschmack abzugewinnen, in denen trotz aller grobkörnigen Effekte auch nicht der leiseste Atemzug des wirklichen Revolutionskonfliktes zu spüren ist. — Packend, kernig, echt und theatralisch wirksam stellte dagegen Josef Lauff seinen Marschall Vorwärts auf die Bühne. Das kleine Stück spielt unmittelbar nach der Schlacht von Ligny und schildert knapp und anschaulich, wie der alte Blücher sich allmählich von der kochenden persönlichen Wut auf Wellington, der ihn soeben schmählich in Stich ließ, im Interesse des großen Ganzen, in echter Vaterlandsliebe und rechtem Soldatengrist losreißt und, sich selbst überwindend, den Befehl zum Abmarsch der Armee gibt, Wellington zur Hilfe, zum Marsch, der zum Siege von Belle-Alliance führte. — „Arbeit“ von Jacobowski gibt natürlich eine Strikegeschichte, in der der junge Fabrikbesitzer durch außergewöhnlichen persönlichen Mut (er klettert unter Lebensgefahr in einen Dampfkessel, um selbst eine Reparatur auszuführen) über die widerstrebenden Elemente siegt. Die „Handlung“ — ohne solch wunderliche Klassifizierung thut man es heut nun einmal nicht — leidet zwar unter der gänzlichen Unmöglichkeit der technischen Voraussetzungen so sehr, daß jeder mit einem Fabrikbetrieb nur einigermaßen Vertraute oft ein Lächeln kaum unterdrücken kann, und sie leidet auch unter der Aufdringlichkeit, mit der schließlich die Versöhnung der Streikenden verkündet wird. Aber es liegt dafür ein ganz eigner Stimmungsreiz, liegt kräftige dramatische Spannung in dem kleinen Werk.

Aus „Vorwärts“ von Josef Lauff.
Marschall Blücher: Herr Bassermann; Gneisenau: Herr Hofmeister.
Nach einer Aufnahme von Georg Buße, Berlin.

— Außerordentlich gefiel mir Ompteda „Wörth“. Die naheliegende Gefahr, bei einer „Kriegsscene“ sich zu billigem Hurrapatriotismus verleiten zu lassen, hat Ompteda feinsinnig vermieden und es andererseits überraschend verstanden, in engstem Rahmen ein wirkliches Zeitbild zu entwickeln, das die Stimmung im Heere, bald in humorvollen Wendungen, bald mit tiefem Ernst, getreulich wiedergibt. Der Einakter spielt am Frühmorgen der Schlacht von Wörth, und seinen Kern bildet ein Begegnen von Vater und Sohn, dem ergrauten General, dem blutjungen Leutnant. Beide sind mit liebevollstem Verständnis gezeichnet, und ich nehme keinen Anstand, die kurze Abschiedsscene zwischen ihnen dem Ergreifendsten zuzuzählen, das ich je auf der Bühne sah. In einem Nachspiel klingt das kleine Drama weihevoll aus: die Schlacht ist geschlagen, der alte General reitet über das Blachfeld; die Soldaten umjubeln ihn.

In der Ferne spielt eine Kapelle den Abendsegen, andere nehmen ihn auf, und er klingt nun von allen Seiten.

Major von Genthin kommt von links.

Generalleutnant: „Mein Sohn?“

Genthin überreicht ihm stumm das Geldtäschchen und einen Brief von der Brust des Gefallenen.

Generalleutnant: „Geben Sie mir den Brief.“ (Er betrachtet ihn tief erschüttert, während die Musik weiterklingt, rafft sich dann plötzlich mit Gewalt auf und ruft: „Hört ihr — Helm ab zum Gebet. Wir wollen Gott preisen für den Sieg und der toten Kameraden gedenken.“

Alle (nehmen Helme und Mützen ab, blicken in die Ferne hinaus).

(Der Abendsegen klingt weiter.)

Aus der langen Reihe der Mitwirkenden möchte ich besonders hervorheben Herrn Albert Bassermann als Blücher im „Vorwärts“ und zumal als Generalleutnant von Reinsberg in „Wörth“. Dem hochbegabten Schauspieler haftet eine leichte Neigung an, zu stark aufzutragen; das trat auch in diesen Rollen, in der Maske wie im Spiel, hervor. Ich glaube aber, er ist gescheit genug, zu lernen, daß Übertreibungen wohl den Beifall der breiten Masse hervorlocken, ihm in dem Urteil der Einsichtsvollen jedoch nur schaden können. Jedenfalls steckt in ihm das Zeug zu einem Charakterdarsteller ersten Ranges.

Im Neuen Theater wandelt die Direk-

torin, Frau Ruſcha Butze, unentwegt auf dem Pfade weiter, den ſie mit „Hofgunſt“ ſo erfolgreich betrat: artige Stücklein zu geben, die lediglich auf das Unterhaltungsbedürfnis zugeſchnitten ſind und auch das empfindſame Jungfrauengemüt nicht verletzen können. In dieſer Saiſon ſchoß ein Dichter den Vogel ab, deſſen Werke ſonſt nicht gerade für Backfiſche geſchrieben zu ſein pflegen, nämlich Ernſt von Wolzogen. Während ein ungleich tiefer greifendes, intereſſanteres Schauſpiel, das er mit Hans Olden gemeinſam verfaßt hat, „Gaſtſpiel“ — es behandelt eine Epiſode aus dem Leben eines alternden Mimen — im Deutſchen Theater durchfiel, erlebte er die Genugthuung, daß ſein „Unbeſchriebenes Blatt“ bei Frau Ruſcha Butze Monate hindurch volle Häuſer machte. Ein angejahrter Mathematikprofeſſor wirbt zum Schmerz der Frau Mama (Ruſcha Butze) anſtatt um ſie, um ihren Backfiſch (Frl. Taliansky). Er führt das „unbeſchriebene Blatt“ heim, das nun als junge Gattin im eignen Hauſe die üblichen Thorheiten treibt, auf ein weißes Mäuschen Jagd macht, ſich bei einem Vetter Leutnant über den ernſten Gatten beklagt, durchgehen will — bis dann ſelbſtverſtändlich rechtzeitig alles zum beſten Ende gebracht wird. Man ſieht, aufregend iſt die Geſchichte nicht, aber ſie iſt dafür von Herrn von Wolzogen mit ſo vielen kleinen Mätzchen aufgeputzt, daß ſelbſt manche ernſtere Männer über ſie gelacht haben ſollen. Was will man mehr — im Neuen Theater! Wer Paprika ſucht, muß über Bahnhof Friedrichsſtraße noch drei Stationen weiter fahren. Dann kann er in der „Dame von Maxim“, im lobeſamen Reſidenztheater, ein gerüttelt und geſchüttelt Maß von Frivolität, aber auch von ſprudelndem Übermut ſerviert erhalten ... über das wie? ſchweige ich mich hier allerdings beſſer aus. —

Wenn dem Deutſchen Theater mit dem Hauptmannſchen „Schluck und Jau“ kein Erfolg beſchieden war, ſo wird ſich Herr Direktor Brahm zu tröſten wiſſen, denn er hatte ſchon vorher ein Repertoirſtück gefunden, das — wohl über die eignen Erwartungen — einſchlug. Ich meine „Der Probekandidat“ von Max Dreyer.

Bis vor kurzem hieß es, das Tendenzſtück ſei für die beſſere Bühne abgethan. Hier haben wir ein Drama, deſſen Erfolg hauptſächlich (wenn auch durchaus nicht ausſchließlich) auf ſehr kräftig betonter und intereſſant vorgetragener Tendenz beruht, und wir haben damit wieder einmal einen Beweis, wie wenig ſtichhaltig litterariſche Doktrinen für die Bühne ſind. Noch mehr: wir haben ein Stück vor uns, in dem alle Charaktere von vornherein ſo fix und fertig daſtehen, daß von einer Entwickelung des Helden oder der Heldin im Verlauf des Dramas gar keine Rede ſein kann; ein Stück, in dem endlich der Faktor Liebesfreud und Liebesleid eine ſo geringe Rolle ſpielt, daß uns die weiblichen Geſtalten faſt wie entbehrliche Zuthaten erſcheinen.

Fritz Heitmann, Dr. phil., iſt Probekandidat an einem mecklenburgiſchen Realgymnaſium, das in einem ultraorthodoxen Geiſte geleitet wird. Um ſeine definitive Anſtellung dreht ſich das ganze Schauſpiel — ein ſcheinbar herzlich undramatiſcher Vorwurf. Wird er nicht angeſtellt, ſo geht ihm ſeine Braut verloren, und er vernichtet zugleich die letzte Lebenshoffnung ſeiner braven Mutter, die ſchon ſchwer genug an ihrem Manne, dem leichtſinnigen, trunkſüchtigen früheren Rittergutsbeſitzer, zu leiden hat. Die Chancen für den friſchen, begabten Probekandidaten ſtehen aber gut, man will ihm allſeitig wohl; er braucht ſich nur in den Geiſt der Anſtalt zu fügen. Da kommt er ſeinen Primanern gegenüber auf die

Schlußſcene aus „Wörth“ von Georg Frhr. von Ompteda.
Nach einer Aufnahme von Georg Buſſe-Berlin.

Darwinsche Theorie zu sprechen. Der Präpositus Dr. von Karff erfährt davon und macht als maßgebendes Mitglied des Schulkuratoriums dem Direktor des Gymnasiums Vorstellungen. Dieser nimmt mit dem Probekandidaten Rücksprache und weiß den Widerstrebenden schließlich zu bestimmen, daß er vor der Prima und dem Lehrerkollegium in irgend einer Form das, was er vorgetragen, als Irrlehre bezeichnen soll. Es folgt nun die ausschlaggebende Scene in der Aula, in der zunächst sämtliche Lehrer der Anstalt ihrem innersten Wesen nach dem geneigten Publikum vorgeführt werden, in der dann der Probekandidat vor seine herbeizitierten Primaner tritt; er will mit Rücksicht auf seine Braut, auf seine Eltern sich beugen, er beginnt — aber da schlägt ihn das Gewissen, und anstatt des Widerrufs ruft er den Schülern zu: „Von meiner Wahrheit will ich mich nicht trennen! Liebe Schüler, dies soll mein letztes Wort sein: Halten Sie fest an dem, was Sie Dreyer hier geschickt variiert hat. Außerordentlich geschickt, ohne Zweifel. Wennschon man sich wohl fragen muß, ob der sehr jugendliche Herr Dr. Fritz Heitmann ein Recht hatte, seinen Schülern, wie er sagt, ein „Weltbild" auf Grund der Darwinschen Theorie zu entwickeln, über deren Wert oder Unwert die Akten denn doch noch nicht geschlossen sind. Gleichviel, die Tendenz schlug ein, und zwar keineswegs nur um des überzeugungsfesten Probekandidaten und der Entwickelung der Akten willen, sondern hauptsächlich, weil Dreyer es meisterhaft verstand, die Gegenpartei zu charakterisieren, das Lehrerkolleg, die Leiter der Anstalt, den Geist, den letztere großgezogen haben. Ich kann es nicht leugnen, mir war es immer wieder, als sei ich jedem einzelnen dieser Herren schon einmal irgendwie, irgendwo im Leben wirklich begegnet: dem verbummelten Lehrer, der längst eingesehen hat, daß jeder Widerstand gegen „oben" vergeblich ist und der alles gehen läßt,

Schlußscene aus „Arbeit" von Ludwig Jacobowski.
Nach einer Aufnahme von Georg Busse-Berlin.

innerlich errungen haben! ... ‚Wer die Wahrheit kennt und saget sie nicht — der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht!'" Damit ist natürlich sein Schicksal besiegelt, und der Schlußakt erscheint denn auch nur als ein Anhängsel, in dem sich die kleine Braut endgültig von ihrem Probekandidaten scheidet, seine Primaner ihn durch Zeichen treuer Anhänglichkeit trösten, und er sich entschließt, in die Ferne zu gehen und anderswo sein Glück zu suchen. Mit einem nicht sehr geschmackvollen Tendenzschlagwort, das doppelt einschlug, weil man aus ihm allerlei Anknüpfungen an Tagesereignisse heraushörte, schließt das Stück. Der Freund des Probekandidaten rät ihm ironisch: „Hast du schon viel von Preußen gehört? Da hat jeder das verbriefte Recht, durch Wort, Schrift und Druck seine Meinung frei zu äußern. Geh' du nach Preußen!"

Man sieht, es ist das alte Uriel Acosta-Motiv, das Motiv von der Überzeugungstreue, das wie es will; dem rücksichtslosen Streber und dem verbitterten Professor, der den Vorgesetzten gern die Wahrheit zeigen möchte, sich aber im letzten Augenblick nicht traut, der dann immer hinausstürmt, um sich draußen auszuschimpfen. Nur möchte ich denn doch stark bezweifeln, daß sich irgend ein Lehrerkollegium einer höheren deutschen Schule lediglich aus solchen Herrschaften zusammensetzt, wie sie uns Dreyer als typisch vorführt — wieder um der lieben Tendenz willen. Der Zug geht aber durch das ganze Stück: alles einzelne in ihm erscheint scharf beobachtet, treffend wiedergegeben, lebenswahr — in seiner Gesamtheit aber hat es mir wenigstens einen stark übertriebenen, fast karikierenden Eindruck hinterlassen, weil eben die Rücksicht auf die Tendenz den Autor veranlaßte, alles und jedes nur aus einem einzigen Gesichtswinkel zu betrachten, die einzelnen Bausteine nur nach einem bestimmten Zweck auszuwählen und zusammenzufügen.

Waldesflüstern. Nach dem Gemälde von Hans Looschen.

Die Flotten-Vorlage.

Von

Dr. Ernst Francke-Berlin.

(Abdruck verboten.)

„Bitter not ist uns eine starke deutsche Flotte!“ Dies Kaiserwort, gesprochen am 18. Oktober 1899 zu Hamburg nach dem Stapellauf des neuen Linienschiffes „Kaiser Karl der Große“, ist ein Mahnruf an das deutsche Volk, dem Thaten folgen müssen. In der denkwürdigen Sitzung des Reichstages vom 11. Dezember vorigen Jahres gab der Reichskanzler die Erklärung ab, daß die verbündeten Regierungen einmütig von der Notwendigkeit einer Verstärkung der Kriegsmarine überzeugt seien; der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes legte die politischen Gründe dafür dar, der Leiter des Reichsmarineamtes erläuterte die militärischen Gesichtspunkte, und der Vertreter der Reichsfinanzen ging auf die finanziellen Folgen der geplanten Maßnahmen ein. Die ganze Etatsdebatte wurde von der Flottenfrage beherrscht. Der Gesetzentwurf selbst, der am 26. Januar vom Bundesrat genehmigt wurde, verlangt als gesetzlichen Sollbestand der Schlachtflotte 2 Doppelgeschwader (34 Linienschiffe, 8 große, 24 kleine Kreuzer, 8 Torpedoflotillen) und eine Vermehrung der Auslandschiffe um 6 große und 7 kleine Kreuzer. Unklar ist noch, wie der Reichstag sich zu dem neuen Entwurf stellt. Aber darüber soll und darf im deutschen Volke keine Ungewißheit herrschen, daß wir aus politischen und wirtschaftlichen Gründen eine starke Flotte nötig haben und daß die Reichsregierung entschlossen ist, unter allen Umständen dies Ziel zu erreichen.

Es hat heißer Kämpfe vor jetzt 40 Jahren bedurft, um das Schwert zu schmieden, mit dem in drei Kriegen die Kaiserkrone und das Deutsche Reich erfochten worden sind. Niemand zweifelt jetzt mehr an der Notwendigkeit eines starken Landheeres zum Schutze des Vaterlandes gegen seine Gegner und zur Aufrechterhaltung des Friedens. Weit weniger aber ist die Erkenntnis verbreitet, daß nicht minder unerläßlich für Deutschland als die Armee auch eine starke Flotte ist. Die Einen wollen überhaupt keine politische und wirtschaftliche Expansion nach außen; ihnen ist der kräftige Wettbewerb auf dem Weltmarkte gleichbedeutend mit einer Bedrohung der gesunden inneren Entwickelung, der Anteil an der Weltherrschaft scheint ihnen nichts anderes als eine gefährliche Jagd nach Abenteuern; der Weisheit letzter Spruch ist für sie: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Den Anderen ist jedes Wachstum unseres überseeischen Handels zwar hochwillkommen, aber sie wähnen, die Geschicklichkeit unserer Kaufleute und die Güte unserer Waren genügten schon, um täglich neue Absatzgebiete zu erringen und die alten zu behaupten; Kriegsschiffe, Kolonien, Kohlenstationen seien unnütze und sehr kostspielige Dinge. Die Dritten wollen überhaupt von der Macht des Staates nichts wissen; sie träumen von einem Weltfrieden, den die Kultur und Gesittung der Völker schaffen und schirmen werden, jede Verstärkung von Heer und Flotte deucht ihnen eine Aufforderung an Habsucht und Raubgier, nun über den schwächeren Gegner herzufallen und ihn zu vergewaltigen. Die Vierten endlich sagen, Deutschland sei groß, einig und reich geworden ohne die Flotte, und auch unsere Zukunft sei sicher aufgehoben in den Händen unseres Landheeres. Und so ließen sich der

Gründe noch mehr aufzählen, zuletzt kommen sie doch alle auf das Leitmotiv hinaus: Wir brauchen keine Flotte, und wir sind nicht reich genug, uns diesen Luxus zu leisten!

Die Abneigung gegen die Marine ist eigentlich ein fremder Tropfen im deutschen Blute, der erst in den letzten Jahrzehnten Gewalt gewonnen hat. Welches Vaterlandsfreundes Herz schlägt nicht höher bei dem Namen der Hansa? Deutsche Kaufleute zogen mit ihren Schiffen kühn über die Meere, gründeten Niederlassungen in Norwegen und Rußland, in den Niederlanden und an der Themse, beherrschten mit ihrem Handel und ihrem Gelde weite Reiche und führten für ihre Macht und ihren Vorteil mit gewaffneter Hand siegreiche Kriege gegen Könige. Noch steht am Hause „Schiffahrt" in Bremen das stolze Wort: „Seefahren ist notwendig, leben nicht!" In Hamburg, Lübeck, Rostock, Wismar, Danzig begegnen wir auf Schritt und Tritt den ehrwürdigen Zeugen dieser großen Zeit. Und als nach dem dreißigjährigen Kriege Deutschland tot und zertreten am Boden lag, da waren es Flotte, Seehandel und Kolonien, von denen der Große Kurfürst von Brandenburg ein Erstehen seines Landes aus den Ruinen erhoffte. Zwei Menschenalter später fragte Friedrich der Einzige die Emdener, was er für sie thun solle, und er erhielt die Antwort, daß sich Seine Majestät formidabel machen möge zur See! Die bitteren Schläge der Kontinentalsperre sind noch heute in unseren Hafen- und Küstenstädten nicht vergessen: Mit einem Machtwort wurden ganze Handelsflotten deutscher Seestädte beseitigt, ihr Handel zerstört, ihre Industrien vernichtet. Deutschland ward aufs Neue ohnmächtig zur See. Hamburg mußte noch in diesem Jahrhundert Tributverträge mit den Deys von Tunis und Algier schließen, maurische Korsaren erschienen in der Ostsee, selbst der Bundestag in der Eschenheimergasse zu Frankfurt bekam Anwandlungen von Sehnsucht nach einer Flotte.

Mit feurigen Zungen hat damals der große patriotische Volkswirt Friedrich List seinem Volk die Bedeutung des Meeres für die Macht und den Reichtum der Nationen geschildert: „In der See nehmen," so sagte er, „die Völker stärkende Bäder, die allen Philisterunrat von ihnen abwaschen; die See ist das reiche Ackerfeld und Weideland, das jedem Kühnen offen steht; wer von der See und ihren Gütern ausgeschlossen ist, der ist unseres lieben Herrgotts Stiefkind!" Und solche Weckrufe blieben nicht ohne Widerhall. Es ist doch in hohem Grade bezeichnend für die nationale Kraft des Flottengedankens, daß das Parlament in der Paulskirche 1848 sofort an die Schaffung einer deutschen Reichsmarine herantrat; es wurde nicht nur ein Ausschuß eingesetzt, um Mittel und Wege zu beraten, die zu einer dauernden Fundierung der Flotte führen könnten, sondern es liefen deutsche Kriegsschiffe unter deutscher Flagge in die Nordsee aus. Freilich erklärte Lord Palmerston höhnisch im Parlamente, man werde die unter schwarzrotgoldener Flagge segelnden Fahrzeuge als Piraten behandeln, und bald nachdem der Einheitstraum an der harten Wirklichkeit zerstoben war, fand auch diese deutsche Flotte ein Ende unter dem Hammer des vom Bundestage bestellten Auktionators. Aber die Schmach und der Jammer lenkten doch mit zwingender Gewalt die Augen aller Deutschen auf den Staat, der, im Bewußtsein seiner Pflicht als Vormacht, nun eine Kriegsmarine schuf. Mit welcher Spannung, welcher Begeisterung verfolgte man das Werden und Wachsen der preußischen Flotte unter der klugen und mutigen Führung des Prinzen Adalbert von Preußen! Die friedlichen Expeditionen nach Ostasien und Südamerika nicht minder als die kühnen Waffenthaten gegen die Dänen weckten in ganz Deutschland die Herzen zu froher Hoffnung, und es ist ein schönes und wahres Wort des Fürsten Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen", daß die deutsche Flotte seit 1848 einer der zündenden Gedanken gewesen sei, an dessen Feuer die deutschen Einheitsbestrebungen sich zu erwärmen und zu versammeln pflegten.

Wie ist es nun gekommen, daß trotzdem unsere Flotte in einen Zustand des Verfalls geraten konnte, der sie an die fünfte und sechste Stelle unter den Marinen der Großmächte verweist? Wie konnte es geschehen, daß wir in den achtziger Jahren, nach dem Flottenplan von 1873, nahezu die doppelte Wehrmacht zur See hatten als zehn Jahre später? Und das, während gleichzeitig unser Seehandel aufschwoll, Kolonien erworben wurden und sich die Bedeutung der See-

geltung für die internationalen Beziehungen immer deutlicher ankündigte? Die Antwort auf diese Fragen ist nicht leicht zu geben, und sie enthält ebensoviel Entschuldigung wie Anklage. Deutschland fühlte sich nach der Errichtung des Reiches gesättigt; es wandte seine ganze Kraft auf die Behauptung seiner Stellung in Europa, die es seiner Landmacht verdankte. Wenn andere Großmächte ihre Rüstungen zur See verstärkten, so meinten wir, das habe für uns wenig Bedeutung. Zudem war die Technik der maritimen Waffen stark im Flusse; man schwankte und experimentierte, man stritt über den Wert von Schlachtschiffen, Kreuzer und Torpedos. In der Regierung fehlten der scharfe Blick für die Wichtigkeit der Flotte und die entschlossene Hand, im Reichstage knauserte man auch noch am Notbehelfe der Marineforderungen. Der große Wandel von der Festlandspolitik zur Weltpolitik war längst eingeleitet, Deutschland war bereits weit in diese Bahnen hineingezogen, als die Erkenntnis, daß die neue Ära auch neuer Mittel bedürfe, nur erst von wenigen erfaßt wurde. Über Parteihader und Interessenjagd vergaß man im Volke, daß eine starke Flotte eine Lebensbedingung Deutschlands sei.

Aber einer hat es nie vergessen. Und dieser eine war der Deutsche Kaiser. Wilhelm II. hat mit dem kräftigen Sinn für die Wirklichkeit, der ihn in all seinem Thun auszeichnet, erkannt, daß Deutschlands Zukunft auf dem Wasser liege und daß der Dreizack in unsere Faust gehöre! Unablässig hat er gemahnt, gewarnt, gerufen: „Bitter not ist uns eine starke deutsche Flotte!“ Eilte sein Scharfblick den Ereignissen voraus, so wuchs doch bald die Beweiskraft dieser Ereignisse über alles Erwarten hinaus. Die erste Flottenvorlage, die vor zwei Jahren an den Reichstag kam, klärte die weitesten Kreise wieder über die Bedeutung und die Notwendigkeit der Seegeltung Deutschlands auf. Unter Führung der Gebildeten setzte eine lebhafte Agitation in Wort und Schrift ein, die gute Früchte getragen hat. Und wenn jetzt eine namhafte Vermehrung der Kriegsmarine verlangt wird, so begegnet diese Forderung schon viel reiferem, weit umfassenderem Verständnis in der Nation. Wir Deutsche sind uns wieder bewußt geworden, daß wir von alters her kühne Seefahrer sind, denen das Meer eine vertraute Heimat ist, daß der Zug ins Weite und Große, allüberall über die Welt hin, ein echt deutsches Erbteil ist. Wir wissen es, daß friedlicher Fleiß und emsige Geschäftigkeit längst in fernen Landen ein „größeres Deutschland“ aufgebaut haben, das es an das Vaterland zu fesseln gilt. Wir wissen aber auch, daß Neid und Begehrlichkeit sich an unsere Erfolge heften und daß nur der im Frieden leben kann, der mit starker Hand das Seine, seine Ehre und seinen Vorteil, wahren kann. Die Lage Deutschlands an zwei Meeren lehrt uns die militärische Wichtigkeit einer starken Flotte. Das Wachstum unserer Seeinteressen erheischt den Schutz einer starken Flotte. Ausschlaggebend aber ist die politische Weltkonstellation. Betrachten wir diese drei Momente etwas näher, so kommen wir auch zu einer tieferen sachlichen Begründung der Flottenverstärkung.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, daß Deutschland, weil es die großen Kriege der letzten fünfzig Jahre ausschließlich zu Lande ausgefochten hat, auch künftig seine Küsten nicht durch eine Flotte vor einem Angriff zu schützen brauche. Die Kundgebungen der Mächte, mit denen wir möglicherweise einmal in Streit geraten können, ihre Flottenrüstungen, ihre Manöver, die Erörterungen der militärischen Autoritäten lassen nicht den geringsten Zweifel darüber, daß den Marinen in einem künftigen Kriege auch zwischen Landmächten eine ganz andere Rolle als z. B. 1870/71 zufallen wird. Damals war die französische Flotte völlig unvorbereitet und auch, wenn sie vorbereitet gewesen wäre, ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Heute ist das anders. Gerade von französischen Fachmännern wird mit Vorliebe wie der guerre de course, der Vernichtungskrieg gegen den Seehandel, auch der Küstenkrieg proklamiert — ein Kampf der grausamsten, verderblichsten Art mit Beschießung der Hafen- und Seestädte, Truppenlandungen und Raubzügen. Ebenso haben die großen britischen Flottenmanöver der letzten Jahre ganz vorwiegend solche Küstenkriege im Frieden dargestellt. Und wir brauchen nur einige Blätter der neueren Geschichte umzuschlagen, um zu sehen, wie lästig selbst ein schwacher Feind unseren Küsten werden kann; haben doch 1848 ein paar

dänische Fregatten dem ganzen deutschen Ostseeufer von der Schlei bis nach Pillau ärgste Schädigungen zugefügt, und 1864 konnte ein einziger kleiner Monitor Dänemarks, der „Rolf Krake“, einen fast sagenhaften Ruf der Gefährlichkeit erlangen.

Gegen solche Vorstöße einer feindlichen Flotte helfen aber weder Küstenbefestigungen und Garnisonen, noch die Beseitigung der Seezeichen, noch Sperren und Minen; am allerwenigsten schützt die deutsche Küste durch ihr Fahrwasser, wie vielfach behauptet wird, sich selbst. Das ist völlig irrig. In der Ostsee trifft es ohnehin nicht zu und in der Nordsee gerade da nicht, wo die Hauptpunkte, die großen Hafenstädte Hamburg und Bremen liegen, während die Westküste Schleswig-Holsteins allerdings unzugänglicher ist, aber auch den Feind weniger lockt. Die Entfernung der Leuchtfeuer, Tonnen und Baken sowie das Legen von Sperren und Minen kann die Einfahrt zwar erschweren, aber ein kühner Seemann wird sich dadurch nicht abhalten lassen; das Fahrwasser läßt sich ausloten, Sperren sind zu sprengen, und wenn Minen das erste Schiff vernichten, können die anderen ungehindert folgen. Befestigungen und Garnisonen haben stets den Nachteil, den eine festgelegte Defensive gegen eine freischweifende Offensive naturgemäß hat: diese kann unvermutet heute hier, morgen dort erscheinen, während jene auf ihrem Platze bleiben muß. Zudem sind die weittragenden Riesengeschütze eines schnellfahrenden Panzergeschwaders auf die Dauer unstreitig jeder Küstenbefestigung, die ein todsicheres Ziel bietet, überlegen. Wollte man gar die gesamte deutsche Küste mit einem eisernen Ring von Festungen schützen, so müßte man hierauf weit mehr Millionen und Besatzungstruppen verwenden, als die Verstärkung unserer Kriegsflotte erheischen wird. Und es wäre noch dazu ein Versuch mit untauglichen Mitteln!

Die einzige militärisch wirksame Küstenverteidigung bietet eine Schlachtflotte auf hoher See. Sie allein kann dem Feinde mit Erfolg die Spitze bieten, ihn aufsuchen oder seinen Bewegungen folgen, ihn an Beschießungen der Hafenplätze und Seestädte, sowie an Landungen hindern, indem sie ihn zur Entscheidung in rangiertem Kampfe zwingt. Dabei kann die eigne Flotte immerhin etwas schwächer als die feindliche sein, da sie den Vorteil des Rückhaltes am eignen Lande hat, von wo ihr Munition, Kohlen, Proviant zugebracht wird, wohin sie auch die havarierten Schiffe zur Ausbesserung schicken kann; man rechnet, daß die Angriffsflotte etwa um $^1/_3$ oder $^1/_2$ größer sein muß als die Verteidigung, so daß wir z. B. einem Gegner, der mit vierzig Linienschiffen und entsprechenden Kreuzern, dieser „Kavallerie des Meeres“, in der deutschen Bucht erscheint, eine Schlachtflotte von 26—30 Panzern entgegensetzen müßten. Ein Geschwader von erheblich geringerer Stärke, wie es das Flottengesetz von 1898 vorsieht — insgesamt siebzehn Linienschiffe ohne die Materialreserve, aber eingerechnet einige veraltete Panzer —, würde nur den Charakter einer Ausfallflotte haben, vielleicht stark genug, um eine Blockade an dieser oder jener Stelle zu durchbrechen, dem sicheren Untergang aber in einer offenen Schlacht mit dem überlegenen Gegner geweiht.

Schon hier sei ein Wort über die militärische Bedeutung der *Blockade* angefügt, während wir über ihre wirtschaftliche Tragweite später sprechen. Die deutschen Küsten eignen sich besonders leicht für eine Blockade; wir können die Ostsee als Binnenmeer hier ganz außer Betracht lassen, nur der Zugang zum Weltmeer und zum Weltverkehr fällt für eine Blockade entscheidend ins Gewicht. Diesen aber hat Deutschland in der deutschen Bucht, und für einen seekräftigen Gegner ist es ein leichtes Stück, durch eine dichte Postenkette von den Friesischen Inseln bis nach Sylt unsere gesamten Nordseehäfen völlig zu sperren und so eine effektive Blockade im völkerrechtlichen Sinne herzustellen. Dann kann kein Schiff hinein und keines hinaus, weder ein deutsches noch ein neutrales. Der ganze Seehandel von Hamburg, Bremen, den Emshäfen hört mit einem Schlage auf; weder Waren noch Rohstoffe noch Lebensmittel werden verkehren, alle deutsche sowie neutrale Schiffe, die die Blockade brechen wollen, werden weggenommen — es ist die strikteste Unterbindung aller Verkehrsadern, die man sich vorstellen kann. Und man wiege sich nicht in dem Wahne, daß die Millionen von Tons und Milliarden an Waren, die Deutschland auf dem Seewege bezieht oder verschickt, dann durch die neutralen Häfen Belgiens und Hollands

oder auf dem Landwege zu uns kommen könnten. Ein mächtiger Feind wird immer Gründe oder Vorwände finden, auf deutsche Güter als Kontrebande auch vor den Häfen von Rotterdam und Antwerpen die Faust zu legen — man denke nur an die Beschlagnahme deutscher Reichspostdampfer durch britische Kriegsschiffe in den afrikanischen Gewässern! Und selbst wenn der Landweg benutzbar wäre — wie sollten wohl die Warenmassen, die wir jetzt aus dem Westen erhalten, dann plötzlich über die Grenzen Österreichs, der Schweiz, Italiens kommen? — so stände die Zulänglichkeit des Transportes durch die Eisenbahnen in Frage; enthält doch die Ladung eines einzigen großen Frachtdampfers den Inhalt von 800—1000 Eisenbahnwaggons.

Diese Betrachtung führt uns bereits mitten in die Erörterungen über Deutschlands wirtschaftliche Seeinteressen. Darunter verstehen wir Seehandel, Seeschiffahrt, Fischerei, überseeische Kapitalanlagen und Ansiedelungen, also auch Kolonien und Schutzgebiete. Wir leben gegenwärtig in einer Zeit nie dagewesenen wirtschaftlichen Aufschwunges, der vor Jahren schon eingesetzt hat und voraussichtlich auch noch weiter anhalten wird. Ist die Linie unserer ökonomischen Entwickelung seit 30 Jahren auch keine ununterbrochen gerade, so ist doch trotz mancher Ausbiegungen und Rückschläge die Aufwärtsbewegung im ganzen sehr bedeutend: Lebenshaltung, Wohlstand, ja Reichtum haben gewaltig zugenommen. Man schätzt gegenwärtig das gesamte Nationalvermögen in Deutschland auf 220 Milliarden Mark, das jährliche Volkseinkommen auf 26 Milliarden. Es wird sich nie genau feststellen lassen, welchen Anteil an diesem Bestande der innere und der äußere Markt haben. Offen aber liegt zu Tage, daß das Wachstum unserer Seeinteressen jedenfalls ein sehr kräftiger Hebel zur Förderung unseres Wohlstandes gewesen ist. Der auswärtige Handel ist von 1870—1899 auf rund das Doppelte, von fünf auf zehn Milliarden, gestiegen; der Wert der zur See bewegten Güter beträgt jetzt weit über sechs, wahrscheintich sogar sieben Milliarden Mark, und gerade der Seeverkehr weist in den letzten Jahren eine erhebliche Zunahme auf. Unsere Handelsflotte hat sich an Transportfähigkeit verdreifacht; rund fünf Millionen Tons vermag sie zur Zeit zu fassen, ihr Wert übersteigt 600 Millionen Mark. Hamburg, Bremen, Lübeck, Stettin, Emden haben enorme, nach vielen Hunderten von Millionen zählende Aufwendungen für Hafenbauten gemacht und immer neue Erweiterungen erweisen sich als nötig. Mit Stolz nennen wir die größten Dampfschiffsunternehmungen der Welt in der „Hamburg-Amerika-Linie“ und dem „Norddeutschen Lloyd“ unser eigen. Wir haben die schnellsten, schönsten und größten Passagier- und Frachtdampfer. Der Waren- und Personenverkehr zur See kommt mehr und mehr in unsere Hände.

Deutscher Unternehmungsgeist und Wagemut haben Handelsniederlassungen, Kaufhäuser, Plantagen, industrielle Anlagen an allen bewohnten und bewohnbaren Punkten des Erdballs ins Leben gerufen. An der ganzen Ostküste Asiens, von Wladiwostok an bis zu den Sundainseln, sitzen deutsche Kaufleute. An den Minen und Fabriken in Transvaal ist deutsches Kapital in beträchtlichen Werten beteiligt. Kleinasien und Mesopotamien werden durch den Bau deutscher Eisenbahnen erschlossen. In Centralamerika haben wir ausgedehnte Plantagen. Der Süden Brasiliens steht unter deutscher Kultur. Venezuela hat mit deutschem Gelde seine Bahnen gebaut. In Argentinien und in Chile sind Hunderte von Millionen deutsches Kapital investiert. Tausende und Zehntausende von Reichsangehörigen arbeiten in der Fremde für den Wohlstand und das Ansehen der alten Heimat; man schätzt das in fremden Ländern angelegte deutsche Kapital, einschließlich der Beteiligung an Staatsanleihen und des Grundbesitzes, auf 15—18 Milliarden Mark mit einem Zinsbetrag von jährlich 800—900 Millionen. Dazu kommen unsere Kolonien und Schutzgebiete, deren Zahl und deren Wert von Jahr zu Jahr steigt: Kamerun und Togo, Südwest- und Ostafrika, ferner Kiaotschau mit dem Hinterlande Schantung in Asien, und die Inselgruppen Samoa, Karolinen, Marianen, Bismarckarchipel, Neu-Pommern, Marschallinseln ꝛc. nebst Neuguinea in Australien. Heute schon sind sie unerläßliche Stützpunkte unserer maritimen Macht und unseres auswärtigen Handels; die wirtschaftliche Bedeutung in einigen von ihnen zeigt unverkennbare Spuren erfreulichen Wachstums.

Jetzt bereits hat Deutschland einen großen Anteil am Weltmarkt. Nur England ist uns noch voraus, aber unser reger Wettbewerb tritt ihm überall entgegen. Und diese machtvolle Entwickelung ist keine künstlich gewollte, sondern ein Ergebnis natürlicher Bedingungen. Handel und Schiffahrt sind ein Erbteil aller germanischen Völker. Als Deutschland nur ein geographischer Begriff war, drückten und wandten unsere Kaufleute sich mühsam durch die Welt; sie waren froh, wenn sie, wie die Hühner bei den Pferden, die Körner aufpickten, die vom Troge fielen, wie einst ein Präsident der Vereinigten Staaten einem hanseatischen Residenten sagte. Nun weht das Reichsbanner auch in der Fremde über jedes Deutschen Haupt. Eine fast beispiellose Volksvermehrung — im Jahre 1898 betrug der Geburtenüberschuß rund 850000 Köpfe, 1897 fast 800000, die Jahre vorher $^2/_3$—$^3/_4$ Million — mußte eine Umwälzung unserer ganzen wirtschaftlichen Struktur bewirken. Waren wir noch bis 1875 ein Getreideexportland, so mußten wir nach und nach immer größere Mengen von Nahrungsmitteln für die wachsende Bevölkerung einführen, gegenwärtig etwa ein Sechstel des Gesamtbedarfes mit rund zwei Milliarden Wert. Wir brauchen Rohstoffe für unseren Gewerbefleiß, Baumwolle, Wolle, Leder und tausend andere Dinge im Gesamtwert von etwa $1^2/_3$ Milliarden. Und wir bezahlen diese Einfuhrmengen mit der Ausfuhr von Fabrikaten, die in alle Welt hinausgehen, mit Zucker, Geweben, Tuchen, Maschinen, Chemikalien, Papier. Ein riesiger Kreislauf des Handels und des Verkehrs geht von Deutschland aus durch die Länder und Meere und kehrt nach Deutschland zurück.

So sind wir wirtschaftlich im Laufe weniger Jahrzehnte ein Weltreich geworden. Aber die Geschichte lehrt, daß auswärtiger Handel und Schiffahrt ohne den Rückhalt einer starken Macht noch stets verfallen oder zerstört sind. Karthago und Phönicien im Altertum, die Hansa und die italienischen Städte im Mittelalter, Portugal, Spanien, Dänemark und Holland in der Neuzeit: solange die Macht hinter ihnen stand, blühten sie wirtschaftlich; als aber der Stärkere über sie kam, sanken sie dahin. Wir Deutsche sind zu groß und zu reich geworden, als daß uns Neid und Mißgunst verschonen. Daher müssen wir imstande sein, uns zu wehren, und wenn wir wehrhaft sind, wird man sich hüten, uns anzugreifen. Macht aber gewährt über See nur die Flotte; die kleinste centralamerikanische Republik, ein australischer Häuptling lacht des Deutschen Reiches, wenn wir ihnen nicht unsere Schiffskanonen zeigen können. Dem Schutze von Handel und Verkehr dienen in erster Linie unsere auf verschiedenen ausländischen Stationen liegenden Kreuzer; da auch exotische Länder sich jetzt moderne Kriegsschiffe zugelegt haben, müssen unsere Kreuzer ebenfalls stark und leistungsfähig sein. Und ebenso versteht sich von selbst, daß mit dem Wachstum unserer Seeinteressen auch Zahl und Tüchtigkeit unserer Auslandschiffe steigen müssen. Als Admiral Dewey die alten spanischen Holzschiffe vor Manila in den Grund bohrte, war das Schicksal der Philippinen entschieden. Solcher Lehren eingedenk werden wir an den wichtigsten Stützpunkten Deutschlands im Auslande auch verhältnismäßig starke Streitkräfte zum Widerstande gegen einen Angriff halten müssen, während es an den weniger bedeutsamen Positionen genügt, die Flagge zu zeigen, um unsere Interessen zu schirmen.

Aber das letzte Wort über unseren Seehandel und unsere Kolonien wird nicht in fremden Meeren gesprochen: Wenn die schicksalsschwere Stunde einmal schlagen sollte, so wird um die Zukunft unseres Volkes wohl in offener Schlacht in der deutschen Bucht gerungen werden. Sieg oder Niederlage dort sind maßgebend für den Besitz unserer Kolonien und die Zukunft unseres auswärtigen Handels beim Friedensschluß. So fällt auch hier wieder der Schlachtflotte die Entscheidung zu, wie wir das früher bereits für den Fall einer Blockade erörtert haben. Was eine Blockade für unser ganzes wirtschaftliches Leben bedeuten würde, davon machen sich die meisten gar keinen Begriff. Seit Menschengedenken haben wir die Wirkungen einer solchen Absperrung nicht am eignen Leibe gespürt, und was Hamburg und Stettin in früheren Zeiten erlebt haben, das ist der Erinnerung fast entschwunden, obwohl die Historiker nachweisen, daß die Verluste beider Städte durch Blockaden, selbst bei kurzer Dauer, mehr betrugen, als die Kosten für den Bau einer ganzen Flotte. Man denkt auch kaum mehr daran, daß im nord-

Digitized by Google

amerikanischen Kriege die Südstaaten durch die Blockade förmlich ausgehungert wurden, daß sogar in England ganze Distrikte in die größte Not gerieten, weil keine Baumwolle mehr herüberkam. Aber man braucht nur wenig Einbildungskraft, um sich vorzustellen, was geschehen würde, wenn nur drei bis vier Monate ein übermächtiger Feind die Nordsee gesperrt hält: zuerst wird es an Nahrungsmitteln, an Korn, Fleisch, Speck fehlen, die Petroleumvorräte versiegen, die Rohstoffe in unseren Fabriken gehen aus, unser Handel, unsere Schiffahrt stocken. Millionen von Menschen beginnen zu darben, sie werden arbeitslos, der Sparpfennig ist bald aufgezehrt, die Lebensmittel werden kaum erschwinglich. Der Reiche und der Wohlhabende werden solche Nöte überstehen, aber die Massen der kleinen Beamten, der Handwerker und Krämer, der Arbeiter — wer schützt sie vor Mangel und Arbeitslosigkeit? Wahrlich, wer solchen Möglichkeiten gegenüber sich auf die Eröffnung neuer Landwege oder auf die Zufuhren aus neutralen Häfen verläßt, den beneiden wir nicht um sein leichtes Herz!

Nur eine starke Flotte kann uns in den Gefahren eines Seekrieges schützen. Jedoch wir brauchen gar nicht an die äußerste Möglichkeit zu denken. Die gesamte politische Konstellation erfordert es gebieterisch, daß Deutschland als starke Seemacht im XX. Jahrhundert sein mit schweren Opfern errungenes Ansehen, seinen Einfluß in Europa und der Welt zur Erhaltung des Friedens, zur Ausbreitung seiner Kultur und zur Förderung seines Wirtschaftslebens wahrt und mehrt. Tausendfältig in die Weltwirtschaft verwoben, hat das Deutsche Reich auch ein Anrecht, an der Beherrschung der Welt durch die weiße Rasse teilzunehmen. Nicht nur der Kampf um den Weltmarkt, auch der um die Weltmacht ist entbrannt, und wer hier beiseite steht, der sinkt aus der Reihe der gebietenden Großmächte hinab zu den Staaten zweiten und dritten Ranges. Die Jahrhundertwende wird zur Weltwende! Nicht Europa ist länger das politische Theater, sondern der Erdball. Großbritannien hat in drei Jahrzehnten sein Herrschergebiet verdoppelt. Rußland legt seine Hand auf den ganzen Nordosten von Asien und dringt unaufhaltsam gegen Indien vor. Frankreich baut sich ein riesiges Kolonialreich in Afrika und Asien auf. Japan tritt auf den Plan als starke Seegewalt in Ostasien und verfolgt weitaussehende Projekte. Nordamerika eignet sich die spanischen Kolonien an und hat seinen Platz im Rate der Völker. Die großen Staaten werden immer größer, die schwachen immer schwächer. Dies prophetische Wort des englischen Premierministers bewahrheitet sich mit überraschender Schnelligkeit. Spanien hat es an sich erfahren, wie eine Macht, der es an Wehrhaftigkeit zur See gebricht, förmlich ausgelöscht wird. Frankreich mußte in ohnmächtigem Grimm seine Trikolore in Faschoda und Maskat streichen, als die englischen Schlachtschiffe rüsteten. Die Niederlande bangen um ihre reichen Kolonien im fernen Osten. Denn eine neue Teilung der Welt hat begonnen. In China stoßen und drängen sich die Mächte um eine gewaltige Beute. In Persien, Afghanistan, auf dem Pamir stehen Russen und Briten sich gegenüber. Hinterindien wird aufgeteilt zwischen Engländern und Franzosen. Kein Jahr vergeht, ohne daß ungeheure Gebiete Afrikas dieser oder jener Großmacht zufallen. Vom Kap bis Kairo ist britische Losung, und kein Mensch vermag zu sagen, welch verzehrende Feuer noch aus dem gegenwärtig in Südafrika lodernden Kriege emporsteigen. Und in der Ferne taucht der wirtschaftliche und politische Kampf um Central- und Südamerika auf — eine unermeßliche Perspektive!

Rußland, Großbritannien und Nordamerika sind heute schon Weltreiche. Neben ihnen können sich nur noch Deutschland und allenfalls Frankreich behaupten. Wenn heute noch, wie jüngst in der Etatsberatung des Reichstags, Streit darüber entstehen kann, ob Deutschland Weltpolitik treiben will oder soll, so wird das Problem falsch gestellt. Es handelt sich für uns gar nicht mehr um Möglichkeiten, sondern um Notwendigkeiten, nicht um Zukunftspläne, sondern um Gegenwartsthatsachen. Und wenn jetzt das Wort vom „größeren Deutschland", in dem Sinne wie die Engländer vom Greater Britain, die Franzosen von der Nouvelle France, die Amerikaner vom Allamerika reden, Aufsehen und Widerspruch erregt, so vergißt man, daß dieser Ausdruck schon vor einigen Jahren vom Kaiser in der Rede angewendet

worden ist, die er zur fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Kaisertages von Versailles am 18. Januar 1896 hielt, da er sagte: „Unser Deutsches Reich ist ein Weltreich geworden. Tausende von deutschen Landsleuten wohnen in allen Teilen der Erde, deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ocean. An Sie also ergeht die ernste Pflicht, dieses größere Deutsche Reich auch fest an das heimische anzugliedern." Die viel bemerkte Rede des Grafen Bülow bei der Etatsdebatte im Reichstage ist eigentlich nur die weitere Ausführung dieses Grundgedankens. Deutschland lebt mit allen Mächten in Frieden, aber es will auch seinen Platz an der Sonne. Und sowohl für seine europäische wie für seine Weltpolitik bedarf es unter den gegebenen Verhältnissen einer starken Flotte. Wenn schon die wirtschaftlichen Seeinteressen ohne festen Schutz nach dem Worte eines Bürgermeisters von Hamburg einer Treibhauspflanze gleichen, die in raschem Wachstum Blätter und Blüten aussendet, ohne aber im Erdreich Halt zu haben, so gilt für die Politik noch weit mehr die Notwendigkeit der Macht. Dank seinem starken Landheer hat das Deutsche Reich jetzt drei Jahrzehnte den Frieden Europas gewahrt; ist es im Besitz einer starken Flotte, so kann es auch den Weltfrieden schirmen helfen.

Die anderen Weltmächte haben weit früher und weit energischer als Deutschland die Lehre aus den Thatsachen gezogen und beherzigt. Es ist wahrlich kein Zufall und keine Liebhaberei, wenn die letzten Jahre in England und Frankreich, in Rußland, Nordamerika und Japan gewaltige Marinerüstungen gezeitigt haben. England hat 1889 durch das Seeverteidigungsgesetz 439 Millionen auf einmal zum Ausbau der Flotte bestimmt; seitdem aber sind seine Jahresaufwendungen im Marineetat wiederum von 240 Millionen (1890) auf mehr als 500 Millionen (1899) gestiegen. Frankreich vermehrte sein Flottenbudget in der gleichen Zeit von 160 auf 240 Millionen, und in diesen Tagen ist in den Kammern der Antrag auf Bewilligung von 500 Millionen Francs für Schiffsbauten bewilligt. Rußland baut Schiffe über Schiffe, Nordamerika hatte vor zehn Jahren einen Marineetat von nur 90 Millionen, heute beträgt er — 312 Millionen! Was wollen dagegen die 160 Millionen besagen, die der deutsche Etat von 1900 für die Marine verlangt? Sogar Österreich und Italien beginnen wieder mit Anstrengungen, ihre Flotte zu vermehren. Nun hat ja Deutschland mit dem Gesetz vom 10. April 1898 einen Anfang gemacht, dessen Bedeutung aber weit mehr in der gesetzlichen Fundierung der Kriegsmarine liegt als in der effektiven Kraft, die damit unserer Seewehr zugeführt wird. Denn der Sollbestand der Flotte, wie er in diesem Gesetze vorgesehen ist, beträgt wenig mehr, als schon der Flottengründungsplan von 1873 bestimmt hatte. Wie sehr sich aber die Verhältnisse seit 15 Jahren geändert haben, beweist die Thatsache, daß anfangs der achtziger Jahre die deutsche Marine an Stärke und Gefechtskraft nur von der englischen und der französischen übertroffen wurde, gegenwärtig aber an 5. und 6. Stelle steht, noch hinter der russischen, amerikanischen und japanischen. In noch viel höherem Maße aber haben sich, wie wir oben mit einigen Strichen ausgeführt haben, umgekehrt die deutschen Werte erhöht, die die Flotte zu schützen berufen ist, und zudem hat sich, was den Ausschlag gibt, die politische Konstellation so verschoben, daß für die auswärtige Politik eine große Marine das unerläßliche Werkzeug ist.

Was ist nun unter einer großen Flotte zu verstehen? Hierüber haben die Militärs und die Techniker die Entscheidung. Ihr Maß wird genommen nach unseren Bedürfnissen und nach der Stärke der Gegner. Wie unsere Landarmee so groß ist, daß sie auch dem gewaltigsten Feinde im Kriegsfalle gewachsen ist, so muß auch die deutsche Flotte mit Aussicht auf Erfolg in einen Kampf mit dem gefährlichsten Gegner eintreten können. Nach Ansicht der Fachleute genügt dazu eine aus 4 Geschwadern mit je 8—10 Linienschiffen, 2 großen und 6 kleinen Kreuzern, sowie 8 Torpedoflotillen bestehende Kriegsmarine. Das bedeutet eine Verdoppelung des jetzigen gesetzlichen Sollbestandes, der indessen faktisch erst 1903/04 erreicht werden würde. England hat heute schon 69 Linienschiffe und 206 Kreuzer, Frankreich 40 Linienschiffe und 98 Kreuzer, Rußland 24 Linienschiffe und 42 Kreuzer, Nordamerika 17 Linienschiffe und 57 Kreuzer, und es ist sicher anzunehmen, daß diese

Länder sämtlich im Laufe der nächsten 10 bis 15 Jahre ihre Flotte beständig vermehren werden. Deutschland würde somit auch nach der Verdoppelung seiner Schlachtflotte höchstens als Seemacht zweiten Ranges dastehen. Da aber England in einem großen Kriege seine Streitkräfte unmöglich auf einem Punkt, in der Nordsee, versammeln könnte, sondern starke Geschwader im Mittelmeer und in Ostasien halten müßte, so glauben, wie gesagt, unsere Fachleute, daß Deutschlands große Flotte nicht über die angegebene Stärke hinauszugehen braucht. Außer der Schlachtflotte, deren Aufgabe die Beherrschung der heimischen Meere ist, kommt, angesichts der gewaltig gestiegenen Handels- und Kolonialinteressen in fernen Erdteilen, noch eine Vermehrung der großen Auslandskreuzer in Betracht, die von genügender Gefechtsstärke sind, um auch an Ort und Stelle ein entscheidendes Wort zu sprechen.

Das ist das Ziel, das amtlich bekannt gegeben ist. Über den Weg dahin dürfte so viel feststehen, daß zunächst ein drittes Geschwader gebaut wird. Mit dem Etatsjahre 1900 werden die letzten Neubauten aus dem Flottengesetz in Angriff genommen. Dann sind in den folgenden Jahren nur Ersatzbauten für alte Schiffe zu fordern. Damit würde also keine Vermehrung des Bestandes erreicht. Es kommt weiter dazu, daß nach Fertigstellung der fälligen Ersatzbauten eine mehrjährige Pause, von 1906 bis 1910, eintreten würde, in der so gut wie nichts an großen Schiffen zu bauen wäre, bis dann von 1911 ab in wenigen Jahren nicht weniger als 21 Linienschiffe und große Kreuzer ersatzfällig werden. Dies Schwanken in den Bauanforderungen müßte für unsere Schiffbauindustrie und die Zehntausende ihrer Arbeiter, für die Etatsaufstellung und die Finanzen, für die Auffüllung und Heranbildung des Offizierkorps und der Bemannung die nachteiligsten Folgen haben. Es stellt sich daher als logische Konsequenz der gesamten Verhältnisse das Verlangen ein, die nach dem jetzigen Gesetze im Kriegsschiffbau von 1901—1910 entstehende Lücke durch die Errichtung eines dritten Geschwaders auszufüllen, indem man in dem jetzt üblichen Tempo mit der alljährlichen Stapellegung von drei großen Schiffen gleichmäßig fortfährt. Das vierte Geschwader ergibt sich dann von selbst durch den Neubau der von 1911 ab ersatzfälligen Küstenpanzer als vollwertiger Linienschiffe. Dadurch wäre eine Stetigkeit der Entwickelung nach allen Richtungen gewahrt, die zugleich den weiteren großen Vorteil bietet, daß Deutschland bereits in sechs bis sieben Jahren über eine Flottenstärke verfügt, die es andernfalls, wenn nämlich die Vermehrung nach Ablauf des Sexennats, also im Etatsjahr 1904 beginnen würde, erst zehn Jahre später besitzen könnte — ein Säumnis, das sich in einer Zeit so plötzlicher politischer Wandelungen vielleicht furchtbar rächen würde.

Aber — hören wir auch diesen Einwand! — *kann* denn das Deutsche Reich diese Verdoppelung der Kriegsmarine leisten? An der Leistungsfähigkeit unserer Schiffsbauindustrie, die sich in kurzer Frist auf eine selbst vom Auslande bewunderte Höhe gehoben hat, ist nicht im mindesten zu zweifeln; im Gegenteil: die Werften haben sich jetzt schon auf den Bau von drei großen Schiffen jährlich eingerichtet und das Ausbleiben dieser Aufträge würde unberechenbare Schädigungen über große Arbeitermassen bringen, die aus Mangel an Beschäftigung entlassen werden müßten. Ebensowenig werden wir Not an Offizieren und Bemannung leiden. Der Ersatz des Offizierkorps, die Auffüllung des Bedarfs an Technikern, endlich der Andrang zur Mannschaft vollzieht sich jetzt in einem Maße, das erheblich über das Bedürfnis hinausreicht, und es wird nicht bestritten werden können, daß, je mehr die Kriegsflotte dem Bewußtsein unseres Volkes ein nationales Palladium wird, desto mehr auch unsere Jugend an ihren Ehren teilhaben will. Es bleiben also endlich noch die Finanzen zu berücksichtigen. Wir geben zu, daß dies eine sehr ernste Frage ist. Neben der schweren Rüstung unserer Landarmee, deren Erhaltung und Fortbildung unerläßlich ist, wird uns nun noch eine beträchtliche Last durch die Wehrkraft zur See auferlegt. Aber sollten wir nicht tragen können, was andere Staaten auch tragen müssen, weil es eben die Notwendigkeit erheischt? Frankreich und Rußland sind ebenso gewaltige Landmächte wir wir, und doch geben sie mit vollen Händen für die Flotte. England und Amerika, deren Aufwendungen für die Marine das Doppelte und Dreifache wie die unserigen betragen, sind jetzt durch die Ereignisse ge-

zwungen worden, auch für ihre Heere ungeheure Kosten auf sich zu nehmen. Und allen diesen Staaten gegenüber ist Deutschland in einer unvergleichlich günstigeren Position: jene müssen von ihren durch Steuern und Zöllen aufgebrachten Einnahmen enorme Summen vorweg für Zahlung ihrer Staatsschuldzinsen ausgeben, in Deutschland haben die Einzelstaaten dagegen so viel werbendes Staatsvermögen, besonders die Eisenbahnen, daß nicht nur die Staatsschuld daraus verzinst wird, sondern noch Hunderte von Millionen Ueberschüsse bleiben — in Preußen z. B. $11^3/_4$ Mark pro Kopf der Bevölkerung — Ueberschüsse, die natürlich zur Bestreitung notwendiger Staatsausgaben verwendet werden.

So kommt es, daß England bei einer Gesamtausgabe von 45 Mark pro Kopf nicht weniger als 33 Mark für Staatsschuld, Heer und Flotte ausgeben muß; in Frankreich fallen von den 65 Mark öffentlicher Lasten pro Kopf 41 Mark auf die genannten Zwecke, in Deutschland aber von 39 Mark nur 18 Mark 50 Pfennige. Betrachtet man die Aufwendungen für die Marine allein, so muß jeder Franzose hierfür jährlich 7 Mark, jeder Engländer 12 Mark und jeder Deutsche gegenwärtig $2^1/_2$ Mark tragen. Mit der geplanten Flottenverstärkung steigert sich der Betrag zwar erheblich; man hat berechnet, daß 1910 das Marinebudget etwa 250—260 Millionen Mark betragen wird. Aber dann haben wir voraussichtlich eine Bevölkerung von rund 65 Millionen, und auf den Kopf träfe danach ein Marineaufwand von noch nicht ganz vier Mark. Wäre das wirklich unerschwinglich? Kommen doch auf jeden Deutschen jährlich an Ausgaben für Bier, Wein, Branntwein und Tabak etwa 50—60 Mark! Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß die Mehrausgaben für die Flotte schon durch das natürliche Wachstum der Reichs- und Staatseinnahmen gedeckt werden, wie dies seit 1893 in Bezug auf die Steigerung der Aufwendungen für Armee und Marine thatsächlich der Fall gewesen ist. Aber selbst wenn neue Steuern notwendig werden sollten, so ist das kein so furchtbares Schreckbild, daß man schaudernd deshalb auf die unerläßliche Sicherung von Reich und Nation verzichten müßte. Noch sind reiche Quellen unserer wirtschaftlichen Produktionskraft kaum für den Staat flüssig gemacht, noch ist vor allem, wie dies das Flottengesetz von 1898 ausdrücklich bestimmt, die Tragfähigkeit der oberen Klassen einer weiteren Belastung unter Schonung der Massen sehr wohl zugänglich. Ein großes Volk muß sich seinen Wohlstand, sein Ansehen, seine Ehre auch etwas kosten lassen.

Die Ausgaben für die Wehrkraft eines Reiches stellen sich als eine Versicherungsprämie dar, die, so hoch sie auch an sich sind, doch ein unendlich viel größeres Gut der nationalen Wohlfahrt und Sicherheit verbürgen. Die Wehrkraft eines Staates, der im Frieden blühen und gedeihen will, muß aber heutzutage zwei kräftige Arme haben, das Landheer und die Flotte. Was die Vernachlässigung der Armee zu bedeuten hat, das erfahren heute die Engländer in Südafrika mit Grauen und Entsetzen; Ströme von Thränen, ein Meer von Blut, eine Erschütterung des ganzen Weltreiches sind die Strafe für die militärische Unzulänglichkeit. Wolle ein gütiges Geschick es verhüten, daß Deutschland eine ähnliche furchtbare Lehre je auf dem Meere erhalte, weil es versäumt hat, rechtzeitig sich die Seegeltung und eine starke Flotte zu schaffen. Es genügt nicht, daß man nach drei Seiten hin feste Dämme zieht, wenn die Sturmflut gerade durch die breite Lücke der vierten Seite hereinbrechen kann. Will das Deutschland des XX. Jahrhunderts leben, so muß es zur See fahren, will es zur See fahren, das heißt mit anderen Worten: Will es seinen Anteil am Weltmarkt und an der Weltherrschaft behaupten, ohne den heute ein Großstaat weder politisch noch wirtschaftlich leben und gedeihen kann, so bedarf es einer großen Kriegsflotte. „Die Waffen entscheiden über die Welt, und nicht die Überlegenheit der Kultur, sondern Streitbarkeit und Sinneseinheit erhalten die Völker" — das ist ein wahres und großes Wort. Möge unser Volk es beherzigen! Möge das neue Jahrhundert in seinem Beginn die Fürsten und die Nation entschlossen sehen, mit starken Armen die Rechte des Deutschen Reiches daheim und auf dem ganzen Erdenrund in der neu heraufziehenden Aera der Weltpolitik zu schützen und zu mehren: Bitter not ist uns eine starke deutsche Flotte!

Neues Leben.

Von

Helene Gräfin Waldersee.

Der träumende Wald ist wieder erwacht;
Die laue, lenzige Märzesnacht
Hat Leben geweckt in schlafender Stille;
— Wohlan! so geschehe des Frühlings Wille!
Durch totes Laub sprießt es jung und grün,
Märzveilchendüfte die Luft durchziehn;
Wie süße Rätsel aus Kindertagen
Hat die blauen Augen weit aufgeschlagen
Das Leberblümchen an moosigem Stein;
Durch kahle Büsche leuchtet der Schein
Von des Seidelbasts rosigem Blütenreis,
Und viel Anemonen in gelb und weiß
Erwachten schon längst vor den Osterglocken
Und schmücken die Flur mit schimmernden Flocken.
Die Haselnuß- und die Buchenblättchen
Entsteigen den engen, bräunlichen Bettchen
Als winziger Fächer lichtgrüne Schar;
Die Weiden prangen in goldigem Haar;
Schon liegt überm Walde zur Frühlingsfeier
Der zartgewobene, grünliche Schleier.
Es hämmert der Specht, und die Finken schlagen,
Zu neuem Leben will alles tagen,
Das, heilend die frostigen Winterwunden,
Der Zauberschlüssel der Hoffnung gefunden!
— Drum tief in das Jugendwunder hinein!
So viel du erfassest, so viel ist auch dein!
Für dich schmückt die duftende Erde sich neu,
Für dich scheint die Sonne! Für dich wird es Mai!
Um dich zu erwecken aus bannendem Wehe!
— Wohlan! des Frühlings Wille geschehe!

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

In Reims und Boursault.

(Aus der Mappe eines Kriegskorrespondenten.)

Von

Ludwig Pietsch.

(Abdruck verboten.)

Im Septemberheft der Monatshefte las ich den fesselnden, inhalt- und lehrreichen Aufsatz von H. van Zobeltitz über die Heimat des Champagners, dessen Geschichte und dessen Bereitung. Darin wurden zwei Orte genannt, die in meiner alten Seele eine Flut von Erinnerungen an andere neunundzwanzig Jahre zurückliegende Septembertage und das in ihnen an diesen Orten Erlebte erweckten. Diese heißen Reims und Schloß Boursault. Trotzdem sie so recht im Herzen der Champagnerheimat gelegen sind und das Schloß von der Veuve Cliquot gegründet worden ist, spielt der Champagner keine Rolle in diesen Erlebnissen — in den Bildern, die bei diesen Namensklängen an meines Geistes Auge vorüberziehen, nimmt nur eine einzige unterwegs gefundene und mit Reisegenossen geleerte Seltflasche eine Stelle ein. — Reisebilder aus großer Zeit zwischen gewaltigen weltgeschichtlichen und welterschütternden Ereignissen sind es; sie noch einmal nachzuzeichnen will ich versuchen.

Die Champagne stand seit dem Jahr 1792 in schlechtem Andenken bei uns Preußen. Unsere Truppen hatten ein Haar in dem Weine gefunden, den man ihnen damals und dort kredenzte. Die Erinnerungen an die „Champagne pouilleuse," an die Kanonade von Valmy und den traurigen ruhmlosen Rückzug nach all den großsprecherischen Proklamationen und Drohungen gegen das revolutionäre Frankreich gehörten zu den trübsten und beschämendsten in der Geschichte Preußens. Der größeste und berühmteste aller „Schlachtenbummler", Wolfgang v. Goethe, hat diese Vorgänge in unschätzbaren, treuen, unvergänglichen Wirklichkeitsbildern festgehalten. Achtundsiebzig Jahre waren seitdem verflossen. Nun war die Schmach von damals gründlich ausgelöscht. Unsere Heere zogen über die Schauplätze der damaligen

Tragikomödie, die Herzen von stolzem Kraft- und Siegesbewußtsein geschwellt. Am Tage von Sedan war der trügerische Bau des zweiten französischen Kaiserreichs durch furchtbare Wetterschläge zerschmettert in Trümmer gesunken, und offen vor den Siegern lag die Straße nach Paris. Unaufhaltsam wälzten sich unsere Heere diesem gemeinsamen Ziele zu, nur das eine, vom Prinzen Friedrich Karl befehligte, zurücklassend, welches die waffenstarrende „jungfräuliche“ Feste Metz mit ehernen Armen unentrinnbar umklammert hielt. Mir war das Glück geworden, im Hauptquartier der III. Armee, in der Umgebung „Unseres Fritz“, des preußischen Kronprinzen, seit dem Tage von Wörth als Berichterstatter und Zeichner mitzuziehen und die Vorgänge des Krieges bald gleichsam „aus der ersten Rangloge“, mit dem Prinzen-Oberfeldherrn und Adjutanten, bald zwischen den avanciertesten Vorposten, herzlich aufgenommen von Offizieren und Mannschaften, mitanzusehen und mitzumachen. Auf gut Glück war ich, leichtherzig auf günstige Zufälle hoffend und vertrauend, ohne auch nur einen Passierschein zu besitzen, der dritten Armee nachgefahren. Durch wundersame, abenteuerlich ineinander greifende glückliche Umstände gefördert und beschützt, war ich fast ungehindert bis auf das Schlachtfeld von Wörth noch während des Entscheidungskampfes gelangt. Beim Ausmarsch des Hauptquartiers aus Sulz am Morgen des zweitnächsten Tages, des 8. August, hatte ich zwischen Marketenderwagen, ratlos und an der Möglichkeit des Weiterkommens fast verzweifelnd, gestanden. Da sah und erkannte mich der Kronprinz, winkte mich herbei, lud mich ein, bei ihm zu bleiben, und wies mir in gütigster Weise einen Platz in seinem ihm folgenden Wagen neben Gustav Freytag, dem offiziellen litterarischen Mitgliede seines Hauptquartiers, an. Was ich nie zu hoffen und zu träumen gewagt, sah ich plötzlich zur schönsten Wirklichkeit geworden. Seitdem definiere ich den Begriff „Glück haben“ damit: genau in der richtigen Sekunde auf der richtigen Stelle zu sein.

Doch nicht davon und nicht von der freudigen, kampflosen Kriegsfahrt durch die schönen Lande des östlichen Frankreich während der nächsten drei Augustwochen, von unserm Aufenthalt in Nancy, dem Reflex der blutigen Tage von Coulmiers, Vionville, Marslatour und Gravelotte auf die III. Armee und ihr Hauptquartier, von der Rechtsschwenkung von Revigny ab, vom Zuge durch die Ardennen, dem glorreichen Gegenstück des Rückzuges von 1792, von Beaumont und Sedan will ich hier erzählen, sondern von jenen Tagen, die auf die der großen Entscheidungen, den 1. und 2. September, folgten und in denen unser Weg uns nach Reims und Bourfault führte.

Am 4. September war das kronprinzliche Hauptquartier von Donchéry, wo es seit dem Abend des 1. gelegen hatte, aufgebrochen. Dort waren die beiden Generalärzte Dr. Wilms und Böger mit ihren Assistenten und Heilgehilfen zurückgeblieben, um an den Verwundeten von Sedan noch zwei Wochen lang ihre segensreiche Thätigkeit auszuüben. Nur der dritte in ihrem Bunde, Generalarzt Dr. Wegener, Leibarzt des Kronprinzen, begleitete das Hauptquartier auf seinem Weitermarsch. Das Ziel jenes ersten Tages war das sieben Meilen in südwestlicher Richtung von Donchéry gelegene Attigny, ein Landstädtchen mit 1500 Einwohnern, das durch einen architektonisch sehr merkwürdigen Thordurchgang und die sich dahinter erhebende alte Kirche unser lebhaftes Interesse erregte. Der erstere trägt das unverkennbare Gepräge der Mitte des XVI. Jahrhunderts, was die Einwohner indes nicht hindert, in ihm den Rest eines Palastes Karls des Großen zu sehen. Die Kirche bildet ein seltsames Kompositum alter Bauformen, die einander vom XII. bis zum XVII., vom romanischen bis zum Barockzeitalter in Frankreich abgelöst haben. — Der Marsch des nächsten Tages endete sechs Meilen von Attigny in dem Städtchen Warmeriville, einem langgestreckten Fabrikort mit 2000 Einwohnern, großen Spinnereien, Arbeiter-Musterwohnungen und schönen Parkanlagen. Im Hause des größesten Spinnereibesitzers hatte der Kronprinz Quartier genommen. Unvergeßlich bleiben mir die Stunden des herrlichen lauen Mondabends, die ich dort auf der Parkterrasse mit den Herren des Hauptquartiers in seiner Nähe verbracht habe und seine Gespräche über die Ereignisse der letzten Tage und die wahrscheinlich bevorstehenden.

Am nächsten Morgen wurde zum Marsch nach Reims aufgebrochen. Von meinem gütigen Gönner, Generalarzt Dr. Wegener, eingeladen, machte ich diesen Marsch in dessen Wagen an seiner Seite, unmittelbar hinter dem des Kronprinzen herfahrend, bei strömendem Regen mit. Durch die dichten Tropfenschleier wurde über dem Hügelgrat, zu dem die Landstraße aufstieg, schon aus weiter Ferne das schwere Türmepaar der Kathedrale sichtbar. In die vom Regen überschwemmten Straßen hielten wir unsern Einzug.

Unterwegs hatten wir in den Dörfern bereits die angeschlagenen großen fettgedruckten Proklamationen gelesen, in welchen die provisorische Regierung dem französischen Volke die am vorgestrigen Tage erfolgte Entthronung der Napoleoniden und die Errichtung der einen und unteilbaren République Française kund und zu wissen that. Andere um einige Tage ältere Kundgebungen, die wir an den ersten Häusern von Reims angeschlagen fanden, waren noch von den kaiserlichen Behörden, die letzten vom Maire der Stadt unterzeichnet. In den Proklamationen vom 1. und 2. September fordert die Regierung noch alle Franzosen auf, sich nicht etwa kleinmütig dem drohenden Schicksal zu unterwerfen, sondern sich zu erheben und den Kampf gegen die Barbaren bis aufs Messer zu führen. Dann aber folgte die Depesche des Marschalls und Kriegsministers Palikao vom 3.: Un malheur terrible a frappé la France. Der Kaiser und „40000“ Mann (in Wahrheit bekanntlich 110000) seien gefangen. Die Bekanntmachung des Maires vom 4. aber erklärte, jeder Widerstand wäre Wahnsinn; alle kaiserlichen Behörden hätten sich aus der Stadt entfernt; und er beschwöre die Bürger, „den Tod im Herzen“, ruhig zu erdulden, was abzuwenden für sie unmöglich sein würde.

Diesem guten Rat waren nicht alle guten Bürger gefolgt. Eine patriotische Unbesonnenheit war begangen, welche der Stadt leicht hätte verderblich werden können. Bei dem am 4. erfolgten Einzuge des VI. Armeekorps war aus einem Eckhause auf die Husaren der Avantgarde gefeuert, ein Mann war verwundet, einer getötet worden. Nach Kriegsrecht sollte das Haus zur Strafe rasiert werden. Aber König Wilhelm, der kurz vor dem kronprinzlichen mit seinem Hauptquartier in Reims eingetroffen war, hatte auf die dringenden Vorstellungen und Bitten des Maire und der Kommune Gnade für Recht ergehen lassen und das Haus verschont, an dem wir noch dessen Todesurteil in französischer Sprache angeschlagen fanden. Ob das damals kursierende Gerücht begründet gewesen ist, daß die einzige der Stadt auferlegte Buße in der Lieferung von zweitausend Flaschen Champagner an jenes Husarenregiment bestanden hätte, kann ich heute so wenig beschwören, wie ich es damals konnte.

In jenen Septembertagen war das Wort der Schillerschen Jungfrau von Orleans: „Das weite Reims faßt nicht die Zahl der Gäste," wohl noch zutreffender, als in der Zeit der Krönung und Salbung des von jener „Gottgesandten" hierher geführten Dauphins Karls VII. Nach dem sechsten Korps hielt das ganze württembergische seinen Einzug. Und welches Heer von Souveränen, Prinzen, Ministern, Feldherren, Offizieren, Diplomaten war im Geleit und Gefolge des Königs und des Kronprinzen in der Stadt zusammengeströmt! Der erstere mit seinem Hauptquartier war im erzbischöflichen Palast an der Südseite der Kathedrale einlogiert, der Kronprinz in dem großen Hotel eines der reichsten Champagnerfabrikanten, das in einer schwer auffindbaren Seitenstraße liegt. Die Arbeiten in allen den zahlreichen Fabriken der gewerbfleißigen Stadt stockten gänzlich. Scharen unbeschäftigter Arbeiter belebten im Verein mit unseren Soldaten die Straßen, engen Gassen und weiten Plätze der Stadt. Von fanatischer Erregung aber ließ diese müßige Volksmenge kaum etwas spüren. Desto schaulustiger und neugieriger zeigte sie sich. „Le vieux Guillaume", le prince royal und Bismarck vor allen waren die Gegenstände ihrer beständigen Beobachtung. Mit „Erstaunen und mit Grauen" wurden sie, wa sie erschienen, angeschaut und von den Umherstehenden einander gewiesen.

Wie in jeder Stadt und jedem Dorf, die wir seit Wörth passiert hatten, war mir auch in Reims durch unseren liebenswürdigen jungen Quartiermacher, den Dragonerleutnant von Bissing, eine Wohnung zugewiesen worden, in der ich die gastlichste Aufnahme und den behaglichsten Aufenthalt fand. Es war das Haus eines großen reichen Spinnereibesitzers, der zugleich zu den gläubigsten Katholiken und ergebensten Söhnen der Kirche gehörte. Der kinderlose Mann war völlig in den Händen der römischen Priesterschaft. Die Wanddekoration der Zimmer und Säle seines Hauses bestand teils aus Heiligenbildern mannigfachster Art, teils aus Bildnissen Papst Pius' IX. und verschiedener Priester. Ein großes Gruppenporträt zeigte den frommen Hausherrn selbst von sechs geistlichen Herren umgeben. Die Gesinnungen, die sich in diesem Bilderschmuck seiner Wohnung bekundeten, offenbarten sich in seinem ganzen Verhalten und allem, was er sprach. Ihm waren bereits, als ich mich mit meinem Quartierzettel meldete, sechs preußische Sergeanten und dreißig Musketiere ins Quartier gelegt worden. Aber er nahm diese Last wie jede andere, die der Krieg brachte, fromm ergeben auf sich. Seine schon bejahrte Gattin und zwei ebenso alte Bonnen, die seinen Hausstand besorgten, bewiesen diesen ungeladenen Gästen eine großartige Gastfreundschaft. Die Sergeanten, die, wie ich an der überreich besetzten Frühstücks-, Mittags- und Abendtafel des Hauses mit jenen vieren speisten, kamen sich vor, wie im Schlaraffenlande. Der Hausherr würzte die zahlreichen Gänge der Mahlzeiten mit merkwürdigen Betrachtungen über den unheilvollen Krieg. „Heilige Bischöfe hätten längst vorausgesehen, daß Frankreich von solcher harten Strafe getroffen werden würde. Gottes Zorn sei aufs äußerste erregt worden durch die frevelhaften Entweihungen der Sonn- und Feiertage. Sei es doch hier in Reims vorgekommen, daß in den Fabriken an solchen Tagen bis zu sechs Stunden gearbeitet worden wäre! Da hätte der Herr sich denn Bismarck zur Geißel ausgewählt, als Vollstrecker des Strafgerichts, das er über das sündige Frankreich loszulassen beschlossen habe."

Von den Vorgängen in der Gegenwart, wie sehr sie auch dazu angethan waren, mein ganzes Interesse, mein Denken und Fühlen in Anspruch zu nehmen, wurde es während dieser Tage meines Aufenthalts in Reims doch immer wieder mächtig abgezogen durch das gewaltige Denkmal mittelalterlicher Kunst, die herrliche Kathedrale, ihre gesamte architektonische Gestalt, wie ihre Details und ihre verschwenderische, zuweilen ganz wundervolle plastische Dekoration. Besonders waren es die so unvergleichlich hoheit- und anmutreichen, eigentümlich schwunghaft graziösen Meisterwerke der Skulptur aus der Blütezeit der französisch-gotischen Schule des XIII. Jahrhunderts, die mich immer wieder in ihre Betrachtung gebannt hielten! Die Statue des Erlösers auf dem Mittelpfeiler des nördlichen Querhausportals, die Gestalten heiliger Männer und Frauen in den Laibungen des mittleren Hauptportals der westlichen, der Turmfassade und in denen der nördlichen Seitenpforte in dieser.

Ist der Eindruck der Kathedrale, zumal wenn man von dem engen Gäßchen her, das direkt auf diese Fassade zuführt, sie zuerst erblickt, schon ein wahrhaft überwältigender, so wurde er doch fast noch überboten durch den des dreischiffigen Inneren, mit den himmelanstrebenden Wölbungen seines Mittelschiffs und mit der hochgelegenen Tribuna. Man hat die Empfindung, als stände dies Innere da, so fertig aus einem Guß, wie sein Plan und Bild in der Seele des Baumeisters aufgegangen wäre. Das Verhältnis des zu ungeheurer Höhe aufsteigenden Mittelschiffs zu den drei niedrigen Seitenschiffen wiederholt sich im Querhause. Der Umgang um den hohen Chor hat die volle Breite der Seitenschiffe, und daran legt sich dann noch der Kranz der dreiseitigen, mit den schönsten Sterngewölben

überdachten Kapellen, mit ihren meist baracken Altären. Von wunderbarer Pracht und Schönheit sind die alten gemalten Fenster, die in ihren Farbenkombinationen den herrlichsten Orientteppichen gleichen und in deren Anblick das Auge sich berauschend schwelgt. Das Geheimnis, solche Farbenwirkungen von so bestrickendem Zauber hervorzubringen, ist der Glasmalerei verloren gegangen.

Aber aus allen solchen künstlerischen Schwelgereien wurde man bei den Besuchen der Kathedrale doch immer wieder herausgerissen durch den Anblick der Männer, welchen man in diesen Hallen begegnete. Während letztere das mächtig dahinflutende Meer der Akkorde der meisterlich gespielten Orgel durchbrauste, sah ich durch das Hauptportal König Wilhelms ehrwürdige Gestalt und die des Kronprinzen eintreten und mit bewundernden Blicken die Räume durchschweifen. Mattke wandelte zwischen den Pfeilern; Bismarck, den Galdhelm im Arm, stieg die Stufen der Tribuna hinan, und sein Palasch klang im Aufschlagen gegen die Steine, auf denen so viele Könige Frankreichs gekniet haben, die Steine, welche Jeanne d'Arcs Fuß betrat, nachdem sie Karl VII. sein Reich von einer anderen Invasion durch fremde Macht gerettet. Welche Erinnerungen und welche Vergleichungen drängten sich uns auf! —

In der Morgenfrühe des 9. September bei strömendem Regen trat das kronprinzliche Hauptquartier seinen Weitermarsch von Reims an. Die schnurgerade Chaussee, auf der sich die Wagen und Reiter gegen Westen dahinbewegten, stieg beständig hügelauf und hügelab. Vom Geh. Intendanturrat Baretzky war ich eingeladen, in seinem geschlossenen Wagen mitzufahren. Beim Frühstücksrendezvous wurde die einzige Flasche Champagner geteilt, von der ich in der Champagne getrunken habe.

Und weiter ging es bei Regen und heulendem Winde durch die anmutige bergige Landschaft mit dem Kanal am Fuße der Höhen nach Epernay; an dessen leerstehenden Bahnhof ohne Aufenthalt vorüber, dann noch eine Meile im Thal und wieder bergan zum Park von Bourfault (nahe dem gleichnamigen Dorfe), dem schönen ausgedehnten Besitztum der berühmtesten aller Witwen, der Veuve Cliquot.

Sie hatte damals bereits das Zeitliche gesegnet. Schloß und Park waren in den Besitz ihres einen Schwiegersohnes, des Grafen Chevigny, übergegangen. Dem aber hatte es durchaus nicht beliebt, seine deutschen Gäste hier zu empfangen, und wie so manche von ihnen sicher gehaßt hatten, freigebig reichlich mit dem „Segen des Champagner Weinbergbaues" zu bewirten. Nur Kastellan, Gärtner und niedriges Dienstpersonal war zurückgelassen, und trotz der eindringendsten Nachforschungen in den Räumen aller Stockwerke des neuen unteren Hauptschlosses — eines ungemein malerischen reizvollen Gebäudes im Stile der altfranzösischen Herrenschlösser, wie Chambard u. a., mit Donjons, hohen Kegeldächern, Türmen und Erkern — wie des durch einen breiten Wiesenhang davon getrennten älteren „Petit château", gelang es nicht, auch nur eine einzige Flasche Sekt weder von der Witwe eigner Marke, noch von anderen aufzufinden.

An den Namen des Grafen Chevigny, von dessen schwiegersöhnlichem Verhältnis zur Veuve Cliquot ich hier zum erstenmal Kenntnis erhielt, knüpften sich für mich seit einigen Jahren nur angenehme Vorstellungen. Er ist der Verfasser einer Sammlung von gereimten Erzählungen im Genre derer des Fabeldichters Lafontaine, meist ziemlich scharf gesalzener galanter Geschichten, die er unter dem Titel „Contes Rémois" (Reimser Erzählungen) herausgegeben hat. Ihr litterarischer Wert ist sehr mäßig. Nach Inhalt und Form sind sie den berühmten Lafontaineschen treulichst nachgebildet. Aber dennoch ist dies Buch, das längst schon meine Bibliothek zierte, eine der köstlichsten und begehrenswertesten Publikationen — dank den wundervollen kleinen Meisterwerken, Holzschnitten Meissonierscher Zeichnungen, mit denen es illustriert ist. Als Kompositionen, wie in Bezug auf die Zeichnung und Durchführung sind sie einzig den vollendetsten Illustrationen Adolf Menzels zu Kuglers „Friedrichbuch", zur Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen, zum „Blitzschlosser" und zu H. von Kleists „Zerbrochenem Krug" an die Seite zu stellen.

Der Kronprinz, die Herren seines Stabes und die Mehrzahl der begleitenden Fürstlichkeiten nahmen in dem unteren Schlosse, die anderen mit ihrem Gefolge im oberen petit château ihre Quartiere. Ich fand das meine in des letzteren Nähe in der Gärtnerwohnung und dort zugleich freundliche Aufnahme und Bewirtung mit Rotwein und Früchten. Als am anderen Tage gegen Mittag der Regen endlich aufgehört hatte, ging ich hinunter, um mir das Schloß im Inneren anzusehen. Dort traf ich den Kronprinzen an, von dem ich in der liebenswürdigsten Weise begrüßt wurde. Das ganze Bauwerk reizte unwiderstehlich dazu, es zu zeichnen. Ich nahm draußen meinen Standpunkt, begann damit und setzte die Arbeit bis zur Dämmerung fort. —

Ein anderer Besuch hatte der kleinen alten Dorfkirche von Bourfault gegolten, einem durch seine glücklichen Verhältnisse und trotz der verschiedensten Entstehungszeiten seiner Teile — des Langhauses in der Übergangszeit vom romanischen zum gotischen Stil, des Chores im XV. und XVI. Jahrhundert — dennoch wohlthuend harmonisch wirkenden, für eine Dorfkirche künstlerisch merkwürdig reich ausgestatteten Gebäude. Diese Ausstattung dankte die Kirche vor allem den eifrigen liebevollen Bemühungen ihres Pfarrers, eines freundlichen Herrn mit einem, sein ganzes reines Innere offenbarenden wahrhaft kindlichen Gesicht. Schon in einer früheren Pfarre hatte er sich durch Opferung seines ganzen Vermögens zu kirchlichen Zwecken, der Verschönerung seiner Kirche, ruiniert. Und zum Überfluß hatte ihm dieser fromme Übereifer gar noch die Mißbilligung seiner bischöflichen Behörde und seine Versetzung hierher eingetragen, wo er es dann gerade ebenso machte. Er schnitzte selbst sehr geschickt in Holz und verstand seine fleißigen Hände jederzeit, ja gut wie seine Bitten und Beredsamkeit seinem Lebenshauptzweck förderlich und dienstbar werden zu lassen. So war seine kleine

Kirche mit ihrem dreischiffigen Langhause, ihrer sechsseitig abschließenden Apsis, den farbig leuchtenden gemalten Fenstern, der stilgerechten Dekoration des Altars und der Wände des Querschiffes ein wahres Schmuckkästchen, das seinen Pfarrer lobte. Eins jener gemalten Fenster machte zum Teil eine überwiegend humoristische Wirkung. Es muß von Madame Veuve Cliquot oder ihrem gräflichen Schwiegersohne gestiftet worden sein. Das große Hauptbild, auf das sich jene Bemerkung nicht bezieht, stellt eine Himmelfahrt Mariä dar. In der Predelle darunter aber sind die Donatoren gemalt: in der einen Ecke der Graf, dessen Antlitz mir von dem feinen „Contes Rémois" vorgedruckten gestochenen Porträt her bekannt war, im braunen Jacket und grauen Beinkleidern, ein Stöckchen in der Hand; ihm gegenüber die Witwe Cliquot, den Scheitel mit großer weißer Haube bedeckt, im hohen grünen Kleide nach der Mode der dreißiger Jahre, mit weiten Gigotärmeln; vor ihr, am Betpult knieend, ihre Tochter, die Frau Gräfin, in blauer Robe; das Ganze höchst philistriös und „bourgeois".

Auf den ziemlich trüben Tag war eine klare linde Mondnacht gefolgt; auf diese ein Septembersonntagmorgen von strahlender Schönheit, taufrisch, mit goldenem Sonnenschein. Während in der Frühe die Nebelwolken noch über den Thälern brauten und dampften, glänzten dort unten die grauen, launisch geformten Schieferdächer des neuen Schlosses wie Silber von den ersten, jene Dunstschleier durchbrechenden, unverhüllten Strahlen getroffen. Mit unbewegten Blättern, gleich festen Massen aus gold-grüner Bronze, standen die mächtigen Linden- und Platanengruppen auf dem taublitzenden Wiesenplan, der sich sanft zum Schlosse hinabsenkt. Das Schnattern der Elstern in den laubigen Wipfeln, deren lange Schatten sich von Osten her weit über den saftig grünen Rasenteppich streckten, und die Glocken der kleinen Dorfkirche hier oben nahe dem alten petit château waren mit dem zierlich spielenden Anschlagen der Viertelstunden im Thore des unteren Schlosses die einzigen Klänge, welche durch die tiefe Stille hallten. Ein hier oben aufgefahrener Munitionswagen des 37. schlesischen Infanterieregiments und die von hier aus winzig klein erscheinenden unten auf der Wiese rangierten Kolonnenwagen erinnerten allein in dieser friedlichen Sonntagsstille an den wirklichen Zustand und an den Grund unseres Hierseins.

Eine Gruppe von Offizieren des Hauptquartiers hatte den Ruhetag benutzt, um in den großen Waldungen, welche die hinter dem Park ansteigenden Höhen bedecken, zu jagen. Andere mit künstlerischen Neigungen und Talent begabte Herren thaten wie ich und versuchten Bilder des reizenden Schlößchens und seiner landschaftlichen Umgebung von der rechten und der linken Seite, von der Höhe her und im Thal mit Bleistift und Aquarellpinsel auszuführen. Der Kronprinz fand auf seiner Morgenpromenade durch den Park zu seinem lebhaft geäußerten Amüsement auf Anlagen und Aussichtsplätzen eine ganze kleine Akademie landschafternd thätig.

Der Abend war dieses unvergeßlichen Tages würdig. In dem hohen, prächtig und vornehm angelegten und eingerichteten Salon im Erdgeschoß des neuen Schlosses vereinigte sich die ganze Gesellschaft des Hauptquartiers zur festlichen Tafel um den erlauchten Führer der dritten Armee, und nach dem Diner, bei dem, wie fast immer in diesem Feldzug, nur Weiß- und Rotwein kredenzt wurde, blieb man noch lange in angeregtestem Gespräch und, abwechselnd damit, den virtuosen Vorträgen des Grafen Solms — des musikalisch wie malerisch reich veranlagten preußischen Gesandten in Madrid, der das Hauptquartier begleitete — auf einem vorzüglichen Flügel, lauschend, beisammen. In die friedlich und heiter behagliche Stimmung dieser Abendstunden klang aber zuletzt noch ein schriller Ton aus der bitterernsten Wirklichkeit: die eben eingetroffene Nachricht, daß die Citadelle von Laon bei der Übergabe an den preußischen Sieger durch einen fanatischen französischen Soldaten in die Luft gesprengt worden sei, wobei 50 preußische Jäger und 300 französische Mobilgarden mitaufgeflogen, viele unserer Jäger und Prinz Heinrich von Mecklenburg verwundet wären.

Es fehlte sehr wenig, und Schloß Bourfault, in dem und in dessen Umgebungen wir — abgesehen von diesem erschütternden letzten Eindruck — so stillfrohe Stunden während der beiden Ruhetage verlebt hatten, wäre wie jene Feste, wenn auch auf andere Manier und durch deutsche Hände, vom Angesicht der Erde vertilgt worden, dem strengen Gesetz des Krieges zum Opfer gefallen. Der noch 10000 Francs betragende Rest einer bei Sedan erbeuteten französischen Kriegskasse, der vom Hauptquartier der dritten Armee mitgeführt wurde, war, wie sich beim Abmarsch aus Bourfault herausstellte, aus dem Quartier der Intendantur im Dorfe Bourfault anscheinend durch Diener aus dem Schlosse gestohlen worden. Man drohte mit der Niederbrennung von Schloß und Dorf, wenn das Geld nicht innerhalb zweier Tage herbeigeschafft und die Schuldigen ausgeliefert würden. Zum Glück wirkte diese Drohung. Kasse und Diebe wurden gefunden, und das Erbe der Veuve Cliquot blieb von jenem grausamen Geschick verschont.

Die Herren Diebe von Bourfault schienen übrigens neben der großen auch die kleine Beute nicht zu verschmähen. Wurde mir doch dort aus meinem Zimmer mein mir so unentbehrlicher kostbarer Krimstecher gestohlen, mit dem mich ein befreundeter großer Optiker in Berlin für meine „Campagne in Frankreich" ausgerüstet gehabt hatte. Und leider unterließ es unser Kommando, die Erhaltung von Schloß und Dorf Bourfault noch von der Wiedergabe dieses Glases an den beraubten Eigentümer abhängig zu machen. Ich habe es nie wiedergesehen, und die Erinnerung an seinen Verlust wirft auf die sonnigen Bilder, welche der Name Bourfault in meiner Seele wieder wachruft, den einzigen trübenden Schatten.

Amenophis IV. und seine Gemahlin. Entwurf eines Bildhauers. Im Museum zu Berlin

Ein religiöser Reformator im alten Ägypten.

Von

Georg Steindorff.

Mit einem Einschaltbilde und dreizehn Textillustrationen.

(Abdruck verboten.)

Im Jahre 1392 v. Chr. war in Theben, der Hauptstadt des großen ägyptischen Weltreiches, tiefe Trauer eingezogen. Nach 35jähriger glücklicher Regierung, während deren fast ununterbrochener Friede geherrscht hatte, war der Sohn des Sonnengottes Pharao Amenophis III., oder wie er mit seinem offiziellen Namen hieß, „der König von Ober- und Unterägypten Neb-me-re", aus dem Leben geschieden. Aus dem prächtigen Königspalaste, den sich Amenophis III. in dem am linken Nilufer gelegenen Teile der Residenz erbaut und wo er lange Jahre hindurch an der Seite der „großen königlichen Gemahlin" Teje seinen Hofhalt geführt hatte, bewegte sich nun ein langer, feierlicher Trauerzug der Totenstadt zu. Dort in einem düsteren, schweigsamen Thale des libyschen Gebirges, abseits von den Gräbern seiner Väter hatte sich der König eine Felsengruft anlegen lassen; hier fand seine Mumie, nachdem die zahlreichen Totenceremonien der Sitte nach vollzogen waren, ihre letzte Ruhestatt, hier im Westen ging die „Sonne beider Ägypten" zu Rüste. Bis an die fernsten Grenzen des Großen Reichs, die im Süden bis tief in den Sudan hinein, im Norden bis an die flachen Ufer des Euphrat reichten, drang die Kunde von dem Ableben des Herrschers, und von den fremden Fürsten, mit denen einst der dritte Amenophis Freundschaft gehalten und in beständigem brieflichem Verkehr gestanden, trafen Beileidsschreiben für seine Witwe und für seinen noch jugendlichen Sohn und Nachfolger ein. So schrieb Tuscharata, der König des nordsyrischen Reiches von Mitani, der einst sogar seine Tochter dem jetzt Verstorbenen zum Kebsweibe gegeben hatte, dem neuen Herrn, daß er an dem Tage, wo man ihm den Tod „seines Bruders" gemeldet, Thränen vergossen und vor Betrübnis „weder Speise noch Trank" zu sich genommen habe. „Und ich sprach: ‚Wenn ich doch lieber gestorben wäre, und (dafür) mein Bruder, den ich liebte und der mich liebte, noch am Leben wäre — bei Himmel und Erde würden wir uns dann lieben und jene (alte) Freundschaft in unserem Herzen weiterhin beweisen.'"

Abb. 1. Bildnis Amenophis' III. aus einem Grabe zu Theben. Original im Museum zu Berlin.

Der König war tot. Noch an demſelben Tage, wo er geſtorben, trat ſein Sohn die Regierung an und „ſetzte ſich auf den Thron des Vaters“. Wie dieſer, hieß auch er Amenophis — in dem Reiche der Pharaonen der vierte dieſes Namens — und nach altem Brauche legte er ſich bei der Krönung noch einen Vornamen „Neſer-cheperu-re, d. i. „ſchön ſind die Geſtalten des Sonnengottes“ bei. Von der äußeren Erſcheinung des jungen Herrſchers können wir uns nach den zahlreichen von ihm erhaltenen Porträts eine deutliche Vorſtellung machen: ſein Körper war ſchlank und mager, die Waden waren ſelbſt für einen Ägypter auffallend ſchwach entwickelt und ſtanden zu den dicken Oberſchenkeln und dem aufgedunſenen Leibe in ſeltſamem Gegenſatze. Auf dem langen und dünnen Halſe ſaß ein unſchönes Geſicht; ein ſchmaler Kopf, mit ſcharf ausgeprägten Backenknochen und einem ſpitzen Kinn, das ſtark nach vorn hervortrat.

Seine Erziehung hatte der neue Herrſcher, wie wohl richtig vermutet wird, bei der Prieſterſchaft in Heliopolis genoſſen, die ſich ſeit dem früheſten Altertume beſonderer Weisheit rühmen durfte. Von ihr hatte er auch die Lehre empfangen, daß der Sonnengott der größte von allen Göttern ſei, deſſen gleichen es nirgends gebe, und daß er, „der in beiden Horizonten wohnende“, oder wie es auf ägyptiſch hieß, der „Re-Harmachis“, auch den Anſpruch auf die allgemeinſte Verehrung und den reichſten Beſitz an irdiſchen Gütern habe. Seien doch alle Götter ſchließlich nichts weiter als andere Geſtalten, andere Erſcheinungen des Sonnengottes, nur Offenbarungen desſelben unter verſchiedenen Namen. Wenn etwa ſeit einem Jahrhundert der Lokalgott von Theben, Amun, zum Nationalgotte des ägyptiſchen Weltreichs geworden war und ſeine Prieſter durch die verſchwenderiſchen Geſchenke der Könige eine immer größere Macht erlangt hatten, ſo war das in den Augen des alten vornehmen Klerus von Heliopolis eine Anmaßung, eine Zurückſetzung ihres eignen Gottes, die man nur widerwillig ertragen konnte. Man wartete dort nur auf die Gelegenheit, die verlorene Macht über die Geiſter wiederzugewinnen und dem Amun ſowie ſeinen irdiſchen Vertretern den friſchen Einfluß, den ſie auch in der Politik erlangt hatten, wieder zu entreißen. Wie es den Heliopoliten ge-

Abb. 2. Tempel Amenophis' III in Luſſor, von Nordoſten aus geſehen.

Abb. 3. Liegender Widder, das Ebenbild des Amun.
Von Amenophis III., der vorn zwischen den Beinen des Tieres dargestellt ist, geweiht. Im Museum zu Berlin.

lungen war, den Kronprinzen, den Sohn Amenophis' III., auf ihre Seite zu ziehen, wissen wir nicht; aber das ist sicher, daß er ihre Ansprüche anerkannte und gleich ihnen von bitterem Haß gegen alles, was mit Amun zusammenhing, erfüllt wurde. Und noch mehr als das! In der theologischen Schule von Heliopolis war eine Geheimlehre ausgebildet worden, die nicht in dem allem Volke bekannten, sperberköpfigen Re-Harmachis die reinste und edelste Form des Sonnengottes sah, sondern noch eine andere Gestalt desselben, das Sonnengestirn selbst verehrte, das sich nicht als Mensch offenbarte, sondern als glühender Ball jeden Morgen am Himmel erschien und mit seinen Strahlen der Welt Licht und Leben brachte. Ihm hatte man auch einen besonderen, geheimnisvollen Namen gegeben, der „Re-Harmachis, der im Horizonte jauchzende, in seinem Namen ‚Glanz, der im Sonnengestirn ist'" lautete. Den Sinn dieser Phrase ver-

mögen wir nicht zu erſchließen, auch den Ägyptern mag er vielleicht dunkel erſchienen ſein, und ebenſowenig wiſſen wir, was die Prieſter im einzelnen von dieſer Gottheit lehrten, was das Weſen der ſeltſamen Sekte war.

Mit Begeiſterung mag nun der ſchwärmeriſche Prinz von jenem reinen Sonnengotte vernommen haben; er trat dem Kreiſe ſeiner Verehrer bei und wurde ſogar „erſter Prophet“ d. h. Oberprieſter der neuen Gottheit. Aber noch eine andere Bundesgenoſſin hatte Heliopolis im Widerſtande gegen die Anmaßungen der thebaniſchen Amunprieſter gewonnen, die königliche Gemahlin Teje, die Mutter des jungen Königs. Mehr als ſonſt eine ägyptiſche Königin war ſie ſchon zu Lebzeiten ihres Gemahls an die Öffentlichkeit getreten und hatte auch auf die politiſchen Entſchließungen des Herrſchers einen ganz ungewöhnlichen Einfluß ausgeübt. Dabei mag ſie, die Tochter eines einfachen Privatmannes, wohl vielfach auf den Widerſtand des alteingeſeſſenen ägyptiſchen Adels, vor allem der thebaniſchen Prieſter, die in ihr eine Emporkömmlingin ſahen, geſtoßen ſein. Es wird nicht an Ränken und Intrigen gegen die allmächtige Fürſtin gefehlt haben, die zwar an ihrer Klugheit und dem unerſchütterlichen Vertrauen ihres Gemahls ſcheiterten, aber doch das eine bewirkten, die Königin mit tiefem Haſſe gegen die thebaniſche Partei zu erfüllen und den Plänen und Abſichten der Prieſterſchaft von Heliopolis geneigt zu machen.

Kann es da wunder nehmen, wenn der Regierungsantritt Amenophis' IV. in Theben bange Befürchtungen für die Zukunft hervorrief und daß eine wahre Gewitterſchwüle über dem ganzen Lande lag? Würde der neue Herr jetzt die Hoffnungen der Partei von Heliopolis verwirklichen und dem alten Sonnengott wieder die erſte Stelle unter den Landesgöttern einräumen, oder würde er, den Traditionen ſeiner Väter getreu, jetzt als König den Lehren, die er als Prinz in ſich aufgenommen, entſagen und den Amun als König der Götter verehren und mit ebenſo reichen Gaben überhäufen, wie es ſeine Vorfahren gethan? Man brauchte nicht lange im ungewiſſen zu bleiben, was geſchehen ſollte; ſchon die erſten Regierungshandlungen des jungen Königs ließen die ſtolzen und verwöhnten Amunprieſter erkennen, daß die Tage ihrer Macht und Herrlichkeit vorüber ſeien. In der Titulatur, die ſich Amenophis IV. uraltem Brauche folgend, bei der Thronbeſteigung zulegte, bekannte er ſich offen als Anhänger des Re-Harmachis und nahm den Titel eines „erſten

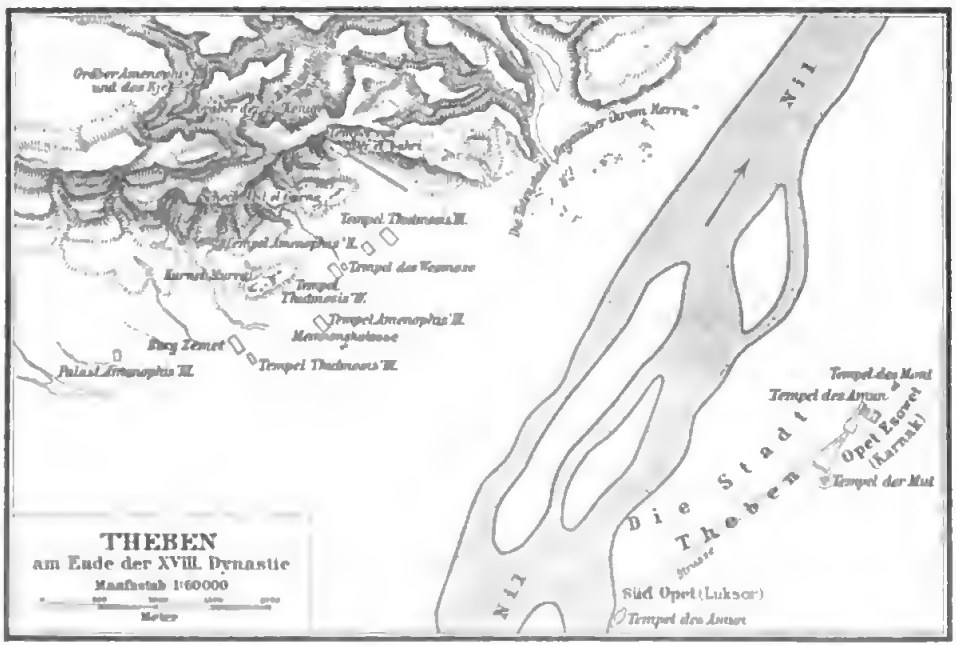


Abb. 4. Plan von Theben und Umgebung.

Abb. 5. Bildnis Amenophis' IV. In El-Amarna gefunden; jetzt im Museum zu Kairo.

Propheten" des Sonnengottes von Heliopolis, den er als Prinz geführt, unter seine Königsnamen auf. Diesem freien Bekenntnisse folgten auch bald Thaten, die sich geradezu gegen den Gott Amun und seine thebanischen Priester und Anhänger richteten. In der Residenz auf dem rechten Nilufer, da, wo heute das Dorf Luksor steht, hatte König Amenophis III. unmittelbar am Strome dem Amun ein prächtiges Heiligtum erbauen lassen, ein Meisterwerk der altägyptischen Architektur und ein gigantisches Zeugnis für die Verehrung, die der König dem Reichsgotte zollte (Abb. 2). Einem mit Säulenhallen geschmückten Hofe folgte ein großer Saal, dessen Decke von einem wahren Walde von Säulen getragen wurde, und hinter diesem lagen kleinere Säle, Zimmer und Kammern, die für verschiedene Kulthandlungen bestimmt waren, und am Ende des Tempels das Allerheiligste, in dem das Götterbild seine Heimatstätte hatte. Alle Wände, die Säulen und Architrave waren mit Reliefs und Inschriften bedeckt, in denen der König in Bild und Wort vor allem dem Amun, „seinem Vater", eine Fülle von Huldigungen darbrachte. Aber dieser Tempel genügte dem Könige noch nicht; als er voll-

Abb. 6. Der Sonnengott und Amenophis IV. (Relief aus dem Anfange der Regierung.)
Im Museum zu Berlin.

endet war, beschloß er vor dem Hofe noch einen Riesensaal zu errichten, der an Größe alle bisher bekannten Bauwerke des Nilthals übertreffen sollte. In den königlichen Steinbrüchen wurden die Blöcke zu dieser Festhalle gebrochen, schon waren die herrlichen Säulen, die den mittleren Gang des Saales bilden sollten, aufgerichtet, neues Material lag auf dem Bauplatze, — da ereilte den König der Tod. Es wäre nun nach ägyptischen Begriffen eine Pflicht seines Nachfolgers gewesen, das begonnene Werk der Vollendung entgegenzuführen und das Denkmal, das sein Vater begonnen, fertig zu stellen. Statt dessen gab Amenophis IV. den Befehl, die Arbeiten einzustellen und dafür dem „Harmachis, dem im Horizonte jauchzenden", ein Heiligtum zu erbauen und mit Reliefs auszuschmücken. Hier ließ sich auch der König im Gebet vor seinem neuen Gotte darstellen, der wie der Sonnengott von Heliopolis, als Mensch mit Sperberkopf abgebildet wurde, auf dem Haupte die Sonne tragend, von der sich vorn die Königsschlange herabringelte (Abb. 6). Auch in anderen Städten, wie in Memphis, wurden ihm auf königlichen Befehl Heiligtümer errichtet, sein Ansehen wuchs allenthalben, und schnell mehrte sich die Zahl seiner Anhänger.

Mit einer innigen Schwärmerei, die sich bald zum Fanatismus steigerte, hatte sich der König dem neuen Glauben ergeben; um aber seinem Gotte mit vollem Eifer dienen zu können, war die Hauptstadt Theben, wo von altersher alles mit Amun in Verbindung stand, wo sich in jedem Stadtviertel Tempel des verhaßten Gottes erhoben und wo die neue Lehre trotz aller Edikte nur langsam Eingang fand, nicht die geeignete Stelle. So entschloß sich der Pharao, seine Residenz weiter stromabwärts zu verlegen, in die Gegend, die heute nach einem Beduinenstamme El-Amarna benannt wird und der er selbst seinem Gotte zu Ehren die Bezeichnung Echut-aton, d. h. „Horizont des Sonnengestirns" beilegte. Dorthin folgte ihm auch seine Mutter Teje, sowie der ganze Hofstaat und die Mehrzahl der Beamten, die sich natürlich, dem Beispiele ihres Gebieters folgend, zu dem neuen Gotte bekannten, auch wenn sie im tiefen Herzensgrunde noch treu den alten Göttern zugethan waren. Bei allem Eifer, den übrigens Amenophis für seine Lehre entwickelte, ließ er doch die Kulte des Amun und der übrigen Landesgötter bestehen, ja er ließ es zunächst noch ruhig geschehen, wenn er sogar selbst in offiziellen Darstellungen und Inschriften als Verehrer des Amun und anderer Gottheiten abgebildet und gepriesen wurde.

Aber die Bewegung drängte zur Entscheidung, auf die Dauer ließen sich die alten Kulte mit dem neuen Glauben nicht mehr vereinigen, und der König selbst war wohl der erste, der die Lehre von dem einzigen Sonnengotte auch praktisch durchsetzen wollte.

Im sechsten Regierungsjahre Amenophis' IV. geschah endlich das längst Erwartete. Die Verehrung des neuen Gottes, des Aton, wurde zur Staatsreligion erhoben und die übrigen Götter in Acht und Bann gethan. Sowohl in Ägypten, als auch in den unterworfenen Ländern, in Nubien wie in Syrien, sollte von nun an nur ihm, als dem einzigen Gotte geopfert werden. Allenthalben wurden die Tempel der Götter geschlossen, ihre Güter mit Beschlag belegt. Die Heiligenbilder sollten zerstört, die Darstellungen der Götter an den Tempelwänden ausgekratzt, ihre Namen vertilgt werden. Und daß dies auch geschah, dafür sorgten schon die übereifrigen, auf die Gnade ihres Herrn erpichten Anhänger des Königs. Besonders gegen Amun und seine Sippe, die Göttermutter Mut und den Mondgott Chons, der als Sohn des Amun galt, wurde nunmehr eine eifrige Verfolgung ins Werk gesetzt, die sich sogar bis in die zugänglichen Gemächer der Gräber erstreckte, in denen die Bilder und Namen dieser Götter gestürmt wurden. Der Name „Amun" galt geradezu als ein fluchwürdiger, wer einen damit zusammengesetzten Personennamen trug, nannte sich um, und zu den ersten, die dies thaten, gehörte der König selbst. Er legte seinen Namen Amenophis oder wie er genau lautete, Amenhotep, „Amun ist zufrieden" ab und nannte sich von nun an „Ech-en-aton", d. h. „Geist des Sonnengestirns". Sogar die Namen seines Vaters und seiner Ahnherren Amenophis' III. und II. wurden vielfach weggemeißelt und durch andere ersetzt, die nicht den anstößigen Gottesnamen enthielten.

Noch aber fehlte dem neuen Gotte eins, was die meisten ägyptischen Landesgötter von alters her besaßen: eine eigne Provinz, ein eigner Bezirk, der ihm allein angehörte, über dem er als „Herr" regierte und dessen Bewohner ihn als ihren besonderen Schutzherrn verehrten. Auch dieses sollte er nunmehr erhalten, und zwar beschloß Ech-en-aton — so wollen wir den vierten Amenophis jetzt nennen —, ihm das Gebiet des „Horizonts des Sonnengestirns", in dem er selbst sein Hoflager aufgeschlagen, für alle Zeiten zu weihen. Unter besonderen Feierlichkeiten wurde die Schenkung dieses „Kirchenstaates" an die Gottheit vollzogen. In einer Staatskarosse aus „Silbergold", leuchtend „wie die Sonne, wenn sie am Horizonte aufgeht und die Welt mit ihrer Liebe erfüllt", fuhr der Pharao durch das neue Gebiet, von Norden nach Süden, von Osten nach Westen; an verschiedenen Stellen des Gebirges, die das Nilthal umschließen, machte er Halt und setzte die Grenzen fest. Angesichts der Sonne leistete er bei seinem Leben und bei dem Leben seiner Gattin und seiner Töchter einen

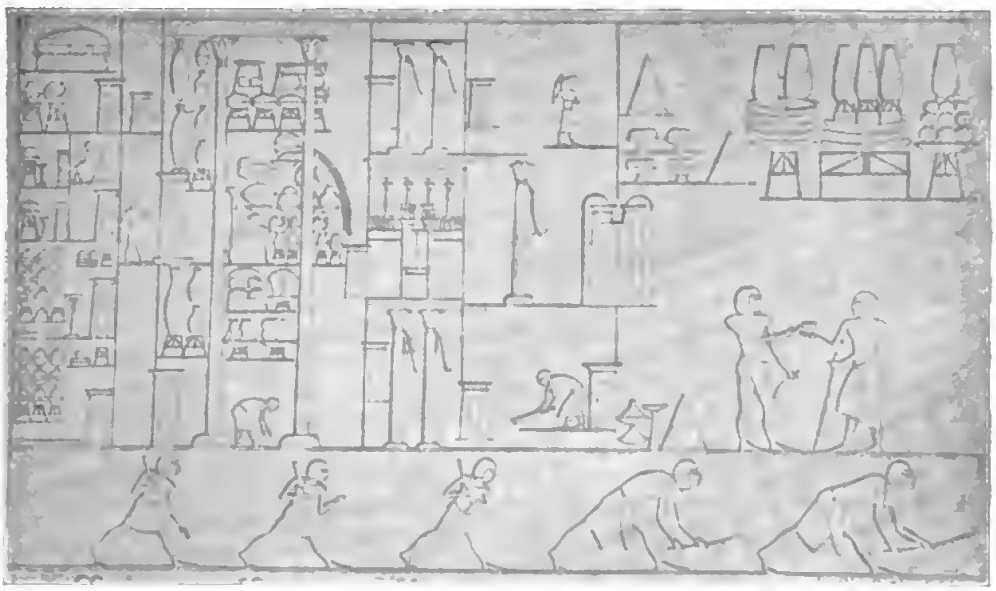


Abb. 7. Der Palast Amenophis' IV. in El-Amarna.
(Relief aus einem Grabe zu El-Amarna.)

feierlichen Eid, „daß er niemals bis in alle Ewigkeit diese Grenze überschreiten werde“. Alles Gebiet innerhalb der Grenzen aber sollte dem neuen Gotte gehören, „die Berge wie die Wüstenstriche, die Äcker, Felder, Kanäle, alle Menschen und alle Tiere, alle Bäume, kurz alles, was die Sonne überhaupt erschaffen hat“.

Am rechten Nilufer wurde eine neue Stadt erbaut, die schnell emporblühte. Tempel und Paläste entstanden, inmitten wohlgepflegter Gartenanlagen erhoben sich die Landhäuser der Großen. An die vornehmen Viertel mit ihren breiten und schönen Straßen schlossen sich die Quartiere der minder begüterten Bevölkerung an, enge, schmale Gassen mit kleinen Häusern, in denen die Kaufleute, Handwerker, Arbeiter und Soldaten ihr ärmliches Dasein fristeten. Das schönste Gebäude der neuen Residenz war unbedingt der Königspalast, der unweit des Stromes an der Hauptstraße stand und von dessen Anlage und Ausstattung wir uns noch heute nach Bildern (Abb. 7) und den vorhandenen Trümmern ein ziemlich klares Bild machen können. Durch ein großes Portal betrat man zunächst einen weiten, offenen Hof; seine Rückseite war mit einer Säulenhalle geschmückt, und hinter dieser erhob sich die Front des eigentlichen Schlosses, zwei durch Thüren zugängliche Seitengebäude und ein turmartiger Mittelbau, der sich nach dem Hofe zu in Gestalt eines Balkons öffnete. Hier auf diesem Balkon erschien an besonderen Fest- und Freudentagen der Herrscher an der Seite seiner Gemahlin, begleitet von den jugendlichen Prinzessinnen, um sich dem im Hofe versammelten Volke zu zeigen oder an seine Getreuen unter dem Jauchzen der Menge Ehrengeschenke zu verteilen (Abb. 12). Hinter der Palastfront lag, die ganze Breite des Gebäudes einnehmend, ein großer, von Säulen getragener Saal, in dem die Thronsessel des Königs und der Königin standen und in dem von dem Herrscherpaare Audienzen erteilt wurden. Dann folgten kleinere Gemächer, das Schlafzimmer des Monarchen, Magazin- und Küchenräume, Weinkeller und Speicher, die Wohnräume für die zahlreiche Dienerschaft, während ein besonderer Teil des Schlosses von dem Frauenhause, dem Harem, eingenommen war. Von der Pracht und dem Glanze, der in allen diesen Hallen und Gemächern herrschte, kann man sich nur schwer eine Vorstellung machen. Malereien wechselten mit bunten Mosaiken, um den Fußböden, den Wänden und Säulen ein möglichst farbenprächtiges Aussehen zu verleihen. So war in einer Halle des Harems der Fußboden mit einem bemalten Estrich bedeckt, der eine ganze Landschaft darstellte. Ein Mittelstreifen, der von gebundenen Asiaten und Negern, sowie von Bögen, welche die Erbfeinde der Ägypter symbolisch wiedergaben, gebildet war und auf dem der König, seine Feinde gleichsam mit Füßen tretend, einherschreiten sollte, zerlegte den ganzen Fußboden in zwei symmetrische Hälften. Jederseits befand sich in der Mitte ein rechteckiger Teich, in dem allerlei Wasserpflanzen blühten und Fische schwammen, und um ihn herum zog sich ein Sumpfdickicht, das von flatternden Vögeln und lustig hüpfenden Kälbern belebt war. Das Ganze wurde von einer Borte eingefaßt, die sich aus blumengeschmückten Gefäßen und Sträußen zusammensetzte (Abb. 8).

Gegenüber dem Palaste, auf der anderen Seite der Straße, lagen die beiden Haupttempel der Stadt, die dem neuen Gotte geweiht waren und die sich in ihrer Anlage mit Thorgebäuden, offenen Höfen, Säulengängen kaum von denen der früheren Zeit unterschieden haben werden (Abb. 9). Inmitten des Vorhofes erhob sich der große Altar, auf dem die reichen Opfergaben niedergelegt wurden und wo der Pharao die Arme zum Himmel emporstreckte, zu seiner Gottheit fromme Gebete emporsandte.

Worin bestand denn nun aber eigentlich der Inhalt der neuen Staatsreligion, der „Lehre des Königs“, in die sich dieser mit solcher Inbrunst vertieft hatte und die er nun mit allen Mitteln im Lande zu verbreiten suchte? Kein Religionsbuch gibt uns darüber Aufschluß, in keiner Schrift sind die Grundsätze des neuen Glaubens zusammengefaßt worden; was wir darüber wissen, erfahren wir lediglich durch einen großen Hymnus, in dem der „Aton“ als der einzige Gott, als der Schöpfer alles Lebens, als Ordner und Erhalter gepriesen wird, und der wohl von keinem Geringeren als dem Könige selbst verfaßt oder zusammengestellt worden ist.

„Dein Glanz,“ so heißt es in diesem Festgesang auf das Sonnengestirn, „ist schön

am Horizonte des Himmels, du lebende Sonne, Anfang des Lebens! Wenn du am östlichen Horizonte aufgehst, dann erfüllst du das ganze Land mit deiner Schönheit. Du bist schön, groß, glänzend und erhaben über der Erde. Deine Strahlen umfassen die Welt und alles, was du gemacht hast." Dann wird geschildert, wie in der Nacht, wenn die Sonne „am Horizonte des Westens untergegangen ist", die Welt im Dunkel liegt, wie die Menschen von tiefem Schlummer umfangen sind und nur die wilden Tiere, Löwen und Schlangen aus ihren

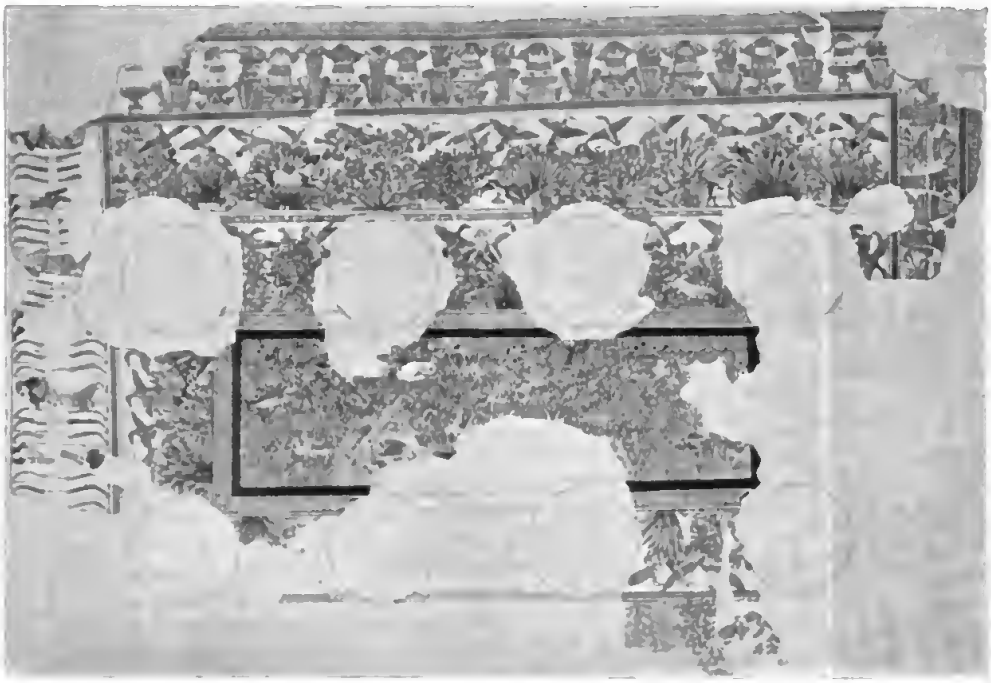


Abb. 8. Stuckfußboden im Palaste zu El-Amarna.

Schlupfwinkeln hervorkommen. Wie anders aber, „wenn das Land wieder hell wird, wenn du aufgehst am Horizonte und als Sonnenball am Tage leuchtest!" „Die Finsternis weicht, wenn du deine Strahlen von dir gibst, die Welt freut sich, die Menschen erwachen und stehen auf, denn du hast sie erhoben. Sie waschen sich und ziehen ihre Gewänder an und ihre Arme beten, wenn du aufgehst. Dann liegen alle Tiere auf der Weide, die Bäume und Kräuter grünen, die Vögel flattern aus ihren Nestern, und ihre Flügel preisen dich. Alle Lämmer hüpfen, es leben die Insekten und alles, was da fleucht, wenn du sie beschirmst." Auch auf dem Wasser entsteht neues Leben. „Die Schiffe fahren hin und her, nach Nord und Süd, die Fische im Flusse schwimmen vor dir, und deine Strahlen dringen in die Mitte des Meeres." Ebenso hat die Sonne die Tiere und die Menschen, überhaupt alles Leben erschaffen, „sie gibt dem Jungen, das noch im Ei in der Schale piepst, Odem, um es zu beleben". Sie hat „die Erde allein geschaffen mit Menschen, Herden und allem Kleinvieh, mit allen auf der Erde, die auf ihren Füßen gehen, mit allen in der Höhe, die mit ihren Flügeln fliegen, die Länder Syrien und Äthiopien, sowie das Land Ägypten ... Die Zungen der Menschen sind durch die Worte verschieden, und ihr Aussehen durch die Farbe ihrer Haut, denn so schiedest du alle Völker."

Und wie der Sonnengott die Menschen erschaffen, so ernährt er sie auch: die Ägypter durch den Nil, „den er in der Unterwelt erschaffen und nach seinem Wunsche heraufgebracht hat", die Fremdvölker aber durch den Regen, „den himmlischen Nil, den er ihnen herabkommen läßt und auf den Bergen Wellen schlagen wie das Meer und ihre

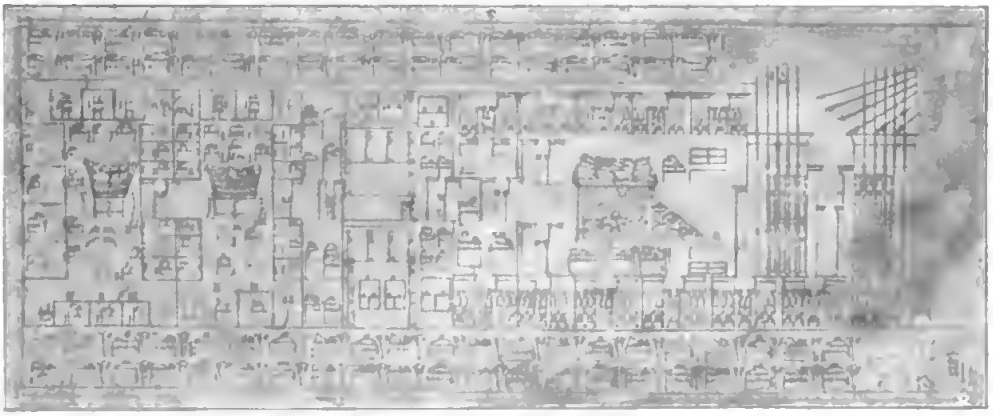


Abb. 9. Tempel des Aton in El-Amarna. Aus einem Grabe in El-Amarna.

Äcker in ihren Städten bewässern". Endlich hat der Gott auch die Zeiten geschaffen, die winterliche Kälte und die sommerliche Hitze. „Du machtest den fernen Himmel, um an ihm zu leuchten, und alles, was du geschaffen hast, zu sehen. Du bist ja der einzige, du leuchtest in deinen Gestalten als lebendes Sonnengestirn, du gehst auf und strahlst; Städte, Dörfer, Beduinenstämme und Flüsse, alle Augen sehen dich vor sich, wenn du als Sonne bei Tage auf der Erde bist."

Das sind in poetischer Form die Hauptsätze des neuen Glaubens, die den Aton als Schöpfer, Ordner und Regierer der ganzen Welt, sowohl Ägyptens als auch des Auslandes, hinstellen. Die alten Götter hatten nur das Nilthal oder einzelne seiner Provinzen beherrscht, er aber war der König des Alls, und in naiver Weise drückte man dies äußerlich auch dadurch aus, daß man seine göttlichen Namen, wie die eines menschlichen Pharaos, nach ägyptischer Schreibersitte in ovale Ringe einschloß und ihm eine Menge schmückender Beiwörter verlieh, wie „der lebende Sonnenball, der Herr von allem, was die Sonne umkreist, der Ägypten erleuchtet, der Herr der Sonnenstrahlen" u. a. m. Zweifellos hatte man in der „Lehre" alle polytheistischen Anschauungen der alten Religion von Grund aus zu beseitigen versucht und einen reinen Monotheismus geschaffen, der freilich grobsinnlich war und mit dem Glauben des Volkes Israel nichts gemein hat. Aber was man auf der einen Seite abschaffte, ließ man auf der anderen wieder zu: der König selbst wurde zum Gott erhoben, Kulte wurden ihm eingesetzt und Priester bestellt.

Es sei keineswegs gesagt, daß mit diesen Sätzen die Tiefe der „Lehre" erschöpft ist; gewiß wurde in ihr noch vieles andere gepredigt, von dem uns heute nichts bekannt ist und was vielleicht auch niemals schriftlich niedergelegt wurde. Beständig war man bestrebt, den Glauben an den Sonnengott weiter auszugestalten, und vielfach sehen wir, daß an Stelle von Formeln, die früher eingeführt waren, neue traten. So wurde auch der für den Aton gebrauchte offizielle Name später abgeändert und durch einen anderen ersetzt, der also lautete: „Es lebt Re (die Sonne), der Fürst der beiden Horizonte, der im Horizonte jauchzende, in seinem Namen ‚Flamme, die aus der Sonne kommt'", ein Titel, der freilich für unser Verständnis nicht minder unklar und dunkel ist, als der ältere, den wir schon früher angeführt haben.

Auch in den äußeren Formen der Gottesverehrung trat ein Wandel ein. Hatte man in den ersten Regierungsjahren des Königs, zur Zeit, wo man den Tempel in Theben baute, den Gott noch nach Art des alten Re-Harmachis als Mensch mit Sperberkopf dargestellt (Abb. 6), so wurde in der monotheistischen Staatsreligion jede persönliche Darstellung der Gottheit verschmäht und jedes Götterbild abgeschafft. Wenn man die Bilder der ägyptischen Götter zerstörte, so geschah dieses gewiß aus Haß gegen die alten Götzen, daneben aber auch aus der Überzeugung, daß das menschliche oder tierische Götterbild vom Übel sei und wider den Geist der „Lehre" verstoße. Nur dem sichtbaren, strahlenden Sonnengestirn galt jetzt die Verehrung. Dieses erscheint als eine runde Scheibe, von der in Hände endigende Strahlen ausgehen, die

dem Könige und seiner Familie, den Vertretern der ganzen Menschheit, das Zeichen des Lebens reichen (Abb. 9, 12, 13).

Es wäre gewiß eine der interessantesten Aufgaben für den Geschichtsforscher, den Wandlungen nachzugehen, die die neue Religion von dem Augenblicke an, wo sie zum erstenmal durch Amenophis IV. in die Öffentlichkeit eingeführt wurde, durchgemacht hat, und die theologischen Gründe aufzudecken, durch die diese Abänderungen diktiert worden sind. Aber leider lassen uns auch hier unsere Quellen vollständig im Stich. Und ebenso entzieht es sich unserer Kenntnis, wie weit die bisherigen Anschauungen vom Leben nach dem Tode geändert und die damit zusammenhängenden Bestattungsgebräuche abgeschafft worden sind. Nur eins ist sicher, daß der alte Totengott Osiris, der Herrscher im Reiche der Seligen, durch „das lebendige Sonnengestirn" verdrängt wurde, das von nun an in der Nacht den seligen Toten seine Strahlen spendete.

In den Felswänden des Gebirges, das im Osten in schönem Bogen die Ebene von El-Amarna begrenzt, wurden die Gräber für die Vornehmen des Reichs und die Getreuen des Pharao angelegt. In einer solchen Felsenkluft betritt man von einem, unter freiem Himmel angelegten Vorhofe aus, einen großen Saal, dessen Decke von Säulen gestützt wurde, und kam von diesem durch einen schmalen Korridor in eine dunkle Kammer, wo in einer Nische die Statue des Verstorbenen, oft an der Seite seiner nächsten Angehörigen, aufgestellt war. In den Reliefs an den Wänden tritt uns das Leben in der neuen Residenz und am Königshofe in frischen, charakteristischen Zügen entgegen. Da sehen wir, wie das Herrscherpaar in Begleitung der jungen Prinzessinnen und des gesamten Gefolges zu Wagen den Palast verläßt, die Leibwache ihnen voraneilend (Abb. 11), und zum Sonnentempel fährt, vor dessen Eingang die Priester und Tempeldiener in demütiger Stellung die allerhöchsten Ankömmlinge empfangen. Dort erblicken wir die Königsfamilie auf dem mit buntfarbigen Polstern geschmückten Balkon des Schlosses, wie sie in Gegenwart des ganzen Hofes an besonders bevorzugte Günstlinge Schmucksachen verteilt (Abb. 12), und wie der Glückliche, mit den Ehrenketten angethan, dann beim Verlassen des Palastes von seinen Freunden und Untergebenen umringt und beglückwünscht wird. Selbst in die Familiengemächer des Königs dürfen wir einen Blick werfen: in einem von schlanken Papyrussäulen getragenen Zimmer sitzen der König und seine Gemahlin und spielen und kosen mit ihren drei Töchtern; jener hält das älteste Prinzeßchen auf den Armen und küßt es, das zweite sitzt plaudernd auf dem Schoß der Mutter, während das jüngste mit ihrer Krone spielt (Abb. 13).

Abb. 10. Alabastertäfelchen mit dem Bilde Amenophis' IV. und dem Namen seines neuen Gottes. Im Museum zu Berlin.

So wie auf diesen Bildern ist niemals in der ägyptischen Geschichte der Schleier, mit der man, wie noch heute im Orient, scheu und ehrfürchtig das Privatleben des Herrschers bedeckte, gelüftet worden. Nicht mehr als der Halbgott, rein als Mensch unter Menschen begegnet uns hier der „Sohne des Sonnengottes", und wenn dies so ganz gegen alle Sitte und Gepflogenheit geschah, so

werden daran die Satzungen der neuen „Lehre“ nicht ohne Schuld gewesen sein, die vielleicht auch die Stellung des Königs anders aufgefaßt haben wird, als die Religion der früheren Zeit.

Aber noch etwas anderes fällt in diesen lebenswahren Grabbildern auf, das ist der frische, nicht an strenge Gesetze gebundene Stil der Zeichnung. Schon in dem letzten Jahrhundert vor dem Regierungsantritt Amenophis' IV. hatte sich in der ägyptischen Kunst eine freie, man darf sagen, realistische Richtung geltend gemacht, die bei der Wiedergabe des Lebens der Tierwelt und der Leute aus den unteren Volksschichten, der Bauern, Arbeiter und Sklaven, sich mehr an die Wirklichkeit gehalten, ihre Typen aus dem Leben genommen und darin wahre Meisterwerke geschaffen hatte. Auf die Darstellung der Standespersonen und vor allem des Königs hatten freilich die Künstler ihre freien Zeichnungen nicht anwenden dürfen; diese mußten nach wie vor, der uralten Überlieferung entsprechend, in dem strengen, steifen Stile wiedergegeben werden. Aber jetzt, wo in der Religion alle Überlieferung preisgegeben war, wo mit der Einführung der „neuen Lehre“ nicht wenige Schranken gefallen waren, durch die das geistige Leben des Volkes lange eingeengt gewesen, jetzt bemächtigte sich der freie Stil der gesamten ägyptischen Kunst, und losgelöst von dem alten Zwange, durfte der Künstler auch die Vornehmen, die Königskinder, die Königin und dem Pharao selbst so wiedergeben, wie er sie mit seinen leibhaftigen Augen vor sich sah. Nicht mehr als der wesenlose, idealistische Halbgott wird der König auf den Grabreliefs von El-Amarna dargestellt, wir sehen ihn porträtähnlich vor uns, mit seinem hageren Körper und den häßlichen Gesichtszügen, dem langen Halse und den dicken Hüften. Aber man ging noch weiter: die Gestalt des Königs wurde von den devoten Künstlern geradezu als der Idealtypus eines Ägypters aufgefaßt und daher nicht allein die Königin und die Prinzessinnen, die dem Vater vielleicht geglichen haben würden, sondern überhaupt alle Ägypter dem Könige möglichst ähnlich gestaltet. Auch sonst hielt sich die neue Kunst von Übertreibungen nicht frei und geriet bald in eine andere Manier, die von Naturwahrheit ebensoweit entfernt war, wie der gebundene Stil der Vorzeit.

Energischen Widerstand scheint die Einführung der neuen Staatsreligion nirgends im Lande gefunden zu haben, und nichts ist uns von Aufständen und Empörungen überliefert, die etwa infolge der religiösen Umwälzung ausgebrochen wären. Die hohen Staatsbeamten bekannten sich entweder offen zur „Lehre“ des Königs oder widersetzten sich ihr wenigstens nicht, die Priesterschaften der alten Götter waren nicht stark oder mutig genug, um dem Könige mit Erfolg entgegentreten zu können und die Rechte ihrer Heiligtümer zu wahren, und die große Masse des Volkes stand der ganzen geistigen Bewegung wohl überhaupt gleichgültig gegenüber.

Als aber Ech-en-aton nach ungefähr 18jähriger Regierung ohne männliche Erben gestorben war, da brach von allen Seiten der Sturm gegen sein Lebenswerk, die Atonreligion, los. Die Anhänger des alten Glaubens, an ihrer Spitze natürlich die thebanischen Amunpriester, spannten alle ihre Kräfte an, die vertriebenen Götter in ihre Tempel zurückzuführen und ihre beschlagnahmten Güter wieder zu erlangen. Sakere, der Schwiegersohn des Ketzerkönigs, der ihm

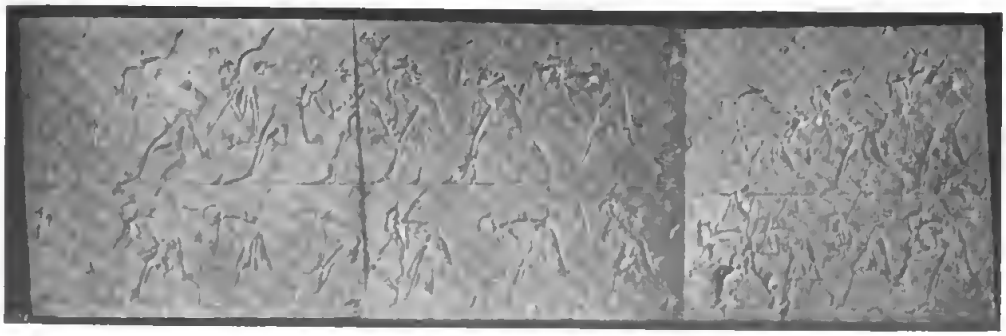


Abb. 11. Die Leibwache Amenophis' IV. (Ägypter, Syrer und Neger.)
Von einem Bilde der Ausfahrt des Königs. Relief aus einem Grabe in El-Amarna.

Abb. 12. Die Königsfamilie auf dem Balkon des Palastes, Geschenke herabwerfend. Relief aus einem Grabe in El-Amarna.

zunächst in der Regierung folgte, suchte zunächst noch der gegenreformatorischen Bewegung Widerstand zu leisten und an dem neuen Glauben festzuhalten. Doch schon bald wurde er vom Throne gestürzt, und sein Nachfolger und Schwager Tut-ench-paton war klug genug einzusehen, daß die „Lehre" als Staatsreligion nicht zu halten sei und daß er sich nur in der Herrschaft behaupten könne, wenn er mit den Amunpriestern Frieden schlösse. So gab er denn den Kultus des alten Gottes wieder frei und bekannte sich samt seiner Gemahlin offen als Anhänger des eben noch verfolgten Amun. Wie einst der vierte Amenophis seinen Namen geändert hatte, weil es das verpönte Wort „Amun" enthielt, so änderte jetzt der König wieder seinen Namen, weil er mit dem nun mehr verachteten Wort „paton" „der Aton" zusammengesetzt war. Er hieß von jetzt ab „Tut-ench-Amun" d. h. „das lebende Bild des Amun", und diese Namensänderung bedeutete wieder ein ganzes religiöses Bekenntnis. Dem Drucke der Verhältnisse folgend, mußte der Pharao die Residenz von El-Amarna verlassen und das Hoflager nach der südlichen Hauptstadt Theben zurückverlegen. Damit war das Schicksal des „Sonnenhorizonts" besiegelt; mit dem Königshofe wandten auch die Beamten, die Söldner, die Handwerker, kurz alle, die im Dienste des Herrschers gestanden, der Stadt den Rücken und kehrten in die alte Heimat zurück. Die Tempel und Paläste,

Abb. 13. Amenophis IV. und seine Familie in einem Gemache des Palastes sitzend.
Aus einem Grabe zu El-Amarna. Im Museum zu Berlin.

die Villen und Amtsstuben verödeten, die Straßen und Gassen waren menschenleer, und schon nach wenigen Jahren glich die Residenz einem gewaltigen Trümmerfelde.

Nach kurzer Regierung folgte dem Tut-ench-Amun ein gewisser Eje, der am Hofe von El-Amarna zu großen Ehren emporgestiegen und sogar beim Kult des Aton eine hohe geistliche Stellung bekleidet hatte. Das hinderte ihn aber nicht, jetzt, wo er auf den Thron gekommen, wieder zum Amun und den alten Göttern zu beten und für die Wiederherstellung ihrer Heiligtümer Sorge zu tragen. Aber sowohl Tut-ench-Amun als auch Eje hatten zu eng mit der Ketzerei zusammengehangen und standen zu sehr im Verdacht, den Glaubenssätzen Amenophis' IV. noch zu huldigen, um die Gunst der Amunpriester erringen zu können. Allenthalben im Lande gährte es, überall herrschte Unruhe und Unsicherheit, die Furcht, daß plötzlich eine neue religiöse Umwälzung eintreten könnte, hielt die Gemüter in Spannung. Da schied auch Eje aus dem Leben, ohne einen thronberechtigten Nachfolger zu hinterlassen. In diesem Augenblicke erschien dem Lande ein Retter, mächtig und energisch genug, das Staatsruder zu ergreifen und durch die aufgeregten Wellen zu steuern. Der General Haremheb, der schon unter Amenophis IV. an der Spitze des Heeres gestanden, zog mit seinen Truppen nach Theben, wo er, der nie dem ketzerischen Glauben gehuldigt, von der Priesterschaft mit lautem Jubel empfangen und im Amuntempel feierlich gekrönt wurde. Es gelang ihm leicht die Ordnung wiederherzustellen und auch die letzte Erinnerung an die dem Amun feindliche Bewegung zu tilgen. Die Namen Amenophis' IV., seiner Nachfolger und seines Gottes wurden, wo man ihrer habhaft werden konnte, ausgekratzt, ihre Bilder zerstört, die Gräber der Ketzer erbrochen und geschändet.

So ging eine religiöse Bewegung zu Ende, die eine der interessantesten Episoden

der altägyptiſchen Geſchichte und der Religionsgeſchichte bildet. Die Reformation Amenophis' IV. wäre wohl imſtande geweſen, in der ägyptiſchen Religion eine reinere Auffaſſung von der Gottheit zur Geltung zu bringen, wenn ihrem Stifter ein längeres Leben beſchieden geweſen wäre und ſeine Nachfolger dieſelbe Energie beſeſſen hätten wie er. So aber überlebte ſie den Reformator nur kurze Zeit, und nachdem einmal die „Orthodoxie“ wieder zur Herrſchaft gelangt war, hielt man um ſo feſter an den von alters her überlieferten Glaubensſätzen feſt; ſo kam es, daß das lebendige religiöſe Empfinden, das zweifellos in der ketzeriſchen Lehre zum Durchbruch gekommen war, mehr und mehr erſtarb und totes Formelweſen und allerlei Aberglauben an ſeine Stelle trat. Auch die realiſtiſche Kunſt fand in der Reaktionszeit ein frühzeitiges Ende, und der alte Stil gewann von neuem die Herrſchaft in der Kunſt.

Verſöhnung.

Von

Detlev von Liliencron.

Was denn neigſt du das Haupt und ſchweigſt und ſchreiteſt bekümmert,
Heut erſt fällt es mir ein: Tagelang hab' ich's geſehn,
Neulich am Herd, als die Spanglut aufkniſternd ſchlug in den Rauchfang,
Tropften im Wiederſchein Thränen vom ſüßen Geſicht.
Als du den Krug jüngſthin, den gehenkelten, ſtellteſt ans Brünnlein,
Stand er lange gefüllt, eh' du den Überſtrom ſahſt.
Geſtern, war es nicht geſtern, als du, geſchmückt wie zum Feſtſaal,
Lächelnd entgegen mir kamſt, ſtumm doch entferunteſt dich dann.
Und nun merk' ich es endlich — der Krug und die Thränen am Herdplatz
Und der gewählteſte Schmuck — ſapperlot, komm einmal her!
So, nun ſprich dich mal aus: was ſchüttelt und rüttelt das Herz dir?
Ahn' ich es doch ſchon halb; ſag' mir das Kümmernis ganz!
Ah, was tuſchelſt du mir ins Ohr mit gebrochenem Tonklang:
Daß ich dich, dich überſehn? Nicht an mein Herzchen gedacht?
Nein doch, ich hätte mir eher das Ende des Weltalls vermutet.
Als ſolch thöricht Geſchwätz. Schilt mir das Wort nicht zu hart.
Sieh, des Mannes Kampf in der ewigen täglichen Mordſchlacht
Läßt kaum Zeit und Gewähr, fröhlich und luſtig zu ſein.
Doch auch im täglichen Kampf durchrinnt ihn ein Quellengemurmel:
Eil' dich! Als Siegespreis wartet ein liebliches Ziel!
Das biſt du, wenn endlich am Küſtknauf Panzer und Schwert ruhn,
Endlich der Atemflug wieder gelind iſt im Gang.
Und ich flüſtre dir zu: Verzeihſt du nun bald deinem Kriegsmann?
Und ich flüſtre dir zu: Närrchen, mein Närrchen biſt du.

Ein bedeutender Mann.

Roman von

Hanns von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

10. Kapitel.

„Nein, Fräulein. So wird das nix. Bitte noch einmal. So müssen Sie den Stuhl anfassen — bißchen seitwärts schieben — sich dann leicht wie 'ne Feder setzen! Kreuzelement, das war wieder wie Blei! Noch mal, bitte. Wieder nicht! Kommen Sie doch mal her, schöne Leonie, und machen Sie's der Prinker vor. Famos! Sehen Sie, Kind, unsere Leonie macht das wirklich wie 'ne Feder und wiegt doch unter Brüdern ihre vierzig Kilo mehr wie Sie!"

„Aber ich muß doch sehr bitten, Herr Direktor!" Die elegante volle Blondine zog das kecke Stumpfnäschen kraus und gab ihrer Sammetrobe einen besonders köstlichen Faltenwurf. „Das hat mir noch niemand gesagt. Ich bin doch kein Nilpferd."

Herr Direktor Gebler, Hofschauspieler a. D., weil. Oberregisseur des Großherzoglich sächsischen Schauspielhauses, wie auf seinen Karten zu lesen stand, legte sofort sein bartloses, vom vielen Schminken ganz graues Gesicht in die liebenswürdigsten Falten. „Aber teuerste Leonie, ich wollte doch nur das Gegensätzliche zwischen den beiden Figuren hervorheben. Daß Ihre Gestalt vom schönsten Ebenmaß ist — eine Dianafigur, sozusagen — sieht ja ein Blinder. Na bitte, Fräulein Prinker, also noch einmal!"

Helene ging wieder zur Thür, öffnete, trat ein, schritt zum Schreibtisch und zog den Stuhl etwas zurück.

„Himmeldonnerwetter! Sie ziehen ja wie ein Pferd und schurren noch dazu. Kind, stellen Sie sich nicht so dumm an! Die Galle läuft einem ja über! 'n Kerlchen wie 'ne Puppe und Bewegungen wie — na bald hätt' ich nun gesagt, wie 'n Nilpferd!"

Das junge Mädchen stand wie mit Blut übergossen. Die Grobheit des berühmten Lehrers wurde dadurch nicht leichter zu ertragen, daß jede Schülerin wußte, er kokettierte mit ihr als besonders origineller Eigenart.

„Nu machen Sie wieder 'n Gesicht wie sieben Tage Regenwetter," begütigte er schon. „Bitte, sehen Sie mal her: so würde meine große Kollegin, die Goßmann, den Stuhl angefaßt haben. Einfach — leicht — natürlich! Immer natürlich, denn das ist die höchste Kunst. Und so würde sie ihn beiseite geschoben haben. Na, davon hab' ich heute genug. Also nun, bitte Fräulein Poussin, setzen Sie sich an den Tisch und schießen Sie los."

„Ausgezeichnet!" rief er noch einmal, das Wort ganz langziehend, als sich die Blondine gesetzt hatte. Kaum aber begann sie: „Er ist noch nicht da. Ich gewinne also Zeit —," so fuhr der große Mime auf sie los: „Sie haben wohl heut 'n Kloß zwischen den Zähnen, schönste Leonie! Oder denken Sie, wir mimen hier Shakespeare? Ist das Lustspielton? Ist das Natur?"

„Ich möchte doch recht sehr bitten, Herr Direktor —"

„Ach was!" Er strich sich mit beiden Händen das Haar an den Schläfen herauf. „Machen Sie keine Fisematenten, schöne Leonie. Bitte noch einmal —"

„'. . . Er ist noch nicht da. Ich gewinne also . . .'"

„Sie wollen wohl ans Stadttheater von Buxtehude, Fräulein Poussin? Da mag man

Schloß Schleißheim bei München im Vorfrühling.
Nach dem Gemälde von Robert Raudner

so sprechen, aber nicht auf anständigen Bühnen, für die ich auszubilden die Ehre habe. Weg da! Und nu machen Sie's mal unserer schönen Leonie vor, Fräulein Prinker."

Diesmal glückte es Helene, den gestrengen Meister einigermaßen zufrieden zu stellen. Sie sprach wirklich natürlich und schlicht, wenn auch immer noch mit der etwas zu schweren Betonung der Anfängerin. Jedenfalls klopfte Herr Gebler ihr gnädig auf die Backe: „Ganz hübsch! Es wird schon werden."

Sie seufzte leise.

„Herrjemine! Kind — Sie sind wohl unglücklich, daß ich vorhin unsere schöne Leonie da ein bißchen gelobt habe, weil sie sich anständig zu setzen wußte. Ja, Kind — ungleich verteilt sind des Lebens Güter. Sie hat bessere Bewegungen, Sie sprechen besser. Na, das gleicht sich schließlich aus, bei einem Lehrer, wie ich es bin. Kommt in letzter Instanz auch gar nicht so drauf an: denn die Hauptsache bleibt doch für jeden Mimen die Seele! Die Seele! Ich empfehl' mich, meine Damen! Auf morgen!" Sprach's mit einer vollendeten Verbeugung und verschwand im Nebenzimmer.

Die beiden Damen kramten ihre sieben Sachen zusammen. Während sie dann draußen auf dem Flur ihre Straßentoilette vervollständigten, Leonie ihr kostbares Cape umnahm, Helene in das vorjährige Frühjahrsmäntelchen schlüpfte, hörten sie drinnen den Meister schon wieder wüten: „Sie sind wohl nicht recht klug, Herr Eberhard? Den Posa wollen Sie studieren? Sie, der noch nicht mal mit Anstand die Gäule satteln kann? Nee, Freundchen! Ich bitt' Sie — den Marquis, den heutzutage überhaupt kein deutscher Mime gut spricht! Bitte — legen Sie mir mal lieber den Raimond hin. Schießen Sie nur los: ‚Laßt's gut sein, Vater Arc! Laßt sie gewähren! Die Liebe meiner trefflichen Johanna . . .'"

„Der war gut heute, der Gebler!" Die schöne Leonie lachte. „Aber daß er's dem dummen Kerl, dem Eberhard, gibt, freut mich riesig. So 'n Fatzke! Denken Sie sich nur, Kindchen, trifft mich der Mensch neulich im Lessingtheater im Foyer und spricht mich mit dem Vornamen an. Ich hätt' in die Erde sinken mögen, so ruppig sah er aus."

Schweigend war Helene neben der Kollegin die Treppe hinabgestiegen. Sie ließ sie schwatzen — vom letzten Tage in Karlshorst, von ihren neuen Sommertoiletten, daß sie im August nach Ostende wolle, daß sie für den Herbst schon einen Engagementsantrag nach Posen gehabt, aber abgelehnt hätte —

„Ich geh' mit Ihnen noch 'n Stückchen mit, bis zur Droschkenhaltestelle, Prinker! Ja, was soll ich in Posen? Hamburg vielleicht — Leipzig — Köln, am liebsten freilich Berlin. Aber Posen? Ich bitt' Sie! — — Aber, Prinker, so thun Sie doch mal den Mund auf! Es ist ja schrecklich, so immer neben 'nem Menschen herzulaufen, der schweigt wie Bismarck —"

„Moltke meinen Sie wohl, Fräulein Poussin!" Es war doch ein kleines Lächeln über die Lippen des jungen Mädchens gehuscht.

„Moltke oder Bismarck, das ist ja ganz egal! Kind — Prinker, Sie lassen sich den Gebler zu sehr auf die Nerven fallen. Überhaupt: die ganze Sache ist ja ziemlicher Mumpitz. Frisch 'raus auf die Bretter und losgelegt — geht's, dann geht's — geht's nicht — na dann geht's eben nicht. Es geht aber schon. Hübsch aussehen, gute Toiletten haben, das ist ja die Hauptsache. Bloß daß die besseren Direktoren heutzutage 'ne Anfängerin schwer nehmen, wenn sie nicht solchen Kursus durchgemacht hat — sonst würde ich dem Gebler was pusten. Na freilich, Sie wollen ja hoch hinaus — erstes Fach!"

„Ich bin schon klein geworden, Fräulein Poussin!"

„Kindchen, machen Sie bloß nicht solch betrübtes Gesichtl. Und überhaupt: unsereins muß 'n bissel leichtlebig sein, sonst hol' der Geier dies ganze Jammerleben. Aber Sie! Immer zu Hause, nie 'ne rechte Freude, nie ein Vergnügen! Immer nur mit dem alten Onkel zusammen, der ja ein gewaltiger Künstler sein mag, aber — na — für solch junges Blut ist das doch nichts. Was haben Sie denn eigentlich bloß vom Leben?"

„Ich hab' meine Kunst!" Es klang stolz, aber dem Stolz war ein wenig Herbheit beigemischt.

„Schön gesagt!" Die andere lachte. „Nur daß man bei der Kunst, wie Sie sie auffassen, Prinker, alt und grau werden kann und 'n Nachteule, ohne etwas zu erreichen,

ohne 'was vom Leben gehabt zu haben. Na, Kind, nichts für ungut. Sie wissen, ich wollte Ihnen nicht weh thun!" Sie waren vor dem Droschkenhalteplatz angelangt. „Soll ich Sie nach Haus fahren, Prinker? Nein! Schade! Adio also!"

Die schöne Leonie stieg mit einer ihrer geschmeidigen Bewegungen in den Taxameter, wobei sie Helene Gelegenheit gab, die Volants ihres seidenen Unterrockes und ein feines Lackschuhchen zu sehen. Der Wagen rollte davon. Langsam setzte Helene ihren Weg fort, mit einem leichten Ekelempfinden in der Seele. Und dabei sagte sie sich, daß die schöne Leonie noch bei weitem nicht die schlechteste unter den Mitschülerinnen war. Sie war wenigstens gutherzig und ehrlich.

Noch immer wohnte Helene bei dem Onkel. Der Vater hatte seine Einwilligung zwar nicht gegeben, aber auch keine Zwangsmaßregeln ergriffen. Sie hatte ihn nicht wiedergesehen, nun schon seit Monaten. Die Mutter kam ab und zu heimlich, steckte ihr ein Goldstück zu — „aber daß Vater nur um Gotteswillen nie etwas davon erfährt ...," weinte ein Thränchen und war dann gleich wieder voll von goldenen Zukunftsträumen.

An das große Atelier stießen links zwei Räume, von denen Kruslow das eine zu einer Art Empfangszimmer eingerichtet hatte, das andere als sein Schlafzimmer. Rechts lag eine größere Kammer, in der früher allerlei Rumpelzeug herumgestanden hatte und in der jetzt Helene schlief. Unter Thränen war sie eingezogen. Nun weinte sie nicht mehr. Aber manchmal, wenn sie ihre Thränen herunterkämpfte, war ihr, als müsse ihr das Herz brechen.

Nicht daß auch nur auf einen Augenblick die heiße Liebe zu ihrer Kunst in ihr erloschen wäre und das tapfere Streben dem schönen Ziel entgegen. Oh nein — nein! Aber wie war das doch alles anders gekommen, als sie es sich vorgestellt hatte.

„Ein entschiedenes, ein bedeutendes Talent! Ich rede eigentlich grundsätzlich jungen Damen nicht zu — aber dieser ursprünglichen Frische, diesem schönen Sprachvermögen gegenüber muß ich eine Ausnahme machen. Ich bin es meiner Kunst schuldig!" hatte der Direktor Gebler gesagt, als Kruslow mit seiner Nichte zum erstenmal bei ihm war. Heute wußte sie, das Geschäftsinteresse zwang Gebler bei fast jeder Elevin ungefähr die gleiche Versicherung ab. Rautendeleins „Du Sumserin von Gold, wo kommst du her?" hatte er sie sagen lassen — heut blieb's bei einem Lustspielröllchen oder wenn es hoch kam, im Schauspielensemble, etwa bei der Claude Marie aus der Jungfrau oder es hieß „Na, kleine Prinker, wollen wir's mal mit der Gustel von Blasewitz wagen? Haben Sie Courage?"

Courage? Mut?! Und ob sie den hatte!!

Aber was gab es da alles drum und dran zu lernen, von dem sie kaum eine Ahnung gehabt hatte! Nicht stehen konnte sie plötzlich, nicht gehen konnte sie. Keine Verbeugung machen, keinen Hofknix und keinen Backfischknix. Nicht die Handschuh ausziehen, nicht den Fächer halten. Das r markierte sie zu wenig, die Endsilben kamen nicht voll heraus. Ihr Gesicht war ‚gänzlich unbeweglich', ihre Augen ‚spiegelten keine Seele wieder.' „Fräuleinchen, halten Sie die Hände still!" hieß es heut. „Prinker, sind Ihre niedlichen Patschhändchen denn plötzlich aus Stein?" hieß es morgen.

„Der Spiegel! Der Spiegel, meine Damen, ist uns das unentbehrlichste Requisit. Nicht nur, weil Sie sich in ihm überzeugen sollen, ob Sie heut auch schön sind — obschon das sehr wichtig ist —, nicht nur, weil er Ihnen zeigen soll, ob Sie richtig geschminkt sind, — was ebenso wichtig ist —, nein, weil Sie vor ihm üben, studieren müssen. Jede Rolle, in jeder Seene, bei jedem Wort ..."

Und sie stand vor dem Spiegel und studierte und übte, bis ihr die Gesichtsmuskeln weh thaten, und am nächsten Morgen hieß es: „Aber liebes Kind, Sie sollen bei dieser Stelle heiter aussehen, animiert, und Sie schneiden eine abscheuliche Grimasse, als ob jemand Sie unter der Fußsohle kitzele. Das kommt bloß von den unverständigen Spiegelübungen. Meine Damen, ein heiteres Gesicht muß aus dem Herzen herausgeboren werden, es muß Natur sein! Natur ist das Höchste!"

Dann — freilich — dann kamen ja auch kleine Aufmunterungen. Es kamen Worte der Aufmunterung: „Temperament hat die kleine Prinker! Ich möcht', Sie gäb' Ihnen ein Portiönchen ab!" — „Donnerwetterchen, Fräulein, der Mienenwechsel war gut!" — und es kamen Stunden wirklich

weihevollen Genusses im Schauspielhause. Da saß sie auf einem der bescheidenen Freiplätze der Elevinnen und lauschte und lauschte und träumte, und die Welt der Wirklichkeiten ging für sie unter in der Welt des Scheins. —

Kruslow stand mitten im Atelier und reckte die gewaltigen Arme, als Helene eintrat. Er war in einer glücklichen Schaffensperiode. „Püppchen hat mir Glück gebracht!" meinte er gelegentlich. In Wahrheit übte wohl die geregeltere Lebensführung, zu der der alte Junggeselle sich mit Rücksicht auf das junge Mädchen bequemt hatte, einen vorteilhaften Einfluß auf ihn aus. „Ich versteh' ja leider gar nichts von all' dem Wirtschaftskram!" sagte zwar Helene häufig, aber er empfand ihr häusliches Schaffen, mochte sich dies immerhin in bescheidenen Grenzen bewegen, doch als Erhöhung seiner Behaglichkeit.

„Kommst' endlich, Prinzessin? Schockschwerebrett, ich sterbe vor Hunger, und du allein trägst die Schuld, wenn in den Zeitungen stehen wird: unser berühmter Mitbürger Johannes Kruslow, der Schöpfer des sterbenden Achilles und einiger anderer Scheußlichkeiten, ward gestern tot in seinem Atelier aufgefunden. Der eilends herbeigeholte Medicinalrat Dr. Flickkörper stellte den Totenschein auf Tod durch Hunger aus!"

Helene nickte ihm zu: „Armer Onkel —"

„Marsch an den Herd, du pflichtvergessene Kreatur! Die Menage aus unserem trefflichen Atzungsinstitut wartet hier schon seit einer halben Stunde."

Sie wollte an ihm vorbeischlüpfen, da hielt er sie auf, faßte ihr unter das Kinn und schaute ihr in die Augen. „Warum, Helene, so trüb und so bang?"

„Onkel ... die Menage wartet ja —"

„Pascholl dann!" Er ließ sie frei, aber er sah ihr kopfschüttelnd nach, bis sie hinter der Thür ihrer Kemenate verschwunden war. ‚Armes Ding —' dachte er. ‚Ja, das Fliegen! Wer das Fliegen lernen könnte!'

Ein paar Minuten später rief Helene den Onkel in das Wohnzimmer. Der Tisch war schon gedeckt, sehr zierlich, wie sie das liebte; in der Mitte stand sogar eine kleine Vase mit ein paar Blumen und vor seinem Platz, neben dem Schoppen Mosel, ein feines schönes Glas, das Helene unverletzt unter dem Staub und Gerümpel des Ateliers entdeckt hatte. Sie selbst war noch an dem Gasofen mit dem Aufwärmen der Speisen beschäftigt. Er blieb einen Moment in der Thür stehen, und seine Künstleraugen freuten sich an dem geschmeidigen Figürchen, das in der großen blauen Schürze so anmutig herumhantierte.

„Nun? Was haben wir denn heut', Fräulein Hausmütterchen?"

„Suppe mit Blumenkohl — Spinat mit Setzei — und einen Braten. Man sieht's ihm aber nicht an, armer Onkel, von welchem Tier er stammt."

„Kenne ich! Wenn man nicht weiß, wie oder was, ist es immer Schöpsenkeule mit der Universalsauce, die die Küchenschmurgler auf Vorrat brauen. Mit 'nem bißchen Mut werden wir auch dies Untier — zeig' doch mal her — überwinden. Es sieht freilich aus, als ob es noch aus der Triaszeit stamme, Kindchen."

„Wie Leder —," seufzte sie leise.

„Leder ist noch lange nicht das Schlimmste, Lenerle. Ich würde ein Stück weichgekochtes Kalbsleder immer noch 'ner getrüffelten Ratte vorziehen, wie sie die Pariser anno 71 gegessen haben. Nur her mit der Bouillon. Eine Supp' mit Karviol, thut dem ärmsten Manne wohl ..."

Schweigend aß sie einige Löffel. „Armer Onkel —" sagte sie dann wieder. „Die ist gar nicht gut abgefettet ..."

Er hatte seinen Teller schon ausgegessen. „Sehr richtig bemerkt!" bestätigte er lachend. „Es war eine schauderhafte Brühe. Die Kerle haben den Hammel erst gekocht und dann gebraten, um zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Thut nichts, Lene —"

„Aber der Spinat ist auch recht mäßig, Onkel!"

„Lene! Lene! Ich bemerke neuerdings, daß du eine ganz raffiniert feine Zunge hast. Das ist nicht gut für unsere Lage, mein Leckermäulchen!"

„Ach ich! Von mir ist überhaupt nicht die Rede." Sie seufzte schon wieder. „Aber du kommst mir zu schlecht fort, Onkel Johannes," ereiferte sie sich dann. „Das geht gar nicht so weiter, und ich bin doch eigentlich schuld daran, denn natürlich schickt der Restaurateur uns, was bei ihm übrig bleibt. Du würdest außerhalb viel, viel besser essen. Oder — — oder ich möchte am liebsten selbst kochen ..." Der letzte Satz

war doch etwas zaghaft herausgekommen, aber nun setzte sie gleich sicherer hinzu: „Das kann ich dich versichern, besser mach' ich's immer noch, Onkel Johannes, als der Sudelbrei hier ist."

Kruslow legte Gabel und Messer hin und goß schnell ein Glas Mosel hinunter. „Sudelbrei ist hart, Lene. Angesichts dieses Hammelleders oder Lederhammels mit der Universaltunke freilich auch entschieden berechtigt. Aber, Lenerl, was entwickelst du denn plötzlich für hausmütterliche Anlagen? Ich hab' immer gedacht, alles was mit Küche und Keller zusammenhing, sei dir in den Tod zuwider. Du, Kind ... ich glaube auch selbst, Wirtschaft und Kunstbetrieb, das reimt sich mordios schlecht zusammen."

„Ich weiß nicht — — —" sagte sie zaghaft. „Aber warum sollte denn eine tüchtige Künstlerin eigentlich nicht auch eine gute Hausfrau sein können?"

Er drehte mechanisch an seinem langstengligen Glase. „Im Princip mag's wohl möglich sein. Aber nach allem, was ich weiß, bleibt's beim Princip oder höchstens bei ein paar Ausnahmen. Sonst — ich kann mir halt weder die Rosa Bonheur noch die Sorma als richtige gute Hausfrauen denken. Und nun gar selbst kochen! Nee, Lenchen, nee! Höchstens eine gute Tasse Mokka, was wir Junggesellen im Notfall ja auch fertig kriegen — na, kleine Tragödin, mit der könntest du deinem alten gebrechlichen Onkel auch bald unter die Arme greifen! Mahlzeit, Lene!"

Sie schüttelten sich die Hände. Er ging wieder nach dem Atelier hinüber. Das Kaffeewasser stand schon auf dem Gasöfchen. Sie horchte ein Weilchen verträumt auf sein leises Brodeln und Singen, öffnete dann das Fenster und begann die Reste der traurigen Mahlzeit zusammenzuräumen. Unwillkürlich kam dabei wieder ein halblauter Seufzer über ihre Lippen. Der arme Onkel! Und er klagte nie — niemals. Er hatte sogar immer noch ein fröhliches Wort. Daß sie ihm doch so blutwenig sein konnte, für all seine große Güte. Nicht einmal für ein ordentliches Mittagessen konnte sie sorgen. Es war eigentlich eine rechte Schande. Und — gewiß — eigentlich kochte sie ganz leidlich. Aber woher die Zeit nehmen, die leidige Zeit? Üben und studieren ... die Stunden ... die weiten Wege ... Abends Ensemble oder Theater ... kaum daß sie Zeit fand, an ihre Garderobe zu denken, die Nadel zur Hand zu nehmen —

Ja — ach! — wenn es aber nur das wäre! Wenn da nicht noch so viel anderes lastete, wie mit Centnergewichten — das Zerwürfnis mit dem Vater — und — und ...

Sie hatte ganz langsam, ganz vorsichtig nach allen Regeln der Kunst das Wasser über den Kaffee in der braunen Maschine zu gießen begonnen — seine gute Tasse Kaffee sollte der arme Onkel doch wenigstens bekommen — da perlte plötzlich etwas Nasses auf die Herdplatte und zischte leise auf. Und da stand auch schon der Onkel hinter ihr und legte ihr den Arm um die Schultern: „Lenchen — Püppchen!" sagte er. „Ich glaub' gar, du weinst. Salztropfen brauch' ich nicht im Kaffee." Es sollte lustig klingen, aber es klang bekümmert. Nun nahm er selbst die braune Kanne, setzte sie drüben auf den Tisch und goß ein: „Hier kommst du her, Lene — nicht da drüben, hier an meine Seite. So, du kleines Heulprinzeßchen, und jetzt gibst du mir mal die Patschhand. Sieh' mal, Kind, ich kenn' solche Stunden wie die, unter der du jetzt stehst. Ich sah's dir schon an, als du kamst — den großen Riesenjammer, in dem man sich selbst so erbärmlich klein und schwach vorkommt. Ich kenn' es! Nicht nur von ehedem — die Stunden kommen heut noch bei mir. Das ist nun mal Künstlerlos. Aber, Lene, sie gehen auch vorüber, man muß nur wollen! Nicht verzagen — streben! Immer weiter streben! Die Zähne zusammengebissen, und vorwärts! Kopf hoch, Lene, bist doch sonst ein kleines tapferes Ding! Komm — wir woll'n mal anstoßen!" Er griff nach seiner Tasse und hielt sie ihr entgegen. „Es geht auch mit Kaffee, auch bei uns, nicht nur bei der Frau Kalkulator! So — und nun guckst mich an! Prosit, Lene!"

Wie oft hatte er sie schon so aufgerichtet, mit Ernst und Scherz! Aber heut wollte es ihm gar nicht recht glücken. Nur ein ganz, ganz schwaches Lächeln vermochte sie auf ihre Lippen zu zwingen, und nur „du bist so gut, lieber Onkel ..." brachte sie leise hervor.

„Ach was?! Der Kaffee ist gut. Ich bin einfach ein alter Onkel, der selbst

weiß, wie's 'ner armen ringenden Seele zu Mute ist. Aber nun genug davon — ich hab' ja einen ganzen Sack voll Neuigkeiten für dich. Aber raten mußt du — raten!" Er lehnte sich zurück und sah sie schalkhaft von der Seite an.

Wie ein freudiges Aufleuchten flog es über ihr Gesicht: „Ich weiß ... du hast den Achilles verkauft! Ach, Onkel, wie freu' ich mich!"

Er schmunzelte: „Na ja. Also erstens: Geltenbock & Co. haben ihn gekauft. Und berappt, was noch mehr sagen will." Er griff in die Brusttasche und legte einen kleinen Packen blaue Scheine vor sich hin. „Da sind die Lappen. Die Kunden wollten handeln, aber ich hab' ihnen was gepustet. Morgen gehst du und kaufst ein. Vor allem Garderobe für dich —"

„Nein! Auf keinen Fall, Onkel —"

„Papperlappapp! Sollen die Leute vielleicht sagen: da schafft sich der alte Kruslow ein Vicetöchting an und läßt es 'rumlaufen, daß Gott erbarm. Stille bist du, ungeratenes Kind! Mucksmäuschenstill! So — das war das erste! Zweitens war ein Dienstmann mit 'nem riesigen Bouquet da. Ich fragte bloß, von wem er käme? Das wüßt' er nicht, sagt er und grinst. Da bin ich etwas unsanft geworden —"

Nun lächelte sie wirklich. Sie wußte, wie ‚unsanft' Kruslow in solchen Fällen sein konnte.

„Drittens war noch jemand da! Rate — aber, nein, das rätst du ja doch nicht. Werner war hier!"

Eine feine Röte flog über ihr Gesicht, um gleich wieder zu verschwinden. „Werner! Das hat dich gewiß sehr gefreut, Onkel Johannes."

„Hat's auch, du kleines Schäfchen."

„Er — er ist gewiß noch sehr böse auf mich?"

„Hm!" Kruslow rührte in seiner Tasse. „Denkt die eitle Kreatur gleich, wir zwei Männer werden beim ersten Wiedersehen nichts anderes zu sprechen haben, als von der Lene! Nicht 'n Ton, sag' ich dir! Nur bloß 'n bissel herumgeschnüffelt hat er und die Nase gezogen, als ob er so 'n feinen Duft von was Weiblichem verspürte. Bis ich dann sagte: ‚Hier ist kein Modell, mein Junge.' Da wurde er rot. Ja — aber von dir keinen Ton! Siehst du, wir hatten

Aus unserer Studienmappe:

Märkische Landschaft. Studienzeichnung von Robert Balcke.

ja auch so viel anderes zu plappern. Wenn einer so aus dem gelobten Lande der Kunst kommt, solch frischer junger Bengel — jedesmal geht uns Alten dann das Herz auf. Übrigens: er sagt, er hätte diesmal auch noch 'was anderes in Italien gefunden, als antike Meisterwerke und Renaissance. Etwas Wunderbares, Lebendiges — ich hab' den Jungen noch nie so schwärmen sehen."

Da war schon wieder auf Helenens Wangen die feine Röte von vorhin. Aber auch diesmal kam und ging sie wie im Fluge. „Ein sehr schönes, interessantes Modell also?" fragte sie ruhig.

„Einen Wunderkopf, um in Werners Sprache zu reden. Na — die Jungen sind eben leicht überschwenglich. Das Komische dabei ist nur: er reist nach Italien und vergafft sich da in den Kopf einer Berlinerin. Du wirst die vielleicht auch kennen, wenigstens den zu ihr gehörigen Herrn: letzterer ist nämlich der Sohn des Prinzipals —"

Kruslow brach plötzlich ab. Er erschrak vor der jähen Purpurwelle, die sich über das Gesicht des Mädchens ergoß. Er sah auch, wie ihr Kopf leicht vornübersank, ihre Brust sich hob, wie die Hand zitterte und abglitt, als sie mit ihr fest in die Kante des Tisches greifen wollte.

„Nanu?" sagte er endlich. „Was ist denn das, Lene? Lene — —"

Sie machte einen krampfhaften Versuch, ihm ins Auge zu schauen, und ihre Lippen öffneten sich, wie zu einer Entgegnung. Doch der Kopf sank gleich wieder hinab, ein kurzes, wehes Schluchzen — und plötzlich sprang sie auf und rannte zur Thür hinaus.

Auch er war aufgestanden. Einen Augenblick schwankte er, ob er ihr nacheilen solle. Aber dann blieb er kopfschüttelnd am Tisch stehen. ‚Armes Wurm!' dachte er. ‚Steht es so? Ja . . . das — das muß sie freilich allein durchkämpfen. Da nützen deine schönsten Worte nichts! Die alte Geschichte . . . und doch bleibt sie ewig neu . . . arme Lene!'

11. Kapitel.

„Auf Wiedersehen also morgen, Hedwig! Ich wollte nur meine Frau bei dir abladen, nun sie endlich einmal los zu sein —"

„Pfui, pfui, Hasso!" Frau Dora küßte ihren Mann bei jedem Pfui und zupfte ihn zugleich an beiden Ohren. „Jetzt machst du endlich, daß du fortkommst. Und büffele dich nicht in der Bibliothek fest, sondern sei rechtzeitig zu Tisch zu Hause. Sonst setzt es etwas!"

„Addio, du herrschsüchtiges Weib! Feldwebel hättest du werden müssen! Adieu, Hethe — grüß' Moritz!"

Die beiden Schwägerinnen blieben im großen Arbeitszimmer allein. Dora hatte ihren Arm um Hedwigs Gestalt gelegt und nickte ihr herzlich zu: „Es ist zu hübsch bei euch! Dies Zimmer ist nun schon mein ganzer Schwarm mit seinen hohen, offenen Schränken und den Büsten darauf und den schönen breiten Fenstern. Na, die vielen Bücher! Puh — die Staubhecke!"

„Ist gar nicht so schlimm, Dora! Und Moritz braucht sie doch auch!"

„Alle? Glaub' das doch nicht. Das ist nur solch gelehrte Eigenart, immer mitten unter dem Antiquariat sitzen zu wollen. Wenn ich — es ist ja nicht zu befürchten — mal ein Werk schreiben wollte, könnte, sollte, ich fing's praktischer an. Ich holte mir die Bücher, die ich brauchte, jedesmal aus der Königlichen Bibliothek."

Hedwig lächelte leise vor sich hin. Sie kannte die praktische Ader der Schwägerin schon. „Ihr seid wohl mitten im Packen? Graulst du dich nicht ein bissel vor dem kleinen Nest?"

„Das Packen hat noch Zeit. Das besorgt ja der Spediteur im Fluge." Frau von Herret setzte sich in den Arbeitsstuhl vor des Bruders Schreibtisch, der mit Büchern, Papieren, Auszügen, Zettelkästen förmlich besät war. „Und Tenburg? Es wird ja nicht gerade schön sein. Aber ich hab' Hasso dort vielleicht mehr als hier, die dienstlichen Verhältnisse sollen auch nett sein, und schließlich ist's ja doch wohl nur eine Übergangsstation. Im Frühjahr sind wir wieder hier."

„Weißt du — wißt ihr das wirklich so bestimmt?"

Dora nickte gelassen. „So bestimmt man so etwas überhaupt wissen kann, Hethe. Hasso hat sehr gut abgeschnitten auf der Akademie, er wird also auch in die Große Bude kommandiert werden." Sie sagte es mit der ruhigen Sicherheit, um die die Schwägerin sie immer aufs neue beneidete.

„Hasso war aber auch fast zu eifrig, ich hab' oft zurückdämmen müssen."

„Kannst du das denn verantworten?"

„Aber natürlich. Solch' Mann weiß oft nicht Maß noch Ziel zu halten. Bei Moritz sieht's ja übrigens wieder grundgelehrt aus — da auf dem Schreibtisch. Was hat er denn vor? Ein größeres Werk?"

Hedwig zögerte ein wenig mit der Antwort. „Er hat sich wohl noch nicht recht entschieden," sagte sie dann. „Er steckt noch mitten in den Vorarbeiten zu diesem und jenem. Du weißt ja, er hat so vielseitige Interessen."

„Hm! Ja — das weiß ich, denn das war immer so bei ihm." Doras helle Augen streiften die Schwägerin mit einem fragenden Blick. „Setz' dich doch gemütlich, Hedwig! Siehst du — dorthin! Mit anderen Worten: er zersplittert sich —"

„Das hab' ich doch nicht gesagt!" warf Hedwig hastig ein, fast erschrocken. „Wir sind ja auch erst so kurze Zeit zurück. Und so lieb deine Mama und du hier alles geordnet hattet, es gab doch noch mancherlei zu thun, und — Moritz konnte eben noch nicht die rechte Sammlung finden. Das ist doch ganz natürlich."

„Aber gewiß! Das ist ganz natürlich."

Da war schon wieder der durchdringende Blick aus den hellen Augen, dies forschende Umspannen, aus dem doch nicht Neugier, sondern anteilvolles Mitempfinden sprach, wie eine leise Frage: ist die Enttäuschung schon da? Oder lebst du armes Kind noch immer in deinem holden Wahne? Wenn dem so ist, will ich ihn nicht stören. Sprechen wir lieber von etwas anderem. „Wie steht's denn mit deiner Büste, Hedwig?"

„Willst du sie sehen? Das Thonmodell ist vorn im Salon —"

Arm in Arm schritten sie durch das Eßzimmer und ein geräumiges Wohnzimmer. Hier und dort blieb Dora stehen und musterte irgend ein Arrangement, ein neu oder anders aufgehängtes Bild und die Nippes auf den Borden. „Das habt ihr hübsch gemacht!" nickte sie dann immer und dachte: ‚Geschmack haben sie — beide. Mehr wie du! Aber der Geschmack allein ist doch nur Lebenszierat, kein Lebensinhalt.' Nun standen sie endlich im Salon. Die Büste stand vor der Balkonthür auf einer schwarzen kannelierten Säule; es hing noch ein feuchtes Leinen über ihr, denn der Bildhauer hatte erst am Vormittag die letzte Hand angelegt.

Hedwig nahm die Hülle vorsichtig ab. „Du mußt nicht denken, Dora, daß ich eitel bin," sagte sie dabei, mit ganz leichtem Erröten. „Ich habe mich nur so sehr gefreut, daß dem Herrn Werner seine Arbeit — wie Moritz sagt — so vortrefflich gelungen ist."

Dora lachte: „Du liebes Schäfchen —", aber als nun die Büste frei vor ihr stand, verstummte sie und trat ein wenig zurück.

Werner hatte den Kopf ganz schlicht und einfach aufgefaßt. Der feine Hals stieg aus einem leichten Spitzengekräusel empor, das noch ein schmales Stückchen von seinem Ansatz frei ließ; der Kopf war ein wenig gehoben und schaute etwas nach rechts; die Lippen ganz wenig geöffnet, wie Hedwig häufig that, wenn sie sich unbeobachtet glaubte. Mädchenhaft zart waren alle Linien des Gesichts —

„Das ist sehr schön," sagte Dora endlich in aufrichtiger Bewunderung. „So rein, so klar —" Sie trat auf die andere Seite, betrachtete das Profil lange und aufmerksam und dann wieder die Schwägerin. „Es ist sehr ähnlich auch, ohne Zweifel . . ."

‚Und doch ist ein fremder Zug darin!' hatte sie hinzusetzen wollen. Aber sie unterdrückte die Worte, denn sie fand plötzlich, daß der fremde herbe Ausdruck auch in Hedwigs Gesicht geschrieben stand, und sie erschrak. So durfte, so sollte eine junge glückliche Frau nicht aussehen!

„Es ist sehr schön," wiederholte sie noch einmal. „Und, liebe Dora, wenn du dich auch sträubst: der Kopf ist nicht geschmeichelt. Er ist ganz du! Das Werk wird Aufsehen machen!"

Hedwig breitete die Hülle wieder über die Büste. „Wenn nur Moritz die Idee aufgeben wollte, den Kopf in Marmor ausführen zu lassen —," sagte sie dann. Es kam ganz unvermittelt heraus, fast wie eine Bitte: „Wirke du doch auch auf ihn ein!"

„Warum willst du das denn nicht?"

„Ich — " Hedwig war plötzlich ein wenig befangen. Aber sie überwand sich und ergänzte ehrlich: „Ich fürchte die Kosten so sehr!"

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Aus Wilhelm Räubers Skizzenbuch.

„Aber Hethe! Gönn' dem Herrn Werner doch den Lohn seiner Arbeit und laß Moritz seine Freude! Ich verstehe dich gar nicht. Papa bezahlt's gern. Er ist ja so stolz auf sein schönes Schwiegertöchterchen."

„Papa bezahlt's — —! Papa bezahlt's!" Hedwig stieß es heftig heraus, mit bebender Stimme. Und dann faßte sie, aufseufzend, plötzlich Doras Hand und drückte sie krampfhaft: „Verstehst du das wirklich nicht? Alles bezahlt Papa! Für alles sorgt er! Immer! Immer! Ich bin arm! Nun ja, das hat Moritz gewußt. Aber wenn ich mir früher davon keine Vorstellung gemacht habe, jetzt drückt es mich. Daß ich nichts beisteuere, und daß Moritz nichts selbst verdient, daß wir so ganz aus Papas Tasche leben — schrecklich finde ich das, ganz schrecklich!"

Sie hatte leidenschaftlich erregt gesprochen, und in ihren Wimpern hingen Thränen. Dora schüttelte den Kopf. Für diese Leidenschaftlichkeit hatte sie zwar kein rechtes Verständnis, wohl aber ein warmherziges Mitempfinden. „Du bist eine liebe kleine Närrin! So beruhige dich doch nur! Komm, wir wollen uns einmal gemütlich setzen. So —", sie strich sanft über der anderen glühende Wangen und kam sich ordentlich mütterlich besorgt vor. „Ein kleines süßes Schäfchen bist du! Daß Moritz nichts verdient und auf Jahre hinaus nichts Nennenswertes verdienen kann, hat Papa doch gewußt. Sieh' einmal, wir leben doch auch nicht von unserem Leutnantsgehalt —"

„Aber Hasso hat doch wenigstens das!"

„Na ja! Und das ist auch sehr schön." Dora stockte ein wenig, denn sie hatte soeben sagen wollen: ‚Ich möchte auch keinen Mann, der gar nichts verdient.' — „Aber die Sache liegt doch eben bei jedem Beruf anders. Papa ist ja auch glücklicherweise in der Lage, und Moritz ist immer sein Lieblingskind gewesen. Für den würde er noch ganz andere Opfer bringen, während er den — den Zuschuß, den er euch wie uns gibt, einfach als etwas Selbstverständliches ansieht. Also da mußt du dich beruhigen, Hedwig ... und du darfst nicht etwa Moritz mit diesen Bedenken kommen. Hörst du?"

„Das habe ich aber schon gethan!" fiel Hedwig rasch ein, und der herbe Zug, der Dora vorhin zum erstenmale aufgefallen war, verschärfte sich ins Trotzige.

„Erlaube: das war aber nicht klug! Was sagte denn mein großer Bruder?"

„Er lachte mich aus! Und dann — dann wurde er böse —"

„Siehst du! Na, wie ich ihn kenne, verzog sich das Gewitter aber schnell, es kam eine schöne Versöhnungsstunde — er

ist ja ein so guter lieber Kerl — und dann gelobte er dir feierlichst, viel, viel Mammon mit seinem nächsten großen Werke zu verdienen. Gelt, Hedwig?"

Die junge Frau ließ den Kopf sinken. Es lag ein Bejahen in der Bewegung, aber keine überzeugte Zustimmung.

„Ich will dir etwas sagen, Schatz: die meisten von uns Frauen gehen mit zu übertriebenen Erwartungen in die Ehe," begann Dora wieder. „Ich hab' vielleicht eine Ausnahme gemacht, oder — nun — oder mein Hasso ist eben ein Musterexemplar seiner Gattung. Er ist ja auch dein Bruder. Übrigens: seine Mucken hat er auch, ich lasse sie nur nicht aufkommen. Aber du, Hedwig, du sahst eben in meinem Bruder geradezu den Inbegriff aller menschlichen Vollkommenheit. So etwas gibt's einfach überhaupt nicht, und er ist doch einmal kein Riese, kein Gigant. Nun mußt du manches kleine Subtraktionsexempel machen, wirst noch manchen Kompromiß mit dem wirklichen Leben schließen müssen. Sieh mal, ehrlich gesagt, wir sahen das kommen. Ich wenigstens. Ich hätt's dir gern erspart, weil ich fühle, daß es dir schwerer werden wird, als einem Durchschnittsmenschen. Jetzt aber sage ich: durch! Und du wirst auch durchkommen! Ganz gewiß. Denn — schau' mich mal an — denn du hast Moritz ja sehr lieb!"

Während sie sprach — herzlich, zärtlich, aber sehr ruhig und gelassen, ein wenig belehrend fast — war in Hedwig schon wieder die Unzufriedenheit mit sich selbst wach geworden. Sie ärgerte sich, sie schämte sich, daß sie über ihren Mann ge-

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von Wilhelm Räuber.

sprochen hatte; es dünkte ihr ein Unrecht, daß sie sich hatte fortreißen lassen. Sie zeigte nicht genug Stolz. Was sie zu tragen hatte, wollte sie tragen, ohne zu klagen. Dora meinte es ja gut. Sehr gut — gewiß! Aber gerade Dora war gegen Moritz nie ganz gerecht gewesen. Und nun hatte sie ihr gewissermaßen noch Wasser auf ihre Mühle geliefert!

So war sie froh, als die Schwägerin endlich abbrach und nach einem Blick auf die Kaminuhr aufstand. „Nun aber genug! Ich muß machen, daß ich nach Hause komme. Ach, Schatz, noch eins: sag' Moritz doch, daß Onkel Beermann sehr böse auf euch ist, weil er ihm seinen Besuch noch nicht erwidert hat. Eingeladen habt ihr ihn auch noch nicht."

„Ich werde es bestellen, Dora. Aber —"

„Ich weiß schon: Moritz mag ihn nicht. — Geschmackssache, die ich verstehe. Aber er ist doch nun mal Mamas Bruder, und es ist doch nicht nötig, daß er überall von Eurer ‚Dickethuerei' tratscht. Und dann, mein Himmel, mit solch' altem reichen Junggesellenonkel soll man es nicht verderben! Sag' das nur deinem Moritz — als flotter Student hat der manchmal auch anders von Onkel Kommissionsrat gedacht. Addio, Hedwig, mein Schatz. Und kühle dir die Augen. Männer mögen verweinte Augen nicht. Komm, gib mir 'n Schmatz!"

Hinaus war die kleine resolute Frau.

Hedwig ging langsam durch den Salon und das Speisezimmer nach dem Zimmer ihres Mannes zurück. In ihr arbeitete die Unterredung mit der Schwägerin noch schwer nach.

„. . . Er ist doch nun einmal kein Riese, kein Gigant . . .," hatte Dora gesagt.

Sie machte sich Vorwürfe, daß sie dazu still geschwiegen hatte. Das durfte, das sollte nicht mehr vorkommen!

„Kein Gigant!" Nein, ein geistiger Gigant war er nicht. Unsinn überhaupt dies Wort in dieser Verbindung. Geistige Giganten gibt's in der Geschichte der Menschheit vielleicht ein Dutzend, wahrscheinlich weniger. Man kann sehr bedeutend sein, auch wenn man der Welt keine neuen Pfade weist.

Sehr bedeutend. — —

Hedwig hatte sich an den Schreibtisch ihres Mannes gesetzt und den Kopf in beide Hände gestützt. ‚Sehr bedeutend?!' grübelte sie weiter. ‚O, das ist Moritz sicher! Ganz gewiß ist er es. Es ist deine Schuld allein, wenn du ihn falsch reflektierst. Du mußt dich besser in seine Eigenart hineindenken, ihn mehr verstehen lernen. Du kennst ihn eben noch nicht genug!'

Wie oft hatte sie sich das nicht schon in den letzten Wochen vorwurfsvoll gesagt. Vorwurfsvoll — und zugleich doch, als ob sie damit einen Hoffnungsanker auswerfe. Es mußte ja in ihm noch etwas geben, ein x, eine unbekannte Größe, die zu verstehen ihr bisher versagt geblieben war.

Er war so gut, so liebevoll gegen sie, er trug sie auf Händen, er überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten. Daß er bisweilen leicht ein wenig verstimmt war, etwas kleinlich vielleicht, wenn sie nicht sofort auf seine Ideen einging, wenn sie einmal einen abweichenden Standpunkt vertrat — du mein Himmel, das war wohl Männerart, und jedesmal hatte er diese kleinen Launen so schnell überwunden, durch verdoppelte Zärtlichkeit gut gemacht. Hundertfältig! Sie that ihm Unrecht — sie allein!

Was erwartete sie denn eigentlich? Hatte darin wenigstens die Schwägerin nicht ganz recht, traf das nicht vollkommen auf sie zu: „Die Mehrzahl der Frauen tritt mit zu hohen Erwartungen in die Ehe!" Konnte Moritz denn nun mit einem Male hochberühmt und allgemein gefeiert sein, genügte nicht die Anerkennung der engeren Kreise? Was für positive Leistungen hatte sie denn eigentlich von ihm erwartet? Nein — nein! Sie war auf dem besten Wege ungerecht zu werden mit ihrem hochgespannten Ideenfluge . . . ernstlich mußte sie mit sich ins Gericht gehen . . .

„Aber, Hete! So verträumt!"

Sie fuhr empor, als sie die Stimme ihres Mannes hinter sich hörte. Und sie sprang auf und flog ihm an den Hals und küßte ihn im unbewußten Fortspinnen ihrer reuigen Gedanken leidenschaftlich, auf die Lippen, auf beide Augen. Sie konnte sich gar nicht genug thun in ihrer Zärtlichkeit.

„Du hast wohl ganz überhört, daß ich klingelte?" sagte er endlich, sie noch einmal an sich ziehend. „Sitzt hier so allein, die kleine Frau, und gibt ihren Gedanken Audienz. Laß dich doch einmal ansehen: ganz erregt schaust du aus! Woran haben Euer Gnaden denn gedacht?"

„An dich! Immer nur an dich, Moritz!“

Er faßte unter ihr Kinn und hob es ein wenig empor. „Natürlich lieb gedacht?“ fragte er.

Sie nickte, konnte aber einer kleinen Verlegenheit doch nicht wehren. Auf ihrem lebendigen, immer beweglichen Gesichtchen prägte sich ja stets jeder Gedanke, jede Empfindung sichtbar aus, sie mochte wollen oder nicht.

„Also doch nicht ganz lieb?“ Er hatte den Wechsel im Ausdruck wohl bemerkt, und seine Frage klang fast ein wenig bekümmert, wenn er sie auch scherzhaft betonte. „Nun, was habe ich also auf dem Kerbholz. Nur heraus mit der Sprache!“

Einen Augenblick zögerte sie. Die Wahrheit konnte sie ja nicht sagen. Da fiel ihr Doras Bitte wegen des versäumten Besuchs ein, und sie brachte sie schnell vor. Aber sie bereute es gleich, denn seine Stirn runzelte sich. Er strich sich ein paarmal über den Bart — bei ihm fast immer eine Bewegung der Abwehr — und sagte schroff: „Meine kluge Schwester mag für sich allein erbschleichen. Ich danke. Der Mann ist ein Protz, ein unausstehlicher Banause. Er ist kein Umgang für uns.“

„Ich glaube aber, die Eltern wünschen es sehr. Er ist doch Mamas Bruder!“ sagte sie zaghaft.

„Das ist mir egal! Ich bin alt genug, um zu wissen, was ich zu thun und zu lassen habe. Ich bitte dich, liebe Hedwig, laß mich mit diesem geliebten Onkel Beermann zufrieden, der — sollte ich meinen — deinem aristokratischen Empfinden ebenso lästig sein müßte, wie er mir ist.“

„Ich kenne ihn ja kaum, Moritz. Aber natürlich hast du allein zu entscheiden, ich füge mich ja so gern.“

„Ein gräßlicher Mensch — dieser Onkel Kommissionsrat!“ Moritz begann im Zimmer auf und ab zu gehen, und in Hedwig wurde schon wieder der häßliche Gedanke lebendig: warum verbeißt er sich nur auf die abgethane Geschichte — es ist wirklich geradezu eine Eigentümlichkeit von ihm, sich von jeder Unannehmlichkeit erst mühsam frei reden zu müssen. — „Ein eingebildeter, anspruchsvoller Plebejer! Was geht das nun Dora an? Was muß sie sich hinter dich stecken? Warum spricht sie sich nicht wenigstens mir gegenüber aus? Ich würde ihr meine Meinung schon gesagt haben. Sitzt der Mensch hinter seinen Fischkästen und meint, ich müsse ihm nachlaufen, nur weil er einen vollen Arnheim hat. Ich danke — ich danke —“

‚Ein Glück!‘ dachte Hedwig, als das Mädchen meldete, daß angerichtet sei.

Er unterbrach sich auch sofort, lachte seine Frau an: „Wir wollen uns unser Mittagessen aber nicht durch den alten Ekel stören lassen —“, und bot ihr den Arm.

Bei Tisch war er immer gut aufgelegt. Er aß und trank sehr mäßig, aber gern gut und liebte eine heitere Unterhaltung über die Tafel. Auch wenn sie nur zu zweien waren, durften keine Pausen im Gespräch eintreten; dafür sorgte er schon. Es war immer eine angenehme Stunde, die er gern etwas ausdehnte.

Er plauderte auch heute angeregt, lobte dies und jenes, bedankte sich für eine kleine Pastete, die Hedwig hatte einschieben lassen, erzählte, daß er Bargfeld in der Universität begegnet sei und der nächstens seinen Besuch machen wolle, daß er heut ganze zwei Hörer vorgefunden habe, von denen der eine geschlafen, der andere sich im Korpszirkelzeichnen geübt hatte. — „Sommersemester! Du brauchst gar keine so großen Augen zu machen, Heti — es geht anderen Dozenten auch nicht besser!“ — kam noch einmal auf die Wernersche Büste zurück und wie schön er sie finde — „fast so reizend wie das Original, insoweit toter Stein mit dem frischen Leben verglichen werden kann“ —, und schlug schließlich, nachdem er sich eine Cigarre angezündet hatte, vor: „Es ist heut so wundervolles Wetter. Eigentlich, Hedwig, sollten wir eine kleine Partie machen. Nach Wannsee oder Onkel Toms Hütte — was meinst du dazu?“

Sie wollte schon lebhaft zustimmen. Aber da fiel ihr aufs Herz, daß er ja immer klagte, er käme nicht recht zur Arbeit, und so sagte sie: „Das wäre schon schön, Moritz! Nur — du wolltest doch heut' abend . . .“

Er unterbrach sie: „. . . arbeiten wollte ich. Ja — freilich! Ich müßte wohl eigentlich. Ich hab mir so vielerlei zurechtgelegt, und heut vormittag im Kolleg kristallisierte sich in mir die Idee, die Gralssage einmal in Form einer Monographie zu behandeln —

die Vorarbeiten hätte ich fast fertig, die ganze Disposition im Kopf. —"

„Aber das thu doch, Moritz!" redete sie eifrig und überzeugt zu. „Der Vorwurf ist lohnend, und er liegt dir. Die Arbeit wird dir Freude machen, und ich freu' mich auch schon darauf. Hast Du nicht sogar schon einmal einen kleinen Artikel über das verlorene Gedicht von Guiot, das Wolfram von Eschenbach benutzt haben soll, im literarischen Echo gehabt? Gewiß — ich erinnere mich deutlich. —"

Moritz nickte und streifte die Asche seiner Cigarre ab. „Es war kein ganz schlechter Beitrag, glaube ich. Ja, ich werde wohl wirklich an die Arbeit gehen. Bald ... vielleicht schon in den nächsten Tagen."

„Und — warum nicht heute?" Hedwig sagte es zögernd, und ihre Augen blieben voll Erwartung auf ihn gerichtet.

„Heute? Warum gerade heute? Man muß sich nicht zur Stimmung zwingen wollen, die nun mal gerade für den Beginn solch einer Arbeit doppelt nötig ist. Und dann —" da war schon wieder sein bezauberndes Lächeln — „ich und meine Zeit gehören jetzt doch vor allen Dingen meinem lieben Frauchen."

„O du!" fiel sie schnell ein. „Du sollst nicht einmal später sagen, ich oder die Rücksicht auf mich hätten dich von der Arbeit abgehalten."

„Davon ist gar nicht die Rede, Hedwig. Wäre es eine wirklich dringende Arbeit, so würde mich nichts abhalten. Wahrhaftig nicht! Aber, es kommt ja nicht auf ein paar Tage an. Nun, es bleibt dabei: wir holen deine Mama ab — der alten Dame wird das Herauskommen aus der Stickluft auch gut sein — wir nutzen heut den schönen Tag und fahren in den Grunewald. Gute Mahlzeit, mein Schatz!"

12. Kapitel.

„Kinder, seid ernst, denn auch die Aufgabe ist ernst! Bowle brauen ist eine Kunst. Da ist es mit Rezepten nicht gethan. Eine gute Bowle muß einen individuellen Charakter tragen, den Stempel ihres Schöpfers, wie jedes Kunstwerk. Es gibt ja Bowlenkünstler, die schmeißen das große Werk, sozusagen, auf einen Wurf hin. Sie sind Bowlengenies, sie haben's im Handgelenk: so und so viel Pullen Mosel, so und so viel Sekt, so und soviel Zucker, so und so viel Frucht — fertig und wunderbar! Aber solch große Geister sind Ausnahmen. Ich zum Beispiel bin nur ein Bowlentalent. Ich muß arbeiten, um zum Ziele zu gelangen: kosten — wieder kosten — nachfüllen — nachsüßen! Du kannst mir noch einmal den aufgelösten Zucker 'rüberreichen, Lenerl! Danke! Wieder kosten, noch ein Buddelchen Schaum zugießen — geben Sie mal her, Sie schwarzgeschwänzter Ganymed! Oho, erst riechen, ob der Korken auch gut ist. So — so! Nun die Gläser hier 'mal bißchen kühlen. Und noch ein klein wenig ziehen lassen. Geduld, mein Verehrter, Geduld! Geduld ist ein heilsam Kräutlein, kleines Püppchen — —."

Sie saßen etwas abseits von der großen Masse der Gäste, die die Tische dicht am Restaurationsgebäude füllten, vor Onkel Toms Hütte. Es war ein lauschiges Winkelchen. Das Schwatzen und Gläserklingen hallte nur leise herüber, der Blick öffnete sich durch die dunklen Föhren auf den stillen See und sein grünes Gelände. Ein leichter frischer Heuduft drang von dem Wiesenkranze herauf.

Kruslow hatte durchaus seinen sterbenden Achilles „begießen" wollen. „Wir fahren heut zur Holzauktion — nämlich in den Grunewald! Mach dich fein, Lenerl, damit ich Ehre mit meinem Vizetöchterchen einlege. Ich hab' mir den Werner eingeladen und einen mächtig gelehrten Herrn, den er da unten in Venedig kennen gelernt hat."

Einen Moment hatte ein süßer Schrecken sie zusammenschauern lassen. Sie dachte an Merlenberg. Aber da fuhr der Onkel schon fort: „... einen Professor Bargfeld. Ich kenn' ihn auch schon von früher her. Wir haben manchesmal, als er Student war, in den Akademischen Bierhallen uns sattgegessen — oder auch nicht. Denn er war grad' so'n armes Luderchen, wie ich. Prächtiger Kerl — ein ganzer Kerl, der's verdient hat, daß er über den großen Berg kam. Also bißchen fix, Hoheit Prinzeßchen! Um fünf Uhr geht's los!"

Ein wenig befangen war Helene geblieben. Der „mächtig gelehrte Herr" genierte sie etwas, und vor Werner hatte sie eine leise Scheu, die sie sich selbst nicht recht zu erklären vermochte. Sie konnte die Empfindung nicht überwinden, ihm ein

Unrecht zugefügt zu haben, und jedesmal, wenn er sie mit seinen hellen Augen so treuherzig anblickte, senkte sie den Blick. Auch jetzt hatte sie es so einzurichten gewußt, daß sie nicht neben ihm, sondern zwischen Krnslow und Professor Bargfeld saß.

Kruslow war in fast übermütig lustiger Laune. Er plauschte und probte; er hielt behauptete, das müsse so sein, denn Schliemann habe auf Ilion, dritte Schicht von oben, sechste Straße links Nr. 283, Krüge und Töpfe ausgebuddelt, die überhaupt keinem anderen Zweck gedient haben könnten.

Nun füllte er endlich die Gläser: „Den Weihespruch, Kollege von der historischen Fakultät!“

Aus unserer Bildermappe:

Damhirsch. Ölstudie von J. Ch Deiker

mit einer komisch entsetzten Miene der Abwehr das Kühlgefäß umklammert, als Werner vorzeitig einschenken wollte; er zog die verwegensten Folgerungen, was wohl Achilles im Olymp dazu sagen würde, wenn er seinen sterbenden Körper in Erdbeerbowle umgesetzt wisse; er wollte von dem Historiker wissen, ob die Hellenen wohl vor Troja auch Erdbeerbowle getrunken hätten, und

Bargfeld hob sein Pokal: „Es lebe die Kunst!“

„Es lebe die Kunst!“ die Gläser klangen aneinander.

„Na, Herrschaften, was hab ich gesagt! Wenn ich kein Bowlengenie bin, ein Bowlenkünstler bin ich doch. Wo sich das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich mit Mildem paarten, da gibt es einen guten Klang.

Ja, alter Bargfeld, es lebe die Kunst! Diesmal nicht die Bowlenkunst, sondern unsere große heilige Kunst! Die unsere: denn, ich denke, auch der Historiker, der der Wahrheit nachstrebt und sie plastisch formen und gestalten soll, ist in Wahrheit ein Künstler: Meine und deine Kunst, Werner, und daß wir sie nie in den Staub ziehen, um den Launen der Großen oder dem Geschmack der blöden Menge zu dienen! Auch deine Kunst, Helene — und daß sie dich hinwegtrage über den Dunst der Alltäglichkeit!"

Bargfeld hatte durch Werner schon erfahren, daß die Nichte seines alten Freundes sich der Bühne widme, in einer vertrauten Abendstunde im geliebten Cavaletto hatte ihm der Künstler sein Herz ausgeschüttet in dem immer lebendigen Bedürfnis der Jugend, von den eignen Leiden und Freuden mitzuteilen. Nun betrachtete der Professor das zierliche kleine Persönchen mit dem feinen Rokokogesicht in begreiflichem Interesse. Er hatte wohl ein hübsches keckes Theaterdämchen erwartet und war auf das angenehmste überrascht. Sie sah so schmuck und adrett aus in dem neuen lichten Sommerkleidchen, und sie zeigte eine anmutvolle Zurückhaltung, die ihm sehr gefiel. Er stieß noch einmal mit ihr an. „Jawohl, gnädiges Fräulein! Auf Ihre Kunst besonders, und daß Sie glücklich in ihr werden mögen!"

Er hatte es so warm und herzlich gesprochen, daß Helene seinen auf sie gerichteten Augen mit einem dankbaren Blick begegnete. Aber er sah auch, wie plötzlich ein herber, fast trauriger Zug um die vollen Lippen erschien, und er sagte sich sofort: ‚das arme Kind hat der Bitterkeiten auf dem Wege ins gelobte Land schon viele gekostet, und sie ist nicht von der Art, die leicht überwindet!' Im schnell aufquellenden Mitempfinden knüpfte er mit ihr ein Gespräch über das Theater an. Er stand ja der modernsten Litteratur ziemlich fern, aber er war ein gründlicher Kenner der Klassiker und freute sich, daß er bei dem jungen Mädchen auf ein Verständnis traf, das vielleicht nicht in die Tiefe ging, aber doch von lebhaftem Interesse und gesundem selbständigem Denken zeigte. Auch Kruslow mischte sich in die Unterhaltung, die immer angeregter und lebhafter wurde, bis Werner plötzlich ausrief: „Aber da kommen ja Merlenbergs! Sieh doch, Kruslow, die entzückende Frau!"

Mit jähem Erschrecken hatte Helene sich in ihren Stuhl zurückfallen lassen. Bargfeld sah, wie sie die Rechte in einer unwillkürlichen Bewegung auf das Herz preßte, wie das Blut in ihrem Gesicht aufströmte und wieder einer fahlen Blässe Platz machte, um dann noch einmal aufzuwallen. Den beiden anderen konnte das alles nicht auffallen, denn sie waren ganz von den sich Nahenden in Anspruch genommen; Kruslow musterte die junge Frau mit seinen Künstleraugen und brummte: „Junge, du hast ein unglückliches Glück! Den Kopf hätt' ich auch gern gemacht!" und Werner sprang nach kurzem Wortwechsel mit dem Älteren auf und eilte Merlenbergs entgegen. Aber Bargfeld entging nicht, wie Helene plötzlich die Augen schloß, wie ihre Brust sich hob, wie ihr Mund sich zu einem halblauten Seufzer öffnete und das ganze Gesicht dann zu erstarren schien. ‚Was hat sie nur?' dachte er. ‚Kennt sie Merlenbergs?' Dann kam ihm ein leichtes Lächeln: ‚Am Ende — nein sicher! — liebt sie den guten Werner doch. Sie ist einfach eifersüchtig auf die schöne Frau. Nun, da könnte ich das arme Kind ja freilich beruhigen.'

Auch er hatte sich schon erhoben, um Merlenbergs zu begrüßen.

Es drang gerade ein schmaler letzter Strahl der Abendsonne durch die Fichten und umspann auf einen kurzen Augenblick die schlanke Gestalt der jungen Frau wie mit Goldglanz. ‚Wie schön sie doch ist!' schoß es Bargfeld durch den Sinn. ‚Dies durchgeistigte und doch noch fast kindliche Gesicht! Ich kenne nichts Ähnliches — —'

Merlenberg hatte Helene Prinker bereits erspäht, noch ehe Werner auf ihn zukam. Ihm war die Begegnung höchst fatal. ‚Wie kommt das Mädel denn zu den Künstlern?' fragte er sich. ‚Ist sie leichtsinnig geworden? Schade — war eigentlich ein nettes kleines Ding.' Dann erinnerte er sich, daß der alte Kruslow ihr Onkel war; er hatte das früher einmal gehört. Es beruhigte ihn einigermaßen. Aber am liebsten wäre er doch ausgebogen. Doch da war der junge Bildhauer schon und bat und drängte, man möge sich mit heransetzen. Der Doktor zögerte noch immer: die Portierstochter und Theaterprinzessin und seine Frau und Schwiegermutter an einem Tisch, das ging doch wirklich nicht — Bohême bleibt Bohême. Aber

Werner hatte solch' herzliche, eindringliche Art, zu bitten, und nun kam auch Kruslow heran, und schließlich, daß Bargfeld, der ernste Bargfeld, da mitten unter den Leuten saß, entschuldigte auch manches . . .

„Wenn es euch recht ist, liebe Mama — liebste Hedwig . . .," wandte er sich rückwärts.

Kruslow hatte sich der alten Dame schon bemächtigt, ohne überhaupt an die Möglichkeit einer Ablehnung zu denken. Frau von Herret war auch zu unsicher, fühlte sich zu fremd, um zu widerstreben. Erst als sie Helene, die sich inzwischen einigermaßen gefaßt hatte und aufgestanden war, gegenüberstand und als Kruslow vorstellte: „Erlauben Sie, gnädigste Frau — meine Nichte, Fräulein Prinker!" — erst da kam ihr mit einem leichten Erschrecken ein Bedenken. War dies denn nicht die Tochter ihres Hauswirtes, das leichtsinnige Ding, von dem die Dienstboten im Hause geklatscht hatten, sie sei den Eltern davongelaufen? Das war doch stark, daß sie und ihre Tochter mit dem Mädchen an einem Tisch sitzen sollten! Wenn das Hasso wüßte! Was der wohl dazu sagen würde? So setzte sie ihr gutmütiges altes Gesicht in möglichst reservierte Falten und nahm ganz am entgegengesetzten Tischende Platz.

Hedwig war ganz unbefangen herangetreten. Sie hatte auf Bargfelds respektvollen Gruß ihm die Hand hingestreckt und — etwas zu herzlich, fand ihr Mann — ihrer Freude über das Zusammentreffen Ausdruck gegeben. Sie sprach nur aus, was sie empfand: Bargfeld hatte schon bei dem ersten Zusammentreffen in Venedig sie interessiert, zunächst nur als der bekannte, gefeierte Gelehrte, dann — bei wiederholtem Zusammensein, wie es sich doch schließlich von selbst ergeben hatte — als feste, in sich geschlossene Persönlichkeit.

Als ihr Helene vorgestellt wurde, erinnerte sie sich ihrer sofort — erinnerte sich auch, gelegentlich von ihrem Schwiegervater gehört zu haben, „Paschas Tochter will ja zur Bühne gehen; mein alter Cerberus unten ist mir halb rappelköppisch drüber geworden." Das Mädchen machte ihr aber einen bescheidenen, angenehmen Eindruck. Sie reimte sich mit ihrer schnellen Kombinationsgabe, fußend auf allerlei Äußerungen, die Werner während der Sitzungen gethan hatte, Beziehungen zwischen ihm und Helene zusammen, die der Wahrheit mindestens ziemlich nahe kamen. So erwiderte sie die etwas übertrieben tiefe Verbeugung mit großer Freundlichkeit, die freilich eigentlich mehr Werner, als Helene galt.

„Mitgefangen — mitgehangen!" erklärte Kruslow. „Verehrter Herr Doktor, Sie müssen mir schon erlauben, Ihre Damen und Sie zu einem Glase Bowle einzuladen. Nein — keine Absage — bitte! Gnädigste Frau, was hat mir mein Junge da vorgeschwärmt! Der Werner ist nämlich, sozusagen, ein Stück von mir: ohne jeden verwandtschaftlichen Zusamenhang — Wahlverwandtschaft hält aber oft besser! Hoffentlich hat er seine Sache brav gemacht. Ich würd' mich seiner auch schämen, wenn's anders wäre — der Aufgabe gegenüber!" Er hatte inzwischen die Gläser gefüllt. Nun, da er sah, daß Hedwig über seine letzten Worte leicht errötete, lachte er in seiner gutmütigen Weise und strich sich mit lustigem Augenzwinkern den Bart: „Aber Sie brauchen doch nicht rot zu werden, schönste Frau! Schönheit ist eine Himmelsgabe, und wir Künstler sind berufen, sie zu würdigen, zu verewigen. Das ist unser hohes Amt und unser Recht. Meine Herrschaften, wir haben vorhin auf die Kunst getrunken. Jetzt rufe ich: die Schönheit hoch! Hoch — hoch — hoch!"

Wie immer, wenn die Schönheit seiner Frau gepriesen wurde, fühlte Merlenberg sich auch jetzt angenehm berührt, persönlich geschmeichelt. Er stieß als erster mit Kruslow an, er lobte, bedächtig, mit überlegener Kennermiene kostend, die Bowle. Es sind doch eigentlich nette Kerle, die Künstler! dachte er nun. Bißchen burschikos — na, mitgefangen — mitgehangen, wie der Alte vorhin sagte. Er rückte seinen Stuhl näher an den Tisch heran und wurde lebhaft, sprach mit Kruslow über dessen letzte Werke, die er auf der vorjährigen Ausstellung gesehen und die sein untrügliches Gedächtnis bis in alle Einzelheiten festgehalten hatte; sprach begeistert von Werners „prächtiger Leistung" und kam vom speziellen aufs allgemeine, auf die plastische Kunst der Neuzeit. Er hatte die angenehme Empfindung, daß er gut sprach, wobei er nicht versäumte, dann und wann als artiger Mann wenigstens den Versuch zu machen,

die schweigsame alte Dame an seiner linken Seite ins Gespräch zu ziehen.

Auf Helene Prinker, der er durch einen Zufall schräg gegenüber zu sitzen gekommen war, achtete er nicht. Mit einer gewissen Absichtlichkeit. Er wollte ihr seine Stellung markieren, sie etwas „schneiden". Bis er dann plötzlich den Blick des Mädchens auf sich gerichtet fühlte mit einem ganz eignen Ausdruck, aus dem er nicht nur leidenschaftliche Bewunderung herauslesen konnte.

Es war nur auf eine Sekunde. Denn Helene, die, wie er gleichzeitig bemerkte, in eine anscheinend lebhafte Unterhaltung mit Bargfeld und Hedwig verwickelt war, senkte die Lider sofort wieder über die leuchtenden Augen und schien ihre ganze Aufmerksamkeit auf jenes Gespräch zu konzentrieren. Aber getäuscht konnte er sich doch nicht haben. Ihm schoß sofort die Erinnerung an seine früheren Begegnungen mit dem Mädchen durch den Sinn, und während er weitersprach — von dem Nationaldenkmal und von Professor Maison und der neuen Denkmalsstraße im Tiergarten und dem Wiederaufleben der Barockkunst und anderem — dachte er: ‚Solch' eine kokette kleine Krabbe! Das scheint ja ein nettes Früchtchen werden zu wollen! Plappert mit meiner Frau und macht mir Augen! Niedlich ist sie schon — aber solch' eine Frechheit!'

Hedwig saß zwischen Werner und dem Professor. Da aber der junge Bildhauer bald völlig von ihrem Manne in Anspruch genommen wurde, war es ganz von selbst gekommen, daß sie sich fast ausschließlich mit Bargfeld unterhielt. Sie plauderten zuerst über Reiseeindrücke; sie fragte nach dem Erfolg seiner venetianischen Studien, und er empfand eine herzliche Freude, als sich in ihrem beweglichen Gesicht sofort eine sichtbare Befriedigung über seine gute Auskunft wiederspiegelte. Merkwürdig, wie oft ihm das schon so gegangen war: in diesem schönen bleichen Antlitz gab es immer etwas zu lesen, aus diesen großen klugen Augen sprach immer ein angeregtes Interesse, ein auffallend schnelles Verständnis!

Helene hatte währenddessen stumm gesessen, tiefen Groll gegen die junge Frau in der Brust. Dann und wann schlug sie die Augen zu einem kurzen scharfmusternden Blick gegen sie auf. Sie fixierte die Gestalt, das Gesicht förmlich. Sie hätte so gern einen Fehler, etwas Häßliches an Hedwig gefunden. Sie horchte auf ihr Organ, und der volle Wohlklang der Stimme verdroß sie. Sie suchte die Toilette zu bekritteln. Aber es gab auch da nichts, als ausgesucht chike Schlichtheit. Schließlich zuckte sie unwillkürlich die Achseln: Eine hochmütige Person —

Da wandte sich Hedwig plötzlich selbst an sie. Das junge hübsche Mädchen, das so stumm dasaß, mit im Schoß geschlossenen Händen that ihr leid. Niemand zieht sie ins Gespräch — es ist recht unrecht. Sie muß uns ja für arrogant halten. Und sichtlich ist sie zu bescheiden, sich in die Unterhaltung einzudrängen. So beugte sie sich ein wenig vor und sagte: „Ich höre, Sie bereiten sich für die Bühne vor, Fräulein Prinker. Wann denken Sie aufzutreten, wenn ich fragen darf?"

„Ich weiß nicht, gnädige Frau!" Die Antwort kam so unverbindlich wie möglich heraus, fast trotzig.

Hedwig lächelte. Sie verstand diesen Trotz nach dem langen Stummdasitzen. Vielleicht hätte sie selbst in gleicher Lage sicher noch schroffer geantwortet. „Meine Frage war wohl etwas thöricht, liebes Fräulein," fuhr sie fort. „Ich mußte mir sagen, daß man den Abschluß eines so schönen ernsten Studiums nicht auf Tag und Stunde vorausbestimmen kann. Aber, bitte, erzählen Sie mir doch etwas von dieser Vorbereitung. Ich habe mich stets lebhaft für das Theater interessiert, und man hört so gern von einer Welt, die uns selbst fremd ist."

Wahrscheinlich hätte Helene wieder kurz und ablehnend geantwortet. Aber Bargfeld, der sofort die feinfühlige, liebenswürdige Absicht seiner Nachbarin erkannt hatte, mischte sich ein: „Fräulein Prinker erzählte mir gerade vorhin, daß sie jetzt Käthchen von Heilbronn studiert —"

„Ach — ich habe letzten Winter mit meinem Bräutigam ... mit meinem Manne," verbesserte sich Hedwig, „Frau Sorma in dieser Rolle gesehen. Ich muß ehrlich gestehen, das Käthchen ist mir erst von der Bühne herab, durch diese meisterliche Vortragung menschlich verständlich geworden."

„Weil die Sorma den pathologischen Zug, das Somnambule, in der Gestalt so scharf betont —," meinte Bargfeld zustimmend.

Digitized by Google

Eine Unterredung Nach dem Gemälde von Gotthold Kuehl
Photographie und Verlag von Franz Hanfstengl in München.

Nun erwachte das Interesse der jungen Künstlerin zu stark, als daß sie hätte weiter schweigen können. Sie wollte jetzt, wo ihre Kunst in Frage kam, doch auch nicht für einfältig gelten. Jetzt wollte sie mitsprechen, zeigen, daß sie etwas zu sagen habe. So erklärte sie — vielleicht mehr noch wiedergebend, was sie von ihrem Lehrer gehört, als wirklich das Produkt eignen Denkens: „Ich weiß doch nicht recht, Herr Professor? Mir scheint, man kann und darf die demutvolle Hingebung Kätchens auch ohne starke Heranziehung des krankhaften Zuges in ihr verkörpern, wenn man das Schwergewicht mehr auf ihre blinde Liebe zu Wetter von Strahl legt.“ Bargfeld opponierte, Hedwig citierte aus Kätchens Traumrede: „Ein Cherubim, mein hoher Herr, war bei dir, — Mit Flügeln, weiß wie Schnee, auf beiden Schultern, — Und Licht — o Herr! das funkelte, das glänzte! — Der führt an seiner Hand dich zu mir ein.“ Ein Wort gab das andere, und zu ihrem eignen Erstaunen schwamm Helene plötzlich mitten im Strom eines sie lebhaft fesselnden Gesprächs. Sie vergaß auf Augenblicke ganz ihre bittere Abneigung gegen die „hochmütige Person“, sie gab willig Antwort auf Hedwigs Fragen, sprach vom Lanzelot Gobbo aus dem Kaufmann von Venedig, den sie jüngst auch studiert und als den sie Paula Conrad so sehr bewundert hatte, lauschte mit Interesse auf eine Wechselrede, die sich zwischen den beiden anderen über den Charakter des Shylock entspann — und blickte zwischendurch immer einmal wieder verstohlen auf Merlenberg hin. Auch er sollte doch wenigstens bemerken, daß sie geistigen Anteil hatte an dem, was diese beiden klugen Leute sagten. Es reizte sie bitter, daß er so gar keine Notiz von ihr nahm, und darum glühten ihre Augen doppelt auf, wenn sie sich auf kurze Momente auf ihn richteten. — —

Bargfeld aber freute sich, die Brücke zwischen Frau Merlenberg und Helene geschlagen zu haben. Denn als er nun an seine erste Unterhaltung mit dem jungen Mädchen zurückdachte, sagte er sich: ‚Ein ganz kluges Ding — die Kleine da! Aber wie verschwindet sie neben dieser Frau mit dem klaren, sicheren Urteil, dem feinen Empfinden, dem geläuterten Geschmack! Es ist wirklich ein Hochgenuß, ihr zuzuhören, mit ihr zu streiten — ein doppelter Genuß, weil sie sich so ganz natürlich gibt. Kluge Weiber sind mir eigentlich ein Greuel. Aber diese Frau mit dem noch so kindlichen schönen Gesicht und dem reifen Denken — wirklich! — man muß ihr Verehrung entgegentragen! — Man muß sie gern haben!‘ setzte er hinzu ... und er erschrak vor dem eignen Gedanken.

Die Kellner hatten Windlichter gebracht. Kruslow goß schon zum zweitenmal nach — „Das ist der rechte Daumen meines Achilles!“ rief er vergnügt, eine neue Sektflasche in die Bowle gießend. „Doktor, Sie sprechen ja wie ein Buch. Sie sollten das mal drucken lassen. Unter dem Titel etwa: ‚Des Marmorblocks Ästhetik‘ oder so! Wissen Sie, 's ist nur 'ne verfl— Geschichte mit all dem ästhetischen Kram. Schließlich gebiert der wirklich bedeutende Künstler doch ohne Reflexion. Aus der Seele — ganz unbewußt — muß ihm das Werk kommen!“

Er hatte das gesagt, ohne sich etwas Arges dabei zu denken, es klang aber doch ein leiser Spott durch die Worte. Merlenberg verstummte, und es war ihm sehr lieb, daß seine Frau aufstand und zu ihrer Mutter trat: „Es wird dir gewiß zu kühl, Mamachen —“ Sofort erhob auch er sich und mahnte für die Seinen zum Aufbruch. Kruslow protestierte, Werner bat vergebens.

„Ich hoffe, Sie bald bei uns zu sehen!“ Hedwig reichte Bargfeld die Hand. Da sie aber hörte, daß gleichzeitig ihr Mann — in dem Gefühl, sich für die Bowleneinladung revanchieren zu müssen, an Kruslow eine ähnliche Aufforderung richtete, so wendete sie sich, einer Augenblickseingebung ihres guten Herzens folgend, auch an dessen Nichte: „Es würde mich freuen, wenn Sie mich besuchten!“ Das junge Mädchen knickste pflichtschuldigst, sagte aber nichts.

Merlenberg bot seiner Schwiegermutter den Arm, Hedwig ging auf der linken Seite neben ihm. Während des ganzen Abends war sie, so angenehm sie sich unterhalten hatte, eine leise Sehnsucht nach einem Wort von ihrem Manne, einem lieben Blick aus seinen Augen nicht losgeworden, und indem sie mit dem Professor sprach, hatte sie oft gedacht: ‚Säßtest du doch mit Moritz jetzt daheim!‘

Als sie nun so durch die Dunkelheit

zum harrenden Wagen gingen, überkam sie die heiße Zärtlichkeit der jungen Frau. Sie griff nach seinem linken Arm, sie schmiegte sich an ihn, sie preßte auf einen Moment das Köpfchen gegen seine Schulter.

Er war schweigend einhergeschritten, die Mama sorgsam führend, denn der Weg war schlecht.

Nun aber sagte er plötzlich vorwurfsvoll, fast bitter: „Du hast mich in eine rechte Verlegenheit gebracht, Hedwig! Mit deiner Aufforderung für diese Theaterprinzessin."

„Aber, Moritz!" Sie erschrak heftig. „Du selbst forderteſt doch ihren Onkel auf —"

„Erlaube mal, Hedwig! Das eine bedingt doch nicht das andere. Noch lange nicht. Es war mir höchst unangenehm — die Person ist außerdem die Tochter des Portiers meines Vaters. Das ist doch kein Umgang für uns. Sie geben mir gewiß recht, liebe Mama?"

„Ehrlich gestanden, Moritz, ich kam mir überhaupt etwas deplaciert vor heut' abend. Ich — ich bin ja wirklich nicht hochmütig. Wie oft habe ich nicht an den Kaisergeburtstagsbällen mit den Unteroffizieren und ihren Frauen an einem Tisch gesessen. Aber heute —"

„Ich empfand ganz wie Sie, liebe Mama. Das können Sie mir glauben," versicherte er eifrig. „Aber schließlich, wenn man im Leben steht, muß man auch 'mal mit den Wölfen heulen können. Nur daß Hedwig diese Person auffordert, Mama . . ."

„Ja, Kind — sei nicht böse, aber das hätteſt du nicht thun dürfen! Allermindestens mußteſt du dich vorher der Zustimmung deines Mannes versichern. Mir machte das Mädchen gar keinen feinen Eindruck. Sie soll ja auch ihren Eltern davongelaufen sein — denke doch nur! Um zum Theater zu gehen!"

„Du siehst, liebe Hedwig, Mama ist ganz meiner Ansicht —"

Die Hand der jungen Frau war schon bei den ersten Worten ihres Mannes von seinem Arm herabgeglitten. Dann wollte sich ein Einwurf, eine Rechtfertigung auf ihre Lippen drängen. Sie hatte sagen wollen: ‚Das Mädchen machte doch einen durchaus anständigen, gebildeten Eindruck. Herr Kruslow ist ihr Onkel und steht gewiß für sie ein. Und denkt ihr denn, Herr Bargfeld würde neben ihr sitzen, wenn —'

Aber sie unterdrückte jede Entgegnung. Wortlos schritt sie dem Wagen zu. Als Moritz der Mama hineingeholfen hatte, schlüpfte sie schnell nach, ehe er ihr die Hand reichen konnte, und lehnte sich still in ihre Ecke. Moritz sprach während der Fahrt sehr schön von dem stillen Zauber der heimatlichen Wälder — aber nur die Schwiegermama hörte ihm zu. — — — — —

— — — — — — — — — — —

Die Zurückgebliebenen waren enger um die Bowle zusammengerückt, da Kruslow durchaus auch noch den linken Achillesbaumen opfern wollte. Werner sprach wieder enthusiasmiert von der schönen Frau, dabei ab und zu Helene mit einem Blick streifend, aus dem sie hätte schließen können, daß jener Schönheitsbewunderung auch nicht ein Gran Verliebtheit beigemischt war, wenn sie nicht ebenso in Gedanken versunken gewesen wäre, wie ihr Nachbar, der Professor.

„Junge, hol' mich dieser und jener! Ich hasse den Bratenrock, aber morgen zieh' ich mir ihn an — Lenerl kann vorher nachsehen, ob alle Knöpfe dran sind — und schneide Frau Merlenberg 'ne Staatsvisite. Nämlich bloß, um deine Büste zu sehen, du Racker! Ich hab' so meine Gedanken, wie ich die Wunderschöne empfunden haben würde!"

„Es ist nur gut, Meister, daß ich zuerst kam!" lachte der Jüngere. „Aber wie wär's denn: der Doktor ist ja auch ein wunderschöner Mann?"

Kruslow schlug auf den Tisch, daß die Gläser klirrten: „Willst du mich foppen, Junge? Ein schöner Mann — na natürlich, ein bildschöner Mann! Aber da will ich zehntausendmal lieber ein altes Waschweib mit verarbeiteten Zügen aus dem Thon herauskneten, als das Gesicht, in dem so gar nichts drinsteht. Weiß der Geier: ich hab' wohl auch schon von ihm gehört, daß er so'n Stern dritter oder vierter Ordnung sein soll. Wie ich ihn aber heut' schwätzen hörte und mir dann so sein Gesicht vornahm, einzeln, Zug für Zug — ich würd' ihn nicht in die zwanzigste Ordnung rangieren!"

„Das ist doch wohl sehr hart, lieber alter Kruslow!" warf Bargfeld ein. „Glauben Sie denn — von allem anderen ganz

abgesehen —, daß eine Frau, wie die seine, einen wirklich ganz unbedeutenden Mann gewählt haben würde? Und wenn er nun auch keine Leuchte der Wissenschaft sein oder werden sollte — können das denn nicht andere Charakter- und Herzenseigenschaften mehr als wett machen?"

„Ah — natürlich: Sie nehmen seine Partie!" lachte der Alte. „Clericus clericum u. s. w. — eine gelehrte Krähe hackt der anderen zwar manchmal das Futter weg, aber nie die Augen aus!" Er stürzte den Rest in seinem Glase hinunter. „Ja — die Frau! Wunderlich ist's doch, daß die ihn genommen hat. Aber er ist wohl ein Augenblender, nicht bloß für die leiblichen Pupillen! Und dann ... wenn solch' Mädel 'mal verliebt ist, dann ist's ihr ganz egal, ob der Mann klug oder dumm —"

Plötzlich unterbrach er sich. Ihm war's, als klänge, kaum hörbar, ein ganz, ganz leiser Wehruf an seiner Seite. Er sah sich nach der Nichte um, die jetzt neben ihm saß, und mit einem Male fiel ihm die Scene aus dem Atelier ein, die er vorgestern mit ihr erlebt hatte. Nun that dem alten gutmütigen Herzen das arme Lenerl schon wieder leid. Was für ein gräßlicher Abend mußte das für sie gewesen sein! Und daß er nun auch noch auf den Doktor zu sprechen gekommen war — zu dumm, zu dumm!

Helene saß ganz zurückgelehnt, die Augen niedergeschlagen, das Cape fest um die Schultern gezogen.

„Du frierst wohl, Püppchen?"

„Es ist ein wenig kühl, Onkel Johannes." Ihre Stimme klang ganz belegt.

„Siehst du, du Leichtsinn, das kommt davon! Unsere Mütter nahmen bei solchen Gelegenheiten 'n ordentliches Umschlagetuch mit. Was, Professorchen? Aber die jungen Mädels von heute?! Was soll denn solch dünnes Läppchen vorhalten!" Er zupfte am Capeende und streichelte dabei zärtlich Helenens Arm. „Ja — dann müssen wir wohl bald gehen, wenn 's Püppchen friert. Aber erst noch 'mal einschenken und austrinken, Herrschaften!" Er füllte die Gläser. „Na, lieber Kollege von der philosophischen Fakultät?! Sagen Sie mal ein gutes Wort. Die Kunst haben wir leben lassen — die Schönheit haben wir leben lassen —"

Bargfeld drehte bedächtig an seinem Pokal. „Muß es sein, Kruslow? Kunst und Schönheit — was könnt' ich Ihnen gerade nach diesen zweien, die Ihnen ja doch das Höchste bleiben, noch sagen?!"

Der Alte trank, lachte und trank wieder. „Machen Sie sich's doch bequem und den Jungen recht — trinken Sie auf die Liebe!"

„Bravo — bravo!" rief Werner.

Ein Schatten flog über das Gesicht Bargfelds. „Wem die Frucht nicht sproßte, der kann ihr Loblied nicht singen, lieber Werner!" sagte er. „Aber ... da unser alter Herr es nun einmal will ... ich hätte wohl ein gutes Wort! Vielleicht paßt's nicht ganz zu der frohen Kunst, zu der sonnigen Schönheit. Vielleicht scheint's auch nur zu beiden nicht recht zu passen. Vielleicht, daß euch's auch persönlich klingt! Aber mir ist's gerad heut abend immer wieder durch den Kopf gegangen. Schließlich: Kunst und Schönheitsverehrung in Ehren — das Leben füllen sie an sich nicht aus. Auch, ihr gesteht es euch nur nicht, selbst das Künstlerleben nicht. Aber es gibt da etwas anderes, ein Großes, Vielverkanntes, Vielgeschmähtes, dessen wir alle nimmer entbehren dürfen —"

Helene hatte sich langsam aufgerichtet. Ihre Augen hingen erwartungsvoll an den Lippen des Professors, und sie hauchte leise, aber es drang doch zu ihm: „... das Glück?"

„Auch das Glück, mein Kind, wenn Sie wollen! Mir ist es wenigstens ein Glück geworden und gewesen, uns allen kann und soll es das werden. An ihm hab' ich erkannt, wie wahr des Altmeisters Worte sind: ‚Mach' dir's doch deutlich, daß das Leben — Zum Leben eigentlich gegeben — Nicht soll's in Grillen, Phantasien — Und Spintisiererei entfliehen!' Füllen sollen wir unser Leben! Und es gibt dazu nur ein Mittel, ein Allheilmittel aber: das ist die Arbeit! Nicht das blöde Zufallsglück, das da aus den Wolken fallen soll — das im Streben und Arbeit erworbene Glück! Nicht das Emporschießen zu einer künstlich schnellen Blüte — das Erarbeiten der Reife! Nicht Schein, sondern Sein, wie es nur die stete Arbeit geben kann, die Arbeit im Beruf, die Arbeit an sich selbst. Und so — in dem Sinne trinke ich auf die Arbeit und ihren Segen mit dem anderen Wort Goethes: ‚Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?‚— Wer freudig thut, sich des Gethanen freut!'"

13. Kapitel.

Die Lampen brannten bereits in der ganzen Zimmerflucht. Merlenberg, schon im schwarzen Gehrock mit weißer, tiefausgeschnittener Weste, schritt musternd durch die Wohnung, im Speisezimmer den Lohndiener instruierend, im Salon den Docht der großen Stehlampe ein wenig herabschraubend, im Herrenzimmer noch schnell die letzterschienenen Nummern der Fachzeitschriften mit einem gewissen graziösen Wurf, der den Charakter des Zufälligen tragen sollte, auf dem Mitteltisch und dem Hocker neben seiner Chaiselongue ausbreitend.

Auf einen Augenblick blieb er an seinem Schreibtisch stehen, langte einige Manuskriptseiten aus dem Schubfach und legte sie auf die geöffnete Mappe. Dann gähnte er etwas, strich sich den Vollbart nach beiden Seiten aus, warf einen flüchtigen Blick auf den Metallleuchter, dessen glänzender Untersatz ihm sein eignes Bild zurückspiegelte, zog aus der Westentasche die Liste der Eingeladenen und überlas schnell noch einmal, wen der Papa und wen Bargfeld und wen Kruslow zu Tisch führen sollte. Er nickte befriedigt: ‚In dem Kreise werden die fremden Elemente nicht stören. Neulich, zu den Geheimräten und den Tunten-Tanten aus dem Tiergarten hätte ich sie freilich nicht einladen dürfen. Aber diesmal — man blamiert sich wenigstens nicht. Nur die kleine Krabbe! Mama wird sich auch wundern. Hm — aber so zwischen Werner und Hasso, das geht schon. Hasso muß schon in den sauren Apfel beißen.‘ Er steckte das Blättchen wieder ein. ‚Hedwig wollte es doch nun einmal. Sie hat augenscheinlich einen kleinen Narren an dem Mädel gefressen. Eigentlich sollte man so etwas gar nicht aufkommen lassen ... ja ... ob denn übrigens schon der Koch da ist?‘

Der Gedanke schien ihn zu beunruhigen. Er ging schnell nach der Küche hinüber, steckte den Kopf durch die Thür, wollte ihn aber gleich wieder zurückziehen, als er seine Frau sah, die mitten in der Küche stand, über dem grauseidenen Gesellschaftskleid eine mächtige weiße Schürze, und mit dem Chef verhandelte. Auch der alte Krause stand dabei, und der Doktor hörte gerade noch, wie Hedwig soeben sagte: „Aber, Herr Krause, wozu kommen Sie denn mit? Wir haben doch den Lohndiener!“ und wie der Alte dienerte: „Im Hause ist heut' abend doch nichts zu thun. Und der Herr Papa meinten auch, auf die Lohndiener sei kein Verlaß. Und es ist mir ja eine besondere Ehre —“

Merlenberg hatte die Thür schnell wieder zugedrückt. Er wußte, daß Hedwig seiner Neigung, gelegentlich auch einmal ‚die Küche zu revidieren‘, kein besonderes Verständnis entgegenbrachte. Aber da kam seine Frau ihm schon auf der Flur nachgeeilt: „Wolltest du etwas von mir, Schatz?“

Sie sah so reizend aus unter dem Kontrast der Prachtschürze und der Gesellschaftstoilette — fast wie auf einem Maskenball —, daß er sich nicht enthalten konnte, ihr schnell einen Kuß zu geben. „Nichts wollte ich, Hethi ... das heißt, ich wollte nur 'mal nachsehen, ob der Koch — —“

Schnell breitete sie, mit einer Bewegung, als müsse sie ein Reich verteidigen, die Arme vor der Küchenthür aus: „Nix da!“ rief sie fast übermütig. „Marsch, in die Stube! Das ist hier mein Rayon. Übrigens, zu deiner Beruhigung; er ist da, und — zu meiner Beunruhigung — er bringt noch ein feines Ragout mit. Papa hat das so angeordnet, sagt er. Bei dem Diner vor acht Tagen war Papa das Menu auch zu einfach. Ich aber brüte über die Tellernot ...“

Er zog sofort ein bedenkliches Gesicht. „Das ist ja aber höchst fatal ...,“ sie drängte ihn jedoch lachend über die Flur nach dem Arbeitszimmer zu: „Sorge dich nur nicht. Ich werd's schon machen. Es wird eben fix einmal mehr in der Küche abgewaschen. Marsch! Marsch! Marsch!“

Noch einen Kuß bekam er, dann stand er plötzlich in seinem Zimmer und wußte selbst nicht recht, wie er eigentlich so schnell dorthin gelangt war. Aber es war eine frohe Stimmung durch das kleine Intermezzo über ihn gekommen. Er pfiff sogar einige Walzertakte. ‚Sie ist doch zu lieb und reizend. Manchmal 'n bissel eigensinnig. n' bissel leicht verletzt ..... nun ja — sie ist ja eben auch noch solch ein Kind — aber ein zu liebes, liebes Kind. Und immer so schnell wieder versöhnt, wenn es einmal ein wenig gekriselt hatte. Und am reizendsten nach solcher Versöhnung — —‘

Draußen erklang die Glocke. Der Doktor zog die Weste herunter und eilte in den Salon.

Es waren die Eliern. Herr Merlenberg im Frack mit weißer Binde und Ordensbändchen, die Mama im viereckig ausgeschnittenen violetten Sammetkleide, stattlich, frisch und rosig wie immer.

„Aber, Papa — so feierlich!“ Moritz sagte es vorwurfsvoll. Es war ihm peinlich, daß der Vater im Frackanzug erschien. Gerade er! Es gab thörichte Menschen, die dadurch an seine Vergangenheit erinnert werden konnten.

„Nun —?“ Der alte Herr lächelte überlegen. „Warum denn nicht? Ich sollte eigentlich umgekehrt fragen, warum ihr nicht überhaupt im Frack eingeladen habt? In London und Paris gilt nach sechs Uhr nur der Frack. Aber da ist ja unsere liebe Hedwig!“ Er begrüßte sie herzlichst — sie stand sich mit beiden Schwiegereltern vortrefflich — und fuhr dann fort: „Denke dir nur, Hedwig, daß Moritz mir fast Vorwürfe macht wegen des Fracks!“

„Aber ich bitt' dich!“ lachte sie. „Das ist doch ganz gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß ihr da seid! Mamachen, ich gratuliere! Ich muß wirklich stolz sein auf solch junge schöne Schwiegermama!“ Es ging heute wie ein Strom von Heiterkeit von der jungen Frau aus. „Du hast mich übrigens in schöne Verlegenheit gebracht, Papa —“ sie drohte ihm mit dem Finger und erzählte fröhlich ihre Tellernot; der Vielerfahrene erbot sich sofort, „die Sache zu arrangieren“, aber sie wehrte lebhaft ab, mit komisch erschrockener Gebärde.

In diesem Augenblick traten Professor Kruslow und seine Nichte ein, gleich hinter ihnen Dora und Hasso.

Es gab einen kurzen Augenblick der Verlegenheit, als Merlenbergs die Tochter Paschas begrüßte. Aber Dora, gewandt wie immer, half schnell vermitteln, während der Hausherr den Schwager beiseite nahm: „Ich überantworte dir zu Tisch diesen kleinen Protegé Hedwigs, liebster Hasso. Ich bin unschuldig wie ein neugeborenes Lamm — Hedwig bestand darauf, sie einzuladen.“ Worauf der Leutnant listig mit den Augen blinzelte und sich bei nächster Gelegenheit zu seiner Frau heranschlängelte: „Du — Dora! Ich habe die Ehre, Fräulein Sorma in spe zu Tisch zu führen. Guck' mal, was die für Augen hat. Bist du eifersüchtig?“ — „Weißt du, was du bist, teurer Hasso?“ replizierte Dora. „Ein Tschaperl bist du, um ein wenig zu wienern. Auf das Kleinchen eifersüchtig?! Thu' mir mal gefälligst leid, und mach' ihr ordentlich die Cour, damit ich meine Freude dran habe.“

Brillantenbeladen kam Frau Stadtrat

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von Anton von Werner.

Merlenberg — — um sich gleich umzuschauen und etwas indigniert zu fragen: „Unser guter Beermann ist wohl nicht hier?" — Werner kam, aus Versehen mit dem Schlapphut zwischen den Händen — Herr Dr. Blockholz, ein Mann mit rotblondem Lockenhaupt, der professionsmäßige Interviewer für das Lokalblatt „Die Stadt Berlin" — — Dr. Rappelt, ein Herr mit wallendem weißem Haar, der Musikkritiker des „Neuen Journal" — „Hasso, den kenn' ich," flüsterte Frau Dora hinter dem Fächer, „hoffentlich hat Moritz ihm mit der Einladung eine Nagelbürste geschickt!" — Fräulein Poppert, eine verblühte alte Jungfrau, begeisterte Verehrerin des Hausherrn von seinen Kinderjahren her, im hellen Mädchenkleid, unter dem ein paar schlechte Gummischuhe herausſahen, die sie draußen abzulegen vergessen hatte. —

Hasso rümpfte doch ein wenig die Nase: „Dora, mir scheint, Moritz hat uns mit der zweiten Garnitur eingeladen."

„Ach, Männe, weißt du — sie haben abgesehen von dem einen steifen Pflichtdiner — puh! — doch noch keine größere Gesellschaft gegeben. Na, da lädt man, sozusagen, Versuchskarnickel ein. Ich hab's gerade so gemacht. Es ist sehr praktisch, zu sehen, ob alles klappi —"

„Ich bin aber kein Versuchskarnickel!"

„Ein einziges Tschaperl bist du! Jetzt gehst du gleich und schneidest Cour!"

Als einer der letzten kam Bargfeld.

Er war zum erstenmal im Merlenbergschen Hause. Als der Doktor sein erstes Diner gab, hatte er abgesagt. Moritz war drei Tage hindurch stark verschnupft gewesen, dann hatte grade er darauf bestanden, ihn gleich wieder aufzufordern, und ihm die Einladung persönlich übermittelt.

Einen Augenblick stand Bargfeld in der Thür, die Gesellschaft überschauend, ein wenig befangen.

Da eilte aber Moritz schon, mit lebhafter Begrüßung, ihm entgegen, ihn überall vorzustellen und dann bei nächster Gelegenheit jedem einzelnen zuzuflüstern: „Sie wissen doch — mein berühmter Kollege — der Historiker —"

Hedwig hatte soeben dem Lohndiener, der Thee herumreichte, einige Worte zugeflüstert und stand zufällig einen Augenblick allein im Hintergrunde, als der Professor eintrat. Sie sah, wie er sich hier verbeugte und dort die Hand schüttelte, aber sie sah zugleich auch, daß seine Augen nur sie suchten. Es war ja so natürlich: er suchte die Hausfrau. In dem Momente jedoch, wo sein Blick sie gefunden hatte und sie zugleich einen Schritt vortrat, um ihn willkommen zu heißen, schraken sie Beide zusammen. Es war nur auf eine Sekunde, aber sie — nur sie — hatten gegenseitig die Bewegung des Stutzens, ein jähes Senken der Augenlider bemerkt. Beide faßten sich sofort. Sie reichte ihm die Hand, er beugte sich über diese, um sie sofort wieder frei zu geben. Aber sie fühlte, wie ihr Herz unruhig schlug, ohne daß sie sich Rechenschaft geben konnte, weshalb? Und die frohe Hausfrauenheiterkeit, die den ganzen Tag über schon in ihr gelebt, sank plötzlich von ihr nieder. Ein wehes Zagen überkam sie, daß sie, einem unwillkürlichen Gefühl folgend, schnell an die Seite ihres Mannes eilte und seine Hand umklammerte.

„Was soll's denn, liebe Hethi?" fragte er verwundert. „Hat's ein Unglück in der Küche gegeben?"

Sie schöpfte tief Atem. Aber dann schüttete sie den Kopf — als Verneinung auf seine Frage und doch auch zugleich über das rätselhafte Empfinden in der eignen Brust: „Nein! Nein! Ich wollte nur wissen: Sind alle da? Kann angerichtet werden?"

Er straffte sich und überschaute mit Imperatorenmiene die Gesellschaft. „Ja! Nein — doch nicht! Werdrows fehlen ja noch."

Noch immer lag ihre Hand auf seinem Arm, und nun sagte sie leise, mit schnellgehendem Atem, wie unter der Wirkung eines plötzlichen Entschlusses: „Wer sollte mich doch führen?"

„Aber, Kind — Bargfeld!"

„Moritz . . . kannst du das nicht noch abändern?"

Er fuhr herum, mit verständnislosem, erstauntem Gesicht: „Warum denn in aller Welt? Nein, Lieb' — ganz unmöglich! Ich verstehe auch nicht —! Aber da sind ja endlich Werdrows . . ."

Herr Verlagsbuchhändler Werdrow — klein, kugelrund von Figur und Gesicht, mit imposanter Glatze — man sah ihm den Gourmand an, und er trug auch stets ein Büchelchen bei sich, in dem er jede Berühmt-

heit, die er traf, um Eintragung des Lieblingsgerichtes und des Lieblingsgetränkes bat — verschwand fast hinter seiner junonischen, aber stark in die Breite gegangenen Gattin, die der Hausherr mit besonderer Betonung als Frau Werdrow-Gutsbrunn vorstellte und deren metallenes getragenes Organ die frühere Schauspielerin verriet.

„Es ist doch ganz zweite Garnitur!“ tuschelte Hasso, der sich schon wieder zu seiner Frau herangeschlängelt hatte. „Die Dame habe ich doch noch im Winter als Madame Sans-Gêne gesehen.“

„O du Weisheit! Warum soll sich Frau Werdrow-Gutsbrunn denn nicht noch manchmal ein Gastspiel leisten, solange es Leute gibt, die den üppigen Geschmack türkischer Paschas haben. Sie weiß auch, daß ihr Mann sie nach dem Maßstab der Bewunderung der anderen liebt. Ach — man geht zu Tisch —“

Mit der Grandezza, mit der Krause das Service auf einem Salon der ersten Etage, das Diner einer Prinzessin von Geblüt leitete, stand er zur Seite der zurückgeschobenen Flügelthüren. Aber als Helene Prinker am Arm Hassos an ihm vorüberschritt, wär's doch beinahe um seine Fassung geschehen gewesen. Wie kam sein Patchen denn hierher? Was würde Pascha dazu sagen? — Auch das junge Mädchen war leicht zusammengezuckt, als sie den Alten erkannte, doch sie faßte sich sofort. „'n Abend, Onkel Krausemännchen!“ sagte sie im Vorüberschreiten, nickte ihm zu und hob dann den Kopf noch etwas höher. ‚Was wird Papa sagen, wenn er erfährt, daß ich hier war?!‘ dachte auch sie. ‚Nun, er wird sich wohl doch sagen, daß mein Weg eben aufwärts führt!‘ Und ihr Tischherr überlegte, während er ihr den Stuhl zurechtschob: ‚'s ist doch 'ne wunderliche Welt! Führt man da eine Portierstochter zu Tisch, die einen Kellner Onkel nennt. So was gibt's nur in Berlin! Gut, daß Mama nicht kommen konnte —‘ Laut sagte er: „Rotwein oder Weißwein, gnädiges Fräulein?“

Schweigend, in innerer Angst, daß Bargfeld das Beben ihres Körpers fühlen könne, fühlen müsse, hatte Hedwig ihre Hand in seinen Arm gelegt. Schweigend führte er sie zu Tisch, und sie war im innersten Herzen dankbar, daß der Schwiegervater, der ihr zur Linken saß, sie sofort in ein lebhaftes Gespräch verwickelte. Sie kannte ja seine liebenswürdige, wenn auch etwas geschraubte Art, in der er stets alles, was sie that, loben, bewundern mußte: schnell hintereinander das Tischarrangement, ihre Toilette, selbst ihre Frisur, die doch war wie alle Tage. Sie wußte, er hatte sie besonders gern, und sie war ihm auch dankbar für alle Freundlichkeit und Güte, obschon deren äußerliches Maß oft auf ihren Stolz drückte. Wie jetzt, wo Frau Stadtrat Merlenberg, als sie sich von dem Charivari à la diplomate nahm, überlaut sagte: „Na — den Austern in Gelee sieht man auch Deinen Chef de cuisine an, Vetter!“ Oder wie dann, als der Schwiegerpapa über sie hinweg den Professor bat: „Nehmen Sie doch noch ein Glas achtundachtziger Mouton Rothschild. Das Weinchen liegt seit 1889 bei mir im Keller.“

Die Unterhaltung wurde schnell sehr animiert. Sie selbst verstummte immer mehr. Nur mit Mühe zwang sie sich dann und wann zu einem Lächeln, zu einem freundlichen Wort für den Schwiegervater. Bargfeld versuchte ein paarmal ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Aber während es früher stets unzählige Beziehungspunkte zwischen ihnen beiden gegeben hatte, wollten heut seine Versuche, ihre schwachen Bemühungen, auf diese einzugehen, durchaus keinen Erfolg haben. Sie kamen nicht über konventionelle Gemeinplätze hinaus. Und wärend das laute Reden, das Tellerklappern, das Gläserklingen, der leise Parfümduft, das helle Licht anfingen ihr körperlich wehe zu thun, zermarterte sie sich immer wieder das Hirn mit dem Gedanken: ‚Was ist das doch nur? Was hast du denn nur? Was drückt dich zu Boden und preßt dir das Herz zusammen?‘

Und wieder mußte sie ein liebenswürdiges Lächeln herauszwingen, als Dr. Blockholz „in zwanglosen Rhythmen“, wie er selbst sagte, das gastliche Haus pries, „in dem der hohe Geist des ernsten Denkers — vereint nun wandelt mit der Frauen Schöne . . .“ Sie hörte wohl, wie dabei ihr Name genannt wurde, freilich eigentlich immer nur als Folie des bedeutenden Mannes, aber es war ihr so gleichgültig, so unsagbar gleichgültig. Es freute sie nicht für Moritz, es schmerzte sie nicht für sich —

Nun erhob sich Moritz selbst zu einem Wort des Dankes, an das er dann einen Toast auf den Schwager Hasso anknüpfte, der ja in den nächsten Tagen Berlin verlasse, dem er aber Glück auf den Weg wünschen wolle und daß er bald mit erröteten „Pantalons" seinen glorreichen Einzug in die ‚große Bude' halten möge, in der ein Moltke gestrebt und gedacht habe. Er sprach wie immer vortrefflich, wenn auch mit etwas starkem Pedaltreten, wie sich Bargfeld leise sagte. Sonst hatte Hedwig sich über den schönen Schwung seiner Worte gefreut — heut ging auch das spurlos an ihr vorüber. Und nicht nur, weil sie ihn am Morgen vor dem Konzept der kleinen Rede, die er jetzt so ganz als etwas Improvisiertes, vom Augenblick Geborenes vortrug, am Schreibtisch getroffen hatte, — das kam ihr im Augenblick gar nicht einmal in den Sinn, sondern wieder nur, weil sie des schweren Druckes nicht Herrin werden konnte, der auf ihr lastete, gleich dem unklaren Bewußtsein einer Schuld, eines kommenden Unglückes.

Dann dachte sie plötzlich: ‚Nein! Du darfst dich nicht so gehen lassen! Was sollen die Leute denn von dir denken? Du mußt dich zusammennehmen. Es ist ja alles auch nur eine Einbildung. Es ist ein thörichter Narrenspuk. Du mußt dich bezwingen.' Und sie wollte, mit schmerzender Stirn, in die Unterhaltung eingreifen. Sie horchte auf.

Frau Werdrow-Gutsbrunn saß ihr gegenüber und sprach zu Kruslow, der sie geführt, von ihren letzten Gastspielen, wobei der Alte sich begnügte, stillvergnügt zu nicken und zu lächeln. Daneben unterrichtete der Musikkritiker Fräulein Poppert, die ohne Unterlaß zu dem Hausherrn hinüberschmachtete, über die diesjährige Konzertsaison, wobei er in regelmäßigen Intervallen seine weißen Locken mit einem Ruck zurückschleuderte und jedesmal, wenn er die Aussichten irgend eines Pianisten oder einer Konzertsängerin hervorhob, bemerkte: „Hat sich bei mir auch die letzte Reise geholt." Auf der anderen Seite erzählte Herr Wredrow Dora von einer neuen Art Kaviarsauce zum gerösteten Lachs, sie fragte spöttisch: „Nicht wahr, Sie verlegen Kochbücher", worauf er lachend zurückgab: „Leider nur schöne Litteratur, gnädigste Frau — aber ein gutgehendes Kochbuch wäre mir lieber."

Es war alles so öde — so öde — fast so öde, wie neulich, als sie der Geheimrat Dräger, der große Philologe, zu Tisch geführt und sie ausschließlich über Sport unterhalten hatte.

Und doch machten die Weiblein und Männlein ausnahmslos den Eindruck, als ob sie sich ausgezeichnet amusierten. Sie schwatzten und kicherten und neigten sich nach rechts — und hoben das Glas nach links und tranken und aßen und thaten Küche und Keller des Hotels St. Petersburg alle Ehre an.

Unten saß Hasso, saß Werner, zwischen ihnen die kleine Helene. Hedwig lugte hinüber. Dort schien es ja wenigstens wirklich ungesucht vergnügt zuzugehen. Sie kannte die Art ihres Bruders: Hasso war ein geborener Gesellschaftsmensch, wenn er einmal erst den Anstoß erhalten hatte.

Es war in der That auch eine lustige Ecke. Anfangs hatten sowohl Werner, wie Helene still und stumm dagesessen, ‚wie die Stockfische', dachte der Kriegsakademiker; das junge Mädchen in dem ihr so fremden Kreis doch ein wenig befangen, Werner sie verstohlen mit seinen großen durstigen Augen anschauend und darüber alles andere vergessend. Als dann aber Hasso lustig auf Helene einsprach, schwand ihre Scheu schnell, und bald beteiligte sich der Bildhauer auch lebhaft an der Unterhaltung. Er schwärmte dem Bruder von der Schönheit der Schwester vor, aus Überzeugung, aber zugleich in dem leisen Wahn des Liebenden, durch Eifersuchtsanreiz Gegenliebe zu wecken. Und Helene geriet in die Lust, sich vor dem fremden Kreis, nicht zuletzt vor dem Hausherrn, ein wenig zeigen zu wollen, wobei — als sie erst ein Glas Sekt getrunken hatte — auch die Erwägung eine Rolle spielte, daß der alte Krause ihr soeben das Spitzglas vollgeschenkt und dabei ganz leise ihr ins rosige Ohr geflüstert hatte: „Prinzeßchen sieht aber auch reizend aus!" Sie erinnerte sich allerlei kleiner Künste, fabrizierte aus der Serviette ein tanzendes Männchen, aus einer Birne ein Clowngesicht und erzählte drollige Geschichtchen, die sie in der Theaterschule aufgeschnappt hatte.

Es kam eine übermütige Stimmung über sie, die sich immer mehr steigerte, da Hasso, dem die Kleine mehr und mehr Spaß machte, Krause mit der Sektflasche immer wieder heranwinkte. Ihr war's, als versinke all

Aus unſerer Bildermappe:

Bildnis. Nach der Radierung von Wilhelm Rohr.

das Leid des Strebens, an dem ſie in der letzten Zeit getragen, um ſie, als trügen ſie Adlersfittiche ſicheren Schwunges zur Höhe. Wie ein Rauſch faſt war es — vielleicht war es ſogar wirklich ein Miniaturräuſchchen. Plötzlich, mitten im Schwatzen und Lachen, ſtarrte ſie zu dem Doktor hinüber und ſagte dann zu ihrem Tiſchherrn: „Ach, Herr von Herret, muß Ihre Frau Schweſter aber glücklich ſein!“

„Ich hoffe!“ gab er lachend zurück.

Da ſchaute ſie ihn groß an und meinte: „Hoffen? Hoffen iſt doch nur etwas Halbes. Ganz gewiß — Sie wiſſen es!“

Hasso stand noch immer so völlig unter dem Eindruck des lustigen Geplauders, daß er den erregten Ton, in dem sie sprach, ganz überhörte und scherzend erwiderte: „Wissen ist ein eignes Ding. Bah, Fräulein Prinker — ich halt's mit dem Hoffen, wenn es auch heißt: Hoffen und Harren, macht manchen zum Narren. Herr Werner hofft auf die goldene Medaille — ich hoffe auf die Große Bude — Sie hoffen auf das Deutsche Theater! Kommen Sie: wir wollen mal fix auf unsere schönen Hoffnungen anstoßen!"

Sie hob das Glas, aber sie schlürfte diesmal nur am Schaum. Und sie sprach, plötzlich ganz ernst, zögernd, aber mit einer naiven Zutraulichkeit: „Mir ist's so eigen mit der gnädigen Frau gegangen. Ich hab' sie nämlich erst für — Sie müssen's aber nicht übel nehmen! — für sehr hochmütig gehalten. Aber dann ist sie so gütig zu mir gewesen. Nicht gütig von oben herab, sondern so, daß man merkte, es kam ihr aus dem Herzen. Ich bin ein paarmal vormittags bei ihr gewesen, und jedesmal, wenn ich fortging, dann nahm ich etwas mit — innerlich! Sie weiß so viel, sie empfindet so fein — man lernt immer von ihr! Man muß sie verehren — —" Helene machte eine kleine Pause, und plötzlich setzte sie leise — fast elegisch, halb für sich — hinzu: „Ich könnte ihr nichts Böses anthun ... auch wenn ich möchte!"

Als es heraus war, erschrak sie selbst. Denn sie sah nun, daß Hasso sie verwundert anblickte und verständnislos wiederholte: „Auch wenn Sie möchten ...?" Sie wurde verlegen, knüllte die Serviette zusammen und senkte die Augen, ohne zu antworten. Und da fiel ihm plötzlich ein, daß er an dem Tage, an dem sich seine Schwester verlobt hatte, den Schwager mit der kleinen Person in der Kantstraße getroffen hatte. Ein peinliches, häßliches Gefühl überkam ihn. Hatte das Mädel in seinem kleinen Räuschchen unwissentlich sich selbst verraten? Dann mußte er wieder lächeln: Moritz mochte sein, wie er wollte — in dieser Beziehung war ihm sicher nichts vorzuwerfen. Also war die Kleine eben einseitig ‚verschossen' in den schönen und gefeierten Mann. Sie that ihm ordentlich leid, als er sich ihr nun wieder zuwandte und ihr verlegenes hübsches Gesicht sah. ‚Armes Wurm!' dachte er. ‚Wir wollen eine Radikalkur vornehmen!' So sagte er: „Ich hab's mir doch überlegt, Fräulein Prinker. Sie haben ganz recht: man soll nicht von Hoffen sprechen, wo Gewißheit ist. Ich für meine Person und die große Bude am Königsplatz muß mich schon aufs Hoffen beschränken. Aber meine Schwester! Ja — die ist wirklich vollkommen glücklich. Es kann keine harmonischere Ehe geben, als die ihre. Wie die Turteltauben leben die beiden glücklichen Menschen zusammen, man muß seine helle Freude daran haben!"

‚Schön!' dachte er. ‚Dicker hättest du die Farben ja wohl nicht auftragen können.' Helene aber saß zuerst stumm da, dann kam ein ganz leises: „Ich wußt' es ja!" über ihre Lippen.

Herret sah sich um und bemerkte mit Vergnügen, daß der Bildhauer von dem ästethischen Fräulein Poppert beschlagnahmt war und ihn wohl nicht hören konnte. „Wissen Sie 'was, Fräulein Prinker?!" meinte er in einem Versuch, dem Gespräch wieder eine heiterere Wendung zu geben. „Wir wollen noch einmal auf etwas Gutes zusammen trinken. Hier haben Sie also am Tisch zwei urglückliche junge Ehepaare, nämlich Moritz und meine Schwester und meine gestrenge Frau und mich — Ehepaare von einem geradezu vorbildlichen Glück. So etwas muß ja ansteckend wirken. Nun, bitte, neigen Sie sich 'mal n' bissel zu mir herüber. Ich möchte nämlich ganz heimlich darauf mit Ihnen trinken — nicht daß Sie eine große Künstlerin werden, das ist eine Sache für sich! — aber daß Sie mal ... bald ... einen recht, recht guten Mann bekommen, den Sie glücklich machen und mit dem Sie so glücklich sind, wie meine Schwester mit ihrem Moritz und, hoffe ich, meine Dora mit mir! Auf daß es eintreffe!"

Die Röte der Verlegenheit auf ihrem Gesicht hatte sich bei seinen Worten in Purpurglut verwandelt. „Ach ich! Ich — ich werde nie heiraten!" stammelte sie. Aber er schob ihr das Glas in die Hand und sagte in leisem lustigem Kommandoton: „Nicht gemuxt! Ordre parieren! Ich gehe jetzt nach Tenburg und will, wenn ich zurückkomme, Fräulein Prinker allermindestens als glückliche Braut sehen. Darauf — Prosit!"

Sie wollte noch widerstreben, sie sah

ihn wie mit einer ſtillen Bitte an. Aber als ſie in ſeine luſtigen Augen blickte, blieb von der Miene der Abwehr nur ein leiſes wehes Zucken um die Mundwinkel übrig. Dann ſagte ſie, nun auch ſchon halb im Tone des Scherzes: „Aber ich heirate höchſtens einen ganzen alten würdigen Wackelgreis!“ — „Darauf wollen wir es ankommen laſſen!“ lachte er, und ſie trank wirklich. — „Bravo!“

Gleich darauf hob die Hausfrau die Tafel auf.

Es war ihr wirklich gelungen, den Bann abzuſchütteln, der anfangs auf ihr gelegen hatte, und ſie empfand das mit einem Frohgefühl innerer Kraft: ich kann alſo, wenn ich will! Man muß nur wollen! Sie hatte mit dem Schwiegervater heiter geplaudert, ſich ſogar heimlich ein wenig über die ceremoniöſe Art amüſiert, wie er ein Knallbonbon erſt auf einen Teller legte, ehe er es ihr reichte; ſie hatte ſchließlich auch in einem Geſpräch mit Bargfeld den ungezwungenen Ton wieder gefunden. Auch er hatte ſich gefaßt, überwunden. Und ſo ſagte er, als der Sekt in den Kelchen perlte, leiſe zu ihr: „Gnädige Frau, ich muß mit Ihnen auf etwas ganz Beſonderes anſtoßen. Aber Sie dürfen mich nicht durch Erſchrecken verraten. Es iſt noch ein Geheimnis, das unter uns bleiben muß. Soll ich's ſagen?“

Sie ſah ihn nicht an, aber ſie nickte lebhaft. ‚Es wird ein Scherz ſein!‘ dachte ſie. ‚Alſo er kann doch — heute — ſcherzen.‘ Es beruhigte ſie, daß dem ſo war, aber ein klein wenig weh that es ihr doch zugleich.

„Gnädigſte Frau, wir werden zum Frühherbſte eine neue, eine ganz außerordentliche Frau Profeſſorin haben. Ich erfuhr es heut aus beſter Quelle. Darf ich in aller Heimlichkeit jetzt ſchon auf Frau Profeſſor Merlenberg trinken?“

Ein freudiger Schrecken überrieſelte ſie. Sie dachte im erſten Augenblick nur an ihren Mann und an die große Freude, die ihm bevorſtünde, wie es ihn beglücken, ja, ihm auch ein neuer Sporn ſein würde! Dann kam ſchnell reuige Überlegung: ‚Du haſt ihm doch in der letzten Zeit manchmal Unrecht gethan! Sicher — das haſt du! Andere wiſſen ihn beſſer, höher einzuſchätzen, als die eigne Frau! Schämen ſollte ſie ſich mit ihrem verblendeten Verkleinerungstrieb ... das war eine ſchlechte Liebe ...‘

Bargfeld hielt noch immer die Hand am Glaſe, eine Antwort erwartend.

Plötzlich ſchrak ſie zuſammen. Ihr war ein ſchrecklicher Gedanke gekommen. Sie wollte ihn nicht ausſprechen, ſie fühlte, ſie durfte ihn nicht in Worte kleiden, und doch ließ er ihr keine Ruhe, er rang ſich empor: „Verdanken wir das Ihnen, Herr Profeſſor?“ fragte ſie angſtvoll, mit vibrierender Stimme.

Er las in ihrer Seele, er verſtand ſofort, und ein tiefes Mitleid erfüllte ihn. Mit äußerſter Überwindung zwang er ein Lächeln auf die Lippen: „Aber gnädigſte Frau, wie ſchlecht kennen Sie Seine Excellenz unſeren Herrn Kultusminiſter!“

Nun ſchlug ſie doch die Augen zu ihm auf, immer noch mit zweifelndem, forſchendem Ausdruck. Aber er hielt ſtand. Da atmete ſie tief auf, wie von einer ſchweren Laſt befreit. Bargfeld hob ſeinen Kelch, leiſe trank ſie ihm zu, nun mit einem Lächeln um die Lippen. „Ich danke Ihnen! Ich freue mich ja ſehr — für Moritz!“ ſagte ſie haſtig. „Darf ich es ihm nachher ſagen? Aber nein — nein! Sagen Sie ſelbſt es ihm. Er wird ihm mehr Freude machen. Bitte!“

„Wollen Sie nicht lieber, gnädige Frau ...“

„Nein — nein!“ drängte ſie. „Es iſt viel beſſer, er erfährt es durch Sie ...“

Und wieder verſtand er ihre Beweggründe. Er neigte bejahend den Kopf.

Bald nach Tiſch zogen ſich die Herren in das Rauchzimmer zurück, nicht ohne daß Frau Dora ihren Mann heimlich am Ohr gezupft hätte: „Hör' einmal, ſo hatte ich das doch nicht gemeint. Ganz empörend war es, wie du Paſchas Tochter das Köpfchen verkeilteſt, du Schlingel!“ — „Aber ich hatte doch ſtrikteſten Befehl!“ — „Ach was, Befehl! Ich denke, ihr Soldaten ſollt mit Verſtand gehorchen ... du unverſtändiger Schwerenöter!“

Während vorn im Salon die Frau Stadträtin der Hausfrau und deren Schwiegermama ein Loblied auf die materiellen Genüſſe und ein Klagelied vorſang, daß „Onkel Beermann nun ganz aus dem Häuschen ſein werde“, und Fräulein Poppert eine Vorleſung über die Entwickelung der neueren

Lyrik von Lilieneron bis auf Stephan George hielt und Dora mit der kleinen Helene schwatzte, stürmte im Zimmer des Hausherrn der Verlagsbuchhändler Werdrow mit dem Dolch im Gewande auf Bargfeld los, nagelte ihn in einer Ecke fest, drehte ihm fast einen Rockknopf ab und flehte: „Sie stehen schon lange auf meiner Liste, verehrtester Herr Professor. Lange — lange! Bitte, hier ist mein Büchelchen! Ihre Lieblingsspeise — Ihr Lieblingsgetränk!“

Die anderen Herren lachten, Kruslow rief: „Nur vorwärts, Bargfeld. Da helpt et nix!“

„Herr Professor, Sie befinden sich in der besten Gesellschaft: bitte — Sudermann, Fulda, Erich Schmidt, Hauptmann ...“

„Aber ich habe gar keine Lieblingsspeise!“ wehrte Bargfeld immer noch ab, geärgert und belustigt zu gleicher Zeit.

„Jeder Mensch hat eine Lieblingsspeise — jeder Kulturmensch wenigstens!“ Werdrow drückte dem Opfer den Bleistift in die Hand. Der Professor schrieb aufs Geratewohl ein paar Worte. Dann steckte jener sein freudeglänzendes fettes Gesicht zwischen die Blätter. Ein Schatten der Enttäuschung zuerst, dann ein glückliches Aufleuchten: „Phänomenal! Wissen Sie, meine Herren, was unser großer Historiker geschrieben hat?“ Er sprang ganz erregt von einem Fuß auf den anderen. „Schwarzbrot und Brunnenwasser! Das hab' ich noch nicht — das hab' ich wirklich noch nicht. Das muß ich gleich meiner Frau zeigen!“ Und er stürmte nach vorn, von wieherndem Gelächter verfolgt.

Im Salon hatte unterdessen Frau Dora ihren Platz neben Helene an Frau Werdrow abgetreten, die eifrig auf die junge Kunstnovize einsprach. Es schwirrte nur so durcheinander von „liebe Kollegin!“ „Es gibt nur eine Kunst!“ — „Sie werden was machen, ich seh's Ihren Augen an!“ — „Und wie hübsch Sie sind, kleine Freundin! Ja, ein guter Wuchs, ein hübsches Gesicht, das ist nun einmal bei uns erstes Erfordernis!“ Helene kam sich ganz erdrückt vor neben der kolossalen Frau, die ohne Unterlaß posierte, bald den muskulösen Arm hob, bald die quellenden Hüften wiegte und das gleichgültigste Zeug im Tragödienton sprach.

„Ach da bist du ja, Männchen!“ hieß es jetzt. „Komm einmal her. Hier, Fräulein Prinker, das ist mein Mann. Teures Männchen, Fräulein Prinker wird uns besuchen. Ich interessiere mich für sie. Liebe kleine Kollegin, bei uns treffen Sie die interessanteste Gesellschaft Berlins: die ersten Autoren — die ganze Bühne — Maler, Offiziere! Neulich war Prinz Kleiß zum Diner bei uns, saß neben der Werber. Hat sich himmlisch amüsiert, sagte er mir nachher. Also Sie kommen —“

„Es wird mir eine Ehre sein, gnädige Frau —“

„Ehre hin — Ehre her! Nur nicht so förmlich, liebes Kind! Oder richtiger, jedes Ding zu seiner Zeit. Ach, Männchen, laß mich mit deinem dummen Buch zufrieden! Machen wir lieber gleich einen Tag aus. Donnerstag? Ist dir's recht, Männchen? Ja, Kind — meinem Männchen ist immer alles recht, was ich thue. Er ist gut gezogen ... Meine verehrte, liebe gnädige Frau ... es war reizend bei Ihnen!“

Hedwig hatte sich einen Puff neben Helene gezogen und mußte nun den breiten Wortschwall der alten Schauspielerin über sich ergehen lassen. Dann kamen aber zum Glück die Herren herüber; man plauderte noch einige Minuten und brach auf. Ganz zuletzt die Schwiegereltern. Hedwig wollte sie noch zum Bleiben nötigen, aber die Mama küßte sie zärtlich: „Nein — nein! Du sahst schon bei Tisch einmal recht angegriffen aus. Ich kenne das. Gute Nacht, Hedwig!“ Der alte Merlenberg neigte sich wieder ceremoniös über ihre Hand: „Es war sehr nett bei euch! Ich danke dir, liebe Hedwig! Empfiehl mich deiner verehrten Frau Mutter. Zu schade, daß sie nicht hier war.“ Sie dachte: ‚Warum er nur immer so förmlich ist, fast wie ein gelernter Theaterpapa? Und dabei ist er doch so sehr gut zu uns!‘ — und gab ihm einen herzlichen Kuß. Da wurde er rot, wie ein Jüngling, aber lächelte dann: „Das war einmal lieb von dir! Ich danke dir auch dafür — ganz besonders!“

Nun stand sie allein im Eßzimmer und zählte und ordnete das Silber, wie sie es von der peinlich ordentlichen Mutter gelernt hatte. Draußen klirrten noch die Teller und Schüsseln unter den Händen der abwaschenden Dienstboten. Moritz war nebenan in seinem Zimmer. Sie hörte,

wie er das Fenster öffnete und dann an einem Schrank schloß — er packte wohl seine Cigarren fort; dabei pfiff er ein Lied, das ganz lustig klang.

Wie sie so die Messer und Gabeln und Löffel mechanisch sortierte und in den großen Silberkasten legte, der auf dem Eßtisch vor ihr stand neben ganzen Batterien schon abgetrockneter Gläser, dachte sie ohne Unterlaß an der wechselnden Empfindungen Flucht, die sie heut abend überströmt hatte. Aber es war nun nicht mehr mit der angstvollen Beklemmung von zuerst. Sie fühlte sich jetzt ganz ruhig, ganz sicher ihrer selbst. Ja, sie konnte still vor sich hinlächeln. Es war doch zu thöricht gewesen, dies jähe Erschrecken bei Bargfelds Eintreten, bei seinem sie suchenden Blick. Er hatte die Hausfrau gesucht — das war ja so einfach! Und sie hatte spintisiert und etwas hineingedeutelt, was gar nicht darin lag. Du mein Himmel — er war ja immer liebenswürdig zu ihr gewesen, hatte sie wohl auch ein wenig ausgezeichnet. Aber ihm, ihm füllte ja doch seine Arbeit, sein Schaffen die ganze Seele aus — was war ihm eine Frau! ... Und sie selbst! Nein — es war wirklich zu thöricht gewesen! — sie hatte doch ihren Mann, den sie liebte, — was ging sie Bargfeld an? Sie hatte sich immer gern mit ihm unterhalten, sie bewunderte sein Können, seinen Geist! Aber das war doch auch alles! Und gerade heut abend, als Bargfeld ihr das von der Professur gesagt hatte, da hatte sie so recht gefühlt, wie lieb sie ihren Moritz hatte ... sie schämte sich jetzt noch der zitternden Angst, der Ruf könne nicht auf Grund seiner eignen Bedeutung erfolgt sein ...

Ob denn Bargfeld ihren Wunsch erfüllt hatte? Natürlich — aber daß Moritz nun nicht längst gekommen war und ihr die frohe Mitteilung gemacht hatte! Sie war doch die nächste, seine Freude, sein Glück zu teilen! ...

Das Silber war eingepackt. Sie schloß den Kasten und trug ihn zum Büffet hinüber.

Als sie sich umwandte, stand Moritz in der Thür seines Zimmers. Er hatte sich noch eine Cigarre angesteckt, die Weste bequem aufgeknöpft und machte ein sehr zufriedenes Gesicht.

Aus unserer Studienmappe:

Prozession im Zillerthal.
Nach der Liebhaberaufnahme von Otto Hasselkampf in Potsdam.

„Na, Hethi — kleine Süße! Fertig?“ meinte er, sich an den Pfosten lehnend: „Schreckliche Kramerei das! Du armes Hausmütterchen! Na überhaupt . . . mit Ausnahme der körperlichen Verpflegung . . . diese Sorte Gesellschaft kann mir gestohlen bleiben. Zum Winter müssen wir uns das anders einrichten.“

Sie war zu ihm herangetreten. Ein wenig verwundert fragte sie: „Wie meinst du denn das, Moritz? War etwas nicht in Ordnung?“

„Bewahre! Alles vortrefflich. Meine Hochachtung, gnädige Frau!“ Er lachte und legte seinen Arm zärtlich um ihre Schultern. „Weißt du: es war ja aber, so zu sagen, eine Gesellschaft ad hoc! Aber doch im allgemeinen eine gräßliche Krapüle —“

„Aber Moritz! Das ist doch hart.“

Er blies einen wundervollen Ring. „Pah — hart! Na ja — die Leute können eben nicht aus ihrer Haut heraus, und man muß sie nehmen, wie sie sind — Bohème — Bohème! Zum Winter werden sie abgeschoben, abgeschafft. Da war's am Freitag doch anders, besser, vornehmer. Aber heut — ich bitt' dich, dieser unglaubliche Blockholz aß den Lachs mit dem Messer, und diese gräßliche Poppert hatte den ganzen Tisch rund um sich mit Brodkrümeln bedeckt. Und wie die Menschen — auch der alte Kruslow — schrieen! Schauderhaft! Ich hab' mich vor Hasso und Bargfeld geschämt.“

Sie konnte ihm nicht ganz Unrecht geben, auch ihr Feingefühl war heut durch dies und jenes verletzt worden. Aber im Grunde — das waren doch Kleinigkeiten, und er, nicht sie hatte die Auswahl der Gäste getroffen. Immerhin: er mußte ja auch in Zukunft die Richtung ihres Verkehrs bestimmen. So nickte sie denn und sagte lächelnd: „Ganz, wie du meinst, Moritz! Ich kenne Herrn Blockholz und Fräulein Poppert und Herrn und Frau Wredrow ja gar nicht näher. Mein Herz hängt nicht an ihnen. Hinab also mit ihnen in die Versenkung!“

„Schwamm drüber!“ Moritz hob langsam die Hand, die er um ihre Schultern gelegt hatte, und drückte ihr Köpfchen an seine Brust und küßte sie. „Du sahst übrigens heut süß aus, Hethi — zum Anbeißen! Bißchen blaß zuerst bei Tisch, aber nachher gewannst du ein wenig Farbe. Ich mußte dich immer wieder ansehen. Ganz heimlich — von der Seite, weißt du — die albernen Menschen finden es sonst immer lächerlich, wenn ein junges Ehepaar sich verliebte Augen macht.“ Er küßte sie noch einmal auf Stirn und Lippen. „Komm, liebster Schatz, wir wollen das Gas ausdrehen —“ sagte er dann. „Es ist doch spät geworden.“

Sie war unter seinen Zärtlichkeiten selig erschauert. Es jubelte immer wieder in ihr: ‚Wie lieb er dich doch hat!‘ Aber immer wieder drängte sich doch auch die Frage dazwischen: ‚Ob denn Bargfeld ihm nichts gesagt hat? Warum schweigt er nur?‘

Die Lampen und Kronen in den Salons waren ausgelöscht, wobei er unter beiderseitigem Lachen und Scherzen ein Stuhlbein und einen Cylinder zerbrochen hatte — die Eßstube kam an die Reihe. Da schlug er sich vor die Stirn und sagte — wie ganz beiläufig: „Ach du! Das hätt' ich beinahe vergessen! Bargfeld sagte mir ja, daß ich zum Herbst Professor würde. Na — es mußte ja kommen!“

Sie fiel ihm um den Hals und war plötzlich ganz rot vor Erregung. Kaum daß sie Worte fand, ihm Glück zu wünschen.

Aber er war ganz erstaunt: „Liebste Hethi, du thust fast, als ob mir eine Gnade geschehe! Keine Spur! Ich sagte ja schon, es mußte kommen, es konnte gar nicht ausbleiben.“

Noch immer hing sie an seiner Brust: „Aber gefreut hat's dich doch! Bitte, sag, daß es dich gefreut hat, Moritz!“

„Gefreut? Natürlich! Auch um meiner kleinen lieben Professorin willen. Aber so aus dem Häuschen sein — wegen dieser selbstverständlichen Sache — kann ich wirklich nicht, wie du närrische kleine Frau. Und jetzt halt mir mal den Stuhl, damit ich die Hähne oben zudrehen kann, liebste Hethi —“

Als sie ihn losgelassen hatte und nun neben seinem Stuhl stand, mit beiden Händen auf dessen Lehne, preßte sie die Lippen fest zusammen. Sie konnte seine Gleichgültigkeit immer noch nicht begreifen, nicht fassen. Sie hatte gemeint, er würde jubeln, und nun sprach er ‚von einer selbstverständigen Sache‘. Nicht einen Augenblick zweifelte

sie, daß seine ruhige Auffassung durchaus echt, ungekünstelt war. Aber sie grübelte, und der Zweifel schmerzte sie, daß sie laut hätte aufschreien mögen: ‚Lebt er denn in einer ewigen eitlen Selbsttäuschung über sein eignes Können? Ist es Selbstüberhebung, die ihm jeden Erfolg als etwas ganz Selbstverständliches erscheinen läßt? — Oder ist er wirklich nicht nur dein guter lieber Moritz, sondern auch ein hervorragender, ein bedeutender, ein großer Mann? Ist er blind gegen sich selbst? Bist du selbst blind und ungerecht ihm gegenüber?‘

Oben erlosch die letzte Flamme. Es war plötzlich ganz dunkel in dem großen Zimmer.

Moritz sprang vom Stuhl, und im gleichen Augenblick fühlte sie sich von seinen Armen umschlungen und hochgehoben und seine Lippen auf den ihren. Aber während sie seine Küsse erwiderte und sich an ihn schmiegte mit pochenden Pulsen, rang sie in ihrer Seele: ‚Wenn es doch wäre! Wenn ich doch voll an ihn glauben könnte, wie einst! So an ihn glauben, wie ich ihn liebe! Nicht mehr zweifeln — nur glauben, glauben und lieben! Auf den Knieen möchte ich ihm ja jede Minute, jeden Gedanken des Verkleinerns abbitten . . . so gern, so gern! Und erst dann . . . erst dann würde ich ganz glücklich sein!‘

14. Kapitel.

Hedwig lag unten am Strande, wo Moritz für sie unter Lachen und Scherzen höchsteigenhändig ein wunderschönes „Sofa“ in dem weichen warmen Sande „gebuddelt“ hatte. Er hatte sie noch sorgsam in den Plaid gehüllt, ihren Sonnenschirm kunstgerecht so aufgepflanzt, daß er ihr Gesicht beschattete, und neben ihr gesessen, bis sie die Augen schloß. Dann war er leise aufgestanden und zu dem kleinen Zelt am Strandwege hinübergeschritten, in dem Dora, mit einer Handarbeit beschäftigt, saß.

Er sah sehr ernst aus, und die kluge Schwester hatte schon vorhin bemerkt, daß die Fröhlichkeit, mit der er den Spaten so musterhaft fleißig gehandhabt hatte, ihm so gar nicht recht von Herzen gekommen war. Er blieb auch, ehe er seine hohe Gestalt in das niedere Zelt schob, noch einmal stehen und blickte sich mit einem leisen Seufzer nach seiner Frau um. Sie lag ganz still — sie schlief wohl wirklich.

Dora rückte ein wenig zur Seite. „Komm, alter Moritz! Hier — es ist schon Platz für uns beide. Schläft sie?“

„Ich hoffe!“ sagte er halblaut. „Aber man weiß es ja nie. Oft liegt sie auch nachts mit geschlossenen Augen, ganz still, ganz ruhig, und ich fühle doch, daß sie nicht schläft.“ Er seufzte wieder und setzte sich dann, den Kopf in beide Hände stützend.

Eine geraume Weile saßen sie, ohne ein Wort zu wechseln. Sie nähte eifrig an einem winzigen Babyhemdchen für den erwarteten Prinzen. Er brütete vor sich hin mit schweren Atemzügen.

Endlich schob Dora die Nähterei in den Schoß. Ihrer lebhaften Art widerstrebte dies dumpfe Schweigen. Sie legte ihre Rechte auf den Arm des Bruders und zog ihm die Hand vom Gesicht. „Moritz, sei ein Mann!“ sagte sie energisch. „Es ist da doch nichts zum Verzweifeln. Krank werden kann jeder Mensch einmal, und alle Ärzte haben dich doch übereinstimmend versichert, daß gar kein Grund zu irgend welcher Besorgnis ist. Es ist geschehen, was nur geschehen konnte. Krankheit will eben ihre Zeit haben.“

Er hatte die Unterarme lang vor sich hin auf den kleinen Tisch geschoben und starrte, an der Schwester vorbei, auf die graue Zeltwand. Seine Augen waren tiefumrändert, dem Vollbart sah man den Mangel der früheren sorgsältigen Pflege an.

„Aber so sprich doch endlich ein Wort!“ drängte sie. „Das ist ja schrecklich, dies stumpfe Hinbrüten. Wie kann ein Mann nur so fassungslos sein! Ich sag' dir ja: Es wird schon werden. Jede Krankheit will eben ihre Zeit haben!“

„Wenn die klugen Kollegen von der Medizin mir nur sagen könnten, was es eigentlich für eine Krankheit ist!“ stieß er endlich bitter hervor. „Aber da stecken sie die Köpfe zusammen. ‚Nerven, mein Lieber! Ruhe! Ruhe und nochmals Ruhe! Kräftige Ernährung und ein ganz mildes Seebad! Wyck auf Föhr etwa!‘ Nun, Dora — und nun sitzen wir drei Wochen hier. Kräftige Ernährung — lieber Himmel! — sie ißt ja wie ein Heimchen! Aber an Ruhe hat's doch wahrhaftig nicht gefehlt. Nun — und der Erfolg? Gleich Null ist er! Es ist zum Verrücktwerden, das Liebste, was man hat, so hinsiechen zu sehen!“

„Du haſt unrecht, Moritz! Hedwig hat hier entſchieden Fortſchritte gemacht. Als ihr durch Tenburg kamt, war ich auch auf den Tod erſchrocken, ſo hatte ſie ſich in den zwei Monaten verändert, ſolch melancholiſcher Leidenszug lag auf dem lieben Geſicht. Jetzt lächelt ſie doch ſchon bisweilen — ich ſah auch, wie ſie ſich bei meiner Ankunft freute. Glaube mir doch: es geht aufwärts. Sicher, Moritz!"

Um ſeinen Mund zuckte es ſchmerzlich: „Ich wollte, ich könnte dir glauben. Aber du täuſchſt dich, weil ſie die liebenswürdigſte, ſanfteſte Kranke iſt, die man ſich denken kann. Ich weiß, wie ſie ſich mir — uns gegenüber zuſammennimmt. Sie iſt ſo tapfer, aber ich fühle auch, wie ſchwer es ihr wird!"

„Moritz, du mußt nicht übertreiben. Schmerzen hat Dora nicht."

Er lachte. „Schmerzen? Nein, körperliche Schmerzen hat ſie nicht, wenigſtens ſagen es die Ärzte, und ſie ſelbſt klagt ja nie. Aber müſſen es denn gerade körperliche Schmerzen ſein? Die ſind wohl noch nicht die ſchlimmſten!" Er ſchwieg eine Minute, lugte durch die Zeltthür nach dem Strande zu und beugte ſich wieder zurück. „Wenn ſie doch nur einmal wieder mit mir ſtreiten wollte, wie früher!" ſeufzte er.

Dora fühlte wohl, wie bitter ernſt der Bruder das meinte, aber es kam ſo komiſch heraus, daß doch ein kleines Lächeln über ihr Geſicht huſchte. „Auch das wird wiederkommen!" ſagte ſie dann ſchnell.

„Wenn ich ſo denke, wie friſch, wie voller Anregungen, wie empfänglich für alles und jedes ſie war, und wie ſie jetzt iſt — ſtill, widerſpruchslos, ſichtlich froh, wenn ſie nicht gefragt wird, nicht zu antworten, nicht zu ſprechen braucht! Den Kopf habe ich mir zerſonnen, Dora, wie das gekommen iſt! Ganz langſam kroch es heran, wie ein graues Geſpenſt. Wenn ich nach Haus kam, fand ich ſie grübelnd auf ihrem Sofa, regungslos, mit geſchloſſenen Händen. Oft war ſie völlig anteilslos, dann kamen wieder Stunden, Minuten, in denen ſie mich umarmte und küßte, ſo innig — ach, Dora! — und dann wurden dieſe kurzen Momente immer ſeltener, ſie wurde immer ſtiller. Weißt du: zuerſt hab' ich vielleicht auch nicht genug auf ihr Befinden geachtet. Ich ſchrieb damals gerade eine kleine Arbeit über die Gralsſage, für die ſie ſich anfangs auch noch intereſſierte, und die nahm mich ſtark in Anſpruch. Bis ich dann erkannte, erkennen mußte — — Dora . . . ich könnte alles ertragen, nur ihre Gleichgültigkeit nicht!"

(Fortſetzung folgt.)

Der „Goldne Schnitt".

Sie haben es den „Goldnen Schnitt" genannt,
Das Schönheitsmaß, nach welchem unbewußt
Der Künſtler ſchafft, dem ew'gen Maß verwandt,
Nach dem Gott ſelbſt die Welt ſich ſchuf zur Luſt!

Im „Goldnen Schnitt" ſich Gleich mit Ungleich paart
Und dennoch Harmonie ihm ſchön entwallt.
Im Roſenblatt er hold ſich offenbart
Und herrlich in der menſchlichen Geſtalt.

Er ſchlummert in der Geige ſüßem Klang,
In jedem echten Kunſtwerk ſtrahlt er mil —
Und forſcht nach ihm das Herz im Schönheitsdrang:
Die Liebe iſt des Lebens „Goldner Schnitt!"

Fanny Stockhauſen.

Bei der Mahlzeit. Skulptur von Fritz Kretzschmar.

Moderne Bühnenbeleuchtung.

Von

A. Oskar Klaußmann.

Mit einer Skizze und vier Originalzeichnungen von **Curt Agthe.**

(Abdruck verboten.)

„Morgen vormittag elf Uhr Sonnenuntergang.“

Diese Notiz, die mir auf der Rückseite einer Visitenkarte zugeht, hat nichts Beängstigendes und deutet nicht etwa auf eine Störung im Weltall hin, denn sie kommt nicht von Professor Falb, sondern von dem technischen Leiter des königlichen Opernhauses. Wenn wir die Leser auffordern, sich diesen Sonnenuntergang am Vormittag mit anzusehen, so müssen wir bitten, mit uns auf die Bühne des Opernhauses zu kommen.

Wir stolpern im Halbdunkel über Versatzstücke, Seile, Balken, zwischen Arbeitern hindurch, welche Prospekte hochziehen, die am Abend gebraucht werden, bis wir in eine Ecke der vorderen Bühne gelangen, wo sich eine kleine Kammer befindet, welche soviel Raum hat, daß knapp zwei Menschen in derselben stehen können (Abb. 2). Den größten Teil dieser Kammer nimmt ein elektrischer Schaltapparat ein, dessen neunzig Hebel nebst einer Anzahl von Druckknöpfen die gesamte Bühnenbeleuchtung in die Hand des Beleuchtungsinspizienten bringen, der am Abend in dieser Kammer (Kasten wäre besser gesagt) seines Amtes waltet. Von dieser Stelle aus kann er mit wenigen Handgriffen die viertausend Glühlampen der Bühne in Thätigkeit setzen. Er kann aber auch alle Lampen oder einzelne Lampengruppen durch Vor- und Rückstellen der Hebel schwächer oder stärker brennen lassen, je nachdem er ihnen mehr oder weniger Strom

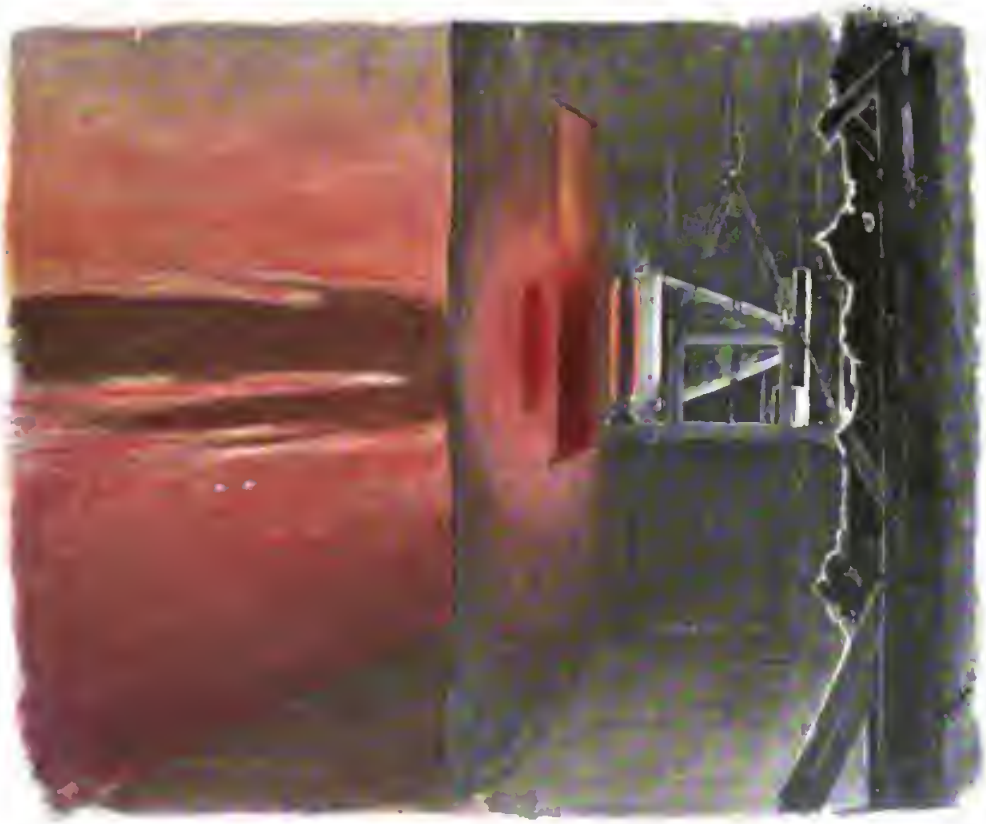


Abb. 1. Darstellung des Sonnenuntergangs hinter der Bühne.

zuführt. Treten wir noch einmal aus dieser Kammer heraus, und läßt der Inspizient nacheinander sämtliche Glühlampen der Bühne aufflammen, so sehen wir, daß die Lampen zum größten Teil oben in den Soffiten angebracht sind, wie ja auch in der Natur der größte Teil des Lichtes von oben kommt. Das Opernhaus hat acht Gassen oder Flügel d. h. es stehen achtmal zwei Seitenkulissen vor dem Hintergrund. Es sind also auch acht Reihen Lampen in den Soffiten vorhanden und ebenso achtmal zwei Beleuchtungssysteme hinter den Kulissen. Oben in den Soffiten befindet sich in jeder Reihe Glühlampe neben Glühlampe ohne jeden Zwischenraum, und die Glaskörper der Glühlampen sind abwechselnd, weiß, rot, grün u. s. f. Das ist das moderne „Drei-Lampen"-System, das, 1882 von Brandt erfunden, die wunderbarsten Beleuchtungseffekte ermöglicht und wegen seiner Einfachheit und außerordentlichen Verwendbarkeit von allen großen Bühnen der Welt angewandt wird (Abb. 3). An der Rückwand jeder Kulisse sind, je nach der Breite, Reihen von drei oder sechs Lampen, also ein oder zwei Gruppen von weiß-rot-grün angebracht, und zwar hat jede Kulissenrückwand, je nach der Entfernung vom Hintergrunde, 30, 40, 50 solcher Lampenreihen senkrecht übereinander. Zwischen diesen weiß-rot-grünen Lampen in den Soffiten und hinter den Kulissen sind noch gelbe und blaue Lampen für gewisse Beleuchtungseffekte angebracht, ebenso vor der Rampe und den Proscceniumskulissen.

Kehren wir jetzt in die Kammer zurück, in der der Schaltapparat steht. Jeder der neunzig Hebel läßt sich von hinten nach vorn zurücklegen, und ein Zeiger, der senkrecht am Hebel angebracht ist, passiert dabei einen halbkreisförmigen Gradbogen, welcher in vierzig mit Zahlen bezeichnete Grade eingeteilt ist. Vierzig Grad ist der höchste Beleuchtungseffekt, der durch den Hebel zu erzielen ist, ein Grad der geringste. Es sind nämlich Widerstände für den elektrischen Strom, der zu den Bühnenlampen geht, eingeschaltet, welche den Strom sehr abschwächen, solange der Zeiger des Hebels an dem Gradbogen auf der niedrigsten Zahl steht. Je weiter der Hebel vorgeschoben wird und einen je höheren Grad der Anzeiger auf dem Gradbogen markiert, desto mehr Widerstände werden ausgeschaltet und desto kräftiger kann der elektrische Strom in die Glühlampen eindringen. Die Hebeleinrichtung ist sehr teuer, jeder dieser Hebel hat Kosten von dreihundert Mark verursacht. Dafür kann man aber auch ganze Gruppen von Hebeln koppeln, so daß man beim Anziehen eines Hebels andere Hebel mit bewegt und dadurch Gesamtwirkungen erzeugen kann.

Wir treten jetzt in die Thür, die von der Schaltkammer nach der Bühne hinausführt, so daß wir gleichzeitig die Vorgänge in der Schaltkammer und die Lichteffekte auf der Bühne sehen können. Der Hintergrund der Bühne ist von einem riesigen grauen Prospekt eingenommen, auf welchem weiße Cirruswolken gemalt sind (Abb. 1).

Es wird „Sonnenuntergang" geprobt. Sämtliche weiße Lichter der Bühne brennen und bezeichnen den hellen Tag; der am Schaltapparat operierende Inspizient schwächt das weiße Licht, indem er die Hebel allmählich zurückstellt. Die oberen Wölkchen des Prospektes beginnen sich gelblich und rötlich zu färben. In den Soffiten sind rote und gelbe Lampen in Thätigkeit gesetzt. Die Kulissenbeleuchtung wird reguliert, und rötlich strahlt jetzt der ganze Prospekt, während goldgelbe Zwischenlichter über ihn hinweghuschen nnd sich unten am Horizont verdichten. Natürlich viel rascher als in der Wirklichkeit vollzieht sich das Farbenspiel an dem gemalten Himmel. Die weißen Lampen sind ganz ausgeschaltet, die roten werden geschwächt, dann von den Soffiten aus beginnend ganz abgestellt, während in den Soffiten die grünen Lampen aufleuchten. Jetzt sieht der Himmel wunderbar natürlich aus: Unten am Horizont helles leuchtendes Gold, darüber Rot, nach obenzu immer mehr verblaßt, und im Zenith das eigentümliche Grün, das man so oft am Abendhimmel bemerken kann. Das Grün wird aber immer fahler, indem die grünen Lampen der Soffiten schwächer gestellt und blaues Licht eingeschaltet wird. Dieser fahle Schein senkt sich vom Zenith, in Wirklichkeit einem Vorhang ähnlich, herab bis zum Horizont. Die Nacht ist eingetreten, d. h. es brennen nur noch vereinzelte grüne und blaue Lampen auf der Bühne.

Während die Manipulationen am Schaltapparat erfolgten, stand neben dem Inspizienten ein anderer Beamter, welcher auf einem Zettel sowohl die Aufeinanderfolge

Abb. 2. In der Schaltkammer.

der Farben, die geschaltet wurden, als auch die Grade der Lichtstärke notierte.

Jetzt begeben wir uns mit dem Oberinspektor in das finstere Parkett und nachdem wir uns hier, allerdings auf Kosten unserer Schienbeine, einen Platz gegenüber der Bühne erstolpert haben, beginnt der Sonnenuntergang noch einmal. Denn das vorhin war nur eine ganz grobe Probe. Jetzt werden die Beleuchtungseffekte langsam nacheinander vorgeführt, und der technische Oberinspektor ruft den Leuten auf der Bühne seine Korrekturen zu. Heller und dunkler werden die einzelnen Nüancen herausgearbeitet, diese folgen rascher oder langsamer aufeinander, bis die ganze Beleuchtungsarbeit gewissermaßen ausgefeilt und durch das lange dauernde und immer wiederholte Proben zu idealer Vollendung gebracht ist. Dann wird erst in langsamem und darauf in schnellerem Tempo der ganze Sonnenuntergang noch einmal vorgeführt, und diese vollendet ausgearbeitete Beleuchtung, die wir jetzt vor uns sehen, läßt uns fast daran glauben, daß dieser Sonnenuntergang auf der Bühne schöner sei als in der Natur. Bei den Korrekturen der einzelnen Nuancen sind auf der Bühne die Zahlen für die verschiedenen Lichtstärken und die Aufeinanderfolge der Hebelbewegungen genau notiert worden. Diese Notizen werden auf einem besonderen Formular fixiert, von dem wir beifolgend eine Probe geben. Sie stammt aus der Oper „Oberon", deren zweiter Akt sehr große Anforderungen an die Bühnentechnik stellt. Die Erdgeister

haben ihren Gesang beendet und versinken. Das weiße Licht, das auf 9 und 12 stand, ist bis auf 0 gestellt worden (2. Akt, Scene III). Die Bühne ist ganz dunkel. Jetzt tritt Huon auf, um die berühmte Arie: „Ocean, du Ungeheuer!“ zu singen. Bei seinem Auftritt (2. Akt, Scene IV) ist es hell geworden, und während seiner Arie geht die Sonne unter.

Auf dem Formular sehen wir eine Anzahl von punktierten wagerechten Strichen, die an den Seiten der Linien stehenden Buchstaben zeigen uns die roten, weißen und grünen Lampen an. Die Buchstaben unter den Linien bedeuten: M = Mitte, P-Coul. = Proscheniums-Kulissen. Die Zahlen, welche auf den Linien wie Noten stehen, bedeuten den Helligkeitsgrad, bis zu dem der betreffende Hebel zurückgelegt werden soll. Die senkrechten Striche, welche auf diesen Formularen so aussehen, wie die Taktstriche der Noten, bedeuten die Hebel. Es sind dreißig Striche vorhanden, aber jeder Strich gilt dreimal: für weißes, rotes, grünes Licht, so daß, wie bereits erwähnt, mit neunzig Hebeln gearbeitet wird. Die wagerechten Striche oben oder unten, welche die einzelnen Hebelstriche verbinden, bedeuten, daß diese Hebelsysteme bei der betreffenden Verwendung gekoppelt (verbunden) werden müssen. Der Beleuchtungsinspizient in seiner Schaltkammer hat dieses Tableau vor sich und dazu das Textbuch. Nach diesem muß er sich richten. Außerdem aber bekommt er durch eine einzelne, rechts in der Ecke befindliche rote Glühlampe noch Signale, welche „Achtung!“ bedeuten.

Man hat nämlich das Drei-Lampen-System auch in höchst geschickter Weise dazu verwendbar gemacht, um alle Befehle über, auf und unter der Bühne, auf dem Schnürboden und in der Versenkung mittels elektrischen Lichtes zu erteilen. Früher wurden

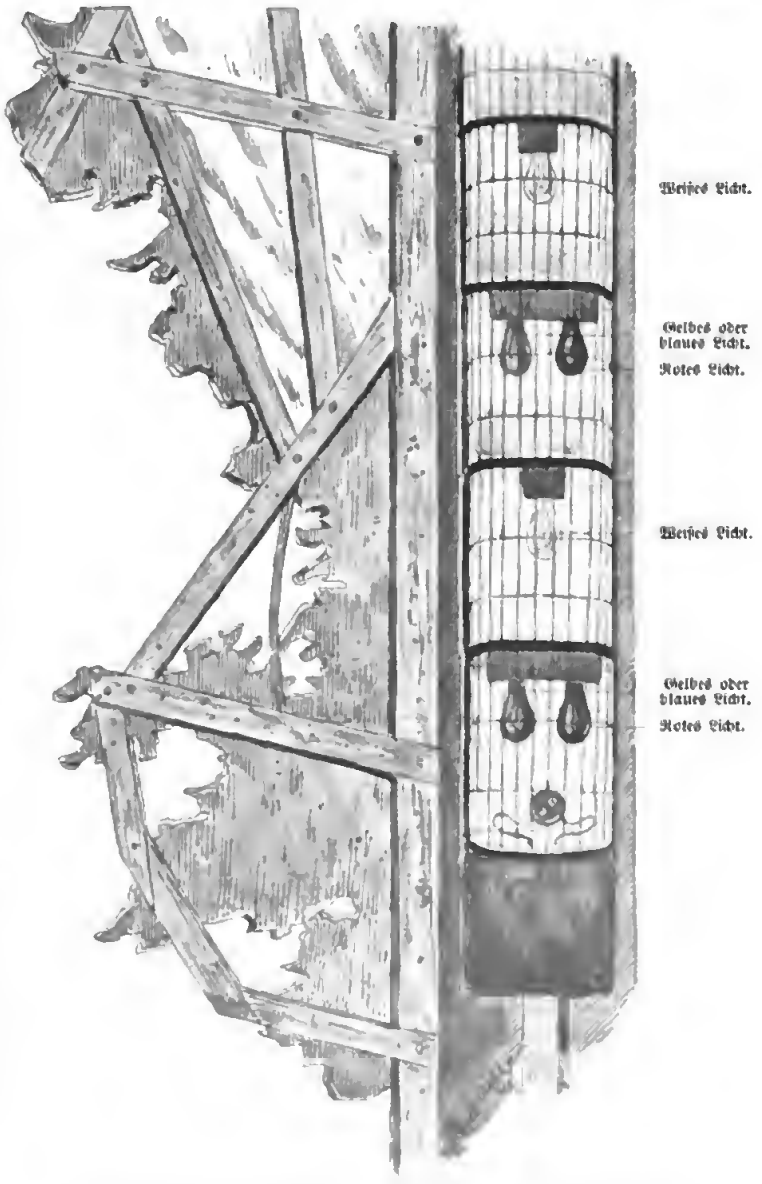


Abb. 3. Das „Drei-Lampen“-System hinter den Kulissen.

dieſe Signale mit Pfeifen oder durch Zurufe gegeben, wenn aber das Orcheſter vorne gerade bei einer fortissimo-Stelle iſt, wird in der Verſenkung kein Befehl mehr genau verſtanden. Auch klingt unter der Bühne ſelbſt das leichtfüßige Tanzen von zwei Dutzend Balleteuſen als trampelte oben eine Herde von Eleſanten, die mit beſonders großen Hufeiſen beſchlagen ſind, herum. Die Kommandos waren alſo undeutlich, es ergaben ſich Mißverſtändniſſe bei den Arbeitern, Verzögerungen bei den Manipulationen in der Verſenkung, auf dem Schnürboden, auf der Bühne, empfindliche Störungen der Illuſion beim Zuſchauer.

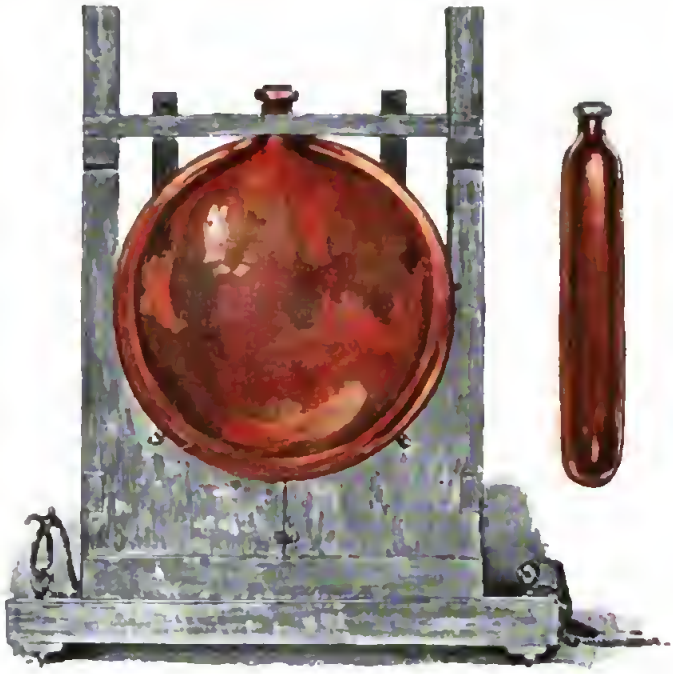


Abb. 4. Die Flaſche für die Sonnenſcheibe von vorn und von der Seite geſehen.

Auch der Souffleur hat jetzt in ſeinem Kaſten einige Schalthebel und zwar von rotem, weißem und grünem Licht. Nach dem Drei-Lampen-Syſtem, das auch für Signale überall bei großen Bühnen in der Praxis eingeführt iſt, bedeutet rotes und grünes Licht Achtung, und weißes Licht Ausführung. Glüht der ganze Raum unter der Bühne oder auf dem Schnürboden in buntem Licht, ſo treten die Arbeiter, die ebenfalls ausgefüllte Formulare, gewiſſermaßen Arbeitsprogramme, vor ſich haben, an die betreffenden Hebel, Taue, Rollen u. ſ. w.; verliſcht das bunte Licht, während das weiße aufflammt, ſo ziehen, ſtoßen, heben ſie die betreffenden Hebel, Taue oder Rollen, und mit einem Schlage erfolgt die Ausführung der notwendigen Bewegungen: die Verwandlungen, das Hinauf und Hinuntergehen der Verſenkung, das Fallen des Vorhanges. Um alle Irrtümer zu vermeiden, um beſonders zu verhindern, daß der Vorhang zu früh fällt, was bekanntlich eine der unangenehmſten Störungen iſt, die auf einer Bühne vorkommen können, wird

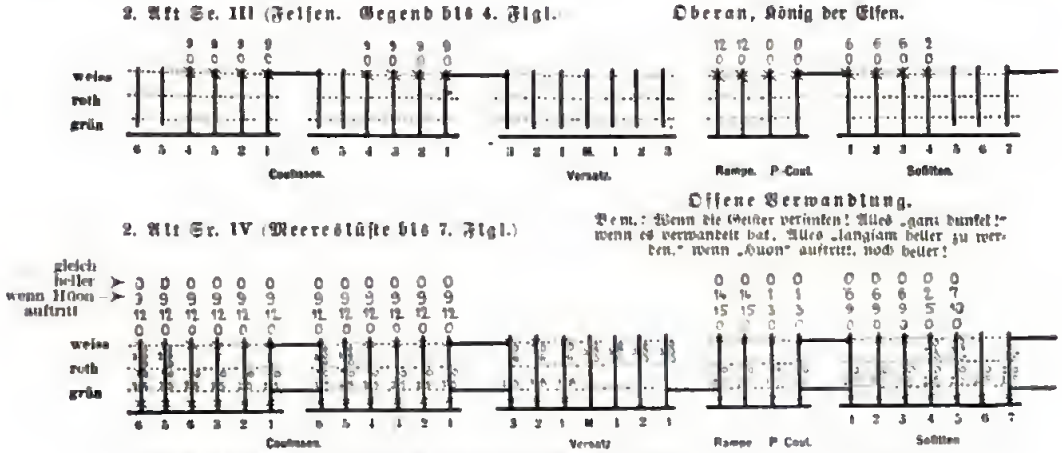


Abb. 5. Formular für den Beamten der Schaltkammer aus der Oper „Oberan".

in letzter Zeit das rote Licht nur als Akts-Signal d. h. als Aktschluß verwendet und als Avertissement für alle anderen Bewegungen das grüne Licht gebraucht. Für das Senken des Vorhanges von den Soffiten aus hat man jetzt das rote Licht als Avertissement für die Soffiten, das grüne Licht unten in den vier oder fünf Etagen der Versenkung und auf der Bühne selbst.

Doch kehren wir zur Schaltkammer zurück, wo uns aus besonderer Liebenswürdigkeit auch noch ein großartiger Sonnenaufgang vorgemacht werden soll. Der Oberinspektor tritt selbst an den Schaltapparat und „spielt" uns diesen Sonnenaufgang nicht nach Noten und nach dem Formular, sondern nach eignem Empfinden vor. Man kann wirklich auf den Hebeln des Schaltapparates „phantasieren", wie der Klaviervirtuose auf den Tasten des Instruments.

Die Bühne ist vollständig dunkel.

Oben in den Soffitten erscheinen blaue und grüne Lampen; es entsteht eine Dämmerung, in welche durch geschicktes Einschalten vereinzelter gelber Lampen etwas Fahles hineinkommt, das durch langsames in Gang bringen weißer Lampen zu sich steigernder Helligkeit, zum Morgengrauen gebracht wird. Unten am Horizont d. h. unten am Prospekt, der den Hintergrund abschließt, erscheint der eigentümlich fahlgelbe Streifen der Morgendämmerung, der sich auch in der Natur, wie hier durch das Schalten der Lampen, zu immer intensiverem Gelb erhellt, das dann in Orange und endlich in Rot übergeht. Der Punkt des Horizonts, in dem die Sonne aufgehen soll, wird bei dem Sonnenaufgang auf der Bühne ganz besonders sorgfältig mit gelben, roten und weißen Lampen belichtet. In den Soffiten- und in den Kulissenlampen sind Gelb und Rot aufgeflammt, und weiß ist dazwischen gemischt worden. Mehr nnd mehr verschwinden Blau und Grün, und immer weiter werden die weißen Hebel vorgerückt, um das Licht zu verstärken. Heller und heller wird nicht nur der Prospekt sondern die ganze Bühne. Tiefes Rot, von prächtigem Goldgelb durchmischt, bestrahlt die Stelle am Horizont, wo die Sonne aufgehen wird. Mit einem Griff werden jetzt die Hebel der weißen Lichter gekoppelt und langsam herunter gezogen. Fluten von weißem Licht erfüllen die Bühne, und unten am Horizont steigt mit blendenden Strahlen, überwältigend schön, die Sonnenscheibe empor. Man kann sich kaum etwas Majestätischeres denken, als das Erscheinen dieser weißglühenden, Lichtblitze ausstrahlenden Sonnenscheibe, welche ungefähr fünfundfünfzig Centimeter Durchmesser hat.

„Gefällt Ihnen diese Sonne?" fragt der Oberinspektor.

„Sie ist wunderbar schön, und besonders natürlich ist es, daß die Ränder der Sonnenscheibe ganz wie in der Wirklichkeit heller strahlen als das Centrum."

Der Oberinspektor lächelt.

„Die Wasserflasche hat Ihnen also imponiert? Die Sonne ist nämlich in diesem Falle eine Wasserflasche, genau eine von jenen platten Flaschen, wie man sie zum Mitführen von Schnaps oder Likör auf Reisen in der Tasche zu tragen pflegt (Abb. 1 und 4). Wenn Sie hinaustreten (das elektrische Licht ist unterdessen verlöscht), so sehen Sie diese Flasche ungefähr zehn Centimeter dick, mit abgerundeten Rändern. Die Flasche ist mit Wasser gefüllt. Hinter der Flasche befindet sich eine elektrische Bogenlampe und hinter dieser ein Parabolspiegel. Der Parabolspiegel wirft das Licht der Lampe nach vorn. Man würde, wenn die Bogenlampe allein leuchtete, das Hauptlicht in der Mitte der Sonnenscheibe, und zwar die rote Glut der beiden Kohlenstifte sehen. Ich hänge deshalb eine Wasserflasche vor das Licht der Bogenlampe und zerstreue das Licht der Lampe derartig, daß der helle Kern verschwindet, und da die Ränder der Wasserflasche die Strahlen brechen, ganz wie in der Wirklichkeit die Hauptheiligkeit der Sonne am Rande und nicht in der Mitte erscheint."

Man ist etwas verblüfft, wenn man erfährt, wie einfach dieser großartige Sonnenaufgang in Scene gesetzt wird.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Es ist eine Vorstellung, die mir nicht leicht wird zu erfassen, daß nun auch Paul Heyse in den Kreis der Siebzigjährigen eintritt. Er hat nie zu den Stürmern und Drängern gehört, wohl aber war ihm vom ersten öffentlichen Auftreten an etwas Jungmännliches eigen, eine besondere Art im Schaffen wie im Wesen, in der sich jugendliche Frische mit seelischem Gleichmaß und geistiger Reife harmonisch verband. Und dieses Jungmännliche hat sich Heyse durch vier Jahrzehnte hindurch bewahrt; soweit sich der Mensch in seinen Werken offenbart, schien es beinahe, als sei gerade er dem allgemeinen Gesetz des Alterns nicht unterworfen. Freilich als ein Märzenkind zeigt er sich in seinen Dichtungen nicht; alles Stürmische, Gärende, Aufwühlende liegt ihm fern. Eher gemahnt sein Schaffen an die frühsommerliche Natur, an die Tage, da die Welt in Blüten schimmert und die Erde mit Duft und Sang in das Blaue des Himmels hinaufzustreben scheint; dann und wann aber kündigt sich bereits der Hochsommer an in glutheißen Tagen und schwülen Nächten. Als Künstler ist Paul Heyse ein später und doch echter Sproß der Renaissance, vielleicht der letzte in der Reihe, zu der Rabelais und Aretino, aber auch Ariost, Tasso und mit einem großen Teil seines Wesens Goethe gehört. Es ist mehr von der feinen Art des romanischen Südens in Heyses Kunst, als von der schwereren Weise des Nordens; sein Stil hat überall die gefällige Grazie, die bei den Italienern des XV. und XVI. Jahrhunderts, den Botticelli, del Sarto, Cellini, wie bei den Pulci, Ariost und Berni bezaubert, und die leichte Sinnlichkeit, die das Schaffen all dieser Maler und Poeten atmet, durchglüht auch Heyses Farben und Stimmungen. Er gleicht ihnen aber auch darin, daß seine Kunst ihr Höchstes nicht in realistischer Charakteristik, nicht in verzwickten Grübeleien sucht, sondern im reizvollen Spiel der Phantasie. Seine Erfindungsgabe hat etwas einziges; an Mannigfaltigkeit des Stoffes übertrifft er alle übrigen Meister unserer Litteratur, und das Seltsame und Märchenhafte beherrscht er mit derselben Sicherheit, wie das Schlichte und Alltägliche. Aber nur als Künstler, in Form und Stil und Phantasie ist Heyse ein Abkömmling der Renaissance; in seiner Weltanschauung, seinen Problemen, seiner Geisteswelt offenbart er sich durchaus als ein Kind des XIX. Jahrhunderts. Das sinnliche Element seiner Dichtung ist fast immer mit einem stark ethischen Gehalt gepaart, immer wieder läuft die Tendenz seiner Erzählungen auf eine Überwindung individueller Unbotmäßigkeit, selbstherrlicher Gelüste durch die Macht der allgemeinen Sittlichkeitsanschauungen oder durch Selbstbezwingung hinaus. Und in diesem Sinne führt mehr als eine Sammlung der Heyseschen Erzählungen mit Recht den Titel „Moralische Novellen". Deutlicher aber noch als in den Novellen tritt der Geist unserer Zeit in Heyses Romanen, besonders in den „Kindern der Welt" zu Tage; kaum ein anderes Kunstwerk der Epoche gibt der Weltanschauung des Jahrhunderts einen so umfassenden und bezeichnenden Ausdruck. In Verbindung hiermit steht der nationale Zug, das echt deutsche Empfinden, das nicht nur die Dramen „Kolberg" und „Hans Lange", sondern auch vielfach die Erzählungen durchflutet, ausgeprägter freilich in denen der späteren, als der früheren Zeit. Dieses Deutschempfinden spürt man hier in der Stoffwahl, dort in der Charakteristik, nicht zum letzten aber auch im Lokalkolorit aller jener Schilderungen, die dem Leser deutsche Landschaften und Städte vor Augen führen. Als litterarische Gesamtpersönlichkeit hat Heyse seinen Platz neben den ersten Dichtern des Jahrhunderts; in dieser und jener Einzelheit wird er von anderen überragt, jedenfalls aber bildet er die feinste und lichteste Erscheinung und vielleicht von allen Poeten der Zeit den meistgeliebten.

Seine Schaffenskraft erscheint unerschöpflich, und sie hält sich immer auf der gleichen Höhe. Es ist keine von den großen Schöpfungen des Dichters, die mir der Zufall gerade jetzt auf den Büchertisch legt. Aber daß Heyse auch im Kleinen stets sein Bestes gibt, daß auch hier seine Eigenart sich rein und lebendig kundgibt, dafür sind die beiden Novellen „Die Macht der Stunde" und „Broni", welche die Verlagshandlung Karl Krabbe in Stuttgart zu einem schmucken, von Fritz Reiß sehr ansprechend illustrierten Bande vereinigt hat, ein deutlicher Beweis. In Stimmung und Farbe sind die beiden Erzählungen grundverschieden, und doch verbindet sie ein gemeinsamer Zug; in beiden handelt es sich, wie so oft bei Heyse, um eine sittliche Anfechtung, die in dem einen Falle zu einer leichten vorübergehenden Verirrung, im anderen zu einer schweren Katastrophe führt. In die „Macht der Stunde" spielt aber noch ein zweites Moment hinein, das in seiner Tendenz an das biblische Wort „Richtet nicht" oder an das andere „Wer unter euch ohne Sünde ist . . .", allerdings in leichtester Weise, anklingt. Das stille Glück eines jungen Ehepaares hat einen Stoß erlitten, der Ehe und Glück für immer zu

zerstören scheint. Er, der Gatte, ein leicht erregter Künstler, ist im Rausche einer genußfrohen Stunde der Verführung eines anderen Weibes erlegen. Die junge Frau erfährt alsbald, was geschehen, und trotz der Reue des Missethäters trennt sie sich von ihm und flüchtet sich mit ihrem Leid in die Einsamkeit. Da sie aber erst vor kurzem eine schwere Erkrankung durchgemacht hat, so sucht sie die Einsamkeit im sonnigen Süden und läßt sich am Gardasee nieder. Kaum angelangt, trifft sie einen Freund ihres Mannes, einen Arzt, der jedoch von dem Zerwürfnis nichts weiß, da er schon seit Jahren fern von Deutschland weilt. Eine gereifte Persönlichkeit voll heiterer Milde, Lebensweisheit und menschlicher Teilnahmsfähigkeit, die allen Schicksalsschlägen standgehalten hat. Nicht mehr jung den Jahren nach, aber noch jung im Empfinden und Glauben. Er nähert sich der Leidenden und weiß ihr, ob sie auch lange widerstrebt, mit der Zeit ihr Geheimnis zu entlocken. Und sobald er erkannt hat, was sie drückt, sieht er seine Aufgabe darin, die junge Frau ihrem Grübeln zu entreißen und nach Kräften den Heilungsprozeß, mit dem die Zeit und der Zauber der Natur auf jedes seelische Leid wirken, zu unterstützen. Es gelingt ihm das auf die Dauer so gut, daß Frau Makwine ihrem Seelenarzt mehr und mehr ein dankbares Vertrauen entgegenbringt; in die Dankbarkeit aber mischt sich nach und nach ein zärtliches Empfinden, das um so eher wachsen und womöglich zur Leidenschaft werden kann, als sich die Frau seiner Stärke nicht im geringsten bewußt ist. Eines Tages aber, als sie aus einem Traum erwacht, merkt sie, was in ihr vorgeht; der Traum hat ihr den Freund als Geliebten gezeigt. War es auch nur ein Traum, so erkennt sie doch klar, welch ein erregbar und bestimmbares Ding das menschliche Herz ist. Und da eben jetzt ihr Gatte auf der Bildfläche erscheint, so kommt ihm die Scham, die sie empfindet, zu gute; vor der alten Liebe versinkt die aufkeimende neue . . . Tragischer gestaltet sich das Schicksal der Broni, des holden Dirndls vom Schliersee. Zu ihrem Herzen nährt sie eine stille Neigung für den vornehmen Forsteleven, der ihr einst im Mutwillen einen Kuß geraubt. Auch ihm klopft das Herz jedesmal, wenn er sie sieht; aber da er sie nicht zur Frau machen kann und sie nicht ins Unglück bringen will durch leichtsinnige Verführung, so bezwingt er seine Leidenschaft. Vergessen jedoch kann er die süße Dirne nicht, auch dann nicht, als er die Gegend verläßt und jahrelang ihr fern bleibt. Sobald es sein Beruf erlaubt, sucht er von neuem den Schliersee auf, um noch einmal die Geliebte wiederzusehen. Wohl weiß er, daß sie inzwischen auf das Drängen ihrer Mutter hin die Frau eines Bahnwärters geworden ist, eines alten halbinvaliden Gesellen, aber er hat ja nichts Böses im Sinn, er will sie nur sehen, sprechen und wieder scheiden. Als er aber merkt, wie sehr sie ihn noch immer liebt, und wie schwer sie das Joch ihrer Ehe trägt, kommen seine guten Vorsätze schnell ins Wanken. Eines Abends erfährt er, daß der brave Wackelmann nicht zu Hause ist, sondern irgend eine Festlichkeit mitmacht. Da überrascht er Broni in ihrem Heim, fest entschlossen, das Glück, das sich ihm bietet, ohne weitere Bedenken bis zum Grunde auszukosten. Sie leistet nur schwachen Widerstand, und schon ist sie willig, sich zu ergeben, da schlägt die Uhr, und ihr Klang erinnert die Bahnwärtersfrau, daß ein Zug fällig ist und daß sie den Dienst ihres Mannes zu versehen hat. Schnell eilt sie hinaus, aber sie kehrt nicht wieder zurück. Eine Weile harrt der Liebhaber geduldig, endlich, da der Zug längst vorübergedraust, hält es ihn nicht länger, und er sucht die Geliebte draußen. Und bald findet er sie, aber als eine Tote, zerschnettert liegt sie zwischen den Schienen. Sie hat lieber ihr Leben hingeben wollen, als ihrer Pflicht untreu werden. Dieser Schluß würde im Verhältnis zu den schlichten Vorgängen und den schlichten Menschen der Geschichte allzugrell erscheinen, wenn es der Dichter nicht verstanden hätte, das Grausige so zu verhüllen und durch die Art der Schilderung zu mildern, daß es mehr wehmütig, als peinlich stimmt. Immerhin spricht sich das innerste Wesen Heyses deutlicher in der „Macht der Stunde" aus, als in der Dorfgeschichte. Sein Bestes leistet er nicht da, wo er arme beschränkte Naturen, sondern da, wo er geistig gereifte Menschen zeichnet, die über die Wirrungen des Lebens hinwegzukommen wissen, ohne gleich zum äußersten Mittel zu greifen.

Beinahe das Gegenteil könnte man von Ludwig Ganghofer behaupten. Daß er auch „differenzierte" Charaktere zu gestalten vermag, das hat er in mehr als einem Werke bewiesen, seine Stärke ruht aber doch in der Zeichnung einfacher, unzusammengesetzter Naturen, die mehr durch saftige Frische, als durch Geist, mehr durch Gemüt, als durch Weisheit, mehr durch Willenskraft, als durch Überlegung imponieren. Nur ungern läßt man sich von Ganghofer in die Salons verschleppen, um so lieber folgt man ihm ins waldige Gebirge, wo die trutzigen Madln und die jodelnden Burschen zu Hause sind, wo das Schnadahüpfl und der Holzschuhplattler gedeiht. In diese Urwüchsigkeit führt nun auch Ganghofers jüngster Roman „Das Schweigen im Walde" (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung), aber als Gesamtwerk reicht er, trotz prächtiger Einzelheiten, an die letzterschienenen Arbeiten des Dichters nicht heran. Die Schuld liegt an der Haupthandlung, die in einem gewissen Mißverhältnis steht zu den Stimmungen, wie sie der Titel erweckt und wie sie in dem Werke selbst, freilich nur zu flüchtig und äußerlich, anklingen. Eine Erzählung, die sich immer wieder auf Böcklins Bild vom „Schweigen im Walde" bezieht, auf jenes Bild, das mit seiner auf dem Einhorn verträumt einherreitenden Waldfee den Zauber des deutschen Waldes so wundervoll vor die Seele führt, — eine solche Erzählung müßte denn doch auf einen tieferen, weihevolleren Ton gestimmt sein, als er bei Ganghofer sich hervorwagt. Ein Dichter, der mit sprachlichen Mitteln den Eindruck erzielen wollte, wie ihn Böcklin mit Zeichnung und Farbe hervorruft, der müßte auf alle äußerliche Effekthascherei und Romanhaftigkeit verzichten, sich von jeder Alltäglichkeit fernhalten und nur auf reinseelische, feingeistige Wirkungen ausgehen, die Stimmung aber bis ins Mystische steigern. Mit

einem Wort, er müßte eine Dichtung schaffen keinen Familienblattroman. Bei Ganghofer aber kommen wir aus der Alltäglichkeit nur selten, nur hier und da heraus. Sein Roman erzählt von einer Wiener Durchlaucht, die sich in die Bergeinsamkeit zurückzieht, um eine bittere Enttäuschung zu verwinden. In jugendlicher Unerfahrenheit hat sich Fürst Ettingen in eine Erzkokette verliebt; als er erkennt, was die Baronin Pranckha für eine Huldin ist, ist er bereits derart im Banne der schönen „Teufelinne", daß er sich nur mit „blutendem Herzen" losreißt. In der Waldluft aber heilt die Wunde bald, und zwar um so bälder, als in der Gegend ein liebliches Malerfräulein haust, das den Fürsten, der trotz seiner bösen Erfahrungen gleich wieder Feuer fängt, beim ersten Anblick bezaubert. Kaum empfindet er jedoch, wie echte Liebe thut, da kommt die Baronin Pranckha angezogen, um den Flüchtling zurückerobern. Ohne viel Kraftaufwand aber schlägt der Fürst den Angriff ab und heiratet das Malerfräulein. Die Geschichte erinnert lebhaft an Wilhelm Hauffs „Mann im Monde"; die Baronin ist treu nach dem Muster der eheverfessenen Gräfin gearbeitet, das Malerfräulein nimmt sich allerdings ein bißchen frischer und lebensvoller aus, als das holde Ideben, aber der Fürst ragt über den bleichen polnischen Grafen nicht sonderlich hinaus. So ein Ausbund von Braoheit, Edelsinn, Vorurteilslosigkeit ist in der Litteratur nicht oft zu finden; an die Eigenart der Wiener Aristokraten, die doch ziemlich ausgeprägt erscheint, erinnert kein einziger Zug. Daß mit der Geschichte des Fürsten noch die des Jägers Mazegger verquickt ist, hebt den Roman keineswegs auf eine höhere Stufe. Mazegger ist gleichfalls in die Malerin verliebt; als er aber sieht, daß er im Wettbewerb mit der Durchlaucht den kürzeren zieht, zündet er aus Bosheit den Wald an, kommt aber statt des Fräuleins selbst in den Flammen um. Ganghofer malt diesen armen Kerl mit den schwärzesten Farben, obwohl der Ehrgeiz, der aus den engen niederen Verhältnissen herausstrebt, ohne Zweifel menschlich mehr bedeutet, als die selbstzufriedene Thumbheit. Gerade diese Thumbheit aber, die der brave Pepperl, eine wahre Hundeseele an Treue, vertritt, hat die ganze Sympathie des Erzählers. Das Beste an dem Romane sind die Schilderungen; vor allem ist der Waldbrand und was sich an ihn anschließt, in packenden Farben durchgeführt. Neben den Schilderungen aber sind das Wirkungsvollste und künstlerisch Vollendetste die Kapitel, in denen Ganghofer mit saftigem Humor das Treiben in der Sennhütte und das Verhältnis zwischen dem Pepperl und der Burgi darstellt. Da ist Blut und Leben, keine ausgeklügelte Mache, um empfindsame Familienblattleserinnen zu bezaubern.

Böcklins „Schweigen im Walde" hat es auch Marie Bernhard,* der Verfasserin des Romans: „Die chinesische Mauer" (Berlin, Alf. Schall) angethan. Auch sie erwähnt das Bild, und in mehr als einem Kapitel des Romans webt ein Abglanz seiner Stimmung. Leuchtender und bestrickender, als bei Ganghofer. Überhaupt ist das ganze Werk von Stimmungszauber erfüllt, von Duft und Poesie. Wie ein Hauch jener Romantik, die in den Tagen Achim von Arnims und Eichendorffs die Litteratur beherrschte, strömt es aus dem Buche. Man kann es getrost zwei- und dreimal lesen, man wird immer wieder durch die zarten, hier und da auch brennenden Farben, durch die fein abgetönte Sprache gefesselt werden. Zuweilen verstimmt freilich ein allzu weichliches Element, wie es in der Zeichnung des schwindsüchtigen Malers hervortritt, zuweilen auch eine sprachliche und stilistische Flüchtigkeit. Aber das sind unbedeutende Ausnahmen, die den Eindruck des Ganzen nicht zu beeinträchtigen vermögen. Und daß die Dichterin nicht nur romantisch, sondern auch realistisch zu schaffen versteht, das zeigt sich in der Charakteristik dieser und jener Hauptgestalt. In seiner Tendenz bildet das Werk eine Art Erziehungsroman. Baron Wulffen, ein blonder germanischer Hüne, flott und bieder, ohne besondere geistige Anlagen, gerät einer ungarischen Koketten ins Netz und heiratet die ebenso heißblütige wie skrupellose Frau. Der Ehe fehlt natürlich jede feste Grundlage und jeder ernste Gehalt; eines Tages geht Frau Ilka mit einem Schauspieler durch. Der Baron eilt, von wildem Rachegefühl beseelt, dem Pärchen nach, und als er es findet, richtet er den Revolver gegen die Frau. Sie wird getroffen, aber nicht tödlich; bald wiederhergestellt, setzt sie ihre alte Lebensweise fort. Der Baron aber muß einige Jahre im Gefängnis verbringen, und als er die Freiheit zurückerhält, ist aus dem flotten Kavalier ein verbitterter Menschenfeind geworden. Er läßt sich von der Frau scheiden, sperrt sein Heim, das Haus und den Park durch eine hohe Mauer hermetisch gegen die Außenwelt, gegen alle Besucher ab und zwingt seine beiden Töchter, mit ihm die Einsamkeit, die selbstgewählte Gefangenschaft zu teilen. Im übrigen aber kümmert er sich um die Mädchen fast gar nicht, ihre Erziehung überläßt er einer alten ausgedorrten Gouvernante, während er selbst im Wein Vergessenheit sucht. Seine Hoffnung aber, daß die Töchter in ihrer Abgeschlossenheit vor jeder Weltluft bewahrt bleiben würden, erfüllt sich nur zum Teil. Sylvia, die Jüngere, eine zarte Else, leiblich und seelisch, ergibt sich allerdings geduldig in den väterlichen Willen, Nelly jedoch, die Ältere, die mit der berückenden Schönheit der Mutter auch deren Charakter geerbt hat, erträgt ihre Gefangenschaft nur mit innerem Grimm, der sich mehr und mehr zum Haß gegen den väterlichen Tyrannen steigert. Als sie heranwächst, sinnt sie beständig auf Flucht, und die erste Gelegenheit benutzt sie dann in der That, um das Haus, das ihr ein Kerker war, zu verlassen und in der Welt die Triumphe zu feiern, die sie ersehnt. Was ihr als Glück erscheint, wird ihr denn auch in reichstem Maße zu teil, mit ihrem schrankenlosen Egoismus überwindet sie alle Hindernisse. Sylvia, die bisher in der Schwester ihre einzige Freundin, ihr Ideal sah, bleibt allein zurück; ihrer unerschöpflichen Liebenswürdigkeit gelingt es schließlich, die Verbitterung des Vaters zu besiegen. Auf dem Sterbelager ist er sogar bereit, der Entflohenen zu verzeihen, aber Nelln hat Wichtigeres zu thun, als ihrem Vater die Augen

zuzudrücken. Sie telegraphiert aus Paris, daß sie, die gefeierte Sängerin, zum erstenmal an der Großen Oper aufzutreten habe, und kandaliert im voraus. Nach dem Tode des Vaters tritt auch Sylvia ins Leben hinaus, aber sie begnügt sich mit einem stillen häuslichen Glück; sie heiratet ihren geliebten schwindsüchtigen Maler, ohne sich trüben Bedenken in Bezug auf die Nachkommenschaft hinzugeben. Wie es scheint, will die Verfasserin darthun, daß die angeborene Natur sich durch keine Erziehung umwandeln läßt, daß das Blut mächtiger ist, als alle Eltern- und Lehrerweisheit. Diesen Satz bestätigt noch eine zweite Geschichte, die in die Haupthandlung des Romans eingeschachtelt ist. Hier hat ein Muttersöhnchen von Kindheit auf alle Freiheit, sich auszutoben und ganz seinen Gelüsten zu leben. Aber trotz aller Talente wird er zuguterletzt doch nur ein faules Glied der Gesellschaft, ein dekadenter Egoist, ähnlich wie Nelly Wulffen, weil die angeborene Natur auch in ihm das Bestimmende ist und ihn von vornherein zur Schwachheit verurteilt. Zwei grundverschiedene Erziehungsmethoden führen schließlich zu demselben Ergebnis; sie erweisen sich als gleich nutzlos. Es ist hier nicht der Ort, über diese Tendenz mit der Verfasserin zu rechten; es gehörten auch mehr Seiten dazu, als mir Zeilen zur Verfügung stehen, um eine so bedeutungsvolle Frage auch nur in ihren Hauptzügen zu behandeln. Künstlerisch aber hat, von Einzelheiten abgesehen, die Dichterin jedenfalls ihre Aufgabe nach Möglichkeit gelöst; sie stellt sich mit diesem Werke in die erste Reihe unserer Erzählerinnen.

Um eine Erziehung handelt es sich auch in der neuesten Geschichte Julius Stindes, einer Geschichte „abseits der Heerstraße", die sich betitelt: „Martinhagen" (Berlin, Freund & Jeckel) und von Richard Knötel mit passenden Federzeichnungen verziert ist. Ein junges Berliner Dämchen, dem es im väterlichen Hause nicht mehr behaglich ist, fährt hinaus, um als Erzieherin aufs Land zu gehen. An die Aufgaben, die ihr aus dem neuen Beruf erwachsen, denkt sie sehr wenig; ihr ist es vor allem darum zu thun, frei und selbständig zu sein und das Leben ja auszukosten, wie es ihren naiven Wünschen entspricht. Während sie ihrem Ziele, dem Landgut Martinhagen, entgegenfährt, gibt sie sich den angenehmsten Träumen hin; Martinhagen ist in ihrer Vorstellung altadliger Besitz mit stolzem Schloß und märchenhaftem Park, und es wimmelt da von Kavalieren, die sämtlich in Leidenschaft für Fräulein Ida Lehmann entbrennen, und denen sie mit ihrer weltstädtischen Überlegenheit den Kopf verdreht. Wie man sieht, ist die halbe Erzieherin selbst der Erziehung dringend bedürftig, und das Leben besorgt das denn auch aufs gründlichste. Als Fräulein Ida in Martinhagen anlangt, erfährt sie zunächst zu ihrem Schrecken, daß der Herr Martinsen kein Graf oder Baron ist, sondern ein bescheidener bürgerlicher Gutspächter, der mit seiner braven Frau und seinen zwei Mädchen unter einem Strohdach, aber nicht in einem Schlosse, und wenn auch nicht ärmlich, so doch ohne jeden Aufwand lebt. Es wird den wackeren Leuten nicht leicht, eine Erzieherin ins Haus zu nehmen, aber sie halten es denn doch für notwendig, daß ihre Töchter etwas mehr lernen, als ihnen das greise Dorfschulmeisterlein beizubringen vermag. Ida ist grenzenlos enttäuscht, aber was hilft es ihr, sie muß vorläufig sich fügen. Nach Möglichkeit läßt sie jedoch ihre Verstimmung den Pächter und seine Frau entgelten; hochmütig blickt sie auf die Beiden herab, auf diese Ärmsten, die mit der Grammatik auf sehr gespanntem Fuße leben und keine Ahnung haben von den höchsten Kulturerscheinungen, weder von Richard Wagner noch von Ibsen. Den Kindern aber wird das Fräulein eine gute Freundin und Lehrerin; sie hat ja im Grunde ein goldenes Herz, das nur unter der Rinde der Verbildung sich allzu selten bemerkbar macht. Der ersten Enttäuschung folgen noch viele andere; sie alle zieht sich Fräulein Ida durch ihre Hoffahrt und Selbstgefälligkeit zu, durch ihre naive Eitelkeit, die ihr jedes Ding in dem Lichte zeigt, das ihren Hoffnungen entspricht, die ungefälschte Wirklichkeit aber verhüllt. Endlich kommt es dazu, daß sie infolge eines leichtsinnigen Streiches beschämt vor den beiden Leuten steht, die sie so sehr verachtet hat. Sie sieht ein, daß sie nicht länger wert ist, mit ihnen in einem Hause zu leben, und Herr und Frau Martinsen, die guten Grund haben, sich verletzt zu fühlen, halten die Reuige nicht. Fräulein Ida sucht nach einer neuen Stelle. Ahnungslos wendet sie sich an eine Agentin, die einen verbrecherischen „Handel mit jungen Mädchen" betreibt und ihre Schützlinge nach Konstantinopel, Budapest und anderen angenehmen Orten schickt, wo sie unrettbar in Laster und Schande verkommen. Im letzten Augenblick aber erfahren Martinsens, was im Werke ist, und es gelingt, Ida der Gefahr zu entreißen. Damit ist die allgemeine Eintracht wiederhergestellt und Idas Erziehung vollendet. Die Geschichte ist köstlich erzählt, mit all dem Humor und all der behaglichen Satire, die Stinde in seinen Schriften zu entfalten versteht, aber auch, wo es darauf ankommt, mit sinnigem Ernst und herzgewinnender Liebenswürdigkeit. Die Gestalten sind fast durchweg aufs lebensvollste gezeichnet, nicht zum mindesten die Kinder, in deren Treiben sich Stinde mit dem feinen Verständnis eines echten Kinderfreundes versenkt. Von dem wackeren Ehepaar Martinsen aber nimmt man nur ungern Abschied, man würde gern noch länger von ihnen hören. In der Zeichnung des ländlichen Idylls offenbart sich ein frischer Realismus, der ohne Übertreibung gerade so weit geht, wie nötig ist. Nach alledem würde das kleine Werk einen ganz ungetrübten Eindruck hinterlassen, wenn die Moral nicht so ungemein dick aufgetragen wäre. Hier und da spricht aus dem Buche eine Gesinnung, daß man versucht wird, nachzusehen, ob es wirklich im Jahre 1900 oder nicht vielleicht schon in den Tagen Christian Fürchtegott Gellerts veröffentlicht worden ist.

In die Sphäre, die Fräulein Ida erträumt, die sie aber nicht erreicht, führt Ernst Wicherts Roman: „Minister a. D." (Dresden, C. Reißner). In gewissem Sinne behandelt die Geschichte einen sehr zeitgemäßen Stoff. Der Minister a. D. ist ja heutzutage in Republiken wie in Monarchien

keine Rarität mehr, ſondern eher eine species communis; man trifft ihn überall, und er hätte ohne Zweifel das Recht, einen Stand für ſich zu bilden. In dieſem Stande würde der Miniſter a. D., von dem Wichert erzählt, freilich nur eine beſcheidene Rolle ſpielen, denn er hat es zum erſten Beamten nur in einem Kleinſtaat gebracht, der hinter dem erſten keine allzu lange Reihe von zweiten, dritten und vierten Beamten aufzuweiſen hat. Sechzehn Jahre hindurch hat Freiherr van Ittenbarn ſeinem Ländchen treu gedient und ſeine, d. h. des Ländchens Wohlfahrt nach Kräften gefördert. Da ſtirbt der greiſe Fürſt, der ſeinen „Weſir“ ſchalten und walten ließ, wie er wollte, und ein neuer Herr beſteigt den Thron. Seine erſte Regierungsthat iſt der Erlaß, der den Miniſter unter gnädiger Anerkennung ſeiner Verdienſte des Amtes enthebt. Aus welchem Grunde, erfährt der Freiherr erſt lange hernach. Es hat da eine weibliche Intrigue geſpielt, der die Excellenz ziemlich unſchuldigerweiſe zum Opfer gefallen iſt. Herr van Ittenbarn nimmt jedoch die Entlaſſung mit Gleichmut hin. Er hat ſich in ſeinem Aktenreich nie ſonderlich wohl gefühlt, nur der Ehrgeiz ſeiner Frau hat ihn in die Laufbahn getrieben, die er dann mit allen Ehren durchmeſſen hat. Er ſelbſt hätte lieber ſeine umfangreichen Güter bewirtſchaftet, und jetzt, da er wieder frei geworden, kehrt er nicht ohne ein wahliges Gefühl zu den rura paterna zurück. Seine Frau aber, die geborene Gräfin Weſterhagen, ärgert ſich für ihn, und ſie ſucht nach Möglichkeit ihn anzuſtacheln, daß er in irgend einer Weiſe den Ungimpf räche, den man ihm angethan. In ihrer Minierarbeit findet ſie einen vortrefflichen Bundesgenoſſen an einem Neffen ihres Mannes, an dem Freiherrn van Jungenheim, einem ebenſo begabten wie ehrgeizigen Geſellen, der in Ermangelung irdiſcher Güter unter die Journaliſten gegangen iſt. Er verſteht es, dem Oheim klar zu machen, daß er noch eine Aufgabe zu erfüllen und an der Spitze der Oppoſition weiter im Intereſſe des Landes zu wirken habe. Zu dieſem Zwecke laſſ ſich der Miniſter a. D. zunächſt in den Reichstag wählen laſſen. Der van allen Seiten Gehetzte ſagt willig Ja, aber im Grunde ſeines Herzens verabſcheut er die Ralle, die man ihm aufzudrängen ſucht. Und ſo iſt es kein Wunder, daß er im entſcheidenden Augenblick verſagt. Was aber all die aufgewendete Arbeit an Lohn bringt, das fällt dem Neffen in den Schoß; er gewinnt an Stelle der Excellenz das Reichstagsmandat und erobert ſich auch noch die Hand der Ittenbarnſchen Älteſten, der blonden Irmgard. Die Charakteriſtik der beiden Hauptgeſtalten, des Oheims und des Neffen, iſt meiſterhaft; es gibt da eine Menge feiner Züge, wie ſie nur eine gereifte Kunſt zu ſchaffen weiß. Weniger befriedigt die Handlung oder vielmehr der Aufbau des Romans. Allerlei Nebenſächliches, wie die Liebſchaften der beiden Backfiſche, des Ittenbarnſchen Töchterpaars, ſchiebt ſich viel zu ſehr in den Vordergrund. Man hat den Eindruck, als ob Wichert urſprünglich etwas Bedeutenderes beabſichtigt hätte, als ſchließlich zu ſtande gekommen iſt. Als ob er den rechten Weg nicht gefunden und nun ohne ſonderliche Luſt zu Ende geſchrieben hätte. Immer wieder entſchädigen allerdings anſprechende und geiſtvolle Einzelnheiten für das, was weniger gelungen erſcheint.

Liebe.

Nach dem Rumäniſchen des Alexander Garski.

Wenn zwei Herzen ſich begegnen,
Die von gleicher Glut bewegt:
Eines ſoll das andre ſegnen
Mit dem Segen, den es trägt.

Dehnt vor dem, das müd' vom Wandern,
Düſter ſich der Horizont
Und es iſt das Herz des andern
Heitrer Tag und hell beſonnt:

Liebe binde, was verſchieden,
Tag und Nacht in eins gewiegt,
Bis ein gleicher Abendfrieden
Über beiden Leben liegt.

Georg Buſſe-Palma.

Zu unsern Bildern.

Hermann Lingg. — Ludwig Knaus nebst Bildern vom Berliner Knausfest und dem Gemälde „Sommerabend im Judengäßchen“. — Französische, russische und deutsche Bronzen. — Vom Teniersfest der Münchener Künstler.

(Abdruck verboten.)

Wir eröffnen unser Heft mit einer Novelle von Paul Heyse, die von der jugendfrischen Schöpferkraft des Dichters das beredtetste Zeugnis ablegen mag — zur Feier seines siebzigsten Geburtstages, dem 15. März d. J., den er voraussichtlich fern der Heimat, in Gardone am schönen Gardasee, verleben wird. Das herrliche Bildnis von der Meisterhand Lenbachs — der Maler ist dem Dichter seit langen Jahren eng befreundet — mag unseren Lesern die Züge Paul Heyses wieder einmal in das Gedächtnis zurückrufen (zwischen S. 24 u. 25). — Zwei Monate vor Heyse, am 22. Januar, beging ein anderer Münchener Poet, dessen Ruhm freilich nicht an den des Gefeierten heranreicht, Hermann Lingg, seinen 80. Geburtstag. Manchem mag erst durch die Huldigungen, die dem Dichterveteranen aus diesem Anlaß dargebracht wurden, sein Name wieder in die Erinnerung gekommen sein, und doch gab es eine Zeit, in der man in ihm einen aufgehenden Stern am deutschen Dichterhimmel sah — damals, als Geibel ihn mit seiner ersten Gedichtsammlung in die Litteratur einführte und als dann sein großartiges, wenn auch ungleichmäßiges Epos „Die Völkerwanderung“ zum erstenmal erschien.

Hermann Lingg. Zu seinem 80. Geburtstag.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

Unsere sonst so schnelllebende Zeit ist reich an Jubiläen. Auch Meister Ludwig Knaus vollendete im Herbst v. J. sein siebzigstes Lebensjahr in voller Schaffensfreude und Schaffensfrische. Besondere Umstände führten dazu, daß die Berliner Akademie erst jetzt ihr berühmtes Mitglied durch die Veranstaltung einer großen Knaus-Ausstellung ehrte, die über hundert Gemälde und viele Zeichnungen umfaßte. Zugleich fand im Künstlerhaus ein prächtiges Knausfest statt, für das als Kostüm durchweg Knaussche Typen vorgeschrieben waren. Wir bringen von ihm einige Scenen, die beweisen mögen, wie trefflich man diese dankbare Aufgabe löste, und reproduzieren

Ludwig Knaus.
Aufnahme von Reinhardt & Lindner in Berlin.

von der Ausſtellung eines der letzten großen Gemälde des Meiſters, „Sommerabend im Judengäßchen“, das ihn auf der Pariſer Weltausſtellung vertreten ſoll.

Während für monumentale Werke die deutſchen Gießereien auf einen ſo hohen Grad der Leiſtungsfähigkeit gelangt ſind, daß ſie mit dem Ausland anerkanntermeiſe mindeſtens wetteifern können, erfreuen ſich für kleinere Bronzen die franzöſiſchen und, in beſchränkterem Maße, ruſſiſche Fabrikate immer noch beſonderer Bevorzugung. Die alte franzöſiſche Kultur, der große Reichtum des Landes, in Rußland der breite Luxus einiger weniger und reiche ſtaatliche Unterſtützung haben

Vom Knauſeſt zu Berlin. Heſſiſche Stadt- und Landleute.
Aufnahme von Hermann Boll in Berlin.

Vom Knauſeſt zu Berlin. Maler F. Hoffmann-Fallersleben und Bildhauer Franz Bombuch als heſſiſche Bauern.
Aufnahme von Hermann Boll in Berlin.

hüben wie drüben der Bronzeinduſtrie mächtige Förderung angedeihen laſſen, gegen die wir nur allmählich aufkommen. Wir ſtellen umſtehend eine Kollektion moderner franzöſiſcher, ruſſiſcher und deutſcher Bronzen zuſammen, welche uns die Eigenheit der Kunſtübung in den drei verſchiedenen Ländern gut zu charakteriſieren ſcheint. Die franzöſiſchen Bronzen zeichnen ſich im allgemeinen durch eine gleichmäßig tadelloſe Ausführung aus: die Pariſer Induſtrie und in Paris konzentriert ſich das ganze Geſchäft — hat in den letzten Jahrzehnten techniſch zu ihren alten Erfahrungen viel von japaniſchen Vorbildern hinzu gelernt, wie denn die Japaner als Bronzearbeiter immer noch die erſten der Welt ſind. Es kommt hinzu, daß die franzöſiſchen Bildhauer den großen Werkſtätten immer neue dankbare Modelle zur Verfügung ſtellen. Vielfach wird dabei allerdings der Geſchmack der breiten Käufermaſſe, die Gefälligkeit in erſter Linie verlangt, auf Koſten des guten Geſchmacks berückſichtigt, aber es iſt doch andererſeits bezeichnend, daß der Vorgang des kernigen Belgiers Konſtantin Meunier auch auf die Pariſer Bronzekunſt von ſtarkem Einfluß geweſen

Sommerabend im Judengäßchen.
Gemälde von Ludwig Knaus, beſtimmt für die Pariſer Weltausſtellung.
(Mit Genehmigung der photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Wellkind. Bronze von A. Nelſon.
Aus dem Salon von R. Bellair & Co. in Berlin.

Iris. Bronze von Obiols.
Aus dem Salon von R. Bellair & Co. in Berlin.

iſt; die Bronze von M. Maignon, die wir nachbilden, „Ein Armſetiger", fußt z. B. entſchieden auf Meuniers Vorbild. Unter den ruſſiſchen Bronzen erfreuen ſich mit Recht die, welche einen ausgeſprochen nationalen Charakter tragen, der allgemeinen Bevorzugung: Gruppen aus dem Volksleben, Koſaken zu Pferde ꝛc. Die von uns abgebildete kleine Gruppe „Troika" iſt in dieſer Beziehung recht charakteriſtiſch. —

In München gab es Mitte Januar wieder einmal ein übermütiges originelles Künſtlerfeſt. Der Künſtler-Sängerverein veranſtaltete ein Teniersfeſt, zu dem die Gäſte im Koſtüm der Bilder des alten derben niederländiſchen Meiſters (1610 bis 1690) erſchienen: als Ratsherren, Bauern und Vagabunden; ſelbſt die Bierheben waren in altholländiſche Gewänder geſteckt worden. Die Münchener Maler haben es von jeher verſtanden, für ſolche Gelegenheiten ihre Vereinslokalitäten mit verhältnismäßig geringen Mitteln umzugeſtalten, den bunten Geſtalten, die wie aus alten Gemälden herausgeſchnitten erſcheinen, den richtigen Hintergrund zu ſchaffen. Diesmal war dies beſonders meiſterlich gelungen. Von der ſchweren Balkendecke hingen Fiſchernetze herab, ein wuchtiges Wagenrad, am Rande mit dicken Talgkerzen beſteckt, diente als Kronleuchter. In einer Ecke hatte ein Krämer ſeinen Stand, um holländiſche Käſe, Genever und Thonpfeifen zu „verköpen". Es fehlte in der Bude ſogar ein Verſchlag mit gackernden Hühnern und einem grunzenden Schweinchen nicht. Aber auch eine kleine Bühne war vorhanden, auf der u. a. ein luſtiges Feſtſpiel aufgeführt wurde, eine „Scene aus dem Malerleben zur Zeit Teniers", das Prof. Herterich und Graf Bülow von Dennewitz verfaßt hatten.

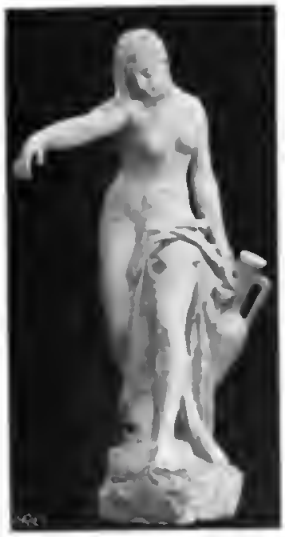
Ein Armſeliger.
Bronze von M. Maignan.
Aus dem Salon von R. Bellair & Co. in Berlin.

Schale mit Nymphe. Bronze von Bouval.
Aus dem Salon von R. Bellair & Co. in Berlin.

Aus der abwechſelungsreichen Reihe unſerer größeren Einſchaltbilder erwähnten wir oben in anderem Zuſammenhange bereits das herrliche Lenbachſche Porträt Paul Heyſes. Ihm mag hier zunächſt das Frauenbildnis von Armand Berton angereiht werden, das wir nach dem Paſtell des Künſtlers in einem vortrefflichen Holzſchnitt zwiſchen S. 16 u. 17 einfügten; der Vergleich zwiſchen der markigen Kunſt eines Lenbach und der flotten, weniger auf Vertiefung des Ausdrucks als auf Anmut und Gefälligkeit hinzielenden Ar-

Trolka. Bronze der Kaiſ. privileg. Werkſtätte Lanceret-Petersburg.
Aus dem Salon von A. Bellair & Co. in Berlin.

beit des Franzoſen iſt intereſſant. — Van Hans Herrmann bringen wir zwiſchen S. 8 u. 9 einen „Abend am Haſen“, ein holländiſches Motiv, in dem eigenartigen Dämmerlicht gemalt, das der Künſtler liebt. — Hans Loaſchen hat ſich neuerdings mehr und mehr zur Romantik bekannt, ſein „Waldesflüſtern“ (zwiſchen S. 32 u. 33) iſt von echter Märchenſtimmung erfüllt: im frühlingsduftenden Forſt hält auf ſchwergepanzertem Roß ein junger Ritter und ſchaut mit weitgeöffneten Augen in das Waldesdunkel, lauſcht dem geheimnisvollen Rauſchen und Raunen, das ihm entgegenklingt; zwiſchen den hohen Stämmen aber erſcheint, ihm nach verbargen, eine Waldnymphe. Nach echter Romantikerart überläßt es der Künſtler der Phantaſie des Beſchauers, ſich auszumalen, ob und wie die nächſten Augenblicke ein Band ſchlingen werden zwiſchen dem Reitersmann und der ſchönen Dryade. Wie oft iſt die Romantik nicht ſchon totgeſagt worden — um immer aufs neue aufzuleben, ihre volle Berechtigung immer wieder zu beweiſen! — Ueberraſchend wirkt zuerſt die Landſchaft von Robert Raudner (zwiſchen S. 64 u. 65), man muß ſie genauer betrachten, um ihre maleriſchen Reize recht zu würdigen. Der Künſtler nennt ſie ſelbſt: „Schloß Schleißheim im Vorfrühling“, aber das Schloß tritt völlig hinter dem mit ſehr ſtarker Betonung behandelten Vordergrund, den knorrigen, mächtigen Baumſtämmen, zurück, durch deren Zwiſchenräume man erſt über einen Wieſenplan hinweg die langgeſtreckten Baulichkeiten des Schloſſes erblickt. — Wie ſich doch immer wieder die Fäden zwiſchen den Alten und den Jungen anknüpfen! Gotthald Kuehl gehört gewiß zu den Madernen und das im allerbeſten Sinne. Auch für ihn gilt ſicher das alte ſogenannte Anekdotenbild für abgethan, die ganze erzählende Genremalerei für überwunden, aber erzählt ſein ſchönes Bild: „Eine Unterredung“ (zwiſchen S. 80 u. 81) nicht auch eine ganze Geſchichte? Es iſt



Sklavin.
Bronze von W. Eberlein.
Ausgeführt von der Aktiengeſellſchaft vorm. H. Gladenbeck, Sohn, Bildgießerei in Berlin u. Friedrichshagen-Berlin.

Das Buch. Bronze von E. Picault.
Aus dem Salon von A. Bellair & Co. in Berlin.

Pferd mit Hunden ſpielend. Von Graf Marazzini.
Ausgeführt von der Aktiengeſellſchaft vorm. H. Gladenbeck, Sohn, Bildgießerei in Berlin und Friedrichshagen-Berlin.

Vom Tenterosfeſt zu München. Veranſtaltet vom Künſtler-Sängerverein.
Aufnahme von B. Dittmar in München.

freilich ein großer Unterſchied dobei, wenigſtens für mein Empfinden: im olten Anekdotenbild mußte die Pointe möglichſt energiſch unterſtrichen ſein, eindringlich ſprechen — der Moderne deutet ſie nur mit ſeiner Chorokteriſierungskunſt on; wer ſein Bild liebevoll betrochtet, meint er, muß ſich „die Geſchichte“ zu ihm ſelbſt erfinden. — Zwiſchen S. 96 u. 97 ließen wir eine Skulptur von Fritz Kretzſchmor folgen, eine Löwin bei der Mahlzeit — ein kraftvolles ſchönes Werk des reichbegobten Tierbildhouers. — Aus der Reihe der Studien, die unſer Heft ſchmücken, ſeien hier hervorgehoben die flotten Zeichnungen von Wilhelm Räuber (S. 72 u. 73), der treffliche Hirſch von Chriſtion Deiker (S. 77), die Studie Anton von Werners (S. 85) ous der Verſoiller Zeit des ſtreitboren Meiſters und das Frauenbildnis auf S. 89, eine ſchöne Arbeit des bekonnten Münchener Radierers Wilhelm Rohr. Auf S. 69 finden unſere Leſer endlich eine kleine Landſchoftsſtudie von Robert Bolcke, die inſofern ein beſonderes Intereſſe verdient, ols der junge Künſtler vollkommen Autodidakt iſt. Er hot nie eine Zeichenſchule, geſchweige denn eine Kunſtſchule beſucht, ſich vielmehr unter ſchwierigen äußeren Verhältniſſen ganz ſelbſtändig gebildet. Wir wünſchten ſeiner Begobung wohl eine freundliche Förderung. H. v. S.

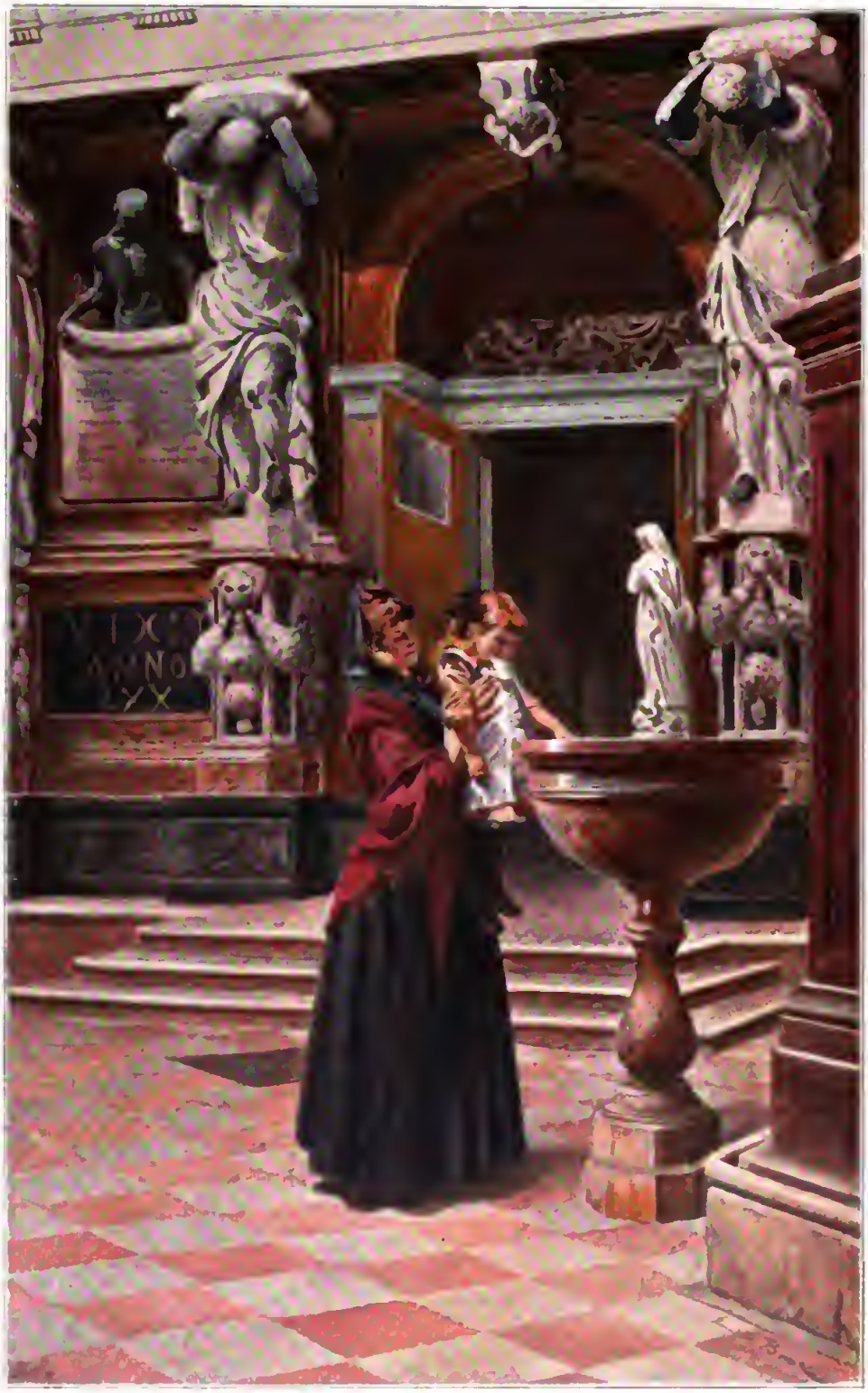
Vom Tenterosfeſt zu München.
Aufnahme von B. Dittmar in München.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W. Sieglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.



In der Kirche der Frari zu Venedig. Nach dem Aquarell von Emil Brack.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 8, April 1900.

Das einzig Richtige.

Von
Hermine Villinger.

(Abdruck verboten.)

Freiin Elisabeth von Rehberg, wie auf ihrer Visitenkarte stand, stieg langsamen Schrittes die breite Steintreppe des Herrenhauses hinab. Sie pflegte bei dieser Gelegenheit ihre stets tadellosen Handschuhe zuzuknöpfen, und der alte graubärtige Kutscher, der seit fünfundzwanzig Jahren die Insassen des Hauses Rehberg spazieren fuhr, warf ihr wie immer bei dieser Gelegenheit einen Blick tiefster Mißbilligung zu, denn es empörte ihn, wenn man seinen schön geschniegelten Braunen warten ließ. Und obgleich ihm die Weisung erteilt wurde, gut zuzufahren, fuhr er so langsam wie möglich von der kleinen Anhöhe, auf der das Herrschaftshaus lag, zur Landstraße hinab. Das war seine Rache, und nachdem er dieser genug gethan, ließ er seinen Braunen in gutem Trab durch die spätherbstliche Landschaft fahren.

Das Fräulein von Rehberg hatte heute keinen Sinn für den wundervollen Anblick der in allen Farben prangenden Bäume rings umher; ihre Gedanken beschäftigten sich ausschließlich mit der Sitzung, die ihr mit den Frauen des Dorfes bevorstand.

Man hatte ihr vor zwei Jahren, nachdem ihr Vater gestorben war, von allen Seiten zugesetzt, doch in den Frauenverein einzutreten; sie, die das ganze Jahr unter der Landbevölkerung wohne, könne hier unendlich viel Gutes wirken. Und es leuchtete ihr ein; sie wußte nicht recht, was mit sich anfangen nach den ernsten Jahren, in denen sie nur für den kranken Vater gelebt. Sie war dabei dreißig Jahre alt geworden, der Sinn stand ihr nicht mehr nach den Vergnügungen der Stadt, in der ihr Bruder mit seiner Familie lebte. So blieb sie auf dem Gute zurück, und es schien ihr eine leichte Sache, sich mit der Landbevölkerung in ein näheres Verhältnis zu setzen. Denn, hatte sie sich nicht von jeher nach dem Ausspruch ihres Vaters richten müssen: „Eine Dame muß ebenso gut mit einer Bäuerin wie mit einer Prinzessin verkehren können?“

Baron Rehberg wurde von seinen Kindern als der Inbegriff aller Vollkommenheit angestaunt und gefürchtet. Wenn er nicht wohl war, was sehr oft vorkam, wagten sie nicht laut zu spielen und hätten es auch nicht vermocht, so schwer lastete die Trauer der Mutter auf ihren jungen Gemütern.

Nach dem Tode der zarten, stets leidenden Frau, lernte Elisabeth, die eben siebzehn Jahre alt geworden war, die Ursache von ihres Vaters so häufigem Unwohlsein kennen. Sie fand ihn eines Tages besinnungslos auf dem Fußboden ausgestreckt, mit dunkelrotem Kopf und schwer röchelndem Atem. Der Arzt, zu dem sie in ihrer Verzweiflung geschickt hatte, und der zu ihrem Erstaunen

beim Anblick des Schloßherrn völlig ruhig blieb, brachte ihn mit Hilfe des Dieners zu Bett und kam dann ins Nebenzimmer, wo Elisabeth seiner harrte.

Der junge Doktor, linkisch, rasch, mit noch unfertigem Gesicht, betrachtete verlegen seine schmutzigen Stiefel, während Elisabeth mit aufgehobenen Händen, dicht vor ihn hintretend, die Frage that:

„Doktor, lieber Doktor, ist es gefährlich?"

Sie sah so rührend und unschuldig aus in ihrer tiefen Trauer, so ungemein fein und zart. Dem jungen Manne wurde es nicht leicht, mit der Wahrheit herauszurücken.

„Es hat nicht viel zu sagen," stotterte er.

„Ach Gott sei Dank!" atmete sie auf.

„Es handelt sich nämlich nur darum — es wäre ein großes Glück, wenn Sie den Herrn Baron veranlassen könnten — die Gelage nach den Jagden —"

„Die Gelage?" fragte sie.

„Nun ja, da pflegen die Herren zu viel zu trinken —"

Das junge Mädchen erfaßte ein Entsetzen, sie schloß unwillkürlich die Augen: wenn der Doktor es sagte — mußte sie es nicht glauben? Aber schon im nächsten Augenblick stand sie kerzengrade vor dem jungen Manne:

„Wie dürfen Sie — wie können Sie es wagen — mein Vater — es ist unerhört!" Sie brach in Thränen aus: „Ich habe mich entsetzlich in Ihnen getäuscht, Doktor —"

Der Baron war am anderen Tage etwas bleich. Seine Hände zitterten, aber im übrigen zeigte er sich wie immer bis ins Kleinste korrekt, und seine Aufmerksamkeit gegen die Tochter hatte beinahe etwas Rührendes. Als Elisabeth sich nach seinem Befinden erkundigte, gab er ihr zur Antwort:

„Sorge Dich nicht wegen dieser kleinen Anfälle, es sind Herzgeschichten, die nicht das Geringste zu bedeuten haben — ein Familienübel, weiter nichts, die Rehbergs sind alle alt dabei geworden."

Elisabeth atmete auf; wie ruhig der Vater das sagte, ohne alle Verlegenheit, und wie gerne schenkte sie seinen Worten Glauben! Der Doktor, nun ja — er, der so zart, so rücksichtsvoll am Krankenbette der Mutter seines Amtes gewaltet hatte — er hatte sich eben diesmal geirrt. Es war nicht böse gemeint gewesen, was er vom Vater gesagt hatte, aber es war rücksichtslos, unbedacht von ihm, ihr ohne Grund so unbeschreiblich wehe zu thun. Und sie ließ es ihn fühlen, indem sie ihn nicht mehr ansprach, wenn sie sich im Dorfe begegneten.

Nach der nächsten Jagd hatte der Baron abermals einen Anfall, und es währte nicht lange, so wußte Elisabeth, daß des Doktors Aussage keine erfundene war.

Die Sache kam nie wieder zwischen ihnen zur Sprache, Elisabeth schämte sich zu sehr, sie lernte die Schwäche ihres Vaters nie begreifen, ihres Vaters, der in seinen lichten Momenten so tadellos in jeder Hinsicht war. Ihm einen Vorwurf zu machen, ihn auch nur ahnen zu lassen, daß sie von seinem Laster wußte, sie hätte es nie gewagt. Aber sie verstand mit einem Mal die Thränen ihrer Mutter, ihr freudloses Dahinsiechen, die stumme Angst in ihrem Blick, wenn sie ihre Kinder ansah. . . . alles lernte sie verstehen. —

„Versprich mir eins," hatte die Mutter eines Tages, kurz vor ihrem Tode, zu Elisabeth gesagt, „heirate nie einen Mann, den du nicht liebst."

„Merkt man das gleich?" fragte das noch so sehr junge Mädchen.

Die Mutter besann sich: „Leidenschaftliche Naturen wohl, andere dagegen werden sich langsamer darüber klar. — Weißt du, was das einzig Richtige ist," setzte sie nach einer Pause hinzu, indem sie mit einem ganz eignen Blick ins Leere starrte, „wenn du alles an einem Manne, selbst seine Fehler angenehm findest — dann heirate."

„Ist es dir mit Papa so ergangen?" fragte Elisabeth.

Die Mutter blieb ihr die Antwort schuldig.

Baron Rehberg brachte mit seiner Tochter ein paar Winter in der Stadt zu und führte sie in die Welt ein. Sie war eine schlanke, angenehme Erscheinung, korrekt bis ins Kleinste, aber nichts weniger als unterhaltend; zu fesseln verstand sie nicht. Man wußte noch außerdem, daß das Gut ihres Vaters sehr verschuldet sei. Aber auch Elisabeth hatte in den fünf Jahren, die sie in der Welt verbracht, keinen Mann kennen gelernt, dessen Fehler ihr angenehm gewesen wären.

Auf dem Lande frönte der Baron seiner alten Leidenschaft; seine lichten Mo-

mente wurden immer seltener, und wiederholte Schlaganfälle raubten ihm oft auf Wochen das Bewußtsein. Nach seinem Tode war Elisabeth ganz auf die Gnade ihres Bruders angewiesen. Er war Offizier und hatte noch zu Lebzeiten des Vaters eine reiche Fabrikantentochter geheiratet. Der alte Herr, wütend über diese Wahl, legte sich zu Bett, als die Hochzeit gefeiert wurde, und sah überhaupt seine Schwiegertochter nur ein einziges Mal bei einem kurzen Besuch, den sie mit ihrem Manne im Herrenhause machte.

„Das hat man davon, wenn man sich mit diesen Leuten einläßt," sagte Herr von Rehberg zu seiner Tochter, „hast du die Manieren dieser Person gesehen? Sie wollte mir wohl imponieren mit ihrer Sicherheit; Protzentum, nichts weiter. Diese Leute lernen nie, daß Zurückhaltung und Bescheidenheit erste Bedingung in dem Auftreten einer Dame ist."

Auch Elisabeth machte dem Bruder in ihrer Art die nicht standesgemäße Heirat zum Vorwurf.

„Ich bitte dich," rief er aus, „was hatte denn die Mutter von ihrer standesgemäßen Heirat? Eine Frau mit Geld, damit fahre ich besser, als mit den Schulden, die der Herr Papa zu hinterlassen geruht. Dir kommt's auch zu gut," setzte er hinzu, indem er der Schwester die Wange streichelte, „was würde denn aus dir, wenn ich auch nichts hätte?"

Nun ja, ihre besten Jahre waren dahin, und für ihre Zukunft war nicht gesorgt worden. Der Bruder hatte einen Verwalter auf das Gut gesetzt, und Elisabeths Lebensberuf bestand darin, ein paar alte Dienstboten zu überwachen, damit sie sich nicht vor Langerweile den ganzen Tag in den Haaren lagen.

Aber Elisabeth mit ihrer sanften Höflichkeit war nicht einmal hier an ihrem Platze. Den drei grauhaarigen Dienstboten, die sich in der Pflege des alten Barons bis zur Erschöpfung geplagt hatten, war selbst eine Bitte des gnädigen Fräuleins zu viel. Sie wagten zwar nie einen Widerspruch, aber wenn sie in der Küche beisammen hockten, waren sie fortwährend mit dem Schmieden kleiner Rachepläne beschäftigt, die sie an ihrem gnädigen Fräulein auszuüben für notwendig fanden — wenn sie zum Beispiel bei schlechtem Wetter ausgegangen war, ohne ihr Kleid gehörig aufzuschürzen, oder sich unterstanden hatte, den Braunen länger warten zu lassen, als es Domine richtig fand.

Im Sommer kam dann ein anderes Leben ins Haus, wenn die Baronin mit den kleinen Kindern aus der Stadt herauszog und der Baron jeden Sonntag mit ein paar Kameraden zu Tische erschien. Da hatten die drei Alten keine Zeit mehr, in der Küche zu sitzen und sich auf die Unbilligkeiten zu besinnen, die ihnen zugemutet worden waren. Die junge Baronin war rasch und heftig; die bat nicht, die befahl. Und wenn die Herrschaften wieder abgereist waren, gab's keine willigeren, keine demütigeren Leute, als die drei Alten; sie wußten nicht, was sie ihrem gnädigen Fräulein alles zuliebe thun sollten — bis schließlich die zu große Rücksicht Elisabeths sie wieder zu den alten Tyrannen machte.

Und ganz so erging es ihr mit ihrem Frauenverein; ihr Wirken war bis jetzt ohne allen Erfolg gewesen. Sie hatte sich von früh auf unter Anleitung ihrer Mutter um das Wohl der Landbevölkerung gekümmert, armen Leuten Hilfe gebracht, den Kindern Puppen und Kleider geschenkt. Sie hatte geglaubt, die Leute zu kennen, aber wenn sie eine Ahnung gehabt hätte von diesem Mangel an Einsicht, von dieser Borniertheit nach jeder Hinsicht, sie würde sich nimmermehr eine Aufgabe ausgesucht haben, der sie nicht gewachsen war.

Der Wagen war ins Dorf gefahren und hielt vor dem Gasthaus zum Weißen Schwanen. Die Frauen waren schon alle in dem schmalen länglichen Herrenzimmer versammelt, jede mit einem Viertel Wein vor sich. Sie unterhielten sich so lebhaft und schrieen so laut, daß sie den Eintritt der Präsidentin völlig überhörten. Erst als Elisabeth mit einem „guten Tag, meine Damen," oben am Tische erschien, erhoben sich einige der Frauen, die meisten aber nickten nur mit dem Kopf, um alsogleich ihre Unterhaltung wieder aufzunehmen.

Elisabeth wurde ein wenig rot, wie immer, wenn sie sich verletzt fühlte, und griff nach der Glocke, deren sanftes Läuten jedoch keine Beachtung fand. Endlich warf sie ein Müsterchen auf den Tisch:

„Frau Birkle, nicht wahr, Sie haben mir

ein Stück von diesem Zeug zum Ankaufspreis versprochen?"

Die Kaufmannsfrau war plötzlich bei der Sache: „Ja, ja, gnädig's Fräule, der Mann besorgt's Ihnen, rot und schwarz gestreift."

„Was, rot und schwarz?" fuhr die Schwanenwirtin mitten aus ihrer Unterhaltung heraus, „warum nicht gar!"

Sie war eine dicke Frau mit einer Stimme wie eine Posaune.

„An der könnt' sich die Kultur halber tot lecken, 's wär umsonst," sagte ihre beste Freundin, die neben der Schwanenwirtin sitzende Frau Stöckle von ihr. Diese, eine Weinhändlersgattin, trug eine Sammetmantille, auf die sie so stolz war, daß sie sich nicht einmal in der heißen Stube von ihr trennte; ihr kleines Köpfchen mit der hochgehobenen Nase drückte deutlich aus: ich bin die Gebildetste im Dorfe.

Elisabeth fürchtete sie am meisten, denn die größere Hälfte der Frauen hing Frau Stöckle an, von der sie weit mehr hielten als von Elisabeth, die nie mit großen Worten um sich warf und ein schlichtes Tuchjäckchen trug ohne allen Aufputz.

Elisabeth hatte wieder nach dem Müsterchen gegriffen: „Ich finde den Stoff so freundlich und darum so passend für Kinder; finden Sie das nicht auch, Frau Schwanenwirtin?"

„Armer Leute Kinder brauchen nicht freundlich 'rum zu laufen," erklärte diese, „das ist Luxus. Ich für meine Person bin für Grau, einfach Grau, fertig!"

„Wieso förtig," meinte Frau Stöckle, „es ist überhaupt nichts förtig ohne meinen Senft, denn wenn ich für Rot bin, dann sind die anderen auch für Rot."

„Ja, ja, rot," schrieen ihre Anhängerinnen durcheinander, und die Schwanenwirtin beharrte:

„Luxus ist's, Luxus, Luxus!"

„Nicht wahr, Frau Birkle," erkundigte sich Elisabeth bei der Kaufmannsfrau, „der rote Stoff kommt nicht teurer als der graue?"

„Nein, die Stoffe sind ganz gleich in der Güte und im Preis."

„Sie hören," nahm Elisabeth wieder das Wort, „und wie viel hübscher nimmt sich so ein freundliches rotes Kleidchen auf dem Weihnachtstisch aus."

Unten am Tisch unter den weniger Angesehenen erhob sich eine Stimme:

„Unsere Kinder haben auch keine schönen Kleider; wir anderen kommen halt alleweil zu kurz, das ist der ganze Profit."

Ein Gemurmel der Zustimmung entstand.

„Aber ist denn der Frauenverein für die Wohlhabenden da?" fragte Elisabeth. „Sie möchten doch alle gewiß keine Almosen annehmen, meine Damen?"

Nun ereiferten sie sich: „Nein, nein, wo denken Sie hin? Um Gotteswillen —"

„Meine Damen," das war die Zauberformel, die sie alle bändigte. Die Ellenbogen flogen wie auf Verabredung vom Tisch, etliche Hände, die sich nach dem Glase ausgestreckt hatten, zogen sich wieder zurück.

„Bitte föhr," sagte Frau Stöckle, mit dem Ausdruck tiefster Kränkung, „schon ein Hauch verletzt mir mein Ehrgefühl; wollen Sie sich das gefälligst aufs Konto schreiben, gnädigs Fräule."

„Darf ich annehmen, daß die Damen für Rot sind?" fragte Elisabeth. „Wir lassen dann wie im letzten Jahr die Kleidchen von den Haushaltungsschülerinnen anfertigen; die Bahnwartsfrau übernimmt wieder das Zuschneiden —"

„Hab ich Ihnen schon erzählt, was der Bahnwärter ihre Schwester für eine ist?" fiel die Schwanenwirtin dem gnädigen Fräulein in's Wort. „Jetzt denken Sie mal, so eine Person —"

Elisabeth lehnte sich in ihren Sessel zurück und ließ den Redeschwall der Frau, ohne einen Widerstand zu versuchen, über sich ergehen, denn die laute Stimme der Schwanenwirtin war nicht zu übertönen, und ihrer Lust zu erzählen kein Damm zu setzen. Die anderen Frauen fingen an untereinander zu schwatzen, der eiserne Ofen strömte eine Gluthitze aus, und der Atem der weintrinkenden Frauen vermischte sich mit dem Kohlendampf.

Elisabeth hätte für ihr Leben gern ein Fenster geöffnet, wagte es aber nicht.

„Riecht's Ihnen vielleicht nicht nobel genug?" war sie einmal bei solcher Gelegenheit gefragt worden.

Sie benutzte den Augenblick, als die Schwanenwirtin den Gaumen netzte, um

mit ihren weiteren Vorschlägen für die Weihnachtsbescherung herauszurücken.

Diesmal geriet die Kaufmannsfrau in Eifer; sie war nicht für Schuhe, wie Elisabeth meinte, sondern für gestrickte Kapuzen, die sie im Laden hatte.

Frau Stöckle warf ihr Interessiertheit vor, die Kaufmannsfrau erklärte, auf der ganzen Welt könne ihr das kein Mensch nachsagen, und die Streitigkeiten führten wieder so weit wie möglich von der Sache ab.

Elisabeth appellierte von neuem an die „Damen" und gab ihnen zu bedenken, wie rasch die Zeit vergehe.

„Sie hat so zu sagen Flügel," erklärte Frau Stöckle, „ich bin auch immer ganz romantisch gestimmt, wenn 's Laub fällt, und es kommen mir Gedanken wie: heut rot, morgen tot, oder: Mensch geh in dich."

„Jesses, Gott," überschrie sie die Schwanenwirtin, „daß du deine Hochzeitsreis' nach Berlin gemacht hast und dich dort per Büste hast photographieren lassen, wissen wir auch, aber darum bist Du doch kein Schiller."

Der kleine Kopf der Frau Stöckle wuchs um ein ganzes Stückchen aus ihrer Mantille heraus:

„Schwanenwirtin, ich will dir was sagen, Schwanenwirtin, red' du mir nicht vom Schiller, denn das ist ein Affront für die ganze Poesie, bleib du bei deiner Matterie —"

„Was ist denn das?" fragte die Schwanenwirtin.

Elisabeth hatte sich erhoben: „Ich glaube, ich bin hier überflüssig, wenn Sie nur an Ihre Privatangelegenheiten denken."

„Gnädig's Fräule," maßregelte sie Frau

Die ersten Stare. Nach der Zeichnung von Hugo Mühlig

„Lieber Gott," seufzte die Schwanenwirtin, „jetzt packt sie wieder ihre Bildung aus, möcht auch so Zeugs lesen."

„Zeugs nennt sie des Lebens Weisheit," höhnte Frau Stöckle, „dir hängen halt die Träuble zu hoch, Schwanenwirtin, ich für meine Person hielt's nicht aus in dem Nest ohne meine Lektür."

Die Schwanenwirtin legte die Arme übereinander und gähnte: „Jetzt kommt wieder der alte Witz —"

„Es ist kein Witz," unterbrach sie Frau Stöckle, „sondern Thatsache, ich bin in der Großstadt geboren."

„Aber schon als kleins Kind aufs Land gekommen," warf die Freundin hin.

„Schon als Kind saugt man bekanntermaßen die Luft ein, in der man lebt — außerdem —"

Stöckle, „wie können Sie nur so empfindlich sein, man wird doch seine Bildung noch verteidigen dürfen, so wichtig ist der Verein nicht; zur Sach' also."

Die Weihnachtsangelegenheiten kamen endlich zum Schluß.

„Und jetzt die Hauptsache, unsere Kurse," sagte Elisabeth. „Sie sind doch gewiß alle ebenso erfreut wie ich über das diesjährige Gedeihen unserer Haushaltungsschule?"

„'s passiert," meinte die Schwanenwirtin, aber die Kaufmannsfrau gab zu:

„Ich muß sagen, die Mädle haben recht schön flicken gelernt, und auch der Kochkurs war nicht für umsonst; ich hab' gehört, mancher Mann bleibt jetzt lieber zu Haus, seit er daheim was Ordentliches vorgesetzt kriegt."

Diesmal errötete Elisabeth vor Vergnügen.

„Dies macht mir Mut," begann sie, „mit einem neuen Vorschlag zu kommen; was sagen die Damen zu einem Pflegkurs?"

„O um Gotteswillen, noch einer," kreischte die Schwanenwirtin auf, „nächstens haben wir zehn Kurse im Dorf! Sind wir vielleicht nicht auch groß geworden und tüchtig und haben unsere Kinder richtig gepflegt, ohne daß ein Mensch an einen Kurs gedacht hätt'?"

„Aber denken Sie, wie angenehm," lenkte Elisabeth ein, „bei einer Krankheit gleich die ersten Hilfeleistungen zu verstehen —"

„Gehen Sie mir weg," ließ sich jene Stimme unten am Tisch vernehmen, „man weiß, wie das ist, da kommen sie gleich mit einem Briselwitz, und man hat den ganzen Tag einen nassen Lappen um —"

„Priswitz heißt's," korrigierte sie Frau Stöckle, „am Fremdwort erkennt man die Bildung, nicht wahr, gnädigs Fräule, das ist auch Ihre Meinung?"

„Gewiß," gab Elisabeth zu, um die Sprecherin für sich zu gewinnen, es huschte ihr aber dabei unversehens ein Lächeln über das Gesicht, und Frau Stöckle, die dieses Lächeln bemerkte, wurde stutzig.

Als Elisabeth auf ihren Pflegekurs zurückkommen wollte, erklärte Frau Stöckle:

„Bemühen Sie sich nicht weiter, gnädig's Fräule, zwei Kurse sind genug; damit sind Sie überstimmt, denn was ich will, das wollen auch die anderen. Außerdem hab' ich mir's überlegt, denn ich geb' jedem gern sein Recht —, die Schwanenwirtin in ihrer geistlichen Unschuld hat das wahre Wort gesprochen: armer Leute Kinder sollen nicht in roten Kleidern 'rumlaufen; bleiben wir also bei den grauen. Denn wissen Sie, gnädig's Fräule, immer wollen wir Bürgerlichen uns auch nicht ducken. Gleiches Recht für alle, heißt ein schöner Grundsatz."

Elisabeth begab sich wie jedesmal nach einer Sitzung in der unerquicklichsten Stimmung auf den Heimweg.

Sie sagte sich: Ich bin hier nicht am Platze, eine robuste Person gehörte hierher, mit einer kräftigen Stimme, die durchdringt. Oder ist vielleicht alles verlorene Mühe, so wie diese Leute nun einmal sind? —

„Loskommen," seufzte sie auf, „nur loskommen, sich nicht länger mit einer Aufgabe plagen müssen, der man sich nicht gewachsen fühlt —"

Sie bog von der Dorfstraße in den Hohlweg ein, der mählich aufsteigend zwischen zwei Hügeln hinführte, hinter denen sich die Straße teilte; die eine führte zum Herrenhaus, die andere ins freie Feld. Vor Elisabeth her fuhr das von Wind und Wetter stark mitgenommene Gefährt des Doktors. Nun saß er natürlich wieder völlig weltverloren da drin, über seinem Buch, und merkte nichts von den Unthaten des Schimmels, der bald rechts, bald links am Wege sich an den grünen Sträuchern verlustierte. Schon waren zwei Bäuerlein, um der Gefahr, unter die Räder zu kommen, zu entgehen, auf beiden Seiten des Weges am Abhang hinauf geklettert. Ihnen krabbelte unter lautem Geschrei und Gejohle eine Anzahl Schulkinder nach. Der Spaß war groß, und Elisabeth lachte herzlich über das Schauspiel, das sich vor ihren Augen zutrug. Seit sie den Doktor kannte, wie oft hatte sie über ihn lachen müssen! Sie erinnerte sich noch recht gut seines ersten Besuches bei der Mutter; Elisabeth und ihr Bruder, noch Kinder, starrten den jungen Doktor an, der fortwährend an seinem Hut herumwischte und auf die Fragen der Baronin entweder mit „Gott bewahr" oder „ja wohl" antwortete. Mehr war nicht aus ihm herauszubringen.

Mit einem Mal fuhr er von seinem Stuhl auf, direkt auf ein Bild an der Wand los. „Was haben Sie da für einen herrlichen Kupferstich, aber er hängt schlecht, er hängt ganz schlecht, er muß anders gehängt werden!" Und der Doktor, die Hände auf dem Rücken, sah nur noch das Bild und kümmerte sich um keinen Menschen mehr in der Stube.

„Eigentlich," dachte Elisabeth, „ist er bis auf die heutige Stunde noch nicht anders" — „Gott," schrie sie plötzlich auf und blieb ganz erschreckt stehen. Am Ende des Hohlweges, da, wo die Straße ins Feld führte, kippte das Gefährt um, und der Doktor flog in einem schönen großen Bogen mitsamt seinem Buch ins Rübenfeld hinein. Als er sich erhob, stand Elisabeth vor ihm:

„Sie haben sich doch nicht verletzt, Doktor?"

„Ach Gott nein, aber die Deichsel, da sehen Sie her — schon wieder entzwei. Ihr Buben," wandte er sich an die Schulkinder, die ihn umringten, „fort mit

dem Wagen zum Pfennle, soll ihn gleich machen."

Die Kinder fuhren mit einem Freudengeschrei davon; dem Pferd gab der Doktor einen Klaps:

„Zweimal in der Woche, Alter, das verbitte ich mir, an einem Mal wär's genug — marsch heim —"

Der Schimmel trabte davon.

„Es könnte aber doch einmal böse ausfallen," meinte Elisabeth.

„Dem Buch hat's nichts geschadet," sagte er mit einem vergnügten Auflachen, und aus seinem dunklen, verbrannten Gesicht schimmerten Zähne wie Elfenbein.

Sie waren ein sehr ungleiches Paar; er etwas untersetzt, rasch, lebendig, mit Augen, die ununterbrochen im Ausdruck wechselten. Elisabeth mit ihren regelmäßigen, aber unbelebten Zügen sah ganz matt neben diesem sprühenden Menschen aus.

„Können Sie denn das Lesen im Wagen nicht lassen?" fragte sie.

„Wann soll ich denn lesen?" gab er zur Antwort. „Ich bin den ganzen Tag unterwegs, des Abends muß ich arbeiten. Während des Fahrens sehe ich mir am besten die Dinge an, die in Blättern und Büchern ihren Weg durch die Welt machen —"

„Aber muß man denn alles wissen — Ihr Fleiß ist schrecklich, Doktor!"

„Wissen Sie mir etwas Schöneres und Befriedigenderes auf der Welt zu nennen, als Arbeit? Freilich, Sie müßten es erst einmal kosten —"

„Aber," begehrte sie auf, „komme ich nicht gerade von einer Sitzung, und glauben Sie, daß das keine Arbeit ist? Sie geht sogar über meine Kräfte; ich komme nicht weiter mit diesen Frauen, ich setze nichts durch —"

„Wie lange besteht Ihr Verein?" fragte er.

„Zwei Jahre."

„Ich bin jetzt bald zwanzig Jahre hier; wissen Sie, wie weit ich es gebracht habe in meinem Bezirk — nach allem Reden, Beteuern, Befehlen — ungefähr fünf Familien ernähren ihre Kinder einigermaßen vernünftig und lüften ihre Zimmer. Der Frau, von der ich eben komme, sage ich seit Wochen, was sie ihrem kranken Kinde geben soll, und wenn ich sie frage: ‚Hat das Kind die Milch genommen?' ‚Nein.' ‚Den Reis, die Fleischbrühe?' ‚Nein.' ‚Haben Sie es denn nicht genötigt?' ‚s' nimmt's halt nicht, s' will halt nur frisch's Schwarzbrot.' ‚Aber ich habe Ihnen doch gesagt, daß das Kind daran zu Grund geht!' ‚s' nimmt halt nix andres.' — — Wissen Sie, man muß ein wenig Geduld haben."

„Und ich, die ich einen Pflegkurs einführen möchte, denken Sie, wie gut das wäre, und ich komme nicht durch damit," klagte Elisabeth, „es ist geradezu schrecklich, wie lange diese Leute brauchen, bis sie das Gewohnte aufgeben und etwas Neues annehmen."

„Eigentlich sind wir fast alle so," sagte er, „ich komme schon zwanzig Jahre in Ihr Haus und bin noch immer der Bär, an dem sich die formgewandten Sprößlinge Ihres Geschlechtes stoßen —"

„Aber ich doch nicht," unterbrach ihn Elisabeth.

„Sie," lächelte er, „ja, wenn jeder das hätte, was Sie haben — den goldenen Schlüssel, der alle Thüren öffnet. Ich habe Ihnen ja die Broschüre von Fischer gebracht — Sie wissen, was Schopenhauer, der grimmige Menschenfresser, über die Herzensgüte sagt. —"

Sie wußte es nicht, aber sie schwieg, und er fuhr fort:

„Glauben Sie übrigens nicht, daß ich die schöne Form verachte, ich möchte sie mir sogar aneignen können, aber —" Er zuckte mit den Achseln: „Wissen Sie, was mir unvergeßlich bleibt — es war in den letzten Lebenstagen Ihres Vaters; er hatte sich etwas erholt nach einem seiner Schlaganfälle und war ganz klar; wir sprachen miteinander. Der Diener trat ein — ob das gnädige Fräulein den Herrn Baron sehen dürfe?"

„In einer halben Stunde," sagte Herr von Rehberg und erhob sich, trotz meiner sehr energischen Einwendungen. Mit seines Dieners Hilfe machte er so vollkommene Toilette, als erwarte er eine Fürstin. Als seine Tochter eintrat, ging er ihr entgegen, führte sie zum Sofa und konnte kein Wort sprechen. Das ist die Macht der Gewohnheit, Fräulein Elisabeth, die stärker ist als Krankheit und Alter. Ich —" seine Stimme nahm einen etwas höhnischen Klang an, „ich sitze schon jetzt am liebsten im Schlaf-

rock und ausgetretenen Pantoffeln — Gewohnheiten, die Sie natürlich —"

„Sie dürfen es mir nicht übel nehmen," unterbrach sie ihn, „wenn es mir lieber ist, Sie mit wohlfrisierten Haaren an unserem Tisch zu sehen und in einer Stimmung, die etwas weniger ausfällig —"

„Glauben Sie denn," fiel er ihr ins Wort, „ich ließe mich hinreißen, von Dingen zu reden, die nach meiner Meinung das Leben allein zu einem würdigen machen, wenn Sie nicht am Tische säßen? Hätte es einen Sinn, sich mit Menschen zu schlagen, die keine Ahnung von der Fechtkunst haben? Es sind nun auch zwanzig Jahre her, daß Ihr Herr Bruder von mir zu hören bekommt, was es in der Welt für Bücher gibt, die des Lesens wert wären, aber Herr von Rehberg hat noch immer nichts gelesen, sein Gehirn befindet sich noch immer in jenem Zustand völliger Intaktheit. —"

„Doktor, Doktor."

„Ich will damit nur sagen — wie können Sie es der Landbevölkerung übel nehmen, wenn sie nach zwei Jahren noch nicht einsehen gelernt, was zu ihrem Besten dient?"

Sie gingen ein paar Augenblicke schweigend nebeneinander her.

„Doktor," sagte Elisabeth mit einem Mal, „und ich hatte Lust, alles aufzugeben, ich war des Kampfes müde. —"

„Was," schrie er sie an, „schämen Sie sich, das mißfällt mir — das ist Ihrer unwürdig —"

Sie wurde rot, er war immer so deutlich, es fiel ihm nie ein, ein Blatt vor den Mund zu nehmen:

„Sie haben ja gar keine Idee," suchte sie sich zu rechtfertigen, „bei der letztjährigen Bescherung — ich hatte die Pakete alle mit den Namen der Armen auf den langen Tisch unter den Baum gelegt — was thun meine Vereinsfrauen? Sie stürzen über die Pakete her und reißen mir alles durcheinander, dem einen dies, dem anderen jenes nicht gönnend, und all die schöne Ordnung, der ganze Bescherungstisch — ich war sprachlos. —"

„Hier wäre mit einem Kreuzmillionendonnerwetter besser geholfen gewesen," meinte der Doktor, „mit Ihrer feinen Wohlerzogenheit richten Sie bei diesem grobkörnigen Frauengeschlecht nichts aus; wenn ich sie nicht anschreie, geschieht nichts."

„Ach das kann ich ja nicht," seufzte Elisabeth.

„O ja," erklärte er, „man kann schon, wenn man will; nehmen Sie sich vor: das oder jenes will ich heute einmal durchsetzen und nicht locker lassen; Sie brauchen ja nicht so sehr zu schreien, aber fest, fest bleiben. Sehen Sie, wenn ich bei Ihnen am Tisch unartig bin —"

„Aber Doktor —"

„Ja, wenn ich so recht unartig bin, und Sie sehen mich an, zuerst milde, bittend — das hilft noch nichts, aber wenn Sie ein paar so große, strafende Augen auf mich richten, haben Sie nicht bemerkt, wie ich dann plötzlich die Hörner einziehe?"

„Nein, eigentlich nicht —"

Er lachte, reichte ihr die Hand und schritt davon. Und es war immer dasselbe, was er dachte, wenn er von ihr ging; ob sie wirklich vorurteilsfrei genug wäre, einem simplen Doktor die Hand zu reichen? — Sie hatte aber die Gewohnheiten einer Prinzessin und er die eines Bauern. — Ja, wenn er dahinter hätte kommen können, wenn ein Blick, ein Wort es ihm verraten hätte, ob sie seine Art, sich zu geben, nur aus Güte oder aus wirklicher Sympathie duldete — —

„Dieser Doktor," sagte sich Elisabeth, während sie den sanft ansteigenden Hügel zum Herrenhaus hinauf stieg, „ich und die Leute anschreien, als ob ich nicht genug darunter litte, wenn er sie anschreit!"

Jawohl, sie machte nicht wenig mit ihm durch; Friede zwischen ihm und dem Bruder zu stiften, das war ja eigentlich von jeher die Hauptaufgabe ihres Lebens. Der Doktor war ein junger Arzt und der Bruder noch ein Kind, da fing's schon an zwischen den beiden. Der junge Rehberg in seiner unüberwindlichen Abneigung gegen das Lernen erfand alle möglichen Dinge, um sich von seinen Stunden frei zu machen. Einmal kam er des Morgens so totenblaß in das Studierzimmer, daß ihn der Hofmeister zur Baronin führte, die augenblicklich nach dem Arzt schickte. Der warf nur einen kurzen Blick auf den Knaben, nahm ein Tuch und wischte ihm die Bläße, ohne ein Wort zu sagen, vom Gesicht herunter. Kurz darauf wurde der Arzt wieder gerufen; das ganze Schloß war in Aufregung, der Stammhalter hatte Blut gespuckt. Der Doktor riß dem jungen Herrn den Mund auf und zeigte

Digitized by Google

Bretagnerinnen. Nach der Zeichnung von H. Vogel-Paris.

den besorgten Eltern die mit einer Nadel sehr übel zugerichtete Zunge des Sprößlings. Schließlich wurde aber doch ein gewandter Kavallerieoffizier aus ihm, lustig, gutmütig und leichtlebig, auch nicht untüchtig im Dienst, nur suchte er nach wie vor jeder schwierigen Arbeit aus dem Wege zu gehen. Der Doktor, den er als Knabe gehaßt, war ihm mit den Jahren nicht angenehmer geworden. Nur mit dem größten Widerwillen fügte er sich darein, ihn nach wie vor zu allen Festen, und auch wenn er zum Jagen kam, zu Tisch zu laden. Das war bei den Eltern der Brauch gewesen, und Elisabeth hätte es niemals zugegeben, daß an dieser Sitte etwas geändert würde. Der Bruder fügte sich, that aber im geheimen alle möglichen Schritte, um den Doktor los zu werden. Indes der war bei seinen Vorgesetzten viel zu gut angeschrieben, als daß es ihnen eingefallen wäre, dem in seinem Beruf so tüchtigen Manne zuwider zu handeln; und der Doktor wollte bleiben.

„Na, was macht dein Bär?“ fragte der Baron, als er am Vorabend des Weihnachtstages bei der Schwester eintrat. „Hat er nicht ein bißchen Influenza, daß man einmal eine Weihnacht ohne Gesalbader miteinander verleben könnte?“

„Es ist keine Hoffnung vorhanden,“ sagte Elisabeth, die damit beschäftigt war, den Baum für die Armenbescherung zu putzen, „der Doktor befindet sich sehr wohl, Gott sei Dank! Man erzählt sich wieder eine lustige Geschichte von seinem Schimmel; du weißt, das Tier gehörte einem Müller; nun neulich hatte der Doktor wieder einmal die Nase im Buch stecken, da lief der Schimmel, den offenbar alte Erinnerungen überkamen, über eine halbe Stunde rings um den Dorfbrunnen herum, zur Freude der Kleinen und Großen, die alle herbeigekommen waren und dem Schauspiel zusahen.“ —

„Ist das ein verrückter Mensch,“ rief der Baron aus, „sich so in ein Buch zu vertiefen! Verstehst du das?“

„Eigentlich nicht,“ sagte Elisabeth, „aber bei ihm kommt es mir ganz natürlich vor.“

„Auch seine Borstigkeit?“

„Auch die macht mir nichts.“

Sie hatte von jeher in dieser unbefangenen Art von „ihrem Doktor“ gesprochen, so daß es weder ihrem Bruder noch sonst einem Menschen auch nur im entferntesten eingefallen wäre, der Doktor könne ihr näher stehen als irgend einer ihrer anderen Schützlinge im Dorfe.

„Erzähle mir doch,“ wandte sie sich an den Bruder, „hat dich deine Frau gerne weggelassen, gerade jetzt?“

„Aber natürlich, ich bitte dich, die Schwiegermutter ist ja da, und dann stehen wir so vernünftig, weißt du, es ist gar nichts Sentimentales in unserem Verhältnis. Wenn Babys auf die Welt kommen, mache ich mich immer aus dem Staub — der Trubel, das Geschrei und die dumme Rolle, die so ein Mann dabei spielt, brr!“

„Die arme Fanny, jetzt ist das schon das vierte Baby, immer gerade zu Weihnachten,“ meinte Elisabeth.

„Ja,“ sagte der Bruder und steckte eine Cigarre an, „so 'ne Frau ist zu bedauern. Du, ich hoffe, du hast was Ordentliches heute abend auf den Tisch — um sechs Uhr hole ich vier heimatlose Kameraden an der Bahn ab — des Abends Schlittenpartien, am Morgen die Jagd — Übrigens,“ setzte er hinzu, „du siehst gar nicht mehr so — so — übergewissenhaft drein, Schwesterchen. Ordentlich vergnügt, was ist denn los?“

„Ja, siehst du, in der letzten Sitzung, da habe ich endlich einmal meinen Willen durchgesetzt. Die Armen bekommen von jetzt an ihr Päckchen nach Hause geschickt, damit sind alle Meinungsverschiedenheiten aufgehoben, und hier gibt's nur einen Baum, Backwerk und Gesang. Aber, was das Allerschönste ist, ich habe meinen Pflegekurs durchgesetzt; im neuen Jahr fangen wir damit an.“

Sie sah mit einem glücklichen Lächeln zu ihrem Bruder auf: „Begreifst du nun?“

„Hm,“ machte er, bückte sich rasch und küßte ihr die Hand:

„Ich freue mich, weil du dich freust. —“

Auf fünf Uhr war die Bescherung anberaumt; vorher gab's einen Kaffee für die Vereinsdamen — einen Kaffee im Herrenhaus, das war für sie alle das Höchste; sie kamen in ihrem schönsten Zeug, sprachen kein Wort und aßen, was sie konnten.

Die Ahnenbilder an den Wänden des Speisesaals, Domine, der in weißen Handschuhen servierte, all' das Silberzeug auf dem Tisch und die Tassen mit dem Wappen

der Familie — all' diese Feierlichkeit rings um sie her verschlug selbst den Mutigsten die Rede.

Später aber, bei der Bescherung, als die verschüchterten Armen in den Saal traten, besannen sich die Vereinsdamen wieder auf sich selbst, denn die schöne Weihnachtsfeier war ja ebenso gut ihr Werk als das des gnädigen Fräuleins, und außerdem, sie waren übereingekommen, wie ein Mann gegen das Schloßfräulein zusammenzuhalten. Denn war das eine Art gewesen in der letzten Sitzung, hatte das gnädige Fräulein nicht einen Ton gegen sie, die hochachtbaren Bürgerfrauen, angeschlagen, der unerlaubt war? In ihrer Verblüffung hatten sie zu allem ja gesagt, aber nun, nachdem sie sich untereinander besprochen hatten, nun wollten sie auftreten und es dem gnädigen Fräulein bei der nächsten Gelegenheit zu wissen thun, wer das meiste im Verein mitzusprechen habe.

Elisabeth sah mit Schrecken all die feindlichen Blicke, die unfreundlichen Mienen ihrer Mitarbeiterinnen und ahnte nichts Gutes.

„Mein Gott," dachte sie, „von diesen allen, versteht denn nur eine ihre Aufgabe, kommt auch nur eine über sich selbst hinaus —"

Sie hatte alles so schön hergerichtet, so glänzend, so recht zur Freude der Kinder; unter dem großen, hellstrahlenden Baum stand das Kripplein mit dem lieblichen Jesuskinde. Einige kleine Dorfmädchen waren als Engel angekleidet, in langen weißen Gewändern mit Blumen im Haar; sie sollten die großen Düten mit Backwerk austeilen, die auf dem Tisch hinter dem Baum bereit lagen. Aber nach dem Weihnachtsgesang trat erst der Herr Pfarrer hervor und hielt eine halbstündige Rede über die Verbreitung des Christbaums; er verlor sich bis in die Urwälder ferner Weltteile, zu den allerletzten Christen des Erdenreichs geriet er und erzählte, was jene thaten, wie sie kämpften und lebten und schließlich ihren heiligen Abend unter den Lichtern des grünen Tannenbaums feierten. Allein die Augen der kleinen Mädchen und Knaben hingen am Baume, der vor ihnen stand; der Weg war ihnen zu weit, den der geistliche Herr ihnen zumutete, sie hörten gar nicht auf seine Worte hin, ganz Gegenwart, versunken in die Herrlichkeit, die ihnen nahe war. —

Auch der Herr Lehrer ließ sich's nicht nehmen, sein Redeschärflein beizutragen. Ernst und eindringlich hielt er den Kleinen vor, welch großer Wohlthaten sie teilhaftig würden, und wie dankesschuldig sie dafür seien und ob sie schon darüber nachgedacht? Nicht leichtsinnig von dannen dürften sie nach diesem Feste gehen, vornehmen müßten sie sich: keinen Tag im Jahre zu vergessen, was Großes und Gutes an ihnen geschehen war. —

„Mein Gott, die paar Röckchen und Mützchen" — dachte Elisabeth und sah mit Besorgnis auf ihre kleinen Engel am Kripplein hin, die, ihrer Würde vergessend, zu wanken begannen und deren im Anfang so leuchtende Augen immer kleiner und trüber und schläfriger wurden. Und es schoß Elisabeth durch den Kopf: „Versteht denn einer von diesen beiden seine Aufgabe — das richtige Wort für diese Kinderherzen zu finden — schlicht, innig und verständlich? All die heiteren, freudig gespannten Gesichtchen, hatten sie sich nicht in müde, trübselige verwandelt? — Und darf ich da meinen Frauen zürnen, wenn diese gelehrten Herren nicht einmal das Richtige zu thun verstehen —"

Am Schluß des Festes traten die acht Schülerinnen der Haushaltungsschule aus ihrer dunklen Ecke hinter dem Christbaum hervor, wo sie gesungen hatten. Sie reichten Elisabeth mit feierlichen Knixen ein Album dar, in das sie alle hineingeschrieben hatten. Aber den ersten Vers, den hätten sie selber gemacht, berichteten sie mit stolz gerötenten Wangen, und die Älteste der Schülerinnen las ihn laut vor:

„Was du für uns gethan,
Niemand dir's lohnen kann,
Doch alle deine Müh',
Verloren ist sie nie."

Das Album machte die Runde später am Familientisch, als die Gäste des Hausherrn da waren, unter ihnen der Doktor. Die Verse erregten den größten Spaß; der Baron hatte sie mit Pathos vorgetragen.

„Nun endlich, Doktor, werden wir einmal einig sein, ist dies nicht eine wundervolle Dichtung?"

„In der That wundervoll," nickte der Doktor, „denn sie sagt Fräulein Elisabeth

Aus unserer Studienmappe:

An der Gotländischen Küste. Studie von E. Romin.

alles, was sie zu wissen braucht, um ihr Werk der Menschenliebe freudigen Herzens weiter zu führen."

„Wissen Sie was," sagte der Baron, „es ist eine Capriee von Ihnen, ernst zu sein, wenn wir lachen, und umgekehrt —"

„Das kommt von der Verschiedenheit der Standpunkte," meinte der Doktor, „mußten Sie über die Verse lachen, Fräulein Elisabeth?"

Das hatte er so an sich, immer trieb er sie mit seinen Fragen in die Enge. Aber er war allein und der andern so viele. —

„Ach nein," stotterte sie, „es rührte mich —"

„Na ja, du bist von jeher ein bißchen sentimental gewesen," meinte der Bruder.

„Das hat mit Sentimentalität nicht das Geringste zu thun," erklärte der Doktor und band sich zu Elisabeths großem Kummer die Serviette hinten im Genick zusammen. Sie hätte ihn so gerne tadellos gehabt, aber es gab kein Diner, an dem seine ungenierte Art und Weise die Herren nicht geärgert und seine erschreckende Wahrhaftigkeit sie nicht verstimmt hätte.

Auch jetzt; der Baron sprach über die Bauern; er kannte sie, mein Gott, er kannte sie schon lange, Elisabeth möge sich keinen Illusionen hingeben, was sie auch zur Verbesserung, zur Ausbildung dieser Menschen aussinne, der Bauer bleibe Bauer, es sei die größte Seltenheit, wenn einmal einer über seinen Stand hinauswachse.

Wie immer übernahm der Doktor die Antwort für Elisabeth.

„Wie viele wachsen überhaupt über ihren Stand hinaus; welcher Art er sei, er ist immer eine Begrenzung, den nur kräftige Persönlichkeiten durchbrechen. Sie wissen, Herr Baron, unter hundert Menschen ist kaum einer entwickelungsfähig; der individuelle Mensch aber ist alles, je mehr ein Staat an solchen besitzt, um so größer sein Reichtum. Da sich jedoch die Begabung an keinen Stand hält, so darf keiner vernachlässigt werden, überall kann eine Menschenkraft verloren gehen, gewonnen werden — Herbert Spencer hat diesem Gedanken den besten Ausdruck gegeben in seinem Ausspruch: ‚die Gesellschaft ist früher da als das Individuum.' Sie kennen natürlich diesen Ausspruch, Herr Baron, — folglich — die freie Persönlichkeit ist nicht der Anfang, sondern erst das Produkt der Kulturentwickelung."

In diesem Tone sprach der Doktor eine ganze Weile weiter, immer mit dem ernsthaftesten Gesicht der Welt, innerlich aber höchlich belustigt über die teils gelang-

weilten, teils geärgerten Mienen seiner Zuhörer.

Am meisten aber brachte Herr von Rehberg dieses immer wiederkehrende — „Sie wissen ja, Herr Baron“ — auf, da er recht wohl wußte, daß der Doktor von seiner Unkenntnis in diesen Dingen vollkommen überzeugt war.

„Doktor,“ rief er endlich mit unterdrücktem Grimm über den Tisch hin, „hören Sie auf, das ist mir zu ernsthaft.“

„Entschuldigen Sie,“ gab ihm der Doktor zur Antwort, „aber was ich sagte, galt hauptsächlich Fräulein Elisabeth; sie hat die Broschüren über alle diese Fragen, die sie interessieren, gelesen. —“

„Was,“ rief der Bruder aus, „das wußte ich ja gar nicht — meine Schwester so gründlich; bist du wirklich so gründlich, Elisabeth?“

Wieder siegte ihr gutes Herz.

„Weißt du,“ meinte sie, indem sie sich zugleich mit dem liebenswürdigsten Lächeln entschuldigte, „ich bin in meiner Einsamkeit wirklich sehr froh um diese Broschüren.“

Und der Doktor freute sich bis ins Innerste seiner Seele; nie ließ sie ihn im Stich, so oft er sie auch auf die Probe stellte, sie nahm immer Partei für ihn, indem sie sich bemühte, ihm zu zeigen: du sprichst nicht umsonst, mögen die anderen noch so gelangweilt, noch so ärgerlich über deine Reden sein — mir sind sie recht. —

Das war seine Genugthuung, sich diese so oft wie möglich zu verschaffen, eine größere Freude kannte er nicht. Denn was er sonst für Elisabeth in seinem Inneren fühlte — er hatte die Empfindung: ein Verraten meiner Liebe und alles ist aus. —

Zwischen den Geschwistern gab's nach Tisch wieder einmal eine Unterredung über den Doktor; es war lange nach Mitternacht, die Gäste hatten ihr Lager aufgesucht, um am anderen Morgen beim ersten Tagesgrauen zur Jagd bereit zu sein.

Der Baron lief der Schwester nach, die sich in die Wirtschaftsräume verfügen wollte:

„Du hör mal, jetzt habe ich das Hofmeistern satt; ich kann ja nicht mehr mit Behagen an meinem eignen Tisch sitzen. — Nein, ich will keine Einwendungen hören, ich habe dir lange genug nachgegeben — ein Bauer gehört unter Bauern, nicht an den Tisch gebildeter Leute. —“

„Aber lieber Bruder, er hat einen Ruf an die Universität gehabt wegen seiner bedeutenden —“

„Sie sollen ihn nehmen,“ schrie der Baron, „ich werde selbst mit ihm sprechen

Aus unserer Studienmappe:

Abend an der Gotländischen Küste. Studie von E. Romin.

— ja das ist das Richtige — ich will es ihm in aller Höflichkeit sagen: Sie sind mir unausstehlich — ich wünsche den Ton an meinem Tisch selbst anzugeben, gehen Sie zum Teufel, mein lieber Herr, mitsamt Ihren gelehrten Abhandlungen — na, ich werde ihn fortbringen, so oder so. — Hast du etwas gesagt?"

Elisabeth schüttelte das Haupt, wünschte dem Bruder gute Nacht und ging ihren Hausfrauenpflichten nach.

In der Küche war alles verdrießlich; die Köchin brummte, die Wirtschafterin stöhnte, Domine erlaubte sich die Bemerkung:

„Den Braunen wird's kosten morgen, fünf Herren —"

„Nur nicht verzweifeln," beruhigte ihn Elisabeth, „ich habe den Rappen bestellt aus dem Schwanen; es wird in zwei Schlitten gefahren."

Domine atmete auf: „Gott sei Dank."

Elisabeth wandte sich an die zwei weiblichen Wesen. „Und Sie haben Ruhe morgen, die Herren kehren erst spät abends zurück; im Schwanen wird zu Nacht gespeist."

„So laß ich mir's gefallen," sagte Domine, nachdem das gnädige Fräulein die Küche verlassen hatte, „der Herr Baron sieht's natürlich nicht ein, daß der Braune nimmer so viel leisten kann, aber 's gnädig Fräule, Gottlob!"

„Sie war aber so blaß, heut abend," meinte die Köchin, „was mag sie nur haben?" —

„Ich weiß es" — die Haushälterin trat aus der Vorratskammer, und sie steckten schleunigst die Köpfe zusammen. „Ich bin gerad oben am Eckzimmer vorbeigegangen, da hab' ich den Herrn Baron über den Doktor losschimpfen hören, er will ihn nimmer am Tisch haben; er soll sich zum Teufel scheren, hat er gesagt. —"

„Frech ist er," nickte Domine, „ich hab mich schon oft gewundert, wie der 's Wort führt, und ist doch nicht von Adel."

„Aber gescheit," meinte die Köchin, „warum soll er da nicht reden?"

„Natürlich," sagte die Haushälterin, „darin hat sich die Welt recht zu ihrem Vorteil verändert; wie ich vor fünfunddreißig Jahren ins Haus gekommen bin, du lieber Herrgott, nicht gemuckst hätt' ich, und wenn's geheißen hätt', ich soll alle Tag die vielen Treppen von oben bis unten aufwaschen. Und wenn der Herr Baron selig zu Ihnen gesagt hätt': ‚Domine, Sie fahren fünf Herrn', Sie hätten sogar sechse gefahren."

„Aha," sagte die Köchin nach einer Pause, „drum also war 's gnädig' Fräule so blaß. —"

Domine nickte: „Ich hab schon oft gedacht, wenn er nur von Adel wär', der Doktor; die zwei, das thät' mir gefallen."

„Nein, so ein Geschwätz," entrüstete sich die Haushälterin, „wie können Sie nur einen Augenblick unser gnädig's Fräule mit einem simplen Doktor zusammen nennen? Sie ist ja für alle Menschen gut; sie geht ja auch zu den einfältigen Weibern hinunter ins Dorf und spricht mit ihnen wie mit ihresgleichen; im Grund aber weiß sie ganz genau, wer sie ist, und der Herr Baron wollt' sich's auch schönstens ausgebeten haben —"

„Na, der dürft' gar nix sagen," brummte Domine, „der hat auch eine Unadelige geheiratet."

„Das ist ganz was andres," belehrte ihn die Haushälterin, „der Mann gibt der Frau den Namen, aber unser gnädig's Fräule — Frau Doktor? — Gott soll mich bewahren!"

„Mir wär's auch ein Schlag," sagte die Köchin.

„Ich behaupt' ja nicht, daß mir ein Baron nicht lieber wär'," meinte Domine.

Elisabeth war auch am anderen Morgen blaß; sie hatte nicht geschlafen, sie lag und sann darüber nach: welch ein Leben, wenn der Doktor ginge — welch eine öde Trostlosigkeit um sie her! Sie konnte sich das Dasein ohne ihn nicht vorstellen. Er war immer dagewesen, wenn sie eines Rates bedurft hatte; ein paar hingeworfene Worte von ihm hatten genügt, und sie wußte, was sie zu thun hatte. Seine Mahnung allein war schuld, daß sie auf ihrem Posten ausharren und sich zur Festigkeit zwingen wollte, den Frauen des Vereins gegenüber. Ja, als die Herren am Tisch über die Verse der jungen Haushaltungsschülerinnen lachten, da hatte sie erst bei dem Blick des Doktors, dem tiefen Ernst, mit dem er sie ansah, verstanden, was diese ungeschickten Worte für sie bedeuteten. Und so immer, in allen Lebenslagen, der Doktor sprach das Wort, das ihrem unselbständigen

Geist zum Wegweiser diente. Aber sie hatte zu wenig erfahren im Leben, zu wenig gedacht, um über sich selbst ins klare kommen zu können. Sie wußte nicht, woher die stille Trauer kam, die sie mit sich herumtrug, und was es zu bedeuten hatte, daß ihr immer so freudig zu Mute wurde, wenn sie den Doktor sah. Nun ängstigte sie sich, es bedrängte sie — wenn der Bruder wirklich seinen Vorsatz ausführte und mit dem Doktor redete, wenn er den treuen Freund des Hauses, der den Eltern die Augen zugedrückt, wirklich zu beleidigen imstande war? Über ihrem Bett hing das Totenbild der entschlafenen Mutter. Elisabeth blieb immer wieder davor stehen und schaute es an. Es war ihre Gewohnheit, so oft sie sich innerlich beunruhigt fühlte, sich die letzte schwere Lebensstunde ihrer Mutter in Erinnerung zu rufen. Es kam ihr dann alles klein und unwichtig vor, wenn sie nach solchen Augenblicken aus ihrem Zimmer trat.

Sie nahm Pelzkragen und Pelzmütze, schürzte das Kleid auf und ging über den weißen, knirschenden Schnee hinab ins Dorf, im Arm eine Düte mit Weißbrot und Zwieback, für das Kleine, das die Mutter mit frischem Schwarzbrot zu Grunde richtete. Sie hoffte dem Doktorschlitten irgendwo im Dorfe zu begegnen. Als sie aus dem Hohlweg trat, kam er daher gefahren, und merkwürdig, auch jetzt, trotzdem ihr so bange ums Herz war, sie mußte wie immer über ihn lachen. Da saß er im Schlitten mit einem großen Packen auf den Knieen, den er krampfhaft umfaßt hielt, in der freien Hand hatte er ein Buch, und der Schimmel war wieder vollständig seiner eignen Einsicht überlassen.

Elisabeth war ganz leise an das Pferd herangetreten und hielt es an.

„Aber um Gotteswillen, Doktor," rief sie aus, „da haben Sie ja ein Kind!"

Er blickte auf und fuhr nach dem Hute: „Ach Sie —"

„Ja ich, in vollem Entsetzen über den schreienden Packen auf Ihren Knieen."

„Das Schreien macht gar nichts," versicherte er, „das Kind ist warm eingehüllt."

„Und Sie lesen, und wenn der Schimmel fehl geht, wie so oft —"

„Herrgott ja, Sie haben recht," gab er zu, „ich — wo sind denn die Zügel? —"

Sie saß schon an seiner Seite:

„Ich werde fahren; wo soll das Kind hinkommen?"

„Zu mir, ich will es retten, die dumme Mutter ist nicht zu bekehren."

„Und Ihre alte, halbtaube Lisett, glauben Sie, daß die sich freut, wenn Sie ihr mit dem Kind kommen?"

„Nein, es wird einen Strauß geben."

Elisabeth gab dem Schimmel, dem die zügelkundige Hand nicht ganz genehm war, einen kleinen Klaps mit der Peitsche.

„Doktor, wir müssen eine Kinderkrippe haben, das sei meine nächste Aufgabe; einstweilen wird es am besten sein, ich nehme das Kleine zu mir."

„Aber Ihre Alten?" fragte der Doktor.

„Es wird auch einen Strauß geben," sagte Elisabeth.

Er lächelte: „Ach Sie — Sie können ja jeden um den Finger wickeln —"

„So, dann will ich's gleich probieren," unterbrach sie ihn, „und Ihnen endlich einmal sagen, daß Sie eine völlig falsche Meinung von mir haben."

„Ich von Ihnen?" — er sah sie an, und zum erstenmal geschah's, daß er sich vergaß — was er für sie empfand, es sprach aus seinem Blick.

Elisabeth erschrak bis in das Innerste ihrer Seele; sie war so verwirrt, daß sie am Herrenhaus vorbei, in die Landstraße hinausfuhr, ohne zu wissen, was sie that. Aber schon im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder in der Gewalt.

„Ich habe die Broschüren, die Sie mir immerfort brachten, nie gelesen," sagte sie, „sie waren mir viel, viel zu schwer; und bei Tisch — ich hatte meistens keine Idee von Ihrer langen Reden Sinn; ich war zu aufgeregt, um zuhören zu können, fürchtete ein Zerwürfnis zwischen Ihnen und dem Bruder, und hatte nur den einen Wunsch — die Unaufmerksamkeit der Tischgenossen Ihnen gegenüber gut zu machen — Sie haben gestern erklärt, was Sie sagten, sei nur für mich — nun sehen Sie, da ging's ja ganz gut, Sie ließen die gelehrten Gespräche weg, wenn ich sie doch nicht verstehe und der Bruder — verzeihen Sie — aber der liebt sie gar nicht —"

„Ja," meinte der Doktor, „das weiß ich wohl — es hat mir nur ein wenig Freude gemacht, ihn zu ärgern; aber haupt-

sächlich — es machte mich so glücklich, wenn Sie so offenkundig Partei für mich nahmen — Ach was," unterbrach er sich plötzlich, „sehen Sie, Elisabeth, es läßt sich ja gar nicht ausdrücken — seit ich Sie kenne, sind Sie für mich der Inbegriff — ich sehe zu Ihnen auf — ich habe mir alle Mühe gegeben, meine Bärenhaftigkeit abzulegen — mich frei zu machen von den Eigenschaften, die Ihnen ja so unangenehm sein müssen — Aber ich — ach ja," seufzte er und sah vor sich nieder.

Was er nur hatte, der Schimmel? Wie leichtfüßig, wie lustig trabte er mit einemmal dahin, die Ohren gespitzt, gestellten Hauptes! — Teilte ihm die schmale Hand, die die Zügel führte, etwas mit von dem unbeschreiblichen Jubel, der das Herz der zum Bewußtsein erwachten Lenkerin durchbebte?

„Doktor," sagte sie mit jener Selbstbeherrschung, die ihr auch in diesem Augenblick treu blieb, „wissen Sie, was meine Mutter mir auf dem Totenbett für ein Versprechen abgenommen hat? Nur den Mann zu heiraten, an dem ich alles, selbst seine Fehler angenehm fände. Das sei das einzig Richtige, sagte sie, und in diesem Augenblick, denken Sie — jetzt erst bemerke ich, daß ich diesen Mann ja eigentlich — schon sehr lange kenne —"

„Elisabeth," schrie er auf, „um Gotteswillen —"

Der Schimmel sah sich verwundert um, er fühlte mit einemmal die Zügel nicht mehr, er konnte wieder gehen wie er wollte.

Himmelschlüssel.

Von

Helene Gräfin Waldersee.

Himmelschlüssel! Goldne Frühlingsblume,
Liebste Zierde jedem Heiligtume;
Hier: dem Muttergottesbild zu Füßen,
Dort: als letztes Erdenlenzes Grüßen,
Auf den Särgen bist du zu erblicken,
„Himmelschlüssel," mußt die Gräber schmücken
Oder mußt, ein Liebeslenz auf Erden,
An der Liebsten Brust getragen werden! —
— Sei's dein Wundername, sei es immer
Deines lichten Kelches Sonnenschimmer:
Du erscheinst mir hier im Erdenleben
Als ein Wink, die Augen aufzuheben,
Die Gedanken Ew'gem zuzuwenden; —
Himmelschlüssel! In den schwachen Händen
Hält die Menschheit dich und sucht die Thüren,
Die zu wahrem Glück und Frieden führen.
Ach, es sind der Wege gar so viel,
Jeder hofft, der seine führt zum Ziel,
Jeder sagt es dir in anderm Worte:
„Himmelschlüssel, thu' mir auf die Pforte!" —

Geflügelhof. Nach dem Ge

Gemälde von Paul Meyerheim

Litterarische Table d'hôte.

Von

Percy Howard.

(Abdruck verboten.)

Liebenswürdige Leserin und sehr geehrter Leser, ich habe die Ehre, Sie hierdurch zu einem Diner der Litterarischen Gesellschaft in Berlin ganz ergebenst einzuladen. Sie wissen wahrscheinlich nicht, was die Litterarische Gesellschaft ist, und werden vielleicht annehmen, dies sei eine Gesellschaft von Litteraten, die sich zu litterarischen Zwecken dann und wann zusammenfinde. In der That hat diese Annahme eine gewisse Berechtigung — sie trifft aber doch nicht ganz zu. Die Litterarische Gesellschaft, die vor elf Jahren gegründet wurde, verfolgt nämlich — ich sage dies, ohne zu erröten — keine „höheren Ziele"; sie legt das Hauptgewicht auf das Wort „Gesellschaft" — das „Litterarische" läuft so mit unter. Und das ist eigentlich ganz nett. Für Leute vom Fach hat das „Fachsimpeln" seine Schattenseiten; man ist recht froh, wenn man sich auch einmal ohne berufsmäßigen litterarischen Anflug anregend und charmant unterhalten kann. Und zwar vereint mit ebenso charmanter materiel-

Friedrich Spielhagen.
Nach einer Aufnahme von W. Höffert in Berlin.

Adolph L'Arronge.
Nach einer Aufnahme von J. Baruch in Berlin.

ler Anregung. Denn das ist eines der von der Litterarischen Gesellschaft zu Berlin erstrebten lobenswerten Ideale: harmonisches Ineinandergehen geistiger und materieller Genüsse. Für die geistigen hat jeglicher selbst und die Gesellschaft in corpore zu sorgen; für die Materie, die in diesem Falle ihren schnöden Beigeschmack verliert, sorgt statutengemäß der hohe Vorstand. Er thut dies mit Umsicht und Einsicht, mit Delikatesse und Delikatessen und versteht es ganz famos, seinem litterarischen Gewissen entsprechend, die Komposition des Menüs nach rein künstlerischen Grundsätzen auszugestalten. Diese Menüs gleichen einem guten Drama oder zum mindesten einem hübschen Roman. Mit einem leichten lever de rideau heben sie an (hors d'œuvres), aber dann setzt gleich die Entwickelung kraftvoll ein (Kraftsuppe, Consommé Tortue Rothschild), die Charaktere treten plastisch hervor (garniertes Lendenstück, Rehrücken, Schinken in Burgunder), der Dialog wird flüssig und geistreich (Rheinlachs, Forellen, Karpfen blau), die Episoden sind fein und pikant ausgearbeitet (Trüffeln, Galantine, Chaufrois de foies gras), rasch und energisch spitzt der Konflikt sich zu starker Wirkung zu (Masthuhn, Fasan, Poularde), um dann zum Schluß befriedigende und auch wohlthuende Lösung zu bringen (Eis, Dessert); und überall wird das Milieu mit gutem Geschmack festgehalten ...

Ohne Menu ist die Litterarische Gesellschaft eigentlich nicht gut denkbar. Denn alle ihre Zusammenkünfte werden von der „Speisenfolge" beherrscht. Man vereint sich monatlich einmal zu einem guten Diner auf Regiments Unkosten. Dabei wird natürlich eminent geistreich geplaudert. Es ist wie bei dem Symposion des Petronius oder bei der Tafelrunde Friedrichs des Großen — nicht ganz so, aber beinahe. Jedenfalls ist es immer sehr unterhaltsam, denn immer

Wallner-Theater.

Freitag, den 23. December 1892.

Mein Leopold!

Original-Volksstück mit Gesang in 3 Akten von Adolph L'Arronge. Musik von R. Bial.

Zernickow, Stadtrichter . Hr. Guthery.
Natalie, seine Frau . . Fr. Walther-Trost.
Marie, } deren Töchter . . . Frl. Schmidt.
Anna, } deren Töchter . . . Frl. v. Savary.
Emma, } deren Töchter . . . Frl. Wegner.
Gottlieb Weigelt, Schuhmachermeister . . . . . Hr. Helmerding.
Clara, } seine Kinder . . . Frl. Carlsen.
Leopold, Referendarius, } seine Kinder . . . Hr. Kadelburg.
Mehlmeyer, Pianist . . . . Hr. Engels.
Minna, Dienstmädchen in Weigelts Haus . . . . . Frl. Ebert.
Rudolf Starke, Verführer bei Weigelt . . . . . Hr. Formes.
Hempel, } Gesellen . . . . Hr. Vogt.
Stresow, } Gesellen . . . . Hr. Franke.
Lipsky, } Gesellen . . . . Hr. Löffel.
Wilhelm, Lehrjunge . . . . Frl. Agte.
Gottlob, } Knaben . . . . S. Richter.
Carl, } Knaben . . . . P. Rosenbusch.
Krümel, Unteroffizier . . . Hr. Meißner.
Schwalbach, Kaufmann . Hr. Kurz.
Milisch . . . . . Hr. Keller.
Herr Schmidt . . . . . Hr. Reuber.
Drei Kellner . Hrn. Neumann, Schweizer, Winkler.
Drei Lieferanten . . . . Hrn. Vogel, Hartmann, Ulbrich.

Morgen: Mein Leopold.

Uebersichtsplan der Plätze im Wallner-Theater à 2½ Sgr. C. Litfaß, Markgrafenstr. 6.

Eröffnung 6 Uhr. Anfang 7 Uhr.

Zeitungsausschnitt zur Première „Mein Leopold" von Adolph L'Arronge.

findet man einen Kreis kluger und liebenswürdiger Männer, mit denen man gern einen Abend verlebt.

Da sitzt in der Mitte der Tafel der erste Vorsitzende — Vorsitzender seit Begründung der Gesellschaft: ein alter Herr, doch kein Greis, ein Siebzigjähriger, aber schlank, elegant und elastisch wie ein Dreißigjähriger — Herr Friedrich Spielhagen, der berühmte Romanschriftsteller. Bester Leser, der du die „Problematischen Naturen" und „Die von Hohenstein" gründlich kennst, du wunderst dich vielleicht, daß dieser große Adelsfresser so vollendet aristokratisch aussieht, daß der Verfasser so vieler trefflicher Romane mit ausgeprägt demokratischer Tendenz mehr wie ein Dandy als ein Wühlhuber von anno Achtundvierzig ausschaut. Aber der rote Tölke mit dem Riesenschlapphut, dem knorrigen Knüttel und dem zerzausten Straubingerbart war keine typische Erscheinung — o nein. Ich habe eisenfeste Demokraten kennen gelernt, die in ihrem Äußeren durchaus nicht das „Volkstümliche" zu betonen liebten. Lassalle war ein Geck; Guido Weiß, der Mann der „Wage", hielt etwas auf gut sitzende Beinkleider; der alte Franz Duncker war ein Gentleman vom Kopf zu den Füßen, und Corvin trug noch mit siebzig Jahren seine kecken kurzen Jackets und wehenden Schlipse. Und so ist auch der Demokrat Spielhagen ein ganzer Gentleman — äußerlich wie innerlich. Manchmal kommt es einem höchst kurios vor, daß dieser elegante alte Herr mit den vornehmen Allüren ein Demokrat sein soll. Aber das rührt wohl nur daher, daß sich in unserer konservativen Seele das Bild des Demokratischen unwillkürlich, wenn auch fälschlich, mit dem Typus rauhbeiniger Ruppigkeit vereinigt hat. Die Wahrheit straft hier wieder einmal die Einbildung Lügen. Spielhagen schwärmt auch nicht wie der selige Buddelmeier für den Schnaps — höchstens

Otto Erich Hartleben.
Aufnahme des Hof-Ateliers Elvira in München.

Herr von Cloten und Baron von Oldenburg.
Illustration aus der Jubiläumsausgabe der „Problematischen Naturen" von Friedrich Spielhagen. Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

„Otto Erich Hartleben als Hellseher."
Aus der Münchener Jugend.

für ein Glas Meukow v. o. oder Curaçao triple sec, aber nur beim Mokka. Ich kann sogar verraten, was für spätere Litterarhistoriker von Wichtigkeit sein dürfte, daß Spielhagen Pommery und Cliquot und Heidsieck ungleich lieber trinkt als Burgeff und Mattheus Müller. Und um sein Menschenbildnis noch mehr zu vervollständigen, muß ich schließlich auch hinzufügen, daß er persönlich von wahrhaft bestechender Liebenswürdigkeit ist, gleich freundlich, herzlich und entgegenkommend gegen die Älteren, Würdigen und Berühmten wie gegen die Jüngeren, die noch um die Palme ringen.

Denn das ist besonders nett in der Litterarischen Gesellschaft: einen künstlich konstruierten Unterschied zwischen den Alten und den Jungen gibt es hier nicht. Zum Beispiel da drüben plaudert Adolf L'Arronge mit Otto Erich Hartleben. Zwei entschiedene Gegensätze, die sich an dieser litterarischen Table d'hôte freundschaftlich vereinigen. L'Arronge ist Millionär — Hartleben ist noch nicht so

Ludwig Fulda.
Nach einer Aufnahme von J. Baruch in Berlin.

weit. L'Arronge gesteht offen zu, daß er als Dramatiker zur alten Schule gehört — Hartleben galoppiert auf ungesatteltem Pegasus den Modernen voran, wenn er dazu nämlich gerade Zeit hat. Aber er hat häufig anderes zu thun als sich seiner Muse zu widmen — und das ist sehr schade; denn die Muse Hartlebens ist, wenn sie sich zuweilen auch recht burschikos gibt, doch ein ganz prächtiges Mädel, von quellender Frische und erquicklichem Temperament. Sie paßt zu ihm, ist sein Studentenschatz, seine kleine Liebste. Und etwas vom alten Studenten haftet Hartleben immer noch an; nicht allein seine Vorliebe für ein gutes

Umschlagzeichnung von „Die Geschichte vom abgerissenen Knopf" von Otto Erich Hartleben.
Verlag von S. Fischer in Berlin.

Glas Bier, in dessen bräunlichen Schaum er gern träumend hineinstarrt, als sei es der kastalische Quell — sondern auch in seinem Äußeren, seinem ganzen Gehaben. L'Arronge dagegen ist der fässige Bürger aus seinen Familienstücken, brav, bieder, voll unerschütterlich guter Grundsätze, ehrenwert und fleißig — ja, selbst als Rentner noch fleißig. Er hat sich in den zehn Jahren seiner Direktionsthätigkeit am Deutschen Theater ein stattliches Vermögen erworben und schreibt doch dann und wann noch ein Lustspiel. Das kann er nicht lassen und hat es gar nicht einmal nötig. Und seine Stücke sind gerade so geblieben wie er selbst: brav, bieder und voll unerschütterlich guter Grundsätze.

Georg Freiherr von Ompteda.

Grundsätze hat auch sein Nachfolger am Deutschen Theater, Dr. Otto Brahm, nach denen er seine Bühne zwar etwas einseitig, aber doch vornehm litterarisch leitet. Ein interessanter Kopf — Seneca mag in jüngeren Jahren so ausgesehen haben. Ein berühmter Historiker war wenigstens neulich dieser Ansicht; jedenfalls ist Brahm mehr junger Seneca als Antinous. Als Kritiker hat er sich die litterarischen Sporen verdient, ein treffliches Werk über Kleist und eine unvollendete Biographie Schillers geschrieben — und dann wurde er Theaterdirektor. Ähnlich war der Entwickelungsgang Otto Neumann-Hofers, der mit zum Vorstande der Litterarischen Gesellschaft gehört, aber darum noch Zeit übrig behält, das Lessingtheater zu beherrschen. „Doch jlücklich, Anjust, macht det nich!“ heißt der Refrain eines alten Couplets. Nein, wirklich nicht: ich glaube, man muß sich als Theaterdirektor zwischen recht vielen Dornen hindurchwinden, um zu den Rosen zu gelangen.

Noch einen dritten Theaterleiter sehen wir im Gedränge der Helden der Feder: Max Grube, den Oberregisseur der Königlichen Schauspiele, mit seinem interessanten Charakterkopf — und neben den dreien eine große Anzahl ihrer erfolgreichsten Autoren: zum Beispiel Ludwig Fulda, der vom Deutschen Theater nach dem Schauspielhause hinüber gewandert ist, mit seinem ganzen Dichterarsenal: einer Masse altgriechischer Kostüme und vielen schönen Märchenpuppen und der Musik seiner reimklingenden Verse. Fulda ist noch kein Vierziger und schon seit zehn Jahren lorbeergekrönt — ein Günstling Apolls. Er selbst hat nur einen einzigen großen Kummer: er behauptet, keine Romane schreiben zu können — und deshalb versucht er sich auch gar nicht auf epischem Gebiete. Doch — ja: versucht hat er sich. Er hat zwei hübsche Novellen geschrieben, auf die er aber keinen Wert legt. Seine Domänen sind das Gesellschaftsstück mit satirischer Färbung und das Märchendrama. Er ist ein feiner, witziger Kopf und besitzt ein außergewöhnliches Verstalent. Und dann besitzt er noch einen Schatz: eine schöne Frau, die ich Ihnen, verehrte Leserin, leider nicht persönlich vorstellen kann, da die Litterarische Gesellschaft nur Herrendiners veranstaltet. Ich

bedauere das um so lebhafter, als ich Sie in anderem Falle mit mancher anmutigen Erscheinung bekannt machen könnte. So mit der Baronin Ompteda, der Gattin Georgs von Ompteda, der seit einigen Jahren in Dresden lebt, aber der Reichshauptstadt dennoch nicht völlig untreu geworden ist. Den Typus des ehemaligen Offiziers kann Baron Ompteda auch im Civil nicht verleugnen. Er war einmal ein flotter Husarenleutnant, der zwischen dem

Einband des Romans „Montblanc“ von Rudolph Stratz aus dem Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Schwadronsdienst und dem Rennen auf grünem Plane poetisch empfundene und formvollendete Gedichte schrieb, die er unter dem Pseudonym Georg Eggestorff veröffentlichte. Eines Tages stürzte er beim Rennen, und für die junge deutsche Litteratur war dieser schwere Unfall gewissermaßen ein Glücksfall, denn nun mußte Ompteda den Dienst quittieren und widmete sich fortan gänzlich der Schriftstellerei. Zwei seiner Romane, die Bücher „Sylvester von Geyer“ und „Eysen“, sind Meisterwerke, die wie

Hermann Sudermann und Rudolph Stratz.
Nach Aufnahmen von J. C. Schaarwächter und E. Bieber in Berlin.

Der Sieges-Lauff oder Das Majorat der Litteratur.

Die bürgerlichen Dichter: Wir warten ſchon ſo lange auf eine Audienz, aber das Militär hat natürlich auch hier den Vortritt!

Zeichnung von F. Jüttner aus „Luſtige Blätter"

Felſen im Meere aus der Hochflut der Litteratur unſerer Tage ragen. Auch auf der Bühne hat er ſich verſucht; aber obwohl ſeine Schauſpiele viel feine Beobachtung zeigen, ſcheint es doch, als wurzele Ompteda ſeiner ganzen Begabung nach durchaus im Epiſchen. Daß er nach Dresden überſiedelte, hatte verſtändliche Gründe. In Dresden lebt ſein alter Vater, der letzte Hofmarſchall des letzten Königs von Hannover; auch die Nähe ſeiner früheren Garniſon, Großenhain, mag Ompteda gelockt haben. Im übrigen trägt er mit Geduld und Würde den Kammerherrnſchlüſſel von Sachſen-Altenburg. Der einzige Kammerherr der Litterariſchen Geſellſchaft iſt er freilich nicht. Herr Maximilian von Roſenberg, ehemals Major bei den Franzern und Verfaſſer einer Anzahl flott geſchriebener Romane, teilt ſeine Zeit gewiſſenhaft zwiſchen Schreibtiſch und Hofdienſt, und wenn er verſichert, daß ihm beides gleich intereſſant ſei, ſo kann man dies dem liebenswürdigen Kavalier wohl ohne weiteres glauben.

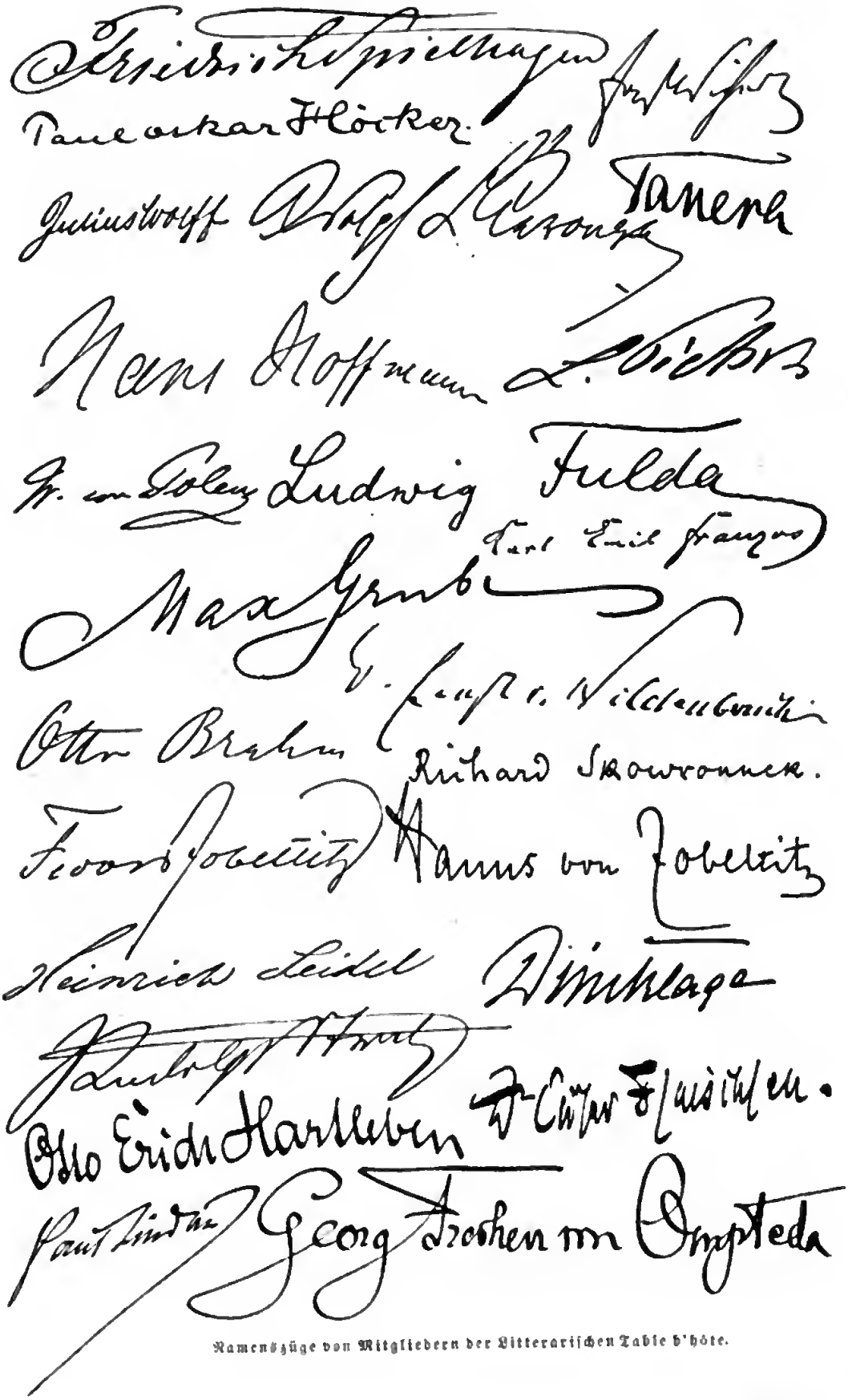
Zwei Freunde ſitzen nebeneinander: Hermann Sudermann und Rudolf Stratz. Sudermann iſt wieder geſund und friſch bei der Arbeit. Er war lange krank. Die Reaktion der entſagungsvollen Studienzeit ſeiner Jugendjahre kam nach. Dazu verſagte der Magen den Dienſt, und ſchließlich warf ihn eine ſchwere Lungen-

entzündung vier Monate auf das Krankenlager. Aber die Rüstigkeit seiner Natur siegte im Verein mit der liebevollen Pflege seiner Gattin und der Landluft von Blankensee. In Blankensee bei Trebbin pflegt Sudermann nämlich Sommerrast zu halten. Er hat Schloß und Park von dem Besitzer, Baron Thümen, für eine lange Reihe von

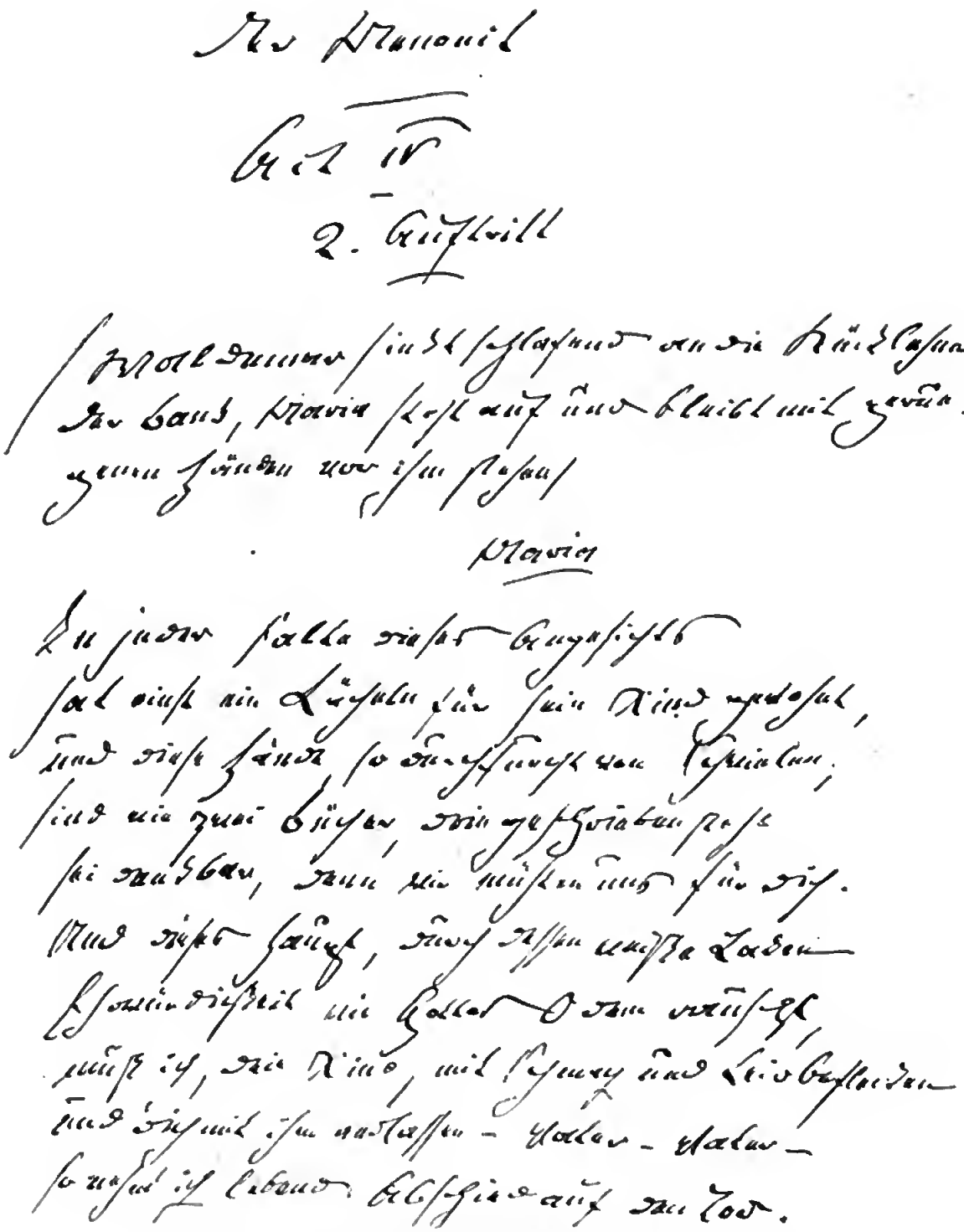
Paul Lindau.
Nach einer Aufnahme von Erwin Raupp in Dresden.

Jahren gepachtet und fühlt sich dort ungleich behaglicher als in den überfüllten Sommerfrischen an der See oder im Gebirge. Den Winter verlebt er gewöhnlich in Berlin, in seiner künstlerisch ausgestatteten Wohnung gegenüber der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche. Das ist ein wahres Museum, die Wohnung Sudermanns: wundervolle alte Möbel, Gobelins, Holzskulpturen, Marmorreliefs und köstliche Miniaturen auf Elfenbein, Sammlungen von schönem Porzellan und Zinnstücken — ja, was ist da nicht alles zu sehen! Sudermann ist ein eifriger Sammler und auch ein verständnisvoller. Von seinen häufigen Reisen (zu den sogenannten stabilen Naturen zählt er durchaus nicht) bringt er stets eine reiche Auslese antiker Kostbarkeiten mit — und er ist glücklich darüber. Er gehört zu jenen sensitiven Geistern, die leicht zu beglücken sind, die andererseits aber auch durch ein fatales Ungefähr, eine Bosheit, ein Mißverständnis in tiefste Melancholie versetzt werden können. Er ist eben eine ganze Künstlerseele.

Stratz teilt mit ihm die Unrast. Er wohnt allerdings in Berlin, aber er hält es hier selten länger als einige Monate aus. Dann fliegt er aus — bald nach Italien, Spanien oder Marokko, bald in die Balkanländer oder hinüber zum Kaukasus. Am liebsten aber klettert er — und in dieser Beziehung ähnelt er auch Ompteda, der ein passionierter Bergsteiger ist — in der Gigantenwelt des Montblanc umher und badet sich die Nerven in der Gletscheratmosphäre gesund. In vielen seiner Romane, so in „Der weiße Tod“ und in „Montblanc“, sind Erinnerungen an seine Reisen und Bergfahrten niedergelegt. Auch Rudolf Stratz zählt zu den vielen, die das Schwert mit der Feder vertauscht haben; aus dem früheren Gardeoffizier ist ein tüchtiger Schriftsteller geworden, der auf dem Gebiete des Romans wie des Dramas manches Wertvolle geschaffen hat — und hoffentlich



Namenszüge von Mitgliedern der Litterarischen Table d'hôte.

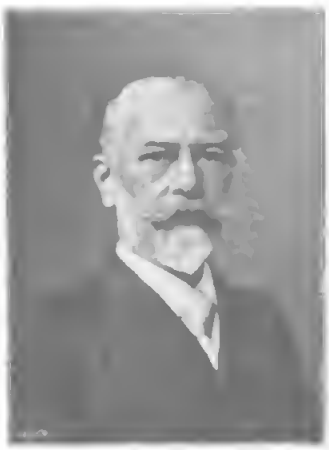


Faksimile einer Blattseite aus E. von Wildenbruchs „Der Menonit“ in seiner eigenhändigen Niederschrift.

noch ſchaffen wird, da er kaum vierzig Jahre alt iſt. Zu den „Größen“ der zeitgenöſſiſchen Litteratur gehört er jedenfalls heute ſchon; er iſt baumlang wie Hermann Heiberg, der nur zeitweilig wieder einmal in Berlin auftaucht, wenn eine ſeiner Töchter Hochzeit macht oder fröhliche Kindtaufe feiert . . .

Ah — da iſt ja auch Paul Lindau! Grüß Gott, lieber Lindau — ewig lange nicht geſehen! . . . Ja, es iſt lange her. Verärgert zog ſich Lindau vor einer ganzen Reihe von Jahren aus Berlin zurück, ſiedelte in eine Villenvorſtadt Dresdens über und wurde ſodann als Theaterintendant nach Meiningen berufen. Und nun ſteht er abermals an der Spitze einer großen Bühne, des Berliner Theaters, das er auf die Höhe zurückführen ſoll, die Barnay ihm einſt erobert hatte . . . Wer Lindau zu jener Zeit gekannt hat, da er noch eine große Rolle in Berlin ſpielte, wird ſich wundern, wie wenig ſich dieſer elaſtiſche Mann verändert hat. Grau iſt er freilich geworden, aber ſeine Sechzig ſieht man ihm nicht an. Lindau ſechzig Jahr! Das klingt faſt komiſch. Nichtsdeſtoweniger — es iſt wahr. Doch die alte „Champagnerſeele“, die Brachvogel ihm nachrühmte, iſt geblieben — und die Augen blitzen noch immer ſo luſtig und unbekümmert hinter den Gläſern des ſchildkrott-

Paul Lindau als deutſcher Kleinſtädter mit der „Gegenwart“ im Arm.
Zeichnung von Guſtav Heyl aus dem Jahre 1873



Julius Wolff

Ernſt Wichert.

Nach Aufnahmen von Wilh. Fechner und J. C. Schaarwächter in Berlin.

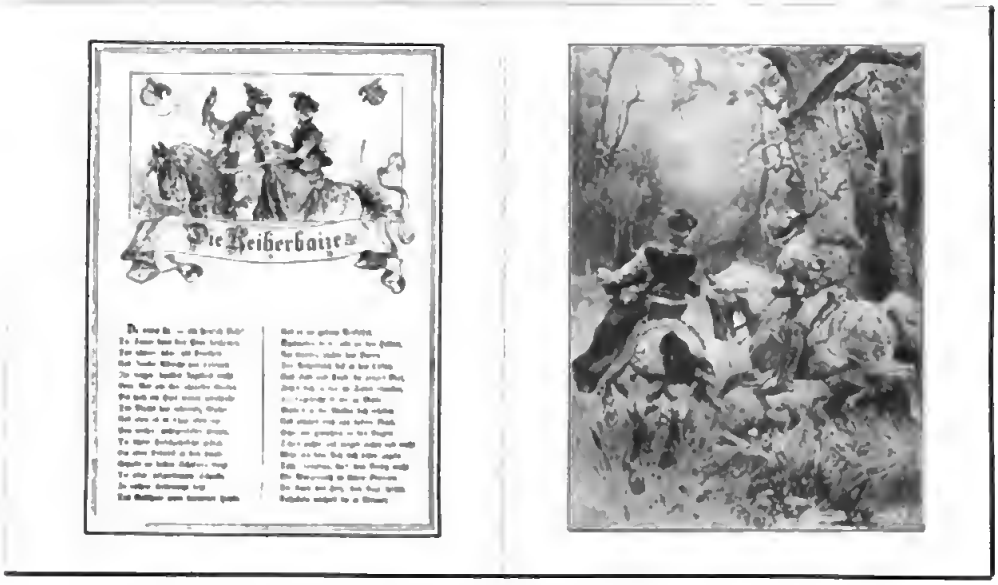


Illustration aus der Prachtausgabe von „Der Wilde Jäger“ von Julius Wolff. Verlag der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin.

umränderten Kneifers in die Welt wie einſt. Er plaudert mit Julius Wolff und Ernſt Wichert, die auch nicht mehr zu den Jüngſten gehören, denn der eine von ihnen ſteuert den Siebzig entgegen, und der andere hat ſie bereits überſchritten. Wer aus dem verehrten Leſerkreiſe hätte nicht einmal für den anmutigen Singſang Wolffs geſchwärmt, für ſeine Rattenfängerlieder und ſeine Tannhäuſerweiſen?! Und hätte ſich nicht ein Idealbild des Poeten entworfen: leuchtende blaue Augen, die auch in holdem Wahnſinn zu rollen vermögen, ein lockiges Blondhaupt, das nur auf den Lorbeer und den Roſenkranz zu warten ſcheint, und eine Stirn, ſchämig erglühend unter dem Kuſſe der Muſen ... Ach, wie ſelten klappen die Bilder der Phantaſie mit der Wirklichkeit zuſammen! Ich war niemals enttäuſchter, als da ich Emil Rittershaus, den Sänger der Frauen, zum erſtenmal kennen lernte: einen gewaltig dicken Mann mit vergnügtem Burgundergeſicht und ſchnauſender Stimme — einen ſehr netten, gemütlichen Kumpan, aber keinen Troubadour. Nun alſo — auch Julius Wolff iſt keine Troubadourerſcheinung und würde es ſelbſt dann nicht ſein, wollte man ihn in Wams und violette Trikots ſtecken und ihm die Laute zur Seite hängen. Er ſieht mehr wie ein Hamburger Kaufmann aus, ein vornehmer Großinduſtrieller, den eine Baiſſe in Kaffee nicht ſonderlich alterieren kann. Etwas anderes iſt es bei Wichert. In ihm wohnen thatſächlich zwei Seelen; er iſt „Richter und Dichter“ — wie der Kaiſer bei der Erſtaufführung des Schauſpiels „Aus eigenem Recht“ ihn in liebenswürdigem Scherze

Heinrich Seidel.
Nach einer Aufnahme von Loeſcher & Petſch in Berlin.

nannte und wie Wichert infolgedeſſen auch ſeine kürzlich erſchienene Selbſtbiographie betitelt hat. Äußerlich iſt er der Typus des alten Juriſten; aber in der Geheimratshülle wohnt ein weiches und warmes Poetenherz, deſſen Schlag man auch aus allen Dichtungen Wicherts zu ſpüren meint. Er iſt ein lieber und prächtiger Menſch, dieſer alte Herr, der nicht nur auf dem Papier köſtlich zu erzählen weiß, dem man immer gern zuhört, wenn er aus ſeiner Jugendzeit im Litauiſchen und von ſeinen erſten Bühnenerfolgen, aus ſeinem ganzen reich bewegten Leben ſchlicht und doch wie lebhaft und anſchaulich plaudert . . .

Da drüben begrüßen ſich zwei, die alte und gute Freunde ſind: Theodor Hermann Pantenius und Heinrich Seidel. Ueber Pantenius darf ich hier nichts ſagen — er ſteht dieſen Blättern gar zu nahe. Auch Heinrich Seidel iſt meinen Leſern kein Fremder — höchſtens von Perſon. Und wenn ich ſein Äußeres beſchreiben ſoll, komme ich in Verlegenheit, denn ich muß der Wahrheit gemäß ſagen, daß dieſer zarte Dichter ſehr dick iſt. Auch iſt die lorbeergekrönte Stirn im Laufe der Zeiten recht hoch geworden — Seidel fängt allgemach an, ſeinem berühmten Leberecht Hühnchen ähnlich zu werden. Er ſieht ſo behaglich und zufrieden aus, als kenne er keine heißen Paſſionen — und doch hat er eine Leidenſchaft: für ſauren Moſel. Gleich Johannes Trojan, ſeinem Freund, einer ihm kongenialen Dichternatur, trinkt er nur Moſel und zwar nur außerordentlich ſauren. Sauer macht luſtig — bei Seidel iſt die Luſtigkeit aber innerlich und wird auf dem Papiere zu wehmütigfröhlicher Poeſie; äußerlich wird er immer ſtiller, je mehr er ſich in ſeinen Moſel vertieft. Und da iſt es dann ſehr amüſant, ihn zu beobachten. Das erſte Glas wirft er, wie ärgerlich über dieſes ſaure Gewächs, raſch hinunter — und auch beim zweiten verzerrt ſich noch ein wenig ſein Geſicht. Aber beim dritten nickt er ſchon, und beim vierten hält er den Wein erſt an die Naſe, als ſuche er die Blume, die nicht

Hanns und Fedor von Zobeltitz.
Nach einer Aufnahme von Wilh. Frechnee in Berlin.

da ist, und lächelt wohlgefällig — und beim fünften glänzt sein Antlitz vor Freude darüber, daß er wieder einmal sich selbst besiegt hat. Nur ein Dichtersmann kann ein so großer Illusionist sein, und nur vollsaftige Humoristen wie Seidel, Trojan und der verstorbene Winterfeld (Herrgott, was vermochte auch der für Mosel zu vertilgen!) können sich im Sauren zur Erkenntnis der Süßigkeit des Lebens durchringen. Andere werden aus dem Schütteln nicht herauskommen . . .

Wieder zwei gute Bekannte: Hanns und Fedor von Zobeltitz. Brüder, aber man sieht's ihnen nicht an. Der erste riesenlang, brünett, mit dem ungeheuren Schnurrbart eines Sergeantmajors von den Zuaven, so reckenhaft gegliedert, daß man das verlängernde Doppel-n in seinem Vornamen begreiflich finden muß — erheblich kleiner und germanisch blond der jüngere. Sie sitzen natürlich beim Sekt, diese leichtsinnigen Leute, die mit dem Leben anderer freventlich umspringen, Herzen brechen wie Zündhölzer und selbst vor einem gelegentlichen Giftmord nicht zurückschrecken — — aber das alles allerdings nur in ihren Romanen; sonst sind es ganz gesittete

W. von Polenz.
Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter in Berlin.

Karl Emil Franzos.
Verlag der Concordia Deutsche Verlagsanstalt in Berlin.

Menschen. Auch diese beiden sind vom Säbel auf die Feder gekommen, und ein Stück Soldatenleben pflegt in die meisten ihrer Erzählungen hineinzuspielen. Nebenbei ist Fedor ein großer Bibliophile, auch etwas Agrarier, und Hanns ein passionirter Sammler von altem Porzellan und Münzen. Ein seltener Gast ist Herr Wilhelm von Polenz, der gewöhnlich auf seinem Majoratssitze Ober-Cunewalde in der Lausitz lebt. Polenz, Ompteda und der verstorbene Herr von Egidy, der Mann der „Freien Gedanken", der sich schließlich leider immer mehr in die Wirrnis seiner unklaren Theosophie verlor, gehörten als Offiziere zu der gleichen Truppe. Auch Polenz hat sich einen beachtenswerten Namen in der jüngeren Litteratur erworben. Als Landwirt ist er mit den agrarsocialen Verhältnissen auf das intimste vertraut und hat seine Erfahrungen in den vortrefflichen Romanen „Der Büttnerbauer" und „Der Grabenhäger" niedergelegt. Minder tiefgründig und schwerblütig als er ist der tannenschlanke junge Wilhelm Hegeler, ein fröhlicher Geist, an dessen humoristischen Roman „Nellys Millionen" die Leser der Monatshefte noch gern zurückdenken werden — ist auch Heinz Tovote, der sich an Maupassant herangebildet hat, nun aber, da er Ehemann ge-

Gerhart Hauptmann.
Aufnahme von Wilh. Fechner, Berlin.

worden, sich Ernsterem und Größerem als der lockeren Novellette widmen will.

Merkwürdig, wie stark das militärische Element in der litterarischen Gesellschaft vertreten ist! Ich sehe da Excellenz von Boguslawski, den berühmten Taktiker, der in seiner Jugend übrigens auch bändereiche Romane geschrieben hat und gelegentlich immer noch gern fabuliert: einen kleinen beweglichen Herrn mit grauem Kopf und einem Monocle in der rechten Augenhöhle — und ganz in seiner Nähe Excellenz von Dincklage-Campe, den flotten Schilderer soldatischen Lebens, neben dem Baron Cramm-Burgdorf, dem Gesandten Braunschweigs am Kaiserhofe, dessen hübsches kleines Lustspiel „Schlittenrecht" erst kürzlich wieder einmal aufgeführt wurde. Herr von Cramm ist ein großer Mäcen und ein Protektor aller schönen Künste; er plaudert mit Gustav Eberlein und Franz Skarbina, die gleichfalls mit zur Gesellschaft zählen, der übrigens auch noch andere Künstler, so die Maler Uth, Hoeniger, Liebermann, Koner und Rabes und die Bildhauer Schaper, Max Klein und Manzel angehören. Zugleich Dichter und plastisch gestaltender Künstler, wie Eberlein, sind freilich nicht alle ...

Wer kennt nicht das kleine Novellenbuch „Die Juden von Barnow"? Drüben sitzt sein Verfasser: Karl Emil Franzos, der vor zehn Jahren von Wien nach Berlin zog und sich hier sichtlich wohler zu fühlen scheint als in der Donaustadt. Er kann den Juden nicht verleugnen, denkt auch nicht daran; er sieht typisch jüdisch aus, und das geistreiche Gesicht mit den klugen Augen erweckt auf der Stelle Interesse. Franzos hat lange kämpfen müssen, ehe seine große Begabung sich Anerkennung schaffen konnte. Die Redaktionen mochten glauben, daß das fremde Kolorit seiner Geschichten aus Halbasien dem großen Publikum nicht so recht munden werde. Es war ein Irrtum — schon sein erstes Buch, das obengenannte, fand einen glänzenden Erfolg und machte den

Orlik's Plakat zu „Die Weber" Aus der Kunstzeitschrift „Pan".

Ernst von Wildenbruch.

Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter in Berlin.

Dichter traut sich ungern in die Öffentlichkeit. Das Gesellschaftsleben ist ihm verhaßt; er bewohnt draußen im Grunewald eine hübsche Villa, die er nach eignem Geschmack einrichten ließ, und zeigt sich nur, wenn es sein muß: bei den Premieren seiner Dramen. Mit Vorliebe sucht er dagegen seine schlesische Heimat auf — und in seinem hübschen Hause in Hirschberg kann man ihn zuweilen bei einer Arbeit überraschen, die ihn nicht an den Schreibtisch fesselt, sondern in das Bildhaueratelier. Er wollte Bildhauer werden, ehe er entdeckte, daß seine Feder Lebendigeres zu schaffen imstande war ...

Aber nicht immer ist die Schriftstellerei „verfehlter Beruf“ — zuweilen auch „Nebenberuf“, wie bei Ernst von Wildenbruch, dem Herrn Geheimen Legationsrat. Ich weiß freilich nicht, ob Wildenbruch ein besserer Beamter als Schriftsteller ist, da ich ihn nur als letzteren kenne und mir in der Wilhelmstraße keine Censur über ersteren holen kann. Offizier war er auch einmal,

Namen des Autors mit einem Schlage berühmt. Auch von jenem schlanken schmächtigen Mann mit dem blassen bartlosen Gesicht — auch von Gerhart Hauptmann hätte man vor zehn Jahren nicht geglaubt, daß er dermaleinst die moderne Bühne beherrschen würde. Ich entsinne mich noch gut der ersten Aufführung von „Vor Sonnenaufgang“ und des heillosen Spektakels im Zuschauerraum, als das Publikum auf der Bühne Dinge sah und Reden hörte, die es von den Feuilletondramatikern der alten Schule nicht gewöhnt war. Die Zeit des „konsequenten Naturalismus“ brach an — heut auch schon wieder eine überwundene Epoche, die aber unserer Dichtung viel Heilsames gebracht hat, viel Staub aufsteigen ließ, viel frischen Wein in die alten Schläuche füllte. Hauptmann selbst hat Wandlungen durchgemacht — und ein ganzer Poet ist er erst geworden, als er auf alle Theorien verzichtete und, nicht mehr grübelnd, allein aus dem goldenen Borne seines reichen Gemüts schöpfte. Der scheue, zache, einsame Wege wandelnde

Ludwig Fietsch.

Nach einer Aufnahme von E. Bieber in Berlin.

Geburtstags-Gratulationskarte für Ludwig Pietsch von A. von Menzel mit der Umschrift: „Möge Der noch manch Jahr so warten müssen!“
(Die Zeichnung stellt Charon dar, der im Nachen auf dem Kanal vor dem Hause L. Pietschs vor langer Weile eingenickt ist.

Richard Skowronnek.
Nach einer Aufnahme von Edv. Lassen in Ratzeburg i. L.

aber sozusagen nur vorübergehend, dann kehrte er schleunigst zu den Pandekten zurück. Jedenfalls ist er mir persönlich als Mann der Feder am liebsten. Vor zwanzig Jahren kam er auf der Bühne zum erstenmal zu Worte. Damals ließ er seinen „Menoniten" auf eigne Kosten in einen Berliner Vorstadttheater aufführen. Zwischen dem Damals und dem Heute — welche Reihe von großen Triumphen! Ich habe Wildenbruch gelegentlich einmal gefragt, an welcher seiner Arbeiten er die größte Freude gehabt hätte? Die Antwort wurde ihm nicht leicht. Wohl an den „Quitzows" und dem „Neuen Herrn". Beim „Neuen Herrn" sprach auch das überaus lebhafte Interesse mit, das der Kaiser dem Drama entgegenbrachte. Wildenbruch wurde in das Neue Palais befohlen und mußte dem Kaiser das Manuskript vorlesen, und dieser besprach ausführlich die Fragen der Besetzung, der dekorativen Ausstattung und der Kostüme mit ihm; besonders auf die historische Treue der letzteren legte der hohe Herr starken Wert. Freilich — auch manche trübe Stunde ist Wildenbruch in seinem dichterischen Schaffen nicht erspart geblieben. Am meisten schmerzte ihn das Verbot des „Generalfeldoberst" und die Ablehnung der „Gewitternacht" im Berliner Theater, eines Dramas, das er selbst für sein reifstes und wirksamstes hält. Auch der Lorbeer trägt zuweilen Dornen.

Zuweilen — wenn man nicht gerade ein so verhätscheltes Schoßkind Fortunas ist wie Max Dreyer, der nur die Hand auszustrecken braucht, um sich einen Kranz nach dem anderen für die Orangerie seines jungen Ruhmes zu holen. Dreyer ist Philologe, trat aber schon als Fünfundzwanzigjähriger zur journalistischen Carrière über. Eine lange Reihe von Jahren war er als Redakteur thätig, ohne daß er Lust verspürt hätte, sich einmal dramatisch zu versuchen. Und dann wurde ganz plötzlich der Bann gebrochen. Seine ersten Dramen „Drei" und „Wintertraum" schlugen kräftig ein, seine ersten Lustspiele „In Behandlung", sein „Probekandidat" wurden mit wahrhaftem Jubel aufgenommen. Wahrhaftig — Dreyer ist sozusagen „über Nacht" berühmt geworden! Aber der blonde Niedersachse ist eine viel zu kernige Natur, als daß ihm der rasche Ruhm zu Kopfe steigen könnte. Er freut sich an seinen Erfolgen und Tantiemen und — arbeitet weiter. Sein frischer, ungekünstelter, derb zufassender

Hans Hoffmann.
Nach einer Aufnahme von Fr. Rose in Wernigerode.

Humor ist die beste Seite seines Talents; ich glaube deshalb auch, daß er zu jenen Berufenen gehört, die das deutsche Lustspiel wieder zu Ehren bringen werden ...

Die Tafel ist lang. Da seh' ich noch die Romanschriftsteller: Otto Elster, Georg Engel, Reinhold Ortmann, P. O. Höcker, Wilhelm Meyer-Förster, der auch manches hübsche Bühnenwerk verfaßt hat — sehe Karl Niemann, dessen viel aufgeführtes Lustspiel „Wie die Alten sungen" den Vergleich mit seinem ganz vortrefflichen Roman „Coeur-Aß" nicht aushält — sehe Karl Tanera, den bekannten Militär-, Jugend- und Reiseschriftsteller, die Lyriker und Feuilletonisten Alfred Friedmann, Adalbert von Hanstein und Otto Franz Gensichen, den alten Adolf Glaser, Verfasser des „Schlitzwang", auch Hugo Lubliner, der als „Hugo Bürger" einst die Repertoirstütze des Berliner Schauspielhauses war, Julius Lohmeyer, den Kinderfreund, und Georg Wasner, an dessen ausgezeichnetem Roman „Seine Liebe" der nichtssagende Titel das einzig Mißlungene ist. Karl Frenzel, der das siebente Jahrzehnt seines Lebens überschritten, zeigt sich nicht mehr in der Gesellschaft — wohl aber ein anderer Alter, den die Götter ewig jung zu erhalten scheinen: der unverwüstliche Ludwig Pietsch. Er hat zur letzten Weihnachtszeit seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag gefeiert; aber wenn auch der Schnee dichter auf sein greises Haupt gefallen ist — die Augen sprühen noch immer, und die alte Lebhaftigkeit, die Freude am Schönen und die Reiselust sind ihm verblieben. Es ist erstaunlich, was dieser rastlose Mann noch zu leisten vermag, nach einem langen Leben voll überreicher, aufreibender journalistischer Arbeit. Man lese seine köstlichen „Erinnerungen", die — mehr als eine Autobiographie — uns nicht nur ein Bild seines eigenen Schaffens geben, sondern auch die Gesellschaft Berlins in der Zeit der vierziger bis siebziger Jahre in glänzenden Schilderungen vorführen. Pietsch hat nur wenig in Buchform veröffentlicht; die Zeichen „L. P." gehören der Tageslitteratur an. Aber jenes eine Werk wiegt viele Dutzende moderner Romane auf ...

Nun noch ein paar letzte Vorstellungen! Der kleine Herr mit dem scharf geschnittenen, interessanten Profil ist einer der begabtesten unter unseren jungen Lyrikern, Cäsar Fleischlen, zugleich Herausgeber der Kunstzeitschrift „Pan" — sein rechter Nachbar, ein blonder Adonis, der Reiseschriftsteller und unermüdliche Tourist Paul Lindenberg, sein linker der feinsinnige Kritiker Eugen Zabel. Ein paar weitere Kritiker schließen sich an: der liebenswürdige J. Landau, ferner Franz Hirsch und Siegfried Samosch; auch der Historiker Professor Martin Philippson ist anwesend, und neben ihm sitzt Hans Olden, der fruchtbare Dramatiker. Mit Handschlag begrüßen wir noch zwei Herren: Richard Skowronnek — das ist der schlanke Elegant mit dem Einglas im Auge und dem wunderschönen Schnurrbart — und Hans Hoffmann, der von Wernigerode herübergekommen ist, wo er seit Jahren sein Domizil aufgeschlagen hat. Skowronnek, der Masurenhäuptling, ist erst seit kurzem in der Öffentlichkeit bekannter geworden. Seine amüsanten Lustspiele „Eine Palastrevolution", „Halali" und „Der Tugendhof" haben ihn bei dem Theaterpublikum in Gunst gebracht; litterarisch höher schätze ich seine Heimatsromane ein. Daß Hans Hoffmann in den letzten Jahren stiller geworden ist, werden die zahlreichen Verehrer seiner Muse innigst bedauern; an seine Stimmungsschilderung und die Kunst, Herz und Geist gleichzeitig gefangen zu nehmen, reichen nicht viel Novellisten unserer Tage heran ...

Doch nun bitte Platz zu nehmen! Seien wir einmal leichtsinnig — „Kellner, eine Flasche Heidsieck! Es lebe die Kunst! ..."

Rückblick auf die Bestrebungen zur Vereinheitlichung der deutschen Gesetzgebung.

Von

Ernst Wichert.

(Abdruck verboten.)

Seit dem 1. Januar dieses Jahres 1900 leben wir Bürger des Deutschen Reiches unter der Herrschaft des Bürgerlichen Gesetzbuches. Der Übergang aus dem alten Rechtszustande in den neuen hat sich unmerklich vollzogen; es wird noch eine gute Weile dauern, bis er dem rechtsuchenden Publikum zum Verständnis kommt, und auch der praktische Jurist wird erst nach und nach das neue Recht anzuwenden in der Lage sein. Es ist eben nicht, als ob eine Thür geschlossen und eine andere geöffnet ist, so daß nur noch der Historiker den Weg zurückfände, sondern die Verbindung ist vorläufig und für so lange Zeit offen gehalten, bis die erworbenen Rechte ihre Nachwirkung verlieren und im lebendigen Fortschritt alles Geschehens Verhältnisse entstehen werden, die nun der Beurteilung des neuen Rechts unterliegen. Wie weit es rückwirkende Kraft haben will, sagt es selbst.

Trotzdem gehört das Zustandekommen des Bürgerlichen Gesetzbuchs für ganz Deutschland zu den größten Ereignissen, von denen die deutsche Geschichte bis zu den ältesten Zeiten zurück berichten kann. Wir hatten schon wiederholt eine politische Gemeinschaft gehabt, die eine Reichseinheit unter einem mächtigen Oberhaupt darstellte, aber noch nie eine Rechtseinheit. Was sie bedeutet, kann man erst würdigen, wenn man weiß, welche Anstrengungen durch Jahrhunderte erforderlich waren, sie als eine Notwendigkeit erkennbar zu machen und endlich herbeizuführen. Dieses Wissen muß nicht nur bei den Rechtsgelehrten, sondern bei dem ganzen Volke sein, damit es sich dieser Errungenschaft erfreue. So mag sich der Versuch rechtfertigen, ihm in einem geschichtlichen Rückblick kurz die Widerstände aufzuzeigen, die zu diesem Ziel überwunden werden mußten.

Es könnte den Anschein haben, als ob die Aufnahme (sog. Reception) des Römischen Rechts im XV. und XVI. Jahrhundert schon eine „Rechtseinheit" für Deutschland ergeben habe, die nur später wieder verloren gegangen sei. Das ist aber nicht richtig. Allerdings ist das Römische Recht bei uns „gemeines Recht" geworden, aber nur als Subsidiarrecht und nie als publiziertes Gesetz an Stelle anderer Gesetze.

Wie war es denn überhaupt möglich, daß ein vor mehr als tausend Jahren entstandenes, fremdes und in einer fremden Sprache geschriebenes Recht, nicht einmal in einer, sich den ganz anderen Verhältnissen anpassenden Bearbeitung, sondern in vorliegender Form und im ganzen übernommen werden konnte? Die Mangelhaftigkeit des heimischen Rechtes erklärt diese wundersame Thatsache doch nicht ausreichend. Allerdings gab es kein allen Deutschen gemeinsames Recht, kein in allen Gerichtshöfen geltendes Gesetz. Alles Recht beruhte in Deutschland ursprünglich auf der Gewohnheit. „So viele Völkerschaften unterschieden wurden, so viele Rechte hat es gegeben, welche nebeneinander gelten." Im V.—VII. Jahrhundert waren sechs solcher Stammrechte, übrigens in lateinischer Sprache, aufgeschrieben, „gefaßt"

worden, aber im XI. Jahrhundert völlig in Vergessenheit gekommen. Das alte Gewohnheitsrecht trat wieder in Kraft, und neues bildete sich, der socialen Umgestaltung der Verhältnisse gemäß. Zu dem Lehnrecht und Landrecht für die bevorzugten Klassen der Gesellschaft traten Hofrechte für die Unfreien, Dienstmannenrechte für die Ministerialen, Stadtrechte (schriftlich Cürrechte) für die zur wirtschaftlichen Selbständigkeit gelangten Bürgerschaften. Urteile der Gerichte wurden gebucht und Weistümer aufgeschrieben, die Gewohnheitsrechte schriftstellerisch bearbeitet, so im Sachsenspiegel und im Schwabenspiegel, im kleinen Kaiserrechtsbuch und in den über den Gerichtsgang unterrichtenden Richtsteigen Landrechts und Lehnrechts. Angesehene Stadtrechte, z. B. das Magdeburger, das lübische, wurden von anderen Städten, mit oder ohne Änderungen übernommen oder bei Neugründungen verliehen. Die westfälischen Femgerichte waren nicht nur „auf der roten Erde", sondern in allen deutschen Landen lange wirksam. So hatte jedes Territorium, jeder Stand, jede Gesellschaftsschicht eignes und besonderes, vielfach örtlich verschiedenes Recht. Verwirrung und Unsicherheit konnten nicht ausbleiben. Ein solcher Zustand müßte uns unleidlich erscheinen. Er war aber in einer Zeit erträglich, in der die Bewegung der Bevölkerung sehr gering blieb, Jahrhunderte hindurch wesentlich dieselben Geschlechter in denselben engen Bezirken festsaßen, der Handel seine ganz bestimmten Straßen ging, fahrende Leute so gut wie rechtlos waren. Das Bedürfnis, ein fremdes Recht einzuführen, fehlte im Volke auch dann noch, als es bereits auf Umwegen eingeführt war.

Lange blieb die Kenntnis des Römischen Rechts auf den verhältnismäßig kleinen Kreis von wißbegierigen und gelehrten Männern beschränkt. Seit dem XII. Jahrhundert bestand in Bologna, dann auch in Padua eine berühmte Schule für Römisches Recht. Deutsche studierten dort und brachten ganz neue wissenschaftliche Anschauungen über die Alpen zurück. Sie nahmen in der Heimat an den Fürstenhöfen und Ratskollegien der im Aufschwung begriffenen Städte amtliche Stellungen ein und waren natürlich geneigt, die erworbenen Kenntnisse nutzbar zu machen, die gebilligten Principien des Rechts zur Anwendung zu bringen. Auf den deutschen Universitäten wurden Lehrstühle für Römisches Recht errichtet, das Studium desselben dadurch erleichtert, die Zahl der Kundigen vergrößert. Aber noch immer war die Rechtsprechung in den Händen der Laien, die in den Land- und Stadtgerichten mit Zähigkeit am Gewohnten festhielten. Erst in den neuen Hofgerichten gewann die fremde Macht stärkeren Einfluß, da sie der Ausbildung einer unbeschränkten Fürstenherrschaft günstig war. Die Deutschen Kaiser, die sich als Nachfolger der römischen fühlten, förderten es, indem sie sogar ihre Verordnungen in Bologna eintragen ließen. „Dem deutschen Volke wurden von seinen *Gelehrten* die Gesetzbücher des alten und neuen Rom, in welchen das eigentliche wahre Recht geoffenbart schien, mit *Hilfe der Obrigkeit* aufgedrungen."

Dem 1495 eingesetzten Reichskammergericht wurde ausdrücklich aufgegeben, „nach des Reichs und gemeinen Rechten (das heißt nach Römischem Recht) zu richten". Hier erhielten die Gelehrten auch zum erstenmal eine besondere Bank. Diese Einrichtung wurde dann rasch auch auf die Hofgerichte der Territorien übertragen. Die Obrigkeiten sahen sich überall wenigstens zur Gestattung der Subsidiarität des gemeinen Rechts genötigt, die Verwirrung wurde dadurch noch größer und peinlicher.

Denn was war das „Römische Recht"? Keineswegs ein Gesetzbuch für den praktischen Gebrauch und nur in fremder Sprache abgefaßt. „In den Jahren 528—534 n. Chr. ließ der oströmische Kaiser Justinian das römische Recht revidieren und kodifizieren. Das neue Gesetzbuch bestand aus drei Teilen. Der erste Teil war ein kurzes Lehrbuch; demselben lag ein ca. 370 Jahre früher entstandenes Lehrbuch zu Grunde, welches nun durch Ausmerzung des obsolet Gewordenen, Einschiebung des seitdem erwachsenen Rechts und durch Entscheidung der Kontroversen der neuen Zeit angepaßt wurde. Der zweite sehr umfangreiche Teil bestand aus etwas über 9000 Excerpten aus den Schriften von 39 in die Zeit von ca. 100 v. Chr. bis in das IV. Jahrhundert n. Chr. fallenden Juristen. Der dritte Teil war eine Zusammenstellung von etwas über 4200 Gesetzen der römischen Kaiser von Hadrian bis herab auf Justinian. Hinzu traten noch aus der übrigen Regierungszeit Justinians eine erhebliche Anzahl von Einzelgesetzen,

welche besonders in das Familien- und Erbrecht tief eingriffen, aber nicht mehr von Justinian gesammelt wurden." (Schwartz.) Dieses „corpus juris civilis" in Verbindung mit dem fast ebenso dickleibigen, auch verstreut Vorschriften über bürgerliches Recht enthaltenden „corpus juris canonici" und dem gleichfalls lateinisch geschriebenen Langobardischen Lehnrecht umfaßte nun den Rechtsstoff, aus dem erst das System abgeklärt und die Specialvorschrift aufgefunden werden sollte, welche, oft gewaltsam genug, auf ganz andere Rechtsinstitute in Anwendung zu bringen war. Dem Zank der Advokaten war Thür und Thor geöffnet, der Spitzfindigkeit der gelehrten Richter die dankbarste Aufgabe gestellt, aber den Laien die Rechtsfindung sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. „Der Rechtsboden war zu einem Irrgarten des Rechts geworden. Niemand konnte sich fürderhin auf sein gutes Recht verlassen, das Vertrauen, daß Recht Recht bleiben müsse trotz aller Widerwärtigkeiten, wurde aufs tiefste erschüttert. Teils war das Recht, das nun Anwendung fand, wirklich fremdartig und wurde nicht begriffen vom Volke, das sich erstaunt sagte, das Recht hat eine wächferne Nase, teils fehlte denen, die es handhabten, noch eine genügende Herrschaft, infolgedessen die Urteile verschiedentlich und widersprechend ausfielen, immer aber die Prozesse ungebührlich in die Länge sich zogen." (Siegel).

Kaiser Karl V. soll sich mit dem Gedanken getragen haben, ein das gesamte bürgerliche Recht umfassendes Gesetzbuch für das Reich zustande zu bringen. Es kam aber nicht dazu. Nur das Kriminalrecht wurde 1532 in einer gewöhnlich Carolina genannten Halsgerichtsordnung (auf Grund einer älteren bambergischen) neu gefaßt.

Erst nachdem durch Landesordnungen für einzelne Territorien, bisweilen auch nur bezüglich specieller Rechtsverhältnisse, wie Ehe-, Erb- und Vormundschaftsrecht, der Verwirrung zu steuern versucht war, im XVII. Jahrhundert durch Hugo Grotius und Pufendorf das Naturrecht wissenschaftlich begründet war, gleicherzeit und später auch das jus germanicum an den Universitäten gelehrt wurde, konnte von der Mitte des XVIII. Jahrhunderts ab daran gedacht werden, wenigstens für die größeren deutschen Einzelstaaten Gesetzbücher zu schaffen, welche das gesamte bestehende Recht, römisch und deutsches, soweit es ferner Geltung haben sollte, zusammenzufassen hätten; bis dahin „begnügte man sich fast in ganz Europa mit dem Römischen und dem Kanonischen Rechte, so häufig auch diese Rechte, ungeachtet aller von den Rechtsgelehrten angewandten Bemühungen, jene Rechte praktisch-brauchbar zu machen, mit dem Geiste der Zeit und der Verfassung im Widerspruche standen." (Zachariä 1806).

Der erste Erfolg dieser Bemühungen zeigte sich in Bayern. Dort wurde bereits 1756 auf Grund einer vom Freiherrn von Kreitlmayr vorgenommenen vollständigen Revision des Privat-, Staat- und Prozeßrechts der „Codex Maximilianaeus Bavaricus civilis oder neu verbessert und ergänzt Churbayrisches Landrecht" publiziert, ein für seine Zeit sehr lobenswertes, gleicherweise als Lehrbuch und Gesetzbuch brauchbares Werk.

Aber vorher schon war in Preußen eine Reform der Gesetzgebung angebahnt. Ohne auf die älteren, vergeblichen Vorarbeiten der beiden Kanzler Distelmeier, Vater und Sohn, im XVI. Jahrhundert und auf die Anregungen des großen Kurfürsten im XVII. näher einzugehen, darf nicht unerwähnt bleiben, daß Friedrich Wilhelm I. gleich bei Beginn seiner Regierung ein Gesetzbuch ins Auge faßte, in dem von dem Römischen Recht nur so viel beibehalten werden sollte, „als solches sich auf den Zustand dieser Länder schicket und mit der gesunden Vernunft übereinstimmet", und noch 1738 dem Kanzler Cocceji die Sorge für ein solches „beständiges und ewiges Landrecht" anbefahl, durch welches das konfuse „jus Romanum" abgeschafft werde. Sein großer Sohn, König Friedrich II., setzte seine Bemühungen fort, anfangs wieder nur mit halbem Erfolge, bis er, auf Veranlassung des Müller Arnoldschen Prozesses, 1780 kräftiger eingriff und nun in dem berühmten Svarez einen eminent rechtskundigen und fleißigen Arbeiter fand, dem es in Verbindung mit anderen Räten gelang, einen sodann in den Jahren 1784—1788 in sechs Abteilungen veröffentlichten „Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die preußischen Staaten" zustande zu bringen. Die massenhaft dagegen eingehenden Erinnerungen füllten 38 Aktenfolianten. Svarez besorgte einen Auszug aus denselben, beantwortete sie und arbeitete

den Entwurf um. Der König, jetzt Friedrich Wilhelm II., vollzog 1791 das Publikationspatent. Das Gesetzbuch sollte am 1. Juni 1792 in Kraft treten. Aber vorher, im April, wurde es bis auf weiteres suspendiert. Es war den Gegnern gelungen, dem Könige den daraus wehenden, freilich echt fridericianischen Geist zu verdächtigen. Svarez mußte eine nochmalige Revision vornehmen. Endlich wurde dann durch Patent vom 5. Februar 1794 das „Allgemeine Landrecht für die königlich Preußischen Staaten" publiziert und ist darauf ein Jahrhundert lang in Kraft geblieben.

Für Österreich, das an derselben Rechtsverwirrung krankte, wurde nach einer Reihe von Vorarbeiten, die ebenfalls bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts zurückgingen, und nach mehreren verfehlten Versuchen endlich 1811 ein „Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für die deutschen Erblande der österreichischen Monarchie" mit Gesetzeskraft vom 1. Januar 1812 ausgegeben.

Indessen hatte Frankreich Anfang des Jahres 1804 in dem code civil (Napoléon) ein kurzgefaßtes Gesetzbuch erhalten, welches das dortige Recht unifizierte. Mit der Eroberung des linken Rheinufers ging dieses fremde Recht auf die eroberten Gebiete über und bürgerte sich dort so fest ein, daß die Bewohner es auch nach der Rückkehr zu Deutschland zu behalten wünschten und behielten. In Baden wurde es 1809, deutsch übersetzt und durch Zusätze erweitert, als „Badisches Landrecht nebst Handelsgesetzen" eingeführt.

Dies war der Rechtszustand in Deutschland — besondere Landrechte in Bayern, Preußen, Österreich, Code Napoléon am Rhein, sonst Gemeines Recht — als die Leipziger Völkerschlacht, die Einnahme von Paris und der Friedensschluß mit dem wiedereingesetzten Könige allen deutschen Patrioten die Hoffnung gaben, daß es dem Wiener Kongreß gelingen werde, ein Deutsches Reich neu zu errichten. Dieser politische Umschwung ermutigte auch sofort neue Bestrebungen zur Gewinnung eines einheitlichen Reichsrechts. Auch früher hatten sich von Zeit zu Zeit mahnende Stimmen erhoben. Schon Mitte des XVII. Jahrhunderts drang Conring auf Kodifikation des gemeinen Rechts, Thomasius erklärte (übrigens lateinisch!), es sei verkehrt (stultum), Gesetze nicht in der Sprache zu haben, die das Volk verstehe, verkehrt auch, fremde Gesetze zu haben, und der berühmte Leibniz, von Hause aus Jurist, schlug vor, die praktisch wichtigeren Kontroversen durch öffentliche Autorität, also durch eine Reichsgesetzgebung zu entscheiden. Das 1806 erschienene Buch von Zachariä: „Die Wissenschaft der Gesetzgebung" bezeichnete sich ausdrücklich „als Einleitung zu einem neuen Gesetzbuche". Nun drang 1814 der angesehene Pandektist Thibaut in einer mit großer Wärme verfaßten Schrift, in welcher er die Behauptung aufstellte, daß im Römischen Recht von unbedingtem Wert eigentlich nur der in ihm enthaltene Schatz geistvoller und scharfsinniger Erörterungen sei, der legislative Teil dagegen gar nicht für uns passe, auf ein kräftiges Zusammenwirken aller deutschen Regierungen zur Herstellung eines allgemeinen volkstümlichen Gesetzbuchs für das ganze Reich. Er ließ den Widerspruch nicht gelten, daß ein solches die Freiheit der einzelnen Landesfürsten hemmen, den Deutschen bei der Verschiedenartigkeit ihrer Gewohnheiten einen verderblichen und unnatürlichen Zwang auflegen, die Heiligkeit des Herkömmlichen antasten werde. Man möge sich nur dadurch nicht beirren lassen, daß die gänzliche Umänderung unseres bürgerlichen Rechts unter den gelehrten Rechtskennern vielleicht die meisten Widersacher finden werde; für kräftige Umwälzungen werde die Mehrzahl der „eleganten Juristen" nie gestimmt sein.

Was Thibaut voraussah, trat sofort ein. Noch in demselben Jahre wandte sich Professor von Savigny in seiner Schrift: „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" hauptsächlich gegen ihn. Savigny sprach der Zeit den Beruf zur Gesetzgebung gänzlich ab und sah den Beweis in den drei großen Gesetzbüchern des Code, des preußischen und des österreichischen Landrechts, die er scharf kritisierte. Er erkannte das rechte Mittel, zu der gewünschten Einheit zu gelangen, lediglich „in einer organisch fortschreitenden Rechtswissenschaft, die der ganzen Nation gemein sein kann". Dasjenige, wodurch das gemeine Recht und die Landesrechte als Rechtsquellen wahrhaft brauchbar und tadellos werden sollen, sei die strenge historische Methode der Rechtswissenschaft. Über den materiellen Wert des Römischen Rechts könnten die

Meinungen sehr verschieden sein, aber über die Meisterschaft in der juristischen Methode, überall die Regel des Rechts zu finden, und das Gewohnheitsrecht lebendig fortzubilden, seien ohne Zweifel alle Stimmberechtigten einig. Er nahm die Wiederausscheidung des französischen Gesetzbuchs als selbstverständlich an. In seinem Geltungsbereich sollte man wieder zum gemeinen Recht zurückkehren. Die beiden Landrechte müßten allerdings bestehen bleiben; es sei jedoch zu hoffen, daß die auf den Universitäten gleichmäßig gelehrte Rechtswissenschaft auch auf deren Weiterbildung einen wohlthätigen Einfluß üben werde. Für ein neues allgemeines Gesetz sei nicht einmal die deutsche Sprache genügend vorgebildet. Das gemeine Recht erinnere alle deutschen Volksstämme stets an ihre unauflösliche Einheit. „Als das jüdische Volk am Berge Sinai das göttliche Gesetz nicht erwarten konnte, machte es aus Ungeduld ein goldenes Kalb, und darüber wurden die wahren Gesetzestafeln zerschlagen."

Rechtslehrer und Praktiker traten auf die eine und andere Seite, und es entbrannte ein Streit, der sich weit über die Zeit hin fortsetzte, in der nach der politischen Lage überhaupt an eine Mitwirkung der Regierungen zu denken war. Der hessische Regierungsrat Pfeiffer betonte in seiner Schrift „Ideen zu einer neuen Civilgesetzgebung für deutsche Staaten" (1815) sehr lebhaft das Bedürfnis des praktischen Juristen und des rechtsuchenden Publikums gegenüber der zu hohen Anforderungen der Wissenschaft. Noch von anderer Seite wurde vorgeschlagen, jeder Bundesstaat sollte sein eignes Gesetzbuch erhalten. Damit war man denn ganz wieder in das partikularistische Fahrwasser eingelenkt. Übrigens war, wie hier schon bemerkt werden soll, die einzige Frucht dieser Anregung „das Bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Sachsen" 1863.

Christ machte 1842 darauf aufmerksam, daß eine allgemeine Gesetzgebung einen obersten Gerichtshof erfordern würde. Da ein solcher jetzt unmöglich sei, möge man zunächst das Notwendigste ins Auge fassen: ein allgemeines Handels- und Wechselrecht.

Das konnte wirklich das Notwendigste und zugleich vielleicht Mögliche erscheinen. Auch Deutschland trat in das Zeitalter, das „im Zeichen des Verkehrs steht". Der deutsche Kaufmann verlangte für seine große Aufgabe, den deutschen Handel über die ganze Welt zu verbreiten, eine sichere Rechtsgrundlage in der Heimat; für ihn konnten die politischen Grenzen der Einzelstaaten nicht länger das Hindernis einer mit seinen überall gleichartigen Bedürfnissen beschäftigten Gesetzgebung bleiben. Der 1833 geschlossene Zollverein arbeitete vor. Schon auf der Zollkonferenz 1836 wurde dort von Württemberg der Wunsch geäußert, man möge sich über ein Handelsgesetzbuch einigen. Ein von Karl Einert 1839 veröffentlichtes Werk: „Das Wechselrecht nach den Bedürfnissen des Wechselgeschäfts im XIX. Jahrhundert" wirkte anregend auf den Versuch von Entwürfen in den verschiedenen Staaten. Endlich erging 1846 wieder von Württemberg an Preußen die Aufforderung, den Zollvereinsregierungen einen Entwurf vorzulegen, auf dessen Grundlage dann ein gemeinsames Wechselrecht hergestellt werden könnte. Preußen führte den Auftrag aus und berief sämtliche deutsche Regierungen im Oktober 1847 nach Leipzig. Dort kam die allgemeine deutsche Wechselordnung, „ein Meisterstück der Gesetzgebung" zustande. Sie wurde ein Jahr darauf von der Frankfurter Nationalversammlung als Reichsgesetz angenommen und durch den Reichsverweser publiziert (24. November 1848). Obgleich das Verfassungswerk scheiterte, nahmen doch sämtliche Einzelstaaten, mit Ausnahme von Luxemburg und Limburg, das Gesetz an. Damit war „der Grundstein zur deutschen Rechtseinheit gelegt". (Siegel.)

Wiewohl schon der Reichsjustizminister von Mohl eine Kommission zur Ausarbeitung eines „Entwurfs eines allgemeinen Handelsgesetzbuches für Deutschland" berief, diese auch einen später benützten Teil fertigstellte, darauf der Bundestag sich der Sache mit löblichem Eifer annahm und die neue Kommission 1859 in Nürnberg zusammentrat, hier und später in Hamburg in fast 600 Sitzungen an dem Werke schaffte, vergingen doch noch mehrere Jahre, bis die Publikation in den einzelnen Bundesstaaten, teilweise erst unter dem Einfluß des Norddeutschen Bundes, erfolgt war. Für besonders bedeutungsvoll muß die Errichtung eines Reichsoberhandelsgerichts in Leipzig durch Gesetz vom 12. Juni 1869 gelten, aus dem zehn Jahre darauf das Reichsgericht hervorgegangen ist.

Indessen ruhte auch die Agitation für ein allgemeines bürgerliches Gesetzbuch nicht; sie gewann 1848 wieder an Stärke. Hier dessen zum Zeugnis einige Aussprüche namhafter Rechtsverständiger: „Mag man auch die Kodifikation vom Standpunkte der bureaukratischen Rechtspflege für unnötig oder vom Standpunkte der wissenschaftlichen Ausbildung des Rechts gar für schädlich halten, das lebendige Bedürfnis des Volkes läßt sich dadurch nicht beschwichtigen, sondern macht die Kodifikation einfach zu einer praktischen Notwendigkeit." (Bruns 1848.) „Darum wollen wir ein deutsches Gesetz und in dasselbe alles aufnehmen, was von römischen Gesetzen in Fleisch und Blut überging, was nicht ausschließend römisch, sondern allgemein wahr ist und was vom römischen Geiste für die Menschheit geschaffen wurde. Auf diese Weise wollen wir den Bund des Römischen und Deutschen Rechts, die Versöhnung des Kampfes zweier verschiedener Weltanschauungen, auf ewige Zeiten abschließen". (Christ 1850.) „In den Ländern des gemeinen Rechts taucht immer wieder und unabweislich der Wunsch nach Kodifikation empor, während dort, wo eine umfassende Privatrechtsgesetzgebung bereits besteht, der Wunsch nach Vertauschung dieses Standpunktes mit der Herrschaft des gemeinen Civilrechts sich nirgends hervorwagt." (Arndts 1853.) „Das Recht bildet sich nicht wie die Pflanze des Feldes. — Durch das Römische Recht, aber über dasselbe hinaus!" (Jhering 1852.) Auch der deutsche Juristentag, seit 1860, hat wesentlich zur Förderung der Einheitsbestrebungen beigetragen.

Die Regierungen waren nicht müßig. Zunächst hielten sie jedoch für notwendig, das Sachen-, Familien- und Erbrecht auszuscheiden und nur ein gemeinsames Obligationsrecht ins Auge zu fassen. Allerdings waren die Schwierigkeiten der Ausgleichung im Familien- und Erbrecht besonders groß. Hatten doch die darauf bezüglichen Titel des preußischen Landrechts in der Mark suspendiert werden müssen, um nie eingeführt zu werden. Auf diesem engeren Boden des Obligationenrechts arbeitete dann wirklich eine Bundeskommission 1862—1866 den sogenannten Dresdener Entwurf aus, der jedoch bei der Nichtbeteiligung Preußens keine Aussicht hatte, Gesetz zu werden. Die Auseinandersetzung mit Österreich durch die Waffen und die Gründung des Norddeutschen Bundes lenkten von ihm ab.

Abweichend von der Reichsverfassung 1849, wonach es der Reichsgewalt obliegen sollte, durch die Erlassung allgemeiner Gesetzbücher über bürgerliches Recht, Handels- und Wechselrecht, Strafrecht und gerichtliches Verfahren die Rechtseinheit im deutschen Volke zu begründen, beschränkte sich der 1867 vorgelegte Entwurf der Verfassung für den Norddeutschen Bund auf gemeinsame Civilprozeßordnung und das gemeinsame Konkursverfahren-, Wechsel- und Handelsrecht, ließ also das bürgerliche Recht und das Strafrecht fort; bei der Beratung im Reichstage suchte Miquel die ältere Bestimmung wiederherzustellen, während Lasker sich mit dem Obligationen- und Strafrecht begnügen wollte. Sein Antrag erlangte die Mehrheit der Stimmen und die Annahme durch den Bundesrat. Aber schon zwei Jahre darauf hatte sich Lasker von der Schädlichkeit der Einschränkung überzeugt und brachte nun mit Miquel zusammen den Antrag neu ein. Er wurde angenommen, aber die Regierungen widersprachen. Lasker beruhigte sich dabei nicht; in den folgenden Jahren und dann im Deutschen Reichstage wiederholte er den Antrag, der stets mit großer Mehrheit angenommen, vom Bundesrat jedoch nicht acceptiert wurde, bis dieser endlich nachgab und nun durch ein Gesetz vom 20. Dezember 1873 an die Stelle der Nr. 13 des Artikels 4 der Verfassung des Deutschen Reichs die Bestimmung setzte:

> „Die gemeinsame Gesetzgebung über das gesamte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren."

So war nun endlich die gesetzliche Grundlage für eine Neuschöpfung gegeben, die „den Traum der deutschen Rechtseinheit" doch wahr machen sollte. Sofort wurde die Kodifikation des bürgerlichen Rechts für das Deutsche Reich durch den Bundesrat in Angriff genommen und vorerst eine Kommission von fünf angesehenen Juristen eingesetzt, welche die Aufgabe erhielt, über Plan und Methode, nach welchen bei Aufstellung des Entwurfs eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs zu verfahren sei, gutachtliche Vorschläge zu machen. Das im folgenden Jahre eingereichte Gutachten, welches zu dem Schluß

kam, daß dem künftigen Gesetzbuch keins der bestehenden Civilgesetzbücher unmittelbar zu Grunde zu legen sei, sondern daß es sich als eine selbständige, an keine bestimmte Vorlage gebundene Arbeit darzustellen habe, auch für die Ausführung präcise Anträge formulierte, fand im ganzen die Billigung des Bundesrats, der jedoch wünschte, daß die vorgeschlagene Ausscheidung gewisser an sich in die Sphäre des Privatrechts gehöriger Rechtsinstitute sich auf Specialrechte beschränkte und eine Aussonderung des Ehe-, Vormundschafts-, Familien-, Hypothekenrechts und der sämtlichen dinglichen Rechte unterbleibe, daß auch die Grenze zwischen Gesetz und Wissenschaft klar festzuhalten sei. Es wurde darauf zur Ausarbeitung des Entwurfs eine Kommission von elf Mitgliedern, hervorragenden Juristen aus allen größeren Staaten und Rechtsgebieten, eingesetzt, die zu ihrem Vorsitzenden den Präsidenten des Reichsoberhandelsgerichts Dr. Pape erwählte.

Die Kommission einigte sich sofort dahin, daß das bürgerliche Gesetzbuch sich auf das gesamte bürgerliche Recht mit ganz bestimmten Ausnahmen (wie Wechsel-, Handels-, Schiffahrts-, Versicherungs-, Urheber-, Verlagsrecht ꝛc.) erstrecken, in einen allgemeinen und einen besonderen Teil (Sachen-, Obligationen-, Familien-, Erbrecht) zerfallen solle. Es begannen dann die eigentlichen Arbeiten, die sich bis 1887 fortsetzten. Im Dezember dieses Jahres überreichte der Vorsitzende der Kommission dem Reichskanzler den Entwurf nebst Motiven.

Der Bundesrat beschloß die Veröffentlichung, die dann auch 1888 in einer Reihe von Bänden erfolgte, und forderte zur Begutachtung des Entwurfs auf.

Diese hatte das Ergebnis, daß der Entwurf zwar vielfach als ein „Kunstwerk juristischer Technik“ anerkannt wurde, sowohl inhaltlich als wegen der verkünstelten Juristensprache aber den wenigsten Kritikern geeignet schien, auch nur die Grundlage des bürgerlichen Gesetzbuchs zu bilden. Diese Einwendungen sind in sechs Bänden und Nachträgen gedruckt!

Im Juni 1889 forderte der Reichskanzler die Regierungen auf, sich über den Entwurf zu äußern. Deren Gutachten füllten wieder zwei Bände. Nun beschloß der Bundesrat, die zweite Lesung von einer neuen Kommission von 22 Mitgliedern — Juristen und Vertretern der verschiedenen wirtschaftlichen Interessen — vornehmen zu lassen. Diese Kommission nahm zwar den Entwurf als Grundlage, arbeitete ihn aber völlig, namentlich auch sprachlich, um und erledigte ihre Aufgabe bis zum Herbst 1896.

Nun ging das Gesetz an den Reichstag, der es an eine Kommission von 21 Mitgliedern verwies, die namentlich in den Abschnitten über Vereine und Eherecht noch manches änderte. Bei der Abstimmung im Plenum am 1. Juli 1896 beteiligten sich 288 Abgeordnete. Von diesen stimmten 222 für die Annahme, 40 dagegen, während sich 18 der Abstimmung enthielten. Das Gesetz wurde vom Bundesrat genehmigt und am 18. August vom Kaiser vollzogen. Es ist am 1. Januar 1900 in Kraft getreten.

Das auf das Zustandekommen dieses so lange sehnlichst erwünschten Gesetzes verwandte Maß von Arbeit ist ein ganz ungeheuerliches zu nennen. Die erste Kommission hat 873, die zweite 457, die Reichstagskommission 53 Sitzungen abgehalten, eine große Zahl auch der Bundesrat und seine Beauftragten. Die Sammlung der Materialien und die Protokolle füllen viele tausend Folioseiten. Alle diese Bemühungen sind glücklicherweise nicht umsonst gewesen. Nachdem die Rechtseinheit in Deutschland 1877 durch die Civil- und die Strafprozeßordnung wesentlich gefördert war, haben wir — Savignys Zweifel zum Trotz, aber wesentlich auf den von ihm entwickelten wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut — ein einheitliches bürgerliches Gesetz für das Deutsche Reich. Möge es sich nun auch im praktischen Gebrauch bewähren! Dazu wird erforderlich sein, nicht nur, daß der Richter überall in seinen Geist eindringt, sondern daß sich auch das Volk mit ihm vertraut mache. Wenn es wahr ist, daß der Charakter eines Volkes in seinen Gesetzen besteht (Schmid), so wird da, wo nicht mehr das Gewohnheitsrecht unmittelbar das Gesetz schafft, vielmehr eine Kodifikation unter mancherlei Kompromissen notwendig geworden ist, das Gesetz, um kein toter Buchstabe zu bleiben, im Volke lebendig werden und ihm den Charakter geben müssen. Die Rechtseinigung befestigt die politische Einigung.

Roſenlied.

Wir ſenkten die Wurzeln in Moos und Geſtein,
Wir wiegten die Schultern im roſigen Schein,
Wir tranken die Sonne, den Tau und das Licht,
Wir prangten in Schönheit und wußten es nicht.

Der Lenz ſtrich vorüber und küßte uns leis,
Der Tag ward ſo ſtill und die Nächte ſo heiß,
Der Wind ſprach von Liebe manch flüſterndes Wort,
Ein Schritt kam gegangen, ein Arm trug uns fort . .

Wer hält unſer Leben in zitternder Hand?
Es duftet und rieſelt ein weißes Gewand,
Wir ſehn eine Bruſt, die die Sehnſucht erregt,
Wir hören ein Herz, das in Leidenſchaft ſchlägt. —

Von Liebe gebrochen, zu Liebe gebracht
Wir grüßen dich Mädchen, in ſchweigender Nacht.
Der Tag, der zu holderem Blühen dich ruft —
Er legt unſ're Schönheit verwelkt in die Gruft.

Anna Ritter.

Freundessterben.

Schon wieder ein schwarzumränderter Brief!
Erschrocken erblickt er die Trauerkunde.
Sein Herz durchruckt und durchzuckt es tief.
Schon wieder einer vom alten Bunde!
Schon wieder einer der alten Gesellen,
Die man gekannt hat, jung und stark.
Es ist, als hör' man den Axtschlag gellen.
Es geht einem selbst durch Wurzel und Mark.
So geht einer, einer hin nach dem andern!
So schleicht der und der sich davon vom Spiel:
Immer banger, einsamer wird das Wandern.
So wenig noch! — — — Es waren so viel — —
Es waren so gute, treue Genossen!
Je besser man's einst gehabt im Lenz,
Je mehr man teuere Bande geschlossen,
Je öfter kommt's nun, je heißer brennt's.
Die bangen Herbstesschmerzen, die herben,
Wie lagen die einst dem Sinne weit!
Das Bäumefällen, das Freundessterben,
Wer denkt daran in der Jugendzeit?
Wer denkt an dies schmerzende Bodenschwanken?
Es ist gar eigen! Es geht gar tief!

* *

In langem Schweigen, in tiefen Gedanken
Beschaut er den neuen Trauerbrief!

Frida Schanz.

Mittelbau der Villa Falconieri.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Etwas von meinen Schreibtischen.

Plauderei von

Richard Voß.

(Abdruck verboten.)

I.

Mein Schreibtisch in der Villa Falconieri.

Wenn alles, was ich im Laufe von zwanzig Jahren an diesem Tische schrieb, würdig wäre der Schönheit des Raumes, darin der Tisch stand, so müßte ich eine lange Reihe unsterblicher Werke geschaffen haben. Oft, ach, wie oft, schlug ich, von meinem Papier aufblickend und um mich schauend, an meine Brust und rief zerknirschten Gemütes: „Herr, sei mir, Sünder, gnädig — was für ein armseliges Schreiberlein bin ich doch! Und ich sitze hier?!“

Dieses „Hier“ gut zu schildern, es so gut zu schildern, daß das blasse, kalte Wort zur Empfindung und Anschauung wird — um das zu erreichen, bedarf es einer Meisterhand. Des dichterischen Schilderns begebe ich mich denn auch feierlichst und lasse es mir heute genügen, an meinem Schreibtisch in der Villa Falconieri bei Frascati mit meinen deutschen Freunden in meinem römischen Tusculum behaglich ein Viertelstündlein zu plaudern.

„Die stärkste Leidenschaft meines Lebens“ — so habe ich meine Liebe zur Villa Falconieri, dem „leuchtenden Hause“, einmal genannt. Das mag poetisches Pathos sein; meines Lebens reinste Leidenschaft ist sie gewiß. Aus den grauen, nordischen Nebeln einer wirren Jugendzeit rettete ich mich auf die immergrünen Höhen über der Campagna Roms; aus den dunklen Irrpfaden eines schicksalsvollen, kämpfereichen Lebens führten mich gütige Geister in dieses von feierlichen Eichenwipfeln umrauschte, von greisen Cypressen umdüsterte Asyl, an die mit schimmernden Ölwäldern bedeckten Abhänge Tusculums. Es war eine gesegnete Stunde, in der ich, Roms Gewühl und Getöse entfliehend, nach Frascati kam und zum erstenmal durch Vignolas herrliches Falkenthor in den Zauberbann von Frascatis ältester, verlassenster und traumhaftester Villa gelangte.

Es waren damals — lang, lang ist's her — für den jungen, werdenden Poeten, der sich selbst erst entdecken mußte, schwere Zeiten. Sein ganzes Innere war Dumpfheit, Dämmerung, Gärung; all sein Thun angstvolles Tappen und Tasten, Sehnen und Suchen. Wohin er sich

wandte, lange Zeit keine ermutigende Stimme, keine hilfreiche Hand. Niemand glaubte an ihn; aber keiner an ihn ſo wenig, wie er ſelbſt. Und das — ja, und das war von allem Schlimmen das Schlimmſte.

„Krankhaft“ — alle nannten ihn ſo. Und weil alle ihn ſo nannten: beſtändig nur ſo, geſchah es, daß er in Wahrheit krank wurde: ein einſamer, verträumter, phantaſtiſcher, weltfremder Geſelle, der ſein ungeſundes Ich am liebſten dort begraben hätte, wo weder Sonne noch Mond es beſchienen. Jawohl! Schwere Zeiten waren es, Zeiten, in denen der Menſch nicht nur an ſich ſelbſt, ſondern an Gott und Welt verzweifelt, um vielleicht in Verzweiflung unterzugehen.

In ſolchem Zuſtande an einem römiſchen Frühſommertage — wißt ihr, was das heißt? — mutterſeelenallein an einer Stätte, ſo voll ſtrahlender Schönheit und zugleich ſo voll feierlichen Friedens, daß ſie einer Inſel der Seligen glich.

Wie natürlicher Fels, ſo grau, mächtig und hoch, entſteigen den ringsum alle Tiefen füllenden, alle Höhen bedeckenden Ölwäldern die Fundamente, welche die Terraſſen und Gärten, die Haine und den Palaſt tragen. Denn ein ſolcher iſt das tusculaniſche Landhaus des uralten Fürſtengeſchlechtes der Falconieri, welches zu ſeinen Söhnen Päpſte und Märtyrer zählt. Sogar zu einer heiligen Santa Juliana Falconieri läßt die katholiſche Kirche ihre Gläubigen beten.

Was dem Auge hochaufgetürmtes Geſtein erſcheint, iſt antikes Mauerwerk; und der Boden ringsum ward gedüngt mit Säulen und Gebälkſtücken, mit Altären, Cippen und Statuen aus den älteſten Zeiten der erſten römiſchen Republik, bis zur Epoche der ſpäteſten Kaiſer. Ein zweifacher Mauerring umſchließt den weiten Beſitz, zu welchem nicht weniger als vier monumentale Portale führen — drei andere Thore, aus antiken Fragmenten errichtet, nicht mitgerechnet. Ein Märchenreich iſt's, in welches der Spaziergänger durch jeden dieſer ſtolzen Thorbogen einzieht, darüber in leuchtenden Lettern geſchrieben ſtehen ſollte: „Ihr, die ihr hier eintretet, laſſet den Dunſt der Tiefe, laſſet allen Erdenſtaub und alles Erdenleid hinter euch!“

Ölbäume, Pinien und Edelkaſtanien; ein tiefdunkler Steineichenhain und ein melancholiſcher Cypreſſenteich; endloſe Alleen von feierlichem Lorbeer und weißblütigem Lauruſtinus; Wildniſſe von Galdregen, Ginſter und Caprifolium; Hecken von Roſen und Glycinien; Gefilde von Cyklamen — ſchildern will ich es nicht; nur es ſagen, den Dingen nur einen Namen geben.

Und an jenem Frühſommertage ich an dieſer Stätte der einzige Menſch! Die Einſamkeit und Verlaſſenheit des wunderſamen Ortes kamen ſeiner Schönheit gleich. Ausgeſtorben das weite, prächtige Haus, mit ſeinen geſchloſſenen Thüren und Fenſterläden wie eine Geiſterburg; mit ſeiner herrlichen Halle und Loggia, ſeiner feſtlichen Säulen- und Pilaſterarchitektur, vom Glanze der Sonne Roms überflutet, zugleich eine Behauſung der Daſeinsfreude des glückſeligen Südens.

— — — — — — — — — — —

Heute ſtehen Thor und Thür weit offen. Tritt ein, Landsmann! Deutſcher Gruß und Handſchlag empfangen dich; denn in der Villa Falconieri hauſt ein deutſches Paar. Bald nach jenem Sommertage öffnete ſich für den einſamen Spaziergänger das verſchloſſene Haus; bald zogen zwei Neuvermählte in ſeine Mauern, um dem Falconierizauber von Stund an für alle Zeit verfallen zu ſein. Sei alſo willkommen, lieber Gaſt, und laß mich dich führen.

Du wunderſt dich über die bunte Pracht an den Mauern? Es war damals eben eine farbenfreudige Zeit, welche die taten Wände mit Bildern und Geſtalten belebte.

Hier, in der hohen Halle, blickt eine ganze Generation längſt vermoderter Falconieri daſeinsfroh auf dich herab. Dieſer Oratio Falconieri hat die Steineichen gepflanzt, welche die Villa heute ſo myſtiſch umſchatten, als umfinge ſie der Hain einer Gottheit mit frommen Schauern; und jenes ſüße Frauenantlitz gehörte einſt einer Fürſtin Falconieri an, die, einer Sage nach, in dem Cypreſſenteich — dort ſiehſt du die Wipfel der düſteren Bäume zum tiefblauen Himmel aufſteigen! — durch Gattenhand ihren Tod fand.

Folge mir jetzt von Saal zu Saal, von Gemach zu Gemach. Verblichen und verfallen iſt die einſtmalige Pracht; aber die Stuckaturen an den Decken könnten erſt geſtern von Meiſterhand vollendet ſein, und an allen Wänden ſiehſt du ein buntes, fröhliches, feſtliches Gewimmel... Hier ſind es wiederum Porträts von Falconieri, ihren Hausfreunden, Gäſten und Dienerſchaften; dort mythologiſche Landſchaften mit Staffage, ganze Kapitel aus dem unſterblichen Buche des großen Heiden Ovid! Folge mir bis zum letzten Raum, lieber Landsmann. Und jetzt, erſt jetzt, biſt du ganz bei mir; erſt hier habe ich mein wahres Zuhauſe; denn hier ſteht mein Schreibtiſch.

Auf der Schwelle zauderſt du, blickſt du dich um... Nicht wahr, es iſt ſchön bei mir? Du biſt auch in Carlo Marattas „Frühlingszimmer“! Von der gewölbten Decke ſtreut die junge Spenderin des Lenzes aus vollen Händen ihre duftenden Gaben auf dich herab, und rings um dich — ſieh doch nur! — blüht es auf. Zu einem Hain der großen Göttin ſelbſt verwandeln ſich beim Vorüberſchweben des Frühlings die Mauern. Ein Tempel Aphroditens erhebt ſich. Scharen von kleinen, geflügelten Liebesgöttern gaukeln, großen Faltern gleich, durch die Blumenbäume, durch die Blütendickichte. Sie jagen Schmetterlinge, ſchießen mit ihren tödlich treffenden Pfeilen nach Vögeln, haſchen einander, kränzen Hermen, ſchmücken den Eingang des Venusheiligtums mit Blumengewinden, tummeln ſich glückſelig umher, die Genien des Ortes.

Denn aller irdiſchen Glückſeligkeit war dieſes Zimmer geweiht: das Brautgemach derer vom Hauſe der Falconieri! Und jetzt — jetzt ſchlug darin der deutſche poetiſierende Träumer ſeinen Handwerkstiſch auf!

Während die halben Geiſter entſetzt davonflattern und trauernd entweichen — tretet her, wo mein Schreibtiſch ſteht: Dort in der Ecke, zwiſchen den beiden hohen Glasflügelthüren. Kommt und — ich bitte euch — ſchaut!

Iſt Carlo Marattas Frühlingszimmer ſchön, ſo iſt das, was ihr von meinem Schreibtiſch

aus sieht, groß; denn euer Blick umfoßt ganz Rom. Und er umfaßt dos gonze römische Land bis zu den Grenzen des fernen Toscanas hinüber, umfaßt die Meeresküste von Civitavecchia bis Porto d'Anzio, umfaßt die Appenninen von den umbrischen Bergen bis zu den Abruzzen — ich konn nur Namen nennen, nichts als Namen...

Die Ruinen von Collotia, wo Lucrezio den Dolch sich ins Herz stieß; die Ruinen von Gobii, der urolten Orakelstätte; die Ruinen der Hadriansvillo, inmitten ihrer immergrünen Wildnisse; die Cypressen der Villa d'Este! Unter der schönen Pyramide des Monte Gennaro Tivoli und weiterhin alle die grauen sobinischen Bergnester, von den Ortschoften bei der schneeigen Lioness begonnen, bis zur Burg von Präneste.

Wie ein Riesendenkmal auf diesem gigantischen Kirchhof der Weltgeschichte, im Mittelpunkt des unobsehbaren Gräberfeldes, einsom der Berg Oreste, das Capri im Ocean der Campagna Roms. Dahinter, dem Meere zu, die Hochebene des rätselvollen alten Etruriens, begrenzt von den Linien des Ciminiwaldes, die in hellenischer Anmut vom Meeresgestode ansteigen.... Dort der Krater des Sees von Brozziano; und näher nach Rom zu, die Stätte Vejis und das wundersame Golero..... Jetzt endlich Rom! Die Cypressen von Monte Mario dunkeln hoch über der breithingelagerten, schimmernden Stadt; die Peterskuppel wölbt sich, einem blauenden Felsendom gleich; die Ruinen des Palatins und Colosseums; die Statuen auf dem Lateran und die Säule von Santo Maria Maggiore — an meinem Schreibtisch brouche ich nur den Blick zu erheben, um alles zu übersehen.

Und weiter, immer weiter schweift das Auge über das römische Land: der Hain der Egeria, das Rundgrob der Cäcilia Metella, die Eukalyptuswaldungen bei Tre Fontone. Sie stehen am Saume der großen ostiensischen Wildnis, die hier als Morast, Buschwald, Steppe mit breitem Gürtel das Gestade des tyrrhenischen Meeres umschließt, auf dessen Wogen ich bei klarer Luft die Fischerboote von Fiumicino und die Tibermündung erkenne — nur von meinem Schreibtisch emporblickend!

Und mehr noch, immer noch mehr! Das ganze Virgilische Gefilde, von dem Gesonge an, in dem Held Äneas in Latium ons Land geht. An meinem Schreibtische sitzend, die Äneide lesend, von Zeit zu Zeit, von den rollenden Versen ausruhend, hinblickend das Lokol des hehren Heldengedichts überschauend — es muß eben erlebt sein.

Man spricht von dem ewigen Wechsel des Meeres. Wie eintönig erscheint mir dieses im Vergleich zu dem Landschoftsbilde der Campagno Roms, welches kaum jemals dasselbe ist. Jeder Sonnenstrahl, jeder Wolkenschotten, der dorauf fällt, wandeln das Bild, dos ich, der ich ein volles Menschenleben damit zubrachte, es zu betrachten, noch immer nicht kenne. Oft geschieht mir, daß ich eine antike Ruine, einen mittelalterigen Turm, eine gonze Ortschoft, von einem scharfen Abendsonnenstrahl getroffen, plötzlich aufleuchten sehe, wo ich zehn Jahre und länger nur ödes Land oder den hohen Wogenschlag der Campagna erblickte. Und was mochen ollein die wechselnden Jahreszeiten aus dem Bilde dieser einzigen Landschaft! Der Frühling hüllt sie in bunte Blumengefilde, der Sommer wirft darüber seinen Strahlenmantel, der im Herbst immer goldiger, immer glanzvoller sich färbt, indessen der Winter alle seine Töne kaiserlichen Purpurs um die Stätten breitet, die einstmols auf ihren Schollen Roms Weltherrschoft trugen. Ja! Weltgeschichte ist, was ich sehe in tiefgegrabenen, unverlöschlichen Runen, gleichsam in ehernen Lettern über der unabsehbaren Weite ergossen, nur ouf blickend von dem Popier, darouf ich meine Worte schreibe, die ein Windhauch verweht.

— — — — — — — — — —

Du fragst, lieber Londsmann, der du mir freundlichst gefolgt bist, wie ich meine Stunden verbringe, wenn ich von meinem Schreibtische ansstehe und anderes thue, als „römische Dorfgeschichten" oder sonst etwas zu schreiben?

Ich kann dorouf wiederum nur antworten: Man muß es erleben. Jede Stunde wird mir zum Fest. Und jede dieser vielen Feierstunden danke ich dem Aufenthalte in meinem geliebten „leuchtenden" Hause, wie ich mein Frascotaner Zuhause getoust habe. Denn ouch an dem trübseligsten römischen Regentage geht für mich von seinen Mouern und Hallen ein Glanz aus. Ich werde nicht müde, zu Fuß und zu Pferde die Waldungen und Wildnisse, die Oliveten und Wiesen der Villa zu durchstreifen, die sich bis zu den Ruinen der uralten Stadt Tusculum emporziehen, in dessen ausgegrabenem Theater ich ruhe, während mein Pferd auf der Margueritenwiese unter den Ulmeu weidet. Ich kenne jeden Hirten im Molarothol, verkehre mit den Kohlenbrennern in den Wäldern Roca di Papas so freundschaftlich, wie mit den Bauern aus dem ehemaligen Brigontenneste Rocca Priora, wie mit den Mönchen von Pallazuola und meinen schöngewandeten Nachbarn, den Camaldolensern.

Dieses Leben, welches von einer Romontik ist, daß ich oft wähne, ich befinde mich nicht in nächster Nähe einer Kapitale, sozusogen vor den Thoren Roms, sondern in den Wildnissen eines anderen Weltteils — diese farbenreiche, sonnendurchglühte, wonnige Freilichtexistenz ward mir erhalten; aber — daß ich's jetzt nur sage! — die Villa Falconieri, mein leuchtendes Hous, word mir genommen; und vor einem Johre mußte ich mit meinem Schreibtische „ein Haus weiter", in eine andere Villa Frascatis ziehen, die auch herrlich genug ist und wo ich, vom Papier aufblickend, ouch das Virgilische Land am Meeresgestade sehe, die Kuppel St. Peters, den Berg Oreste und sonst alles römisches Land. Die Villa Torlonia ist es, die mich gastlich oufnahm, ihrem fürstlichen Herrn und allen Göttern sei Dank dafür! Und doch, solcher Garten Eden wie sie ist: mein Paradies habe ich verloren.

Wer raubte es mir?

Das Hous, welches eine Stätte der Schönheit ist, nahmen Mönche in Besitz, die die Schönheit der Erde nicht sehen dürfen; die eine Sünde begehen, wenn sie sie sehen; die von dieser Gottheit mit einem beschwörenden: „apage Satanas!" sich obwenden müssen.

Trappisten von Tre Fontone bewohnen die Villa Falconieri während weniger Sammerwochen: ewig Schweigende hausen in meinem leuchtenden Hause, eine trourige Genossenschaft stummer Beter und Büßer, die mit keinem Hauche ihre Seele ousrufen dürfen: „Herr, Herr; wie herrlich und hehr ist deine Welt! Siehe, ich preise dich in deinen Werken."

Mit einem Jubelruf, mit dem ich mein neues Leben begrüßte, zog ich vor länger ols zwanzig Jahren ein in die Villa Falconieri; mit einem erstickten Wehlaut, der forton mein ganzes Sein durchzittern wird, bin ich darous geschieden. Aber, wenn auch diejenige Stätte geweiht ist, die ein dankborer Mensch betrot, so wird über dem alten Houfe der Falconieri — außer seiner Weihe als heiliges Haus des Herrn — ein Segen schweben, so lange wie die Wipfel der Steineichen seine Mauern umrauschen.

II.

Meine Schreibtische in Bergfrieden und auf der Saletalp.

„Wie anders wirkt dies Zeichen ouf mich ein!" ... Es ist ober auch eine andere Welt, die mich hier umgibt. Jedesmal, wenn Roms Julisonne mich nordwärts scheucht, citiert mein Gemüt das Faustische Wort — ollerdings nicht in jenem Sinne empfunden.

Denn jedesmal muß ich mich von neuem einleben unter den starren Alpengipfeln, in dem Schatten der Tannenwälder, auf den grosgrünen Motten. Der an unübersehbare Weiten, an einen grenzenlosen Horizant gewöhnte Blick muß die Enge erst wieder ertragen lernen. Und wie das Auge, so dos Gemüt.

Dennoch habe ich, bevor ich auf den wonnigen Höhen Frascatis mein geliebtes Tusculum fond, in dem einsomen, vom Hochlonde umdunkelten Hause auf der Alpenwiese — meinem „Bergasyl" — jahrous, johrein gelebt. Und das als blutjunger, unfertiger Mensch, der hinaus gehört hätte in den Strom der Welt; wäre es auch nicht gewesen, um sich als „Charakter" zu bilden, sondern nur, um zu lernen, gegen den Stram zu schwimmen und seine Kraft zu erproben.

Hier in dem Hause, welches ich mit dem schönen Namen des Friedens tauste — es gibt kaum einen schöneren! — hier nun steht mein Arbeitstisch in einem Erker, den im Sammer und Herbst hochstielige Blumen umblühen: gelbe Goldruten, pupurroter Flachs, Molven und Sonnenblumen, so viele Sonnenblumen, daß ich bei trübem Wetter rings um meine Fenster Blumensonnenschein hobe. Über die Blüten blicke ich tief in die Schatten hundertjähriger Buchen hinein. Gleich Säulen aus grauem Granit streben die mächtigen Stämme empor, eine Decke tragend, die an sonnigen Tagen, von Strahlengefunkel durchglänzt, wie eine smaragdene Kuppel sich wölbt. Höher hinauf lichtet sich der Pork zu einer Wiese. Im weiten Kreise wird sie dunkel und feierlich vam Hochwald umstonden.

Die Tiere des Woldes sind bei meiner Arbeit meine Gefährten. Ein ganzes Völklein von Eichkotzen spielt unter den Laubkronen der Buchen. Pfeilschnell huschen die zierlichen Geschöpflein die schlanken Stämme hinon, schlüpfen van Ast zu Ast, werfen van einem Boum sich zum anderen, ducken sich unter dos dichte Gezweig. In den Tannen nisten Wildtauben, deren gurrender Liebesgesang zu mir tönt; Amseln setzen sich auf die höchsten Spitzen und flöten mir ihre Lieder var; der große grüne Specht hämmert am Gestämm; Finken und Meisen singen ringsum, und die Gobelweihe zieht hoch über den Wipfeln ihre Kreise.

Am frühen Morgen und in den Dämmerungsstunden treten Rehe aus dem Tonn und äsen auf der Wiese vor meinem Erker. Einigemal empfing ich sogar eine Visite von Meister Reinecke, den ich eigentlich mit einem fetten Huhn zu Gaste laden und sehr höflich empfangen müßte; da er ja doch mein Herr Namensvetter ist — freilich in mein geliebtes, heimisches, pommersches Platt übertragen. Auch Wildkotzen höre ich in Sammernächten schreien, wenn ich an meinem Schreibtische spät noch auffitze, und Nacht für Nacht läßt ein grauer Kouz dicht vor meinem Fenster seinen klagenden Ruf erschollen.

Wiese und Wald, und was auf Wiese und Wald lebt; das und nichts anderes ist hier mein tägliches Bild. Es erscheint einförmig genug. Aber auch hier ist beständiger Wechsel von Farbe und Licht, von Werden und Vergehen. Im Frühling, wenn die jungen Buchenblätter keimen, sind die schönen Bäume wie überströmt von goldigen Trapfen, und rings um die silberhellen Stämme breitet sich ein bunter Teppich von blaßblütigen Hundsveilchen, weißen Waldanemonen und forbigem Bergimmergrün. Über der Wiese liegt der Goldschimmer der Primeln. Sind diese verblüht, so wird sie zu einem Gefilde von Indigoblumen, Genzianen, daß es unter dem finsteren Tann leuchtet, als wäre ein Stücklein römischen Himmels ouf die deutsche Erde niedergesunken. In dieser wonnigen Lenzeszeit — die ich hier jetzt nicht mehr erlebe, doch oft genug erlebt hobe — vernehme ich, über meinem Papier sitzend, dumpfrollendes Getöse. Es schollt van hochher, wie ous den Lüften herab oder wie ferner Kananendonner, der ein vielstimmiges Echa weckt.

Die Lawinen sind's, die im Frühling von den Wänden des Watzmanns und Hohen Göls niedergehen. An Tagen, wo der Tauwind weht, nimmt das Dröhnen kein Ende und währt die ganze Nacht über fort.

Die liebste Johreszeit ist für mich der Spätherbst. Van meinem Schreibtisch aufblickend, hängt es vor meinem Fenster gleich einem Vorhang ous dunklem Golde gewirkt: die in ihrem herbstlichen Loubschmuck prangenden Buchen. Erhebt sich noch den ersten Frostnächten ein heftiger Wind, so wirbelt es goldig durch die Lüfte, Heerscharen von goukelnden Schmetterlingen gleich. Nichts ist zu sehen, als rastfarbenes Laub, welches rouschend und raschelnd hin und her treibt, oufsteigt und niederfällt. Eine hohe Schicht welker Blötter deckt den Boden und den Wald. Der ganze Wold steht oft binnen Augenblicken entlaubt.

Aber zum Märchen wird hier die Welt beim Rauhreif. Donn verwandeln sich die Buchen und

Tannen zu einem weißen Zauberwalde, und die Wiese wird zur Geisterau.

Eine bleiche Flora erblüht über Nacht. Steigt die Sonne auf, so entsprühen Funken allen Wipfeln und Zweigen. Der ganze Wald lacht und lodert in wundersamen Flammen. In Edelsteingefunkel erglänzen die Gräser, am Gesträuch hängen Diamanten. Bei vollkommen ruhiger Luft und starker Kälte vergeht der Zauber nicht sogleich. Dann steht der weiße Wald voll feierlichen Friedens und ragt mit seinen regungslosen Wipfeln in einen leuchtenden Himmel hinein.

Kein Ton ist vernehmbar. Kirchhofsruhe lagert über der winterlichen Alpenwelt.

Oft, wie oft in jenen vergangenen Jahren wurde zu solchen Zeiten die Welt für mich zu einem Grabe, darin ich mich lebendig eingescharrt dünkte: Schnee, Schnee, nichts als Schnee! Zu Wänden türmte er sich um das Haus, und der Weg durch die schimmernden Mauern mußte mühsam gegraben werden, oft jeden Morgen von neuem. Und oft währte dieser „weiße Tod" durch Monate und Monate. Die Augen schmerzten von all dem grellen Gefunkel, die Seele wurde müde bei der Grabesstille. Zu solchen Zeiten saß ich oft stundenlang und — lauschte auf das schwere Schweigen ringsumher.

Der einzige vernehmbare Ton war mitunter das Brechen der Äste, die ihre Schneelast nicht länger zu tragen vermochten. Bisweilen stürzte ein alter Baum. Mit leisem, ganz leisem Rinnen und Rieseln begann es. Ein Schauer schien die Waldriesen wie Todesahnung zu erfassen. Nun wurde das Rieseln zum Rauschen. Und krachend, unter Donnergepolter, stürzte der Baum, bei seinem Fall anderes Leben des Waldes zermalmend. Der mächtige Stamm lag gebrochen. Aber noch eine lange Weile währte das Rieseln und Rauschen fort, als raunte der Wald sich zu, daß einer der Ihren seinen Untergang fand.

Oft saß ich in meinem Erker, wie in einer bequemen Loge, sah aus meinem Lehnsessel dem tragischen Sturz eines Helden des Waldes zu und wurde inmitten der weißen, toten Natur von einer heißen Sehnsucht nach Sonne und Leben ergriffen.

— — — — — — — — — — — —

Jedes Jahr, wenn ich im deutschen Vaterlande in meiner von Buchen und Tannen umstandenen einsamen Bergklause weile, geschieht es, daß ich — im Frühsommer und Spätherbst gewöhnlich — meine ganze Schreiberei zusammenpacke und mich damit ein Stücklein Wegs weiterbegebe. Wer in meiner Gesellschaft über den Königssee fahren will, ist freundlichst eingeladen.

In zwanzig Minuten schon sind wir von Bergfrieden aus am Gestade von Deutschlands grandiosestem und zugleich melancholischstem Alpsee. Es ist ein früher Morgen gegen Ende Oktober, kurz vor Allerheiligen. Das Wetter paßt zu dem großen Totenfest, welches bald stattfinden soll. Schwarze, schwere Nebelmassen wälzen sich wie ein Riesenbahrtuch durch das Thal. Sie kriechen dem Boden so nahe dahin, daß wir durch Gewölk schreiten; sie sind so dicht, daß wir nur die Gegenstände hart am Wege erkennen und die Tannen wie die Gespenster von Bäumen dastehen. Unmittelbar dahinter steigt schon wieder die düstere Dunstwand auf, die alles ummauert; und über uns liegt der Nebel wie ein schwarzer Deckel, der sich tiefer und tiefer niederzusenken scheint.

Halt! Nicht weiter! Um keinen Schritt! Dicht vor uns stygische Flut! Der Umriß eines schmalen Nachens, einer im Boote aufrecht stehenden Männergestalt wird schattenhaft sichtbar. Steige getrost ein! Nicht Charon ist unser Fährmann, sondern ein lebfrischer, oberbayerischer „Bua", der seinen Weg über den See auch bei Nebel und Nacht sicher findet.

Freilich muß er sich immer nahe, ganz nahe am Ufer halten, jeder Biegung des Felsenstandes folgen und dabei scharf acht geben, mit seinem schwankenden Fahrzeug gegen keine Klippe zu stoßen. Unter der dicken Dunstdecke ruht die Flut regungslos und schwarz wie sternenlose Nacht. Kaum vernehmbar ist der Ruderschlag, ist das Anrauschen der Woge gegen den Kiel. Auch wir schweigen. Eine Geisterfahrt ist's.

Blickst du über den Bootsrand, so siehst du, wie der Fels abgrundtief hinabsinkt. In fahlem Grau tauchen die Stämme der in den See gestürzten Fichten gleich riesenhaftem Totengebein aus der Finsternis auf.

Was war das? Ein dumpfes Gebrüll! Aus dem Gewölk dröhnt's von hoch her herab. Jetzt wieder und wieder! Schier schauerlich tönt's...

Lieber Fahrgenosse, die Hirsche sind's, die in den Wäldern des Königssees ihren wilden Liebesschrei ausstoßen. In solchen machtvollen Tönen kann nur ein stolzes und starkes Geschöpf seine Stimme erschallen lassen. Es klingt wie Löwengebrüll.

Eine Stunde ist bereits vergangen, und immer noch gleiten wir durch Nebelnacht über das dunkle Gewässer. Aber jetzt — welcher Zauber vollzieht sich? Denn als ein solcher erscheint's.

Plötzlich erhebt sich Wind, plötzlich geraten die Nebel in kreisende Bewegung. Sie werden emporgeweht; sie sinken nieder; sie zerreißen, zerflattern; sie schweben hin und her; sie zerfließen.

Plötzlich Tag, glanzvoller Tag! Ein Alpenkessel, eng wie eine Schlucht; gewaltige Felsengipfel bis tief hinunter mit leuchtendem Neuschnee bedeckt, der in der Morgensonne blinkt. Wolkenloser tiefblauer Himmel; die Seeflut goldig vom Wiederschein all des Herbstlaubs; eine Matte, sanft gegen das Ufer abfallend, fast noch frühlingsgrün, mit einigen grauen Balkenhütten, und neben einem Felsblock, auf dem eine Riesenbuche wurzelt, ein kleines, helles Haus.

Wir sind angelangt auf der Saletalp... Der blaue Himmel über uns, ist des Herrn; die hehre Alpenwelt gehört der Krone Bayerns; das kleine, helle Haus neben dem baumgekrönten Fels auf der Alm der Gemahlin des Herzogs von Meiningen: nicht nur der Frauen weisesten, sondern auch besten und edelsten eine.

Mir, dem Schreiber dieses, hat die Güte dieser wahrhaft fürstlichen Frau in meinem deutschen Daheim ein zweites Zuhause geschenkt: die Saletalp zwischen Königs- und Obersee. Tage und Wochen hause ich — oft mit Weib und Ge-

ſinde — unter dem grauen, mit Felsſteinen beſchwerten Schindeldach, zwiſchen den weißen Wänden, auf der grünen Alpe am Seeſtrand. In dem mit rötlichem Lärchenholz getäfelten, traulichen Zimmer, wa ich — lang iſt's her — dem Herzog und Frau van Heldburg meine „Alexandra" varlas: inmitten der Szenerie, darin das Drama ſich abſpielt — hier, auf dem großen Eichentiſch, krame ich mein Handwerkszeug aus.

Das iſt ein Schreibtiſch! Und das iſt eine ſtalze, mächtige Welt, die ich, van meinem Papiere aufblickend, überſehe... Der See mit ſeinem beſtändig wechſelnden Farbenſpiel: hier lichtgrün, daneben tiefdunkel; jetzt in tiefem Smaragdglanz, gleich darauf unter einem ſchweren Walkenſchatten nachtſchwarz; noch ſoeben mit regungsloſer Flut, dann, bei einem jähen Windſtaß plötzlich aufſchäumend, aufbrauſend.

Erlebt muß man es haben, wie der König der deutſchen Gebirgsſeen ſein kann im Herbſtſturm aber bei einem Gewitter: ein furchtbarer Sauverän, var dem die armen Menſchenkinder zittern, die dieſer in ſeinem Raſen vernichtet. In ſchrecklicher Herrlichkeit, umkleidet van ſchauriger Majeſtät, brüllt er nach einem Opfer. Wenn dann im Sturm die alte Buche auf dem Felsblack dicht neben dem Hauſe ſtöhnend wie ein Menſch in Qualen ſich biegt; wenn die ſchwarze Woge aufſprüht; wenn beim Blitzſtrahl die Nacht geſpenſtiſch erhellt wird, der ſchäumende See in grünem Glanze erglüht, der Watzmann in himmliſchen Flammen aufladert — dann erſt lernt man den Königsſee in all ſeiner Pracht kennen.

Wie aft bei ſalchem Sturm in banger Gewitternacht, erhab ich mich van ſpäter Arbeit, ging hinaus, bot dem entfeſſelten Elemente Traß, mit ihm kämpfend wie mit einem Feinde.... Über das Trümmerfeld jenes Bergſturzes, durch den hier vor vielen Jahrhunderten eine Alpenhalde gebildet ward, drang ich var bis zur Eſche am Ufer des Oberſees, die mir ſtets wie der Welteſchenbaum aus den Nibelungen erſcheint. Unter den tiefniederhängenden Zweigen ſtehend, ſchaute ich regungslos auf den van Blitzen umtoſten Oberſee, dieſe Tragödie van Waſſer und Fels.

Schön ſind auch andere friedlichere Bilder, die ich van meinem Schreibtiſch auf der Saletalp aus an mir varüber ziehen ſehe... Die Hirſche, die dicht am Hauſe varbei, zum Seeſtrand herabkammen und derer ich aft dreißig, vierzig und mehr zähle; die Gemſen, die an den graſigen Felslehnen äſen, das Adlerpaar, das an den Hachellapfwänden ſeinen Harſt umkreiſt und deſſen ſeltſamen, gackernden Schrei ich deutlich vernehme; die Wildenten, die ſich zu Scharen auf dem Waſſer tummeln... Die typiſche Staffage der Alpenwelt, zieht hart var dem Fenſter, var welchem mein Schreibtiſch ſteht, an mir vorüber: die Jäger van Barthalomä, die Halzknechte und Schiffer van Königsſee, die Sennerinnen uud Bauernburſchen, der Alpiniſt und Führer, der Touriſt und Bergfex. Es iſt eine ganze Galerie van Typen. Oft ſind geradezu prachtvalle Geſtalten darunter, aft ſehr kamiſche Figuren, die in die lieben, luſtigen „Fliegenden Blätter" gehören. Und ſie alle, alle ſehe ich van meinem Schreibtiſche aus...

Am wunderſamſten aber iſt's auf der Saletalp, wenn an heiteren Sammertagen das letzte Baat mit Fremden gefüllt, abfährt und die nächſten Nachbarn der Förſter van Barthalamä, mein prächtiger Freund Hans Hahenadl, und die Seinen ſind; ader die Halzknechte in der Röth, der Jäger auf der ſchönen Regenalp, die Sennerinnen am wilden Funtenſee. Feierlich wie ein Hauch des Herrn ſenkt ſich die Nacht herab. In die blauen Schatten der Dämmerung leuchten die im Abendrat glühenden Teufelshörner gleich zwei himmliſchen Fackeln nieder. Das große Schweigen der Einſamkeit wird nach weihevaller; ader lauter rieſeln und rinnen all die Waſſer und Wäſſerlein, die van den Schrafen niedergehen; und das Rauſchen des Schreinbachs wächſt zum Brauſen... Ein Bergfink zwitſchert ſein letztes Lied; eine Wildente zankt ſich mit einer Gefährtin; durch den Buchenwipfel geht ein Zittern. Sanſt kein Laut.

Vall wird die Magie der Stunde, wenn über den Teufelshörnern der Mand aufſteigt. Sein Licht füllt den Alpenkeſſel mit einer Strahlenflut. Wie die Mauern eines gigantiſchen Amphitheaters erheben ſich ringsum die Felſen, im Mandenglanz leuchtend...

Letzten Herbſt traf ich gerade am Tage van Allerheiligen auf der Saletalp ein. Die prächtige Buche, das ſtalze Wahrzeichen des Hauſes, hatte ein Sturm gebrochen: wa der Baum zerſplittert war, hing am Kreuzesſtamm der bleiche Leib des ſterbenden Gattesſahns. Eben als mein Baat ans Land ſtieß, kam mir unter dem Kreuz ein Zug Halzknechte uud Schiffer entgegen mit langen Stangen, an denen eiſerne Haken befeſtigt waren, und Bünden van ſtarken Tauen. Auch eine Tragbahre führten ſie mit ſich. Hinter den Männern drein wankte ein welkes Mütterlein in ärmlichem Sonntagsſtaat. Der Zug kam vam Oberſee. Die Männer hatten vergeblich nach der Leiche eines jungen Burſchen geſucht, der tags zuvar ertrank. Dazu war des Jünglings arme, alte Mutter über den Königsſee gekammen, um den Männern ſuchen zu helfen: im beſten Sanntagsſtaat.

— — — — — — — — — — —

Ich befand mich dieſen Tag und die Nacht ganz allein auf der Saletalp; denn Canradl, der junge Hausmeiſter, war nach Berchtesgaden gefahren, um die Gräber ſeiner Taten zu ſchücken. Mutterſeelenallein war ich in der Einſamkeit! Van allen Almen waren die Herden abgezagen, keine Jagdhütte ward mehr bewahnt. Ich kannte phantaſieren, der letzte Menſch auf der Welt zu ſein.

Nachts erhab ſich Sturm. In den Lüften war's wie Wimmern, wie Winſeln; um das Haus fuhr's ruhelos, ruhelas wie Einlaß begehrend. Plötzlich vernahm ich drunten im Gange ein Geräuſch, gleich ſchweren Tritten: trapp, trapp — trapp... Ich richtete mich im Bette auf und lauſchte. Immerfart: trapp — trapp — trapp.... Und dazu das Geſtöhn in den Lüften! Aber um das Haus fuhr es jetzt nicht mehr wie Einlaß heiſchend: um das Haus war es ſtill geworden, als hätte der Einlaßſuchende dieſen gefunden.

Und immer noch unter mir ging's: trapp — trapp — trapp. . .

Ich dachte:

„Es wird der Geiſt des armen, ertrunkenen Jünglings ſein, der in ſeinem ungeweihten Grabe im Oberſee keine Ruhe finden kann. In der kalten Novembernacht, am Feſt von Allerſeelen, ſteigt er herauf, um ſich im behaglichen Hauſe zu wärmen. Du ſollteſt aufſtehen, hinuntergehen, den ſpäten Gaſt als Wirt empfangen und ihm von ſeinem Mütterlein erzählen, das im Sonntagsſtaat kam, um ſeinen Leichnam zu ſuchen: war doch der Sonntagsſtaat alles, was ſie ihrem toten Sohn noch zuliebe anthun konnte. Wenn der arme Geiſt von der heiligen Mutterliebe hört, — gewiß, daß er dann auch im ungeweihten Grabe Ruhe findet."

Und ich wollte wahrhaftig aufſtehen. Aber über den Vorſatz ſchlief ich ein, von meinem Schreibtiſch träumend, unter dem Albdruck dieſes furchtbaren Traumes alle Welt um Verzeihung bittend, daß ich ein derartiges Möbel beſitze — ſchlimmer: ſogar in Gebrauch habe. Und jetzt habe ich zum Überfluß noch ein Langes und Breites davon geſchwatzt: von meinem Schreibtiſch!

Salet-Alpe am Königſee.

Heimat.

Von

Karl Vanſelow.

Wie ſchön die Wieſen und wie ſchön der Teich!
Wie klar die Luft, wie ſtill die blauen Stunden!
Suchſt du des Glücks umſonſt geſuchtes Reich,
Hier bleibſt du ſtehn und fühlſt, es iſt gefunden.

Das kleine Dorf mit ſeiner Hütten Rauch,
Verſteckt in Grün, dahingelehnt am Hügel, —
Gäb' dir ein Gott die oft gewünſchten Flügel,
Hier machſt du nie von ſeiner Gunſt Gebrauch.

Und wenn das Spätrot in den Scheiben brennt,
Und ſchon die Tannen ſchwarz und dunkel ragen,
Das iſt ſo ſchön, — es läßt ſich gar nicht ſagen, —
O glücklich der, der meine Heimat kennt!

Faun. Nach der Liebhaberaufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

Abb. 1. Medaille auf Nicolaus Vicininus von Vittore Pisanu. Vorder- und Rückseite.

Die Medaille.

Von

Dr. Georg Lehnert.

Mit einundzwanzig Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Des Menschen gestalt ist hie ein schat,
erst doert der from sin Klarheit hat.

(Von der Medaille mit dem Selbstbildnis Jakob Stampfers 1505—1579.)

Unsere Vorfahren pflegten das Gedächtnis an hervorragende Menschen oder Ereignisse durch Medaillen festzuhalten. Das scheinen wir ganz vergessen zu haben. Es hat erst eines Anstoßes von Frankreich her bedurft, um diese Gewohnheit auch bei uns wieder zu beleben. Wie dies gekommen, wie überhaupt die Medaille sich entwickelt hat, soll das nachfolgende zeigen. Eine kurze Beschreibung der heutigen Technik gehe voraus.

Der Künstler, der eine Medaille bilden will, studiert zunächst seinen Gegenstand in einer Reihe von Zeichnungen. Das ist von großer Wichtigkeit. Denn die Medaille ist klein; sie verlangt klaren, scharfen Ausdruck mit möglichst einfachen Mitteln. Je einfacher aber die künstlerische Lösung einer Aufgabe ausfallen soll, desto eifriger muß man sie durchgearbeitet haben. Darum formt der Künstler eine Gestalt, die später in flachem Relief auf der Medaille erscheinen soll, oft erst vorher, stark vergrößert, in voller Figur und überträgt diese „Maquette“ nicht früher ins Relief, als bis sie völlig einwandfrei vor ihm steht. Das eigentliche Modell — in dem sowohl Schrift als Bild vom Künstler herrühren müssen — wird in Wachs oder Thon um ein Vielfaches größer als die spätere Medaille angefertigt; es wird in Gips abgegossen und vom Künstler nochmals übergangen, danach in Gußeisen abgeformt und erst von diesem eisernen Abgusse mit der Maschine zum eigentlichen Gußmodell oder Prägestempel verkleinert.

Hergestellt werden die Medaillen fast immer in Bronze oder Silber, aber nicht blank gelassen, sondern patiniert, jene braun, diese altsilber. Ob sie gegossen oder geprägt werden sollen, das zu entscheiden, ist Sache des Geschmacks und der Nützlichkeit. Schärfer fällt immer die Prägung aus; auch gestattet sie allein, eine Medaille oder Plakette in vielen tausend einander völlig gleichen Stücken anzufertigen. Der Guß ist viel teurer, weil er langsamer vor sich geht und zuweilen ein Nacharbeiten (Ciselieren) erfordert. Das unterläßt man neuerdings aber absichtlich; man bevorzugt gerade das Weiche, weniger Scharfe des Gusses, weil es dem künstlerischen Eindrucke günstig ist.

Auch die ältesten und bekanntesten Me-

Abb. 2. Medaille auf Lucretia Borgia von Filippino Lippi.

daillen ſind gegoſſen. Sie haben ſich aus den Geldmünzen entwickelt und treten mit dem Ende des XIV. Jahrhunderts in Italien auf. Bis dahin gibt es keine wirkliche Medaillen, alſo keine Schauſtücke in Scheibenform, die ſich durch die Darſtellungen auf ihren Flächen klar und ausſchließlich als Gedenkzeichen an Perſönlichkeiten oder Ereigniſſe und nicht zugleich auch noch als Geldſtücke des öffentlichen Verkehrs zu erkennen geben. Wohl aber ſind Vorläufer die römiſchen Cirkusmünzen, die Kontorniaten, und einzelne mittelalterliche Brakteaten und Denare. Auch jene italieniſchen Erſtlinge ſind ſpärlich und von geringem Kunſtwerte; bald darauf jedoch, in den vierziger Jahren des nächſten Jahrhunderts, beginnt eine Blütezeit der Medaille, wie ſie für Italien nicht wiedergekehrt iſt. Urſache dieſer glänzenden Entfaltung iſt nur der Umſtand, daß richtige Künſtler, leibhaftige Schüler und Meiſter der großen Kunſt, ſich der Kleinkunſt zuwenden und ihre an Werken der Malerei und Bildnerei bereits bewährte, kraft- und ſchönheitsvolle Auffaſſung in die Medaille hineintragen. So ſchafft Piſanus Pictor (Vittore Piſano, geb. um 1380, geſt. 1455 oder 1456) ſeine ausgezeichneten und in ihrer Lebenswahrheit packenden Porträtmedaillen (Abb. 1), ſo arbeiten die Maler Gentile Bellini und Filippino Lippi (Abb. 2), die Bildhauer Benedetto da Majano und Bartoldo. Sie alle und mancher andere noch, Piſano als Meiſter voran, ſie alle geben ihren Werken den großen, echt künſtleriſchen Zug, dem wir noch mehrmals in der Geſchichte der Medaille begegnen werden, aber immer nur dann, wenn wirkliche, an den Aufgaben der großen Kunſt bereits geſchulte Talente ſich ihr widmen. Ihnen eifern dann wieder die Kunſthandwerker nach, ſo damals der Erzgießer Matteo de Paſtis, die Medaillenſchneider Boldu in Venedig und Sperandio in Mantua, dieſer wohl der fruchtbarſte unter allen Medailleuren jener Zeit. Doch geht die Blüte bald vorüber, wenngleich noch lange Vortreffliches in Italien geleiſtet wird, z. B. im XVI. Jahrhundert von Jacopo da Trezzo, Leone Leoni und Andrea Spinelli. Auch von Benvenuto Cellini rühren einige recht gute, geprägte Medaillen her, wie überhaupt im XVI.

Abb. 3. Medaille von Albrecht Dürer auf ſeine Frau Agnes, vom Jahre 1508. (Kgl. Münzkabinett Berlin.)

Jahrhundert die Prägung für die Medaille aufkommt.

Durch die Italiener scheint die Kunst nach Frankreich, England und den Niederlanden gelangt zu sein. Doch fand sie allein in Frankreich, auf das wir weiter unten zurückkommen, eine bemerkenswerte Förderung. In England haben sich eigentlich nur Crispin und Simon Passe, sowie neuerdings William und Bernard Charles Wyon durch tüchtige Arbeiten ausgezeichnet, in den Niederlanden Konrad Bloe und Peter van Abeele, ferner ein Künstler mit dem seltenen Namen Müller und, in letzter Zeit, Laurent Joseph Hart und Leopold Wiener.

Dagegen entwickelt sich unabhängig von der italienischen Renaissance die Kunst der Medaille in Deutschland. Hier sind es aber nicht wie dort die Maler und Bildhauer, also die Jünger der großen Kunst, die sich der Denkmünze zuwenden, sondern die Bildschnitzer, die Vertreter der kleinen Kunst. Ihr ursprüngliches Gewerbe war, die Gesichter ihrer Zeitgenossen auf Bestellung in Buchsbaumholz oder Kelheimer Stein (Solenhofener Schiefer, den Stein unserer Lithographen) zu schneiden. Erst allmählich kamen sie darauf, von diesen „Conterfetten", die zum Zwecke der besseren Aufbewahrung in rundliche Rahmen oder eckige „schechtlin" gefaßt wurden, Abgüsse zu nehmen (leider vielfach in Blei). So gingen die Medaillenkünstler der deutschen Renaissance aus den Kunsthandwerkern her-

Abb. 1. Medaille auf Albrecht Dürer von Hans Schwarz, 1521.
(Kgl. Münzkabinett Berlin.)

Abb. 5. Medaille auf Philipp Melanchthon von Friedrich Hagenauer, 1543.
(Kgl. Münzkabinett Berlin.)

vor. Mit einer einzigen Ausnahme: auch Albrecht Dürer, unser größter Maler jener Zeit, hat einige Medaillen gegossen. Deren schönste geben wir in Abb. 3 wieder. Man braucht nur die köstliche, lebensvolle Auffassung dieses Frauenkopfes mit späteren Arbeiten, z. B. den unter 6—8 abgebildeten, zu vergleichen, um den obenerwähnten Satz von dem fördernden Einfluß großer Künstler auf den Medaillenstil bestätigt zu finden.

Auch für Deutschland brach eine Blütezeit der Medaille an. Der malerischen Auffassung Dürers kam am nächsten „der beste Conterfetter" jener Zeit, Hans Schwarz in Augsburg, der namentlich von 1518 an viele und schöne Medaillen goß. Darunter auch die von Albrecht Dürer (Abb. 4). Er fertigte sie auf des Meisters Bestellung, denn dieser schickt ihm 1521 zwei Goldgulden für sein „Angesicht". Sonst besitzen wir aus jener Glanzzeit noch Arbeiten von Peter Vischer dem Sohne, Jakob Binck, Hans Daucher, Friedrich Hagenauer, Jakob Stampfer*) und zahlreichen anderen, meist in Nürnberg und Augsburg lebenden Künstlern, von denen wohl lange Reihen vor-

*) Wie Stampfer seinem Selbstbildnis den Spruch beigab, der diesem Aufsatze als Geleitwort vorangeht, so verstanden auch andere Meister jener Zeit ihren Medaillen „ein kernig Red'" mit auf den Weg zu geben, z. B. „Got pin ich geporn, Got leb ich, Got stirb ich", oder 1532, auf dem Brustbilde eines jungen Ehepaares, um das Bild des Mannes: „Als dir zw gefallen" (alles dir zu Gefallen) und um das Bild seiner Eheliebsten: „Drew von herezen ist wilbret" (Treue von Herzen ist Wildbret, d. h. etwas Köstliches). Vgl. Alfred von Sallet, Münzen und Medaillen.

Abb. 6. Medaille auf König Friedrich von Preußen von Christian Wermuth, 1704. (Kgl. Münzkabinett Berlin.)

züglicher Arbeiten, nicht aber Name und Stand auf uns gekommen sind. Der Augsburger Hagenauer und der Züricher Stampfer haben insbesondere wohlgelungene Bildnisse der Reformatoren in Medaillen (Abb. 5) uns zurückgelassen.

Die künstlerische Höhe und die persönliche Eigenart, die den deutschen Arbeiten des XVI. Jahrhunderts innewohnen, sie treten leider schon bald zurück vor einer braven, aber handwerksmäßigen Tüchtigkeit, wie sie nacheinander die sächsischen Hofmedailleure Hans Reinhard und Tobias Wolff, und späterhin alle die Goldschmiede erkennen lassen, die im Auftrage ihrer fürstlichen Herren „Kleinode" anfertigen. Es sind dies meist rundliche oder ovale, vorn mit dem Bildnis des Gebers, hinten mit seinem Wappen geschmückte Denkmünzen, die, in ein reich mit Schmelz und Edelsteinen verziertes Gehänge gefaßt, ähnlich unseren heutigen Orden verliehen und getragen worden sind. Nachdem auch diese Zeit der Kleinode vorüber ist, nähert sich die Medaille, trotz aller anerkennenswerten Arbeiten eines Georg Pfründt (1603—1663), Gottfried Leygebe (1630—1683), Christian Wermuth (1661—1739, s. Abb. 6), Anton Widemann (1724—1790), Daniel Friedrich Loos (1735—1819), Heinrich Franz Brandt (1789—1845), Karl Friedrich Voigts (1800 bis 1874), in Deutschland mehr und mehr der Geldmünze des öffentlichen Verkehrs, sowohl in Wesen und Auffassung des Dargestellten, als auch in der Technik und in dem äußeren Ansehen. Sie sinkt zum Gegenstande schablonenhafter Kunstfertigkeit herab; sie hört auf, ein Kunstwerk zu sein, das aus seinem engeren Bereiche heraus zu dem es Betrachtenden seine eigne, seelenvolle Sprache redet.

Abb. 8. Medaille auf die Taufe des Königs von Rom (1811) von Bertrand Andrieux (1765—1822).

Abb. 7. Heinrich IV von Frankreich. Medaille von Guillaume Dupré vom Jahre 1606.

Und wie in Deutschland, so stand es

Abb. 9. Der General Bonaparte.
Medaille von David d'Angers. (Gefertigt 1838.)

auch in den anderen Ländern. Natürlich hatte sich überall, je weniger Kunst in der Medaille zur Geltung kam, desto mehr auch das Interesse der Gebildeten wie des Volkes überhaupt für sie verloren. Man war auf dem besten Wege, die Medaille und ihre Kunst zu vergessen. Da weckte ein Ruf aus Frankreich.

Dort hatte der Italiener Francesco Laurana zwischen 1461 und 1469 bedeutsame Medaillen ganz im Stile seiner Heimatgenossen geschaffen; zu Anfang des XVI. Jahrhunderts hatten sich noch einige dem Namen nach nicht bekannte französische Künstler ausgezeichnet; dann aber war die Kunst langsam bergab gegangen, bis sie in den sehr naturgetreuen, aber etwas spießbürgerlichen Arbeiten eines Jean Richier (gestorben 1625), in den technisch vollendeten, durch die prächtige Behandlung des Gewandes bestechenden Arbeiten eines Guillaume Dupré (Abb. 7) und in den ähnlichen, aber auch gleich ihnen in der Darstellung der Person nicht mehr vollkünstlerischen Medaillen eines Jean Warin (1604—1672) wieder zu einem Halbjahrhundert des Glanzes emporstieg. Danach aber verfiel sie um so gründlicher, und weder der Einfluß des ersten Napoleons, so viele gute und für seine Zeit schöne Medaillen er auch schlagen ließ (Abb. 8), noch späterhin das Bemühen einzelner Künstler, wie Jean Jacques Barre (1793—1855), David d'Angers (Abb. 9), Paul Dubois und anderer vermochte die Medaille wieder auf bleibende Höhe zu bringen. Das war aber nur deshalb unmöglich, weil die Medaillenkunst in handwerksmäßiger Stilübung, in leerem Formelkram erstarrt war. Es mußte eine vollständig neue Grundlage geschaffen werden, wenn künstlerische Mühe sich überhaupt lohnen sollte.

Schon d'Angers zeigt das Bestreben, sich von den alten Mängeln zu befreien; Paul Dubois und weiter Chapu schreiten auf seinem Wege fort, viele junge Bildhauer schließen sich an, und so kommen endlich in den sechziger Jahren die Forderungen zu stande, die man an eine moderne Medaille stellt und die etwa so lauten:

Der bisherige Medaillenstil mit seinem schulmäßigen Relief, seiner scharfen, den Drucklettern nachgebildeten Schrift, seinem blitzblanken Grunde, seinem erhöhten Rande ist unkünstlerisch. Denn ein solches Relief

Abb. 10. Porträtmedaille eines jungen Mädchens.
Von H. Chapu.

Abb. 11. Bildnis der Frau Jeanne Mathilde Claude. Von J. C. Chaplain (1887).

hat weder Leben noch Wirkung, eine solche Schrift ist hart und pedantisch, ein solcher Grund erscheint widernatürlich und störend, ein solcher Rand engt Fläche und Relief ein. Außerdem ist er vollkommen unnötig, denn die Medaille soll nicht als Münze dienen, ihr Relief braucht also nicht gegen Abnutzung geschützt zu werden. Darum muß der erhöhte Rand wegfallen. Aber auch die Schrift soll nicht eine Allerweltsbuchschrift sein und schablonenhaft um die Darstellung herumlaufen. Sondern wie eine Handschrift des Künstlers, von ihm selbst nach seinen Gedanken modelliert, soll sie an schicklicher Stelle neben das Bildnis treten, mit ihm und dem Grunde organisch zu einem Ganzen verbunden. Darum muß auch der Grund in seiner Erscheinung unmittelbar mit dem Dargestellten zusammenhängen und nicht durch Spiegelglanz von ihm abstechen; das Relief soll wie von selbst aus ihm herauswachsen; er kann daher nach Erfordern höher oder tiefer gelegt werden. Ob das Werk äußerlich rund oder viereckig (Plakette) oder unregelmäßig begrenzt sein soll, das hängt nur von dem ab, was auf

Abb. 13. Die Eltern Oscar Roty's. Von ihm selbst.

Abb. 12. Medaille auf den Bildhauer Pierre Jules Cavelier. Von Daniel Dupuis (1893).

ihm dargestellt wird. Letzteres ist die Hauptsache, es soll aber nicht blos in einem technisch gut gravierten Kopfe oder gar in einer mageren Allegorie bestehen, die sich nur durch ihre Attribute erklärt, sondern in einer lebensvollen, rein von dem Persönlichen, dem Innersten des Künstlers eingegebenen Darstellung, die als Bildnis durch ihren geistigen Gehalt sich Achtung verschafft, als Allegorie sich aus der Handlung, die sie wiedergibt, unzweideutig und von selbst erläutert. Mit anderen Worten, man will, daß jede Medaille in ihrem sachverständigen Beschauer den Eindruck erwecke: „Ja, das ist ein ganzer Künstler, der hier ein Stück von seiner Seele gegeben hat."

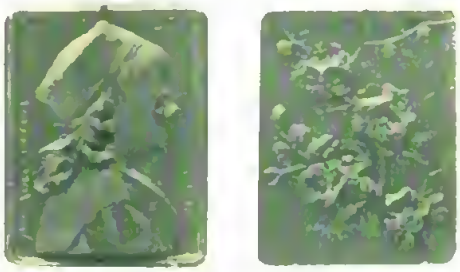


Abb. 14. Medaille von Oscar Roty auf seinen Sohn Morty. (Vorder- und Rückseite.)

Das aber thut ein Künstler auch dann, wenn er Angesicht und Gestalt eines anderen Menschen abbildet. Denn wie er den anderen auffaßt, wie er dessen viele Züge und Eigentümlichkeiten in sich zusammen zu einem einzigen Bilde verarbeitet und dieses dann durchgeistigt in der Medaille wieder erscheinen läßt, das eben ist sein Künstlertum, das unterscheidet ihn vom Photographen, der immer nur das Augenblicksgesicht festzuhalten vermag. Und es gibt im Leben der geistreichsten Menschen Augenblicke, in denen ihr Gesicht verteufelt leer aussieht, ganz besonders oft dann, wenn sie ein Lichtbild von sich aufnehmen lassen.

Abb. 15. Medaille auf H. Dangec von F. Vernon. (1891.)

Jene Bewegung würde in Frankreich kaum so schnell zur Geltung gelangt sein, wenn ihr nicht eine gesetzliche Bestimmung hindernd und damit Aufsehen erregend in den Weg getreten wäre, die nämlich, daß nur die Pariser Münze Prägungen ausführen dürfe. Hubert Ponscarme hatte, ganz nach den Gesetzen der neuen Schule, eine Medaille auf Naudet modelliert, die von der Pariser Münze als stilwidrig

Abb 16. Ente mit Jungen. Von R. Peter.

zurückgewiesen wurde. Der Chemiker Dumas war damals Vorstand der Münze. Die Beschwerde des Künstlers gelangte vor ihn, und er mußte diesem Recht geben. Damit war die neue Richtung staatlich anerkannt; in ihr haben seitdem hochbedeutende Männer mit vielem und großem Erfolge gearbeitet. Allen voran Chapu (Abb. 10), ihm nach sein Freund Chaplain (Abb. 11), weiter Daniel Dupuis (Abb. 12) und Oscar Roty (Abb. 13 und 14). Namentlich Roty ist uns bekannt geworden; seine feindurchdachten Medaillen atmen eine uns Deutsche besonders anmutende Innigkeit des Ausdrucks, die vielleicht am schönsten in den Darstellungen aus seiner Familie zu Tage tritt.

Heute springt in die Fußstapfen dieser Männer schon ein jüngeres Geschlecht, aus dessen Reihe ich nur einige Namen hervorheben kann wie Charpentier, Duplessis, Vernon (Abb. 15), Peter (Abb. 16 und 17), Cazin, Fremiet (Abb. 18), Mouchon. Längst auch hat die Medaille sich ein Feld für andere als persönliche oder allegorische Darstellungen erobert; das moderne Leben und die Architektur, die Landschaft wie die Ma-

Abb. 17. Sich putzende Eule. Von B. Peter.

rine, das Tierstück wie das Stilleben, sie alle zieht sie in ihren Bereich.

In Deutschland konnte sich der neue Medaillenstil lange nicht einbürgern, selbst dann noch nicht, als Anton Scharff in Wien (Abb. 19) bereits selbständig begonnen hatte, neue Bahnen zu brechen und andere darauf zu leiten (Abb. 20). Sein Wirken ist außerordentlich umfangreich und schließlich doch auch für Deutschland von Einfluß gewesen. Hier haben sich lange Zeit nur so nebenher Künstler, wie Waldemar Uhlmann, Eduard August Lürssen, Reinhold Begas, Schaper, Siemering oder begabte Dilettanten, wie Ferdinand von Brakenhausen, mit der Medaille befaßt. Neuerdings aber regen sich doch auch in unseren Landen die Schwingen einer jungen, einer neuen Medaillenkunst, wie sie beispielsweise durch A. Vogel (Plakette für Wassersport und mehrere hamburgische Staatsmedaillen), A. Hildebrandt (Medaille auf Bismarck), Doepler den Jüngeren (Rotekreuzmedaille), Kowarzik (Abb. 21) und andere vertreten wird.

Sehr anzuerkennen ist, daß man neuerdings auch, wie dies in Frankreich schon seit langem geschieht, von amtlicher Seite aus die Medaille fördert. In Hamburg ist, durch die unermüdliche Thätigkeit des trefflichen Lichtwark, eine vorzügliche Sammlung von modernen Arbeiten aufgestellt worden; die Staatsmedaillen, deren die Freie und Hansastadt alljährlich mehrere verleiht, haben unter diesem Einflusse eine

Abb. 19. Medaille auf Friedrich Traugott Kützing. Von A. Scharff. (Kunstgewerbemuseum zu Berlin.)

Abb. 18. Medaille auf Paul Rattier. Von E. Frémiet.

wohlthuende Wandlung erfahren. In Berlin haben die zuständigen Museen sich Mühe gegeben, der Entwickelung zu folgen; die Regierung hat mehrfach Preise für Medaillen ausgeschrieben; der Kaiser hat die Bewegung wiederholt begünstigt und mit der Centennarmedaille den neuen Stil in der glücklichsten Weise auf das Gebiet der öffentlich zu tragenden Erinnerungszeichen übergeleitet, auf ein Gebiet, das vollständig im Althergebrachten versumpft gewesen ist. In Wien endlich, das schon seit langer Zeit der Medaille eine freundliche Stätte bietet, wurde Ende Februar dieses Jahres im Museum für Kunst und Industrie eine Ausstellung moderner Medaillen eröffnet, die hoffentlich noch weitere Kreise für diese schönen Werke der Kleinkunst erwärmen wird.

Abb. 20. Medaille auf Rudolf von Eiteiberger. Von St. Schwartz. (Kunstgewerbemuseum zu Berlin.)

Denn, und das halte man sich gegenwärtig, im Herzen unseres Volkes ist immer noch ein Platz offen für die Medaille. Den großen Denkmälern widmet es wenig Aufmerksamkeit. Aber die Bernburger und Mansfelder Silbermünzen, die Hochzeits-, Kindtaufs- und Sterbethaler, die Freundschafts- und Wallfahrtspfennige, die kauft der kleine Mann und trägt sie; die Marien-groschen und Henkeldukaten, die auf dem Lande sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben, sie hängen noch heute um den Hals der Mädchen; die bayerischen Thaler mit der Mutter Maria als Patrona Bavariae sind nur einmal, nämlich als sie gerade vom Prägstock kamen, in den Verkehr gelangt. Seitdem schmücken sie gehenkelt das Mieder der Frauen, die Uhrkette der Männer. Und die Barbarathaler, die unsere Artillerieoffiziere, die Georgsthaler, die die Herren von den anderen Waffengattungen tragen, was sind sie schließlich anderes als ein Ausfluß der Freude an solchen Werken der Kleinkunst? Natürlich muß man sich etwas dabei denken können, und natürlich darf es auch nicht allzu schwierig sein. Für eine hochsymbolische Darstellung hat niemand Sinn. Aber wenn heute ein medaillenartiges Geldstück geprägt würde, mit einer einfachen — d. h. also von einem gottbegnadeten Künstler aus seinem tiefsten Inneren heraus geschaffenen — und damit dem Volke so recht verständlichen Allegorie der Jahrhundertswende: ich glaube, auch dieses Stück verschwände im Nu aus dem Verkehr. Aber nach Jahrzehnten würde es noch als Anhänger und Henkelmünze von dem Fürsten erzählen, der es verstand, an der Jahrhundertswende einer unauslöschlich im Volke lebenden Neigung entgegenzukommen.

Abb. 21 Medaille auf Else von Guaita. Von Kowarzik. (Kunstgewerbemuseum zu Berlin.)

Ein bedeutender Mann.

Roman von

Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung).

(Abdruck verboten.)

Frau Dora hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen und scheinbar eifrig gestichelt. Der Bruder brauchte ja nicht das verräterische Naß in ihren Augen zu sehen. Nun aber warf sie lebhaft ein: „Gleichgültigkeit?! Da thust du deiner Frau aber sehr unrecht, mein kluger Bruder. Du kannst es freilich nicht sehen, mit welch' wehem liebevollen Ausdruck ihre Augen dir immer folgen, wenn sie sich unbeobachtet glaubt. Ich lese stets etwas wie eine stumme, rührende Bitte darin: Verzeih' mir doch! Ich kann ja doch nichts dafür, daß ich krank bin!"

„Dora ... ich wollte ihr keinen Vorwurf machen!" sagte er ganz erschrocken.

Sie stichelte schon wieder weiter und meinte nun in ruhigem Ton: „Ich hoffe, wenn Mama Herret kommt, wird das auch gut auf sie einwirken. Auch Hassos Anwesenheit. Er versteht sie zu nehmen — manchmal wirkt ein Scherzwort zur rechten Zeit Wunder ..."

Hedwig hatte die Augen geschlossen, aber sie schlief nicht.

Als sie hörte, daß ihr Mann aufstand und sich auf leisen Sohlen fortschlich, öffnete sie die Augen wieder und schaute auf die weite öde Wasserfläche hinaus, hinüber zu den kleinen Halligen, die drüben am äußersten Horizont sich wie dunkle Punkte abzeichneten.

Es war totenstill um diese Stunde am Strande. Die große Heerschar der Kinder, die sonst den Strand mit fröhlichem Spiel belebte, hielt Mittagsruhe.

Am Ufer schaukelten einige buntgestrichener Barken. Ganz drüben, dicht vor den Halligen, trieb ein Segel vor dem Winde. Ein paar Möven flatterten um die schmale Strandbrücke.

Ganz leise nagten die flachen sanften Wellen am Ufersande.

Und über dem allen lag ein blauer Himmel. Nur wenige weiße Wölkchen verschoben sich am Horizont.

So feierlich, so ruhig und still das Bild — —

Hedwig griff mit der Rechten in den Sand und ließ ihn langsam durch die Finger rinnen. Wieder und wieder. Und wie sie die weißen feinen Körnchen rinnen sah, da sah sie auch, wie schmal und durchsichtig die Hand geworden war. Wie ein Kinderhändchen, dachte sie. Das ist keine Hand mehr, die ein Glück festzuhalten verstehen könnte.

Es gab ja auch nichts festzuhalten. Alles, alles war ihr zerronnen ... unter den Händen ... wie der Sand da ...

Und wie sie das alles so zerrinnen sah, ohne es halten zu können, da war sie schwach geworden und elend. Nervenschwäche, hatten die Ärzte gesagt. Das kommt alles wieder, Frische, Gesundheit, Freudigkeit! Nur Mut — Mut!

Du lieber Gott! Mut — Mut?!

Sie schloß die Augen wieder. Selbst im Schatten schmerzte sie das Licht. Und sie sann und sann.

Immer dasselbe, immer das Gleiche. Immer die Geschichte ihres eignen Herzens.

Immer der gleiche Gedanke: ‚Er war nicht schuld! Ich allein — ich!'

Immer das gleiche verzehrende Grübeln, wie kam es nur? Wie war es nur möglich?

Immer wieder die Erinnerung an die Tage, in denen sie zu ihm emporgeschaut, wie zu einem Gott. In scheuer Bewunderung, in stummer Verehrung. Im seligen Lauschen auf jedes Wort von seinen Lippen. Im demutsvollen und überirdisch glücklichen Sichbeugen vor seiner Überlegenheit.

Und dann war das alles, alles ganz langsam zerbröckelt und zerronnen, wie Sand zwischen den Fingern. Ganz allmählich —

Aus dem geistigen Heros war ein Mensch

geworden wie andere Männer auch. Ein Sandkorn unter Unzähligen.

Nur nicht den Einzelheiten nachdenken ... nur das nicht ... dem langsamen Verblassen der Idealgestalt ... dem Ankämpfen ... dem vergeblichen Hoffen und sich Anklammern an Strohhalme, die in der nächsten Stunde wie Spreu im Winde zerstiebten ... den Stichen und Wunden des alltäglichen Lebens ... ach so alltäglich, so klein, so klein — —

Und der brennenden Sehnsucht nach dem großen, gewaltigen Aufschwung — —

Und der anderen Sehnsucht, klein mit den Kleinen und glücklich sein zu können!

Es fröstelte Hedwig trotz der warmen Sonne und trotz des Plaids, in das Moritz sie so sorgsam eingehüllt hatte. Er mit seiner immer gleichen Liebe! Nein, nicht immer gleich! Sie fühlte wohl, seine Liebe war stetiger geworden und gewachsen, indessen die ihre zu erlöschen drohte, wie eine Lampe, der das Öl mangelt.

‚Nein! Nein! Nicht erlöschen! Du liebst ihn ja — heute wie immer!‘ schrie es in ihr. ‚Immer! Immer!‘

‚Du liebst ihn ja — nur ihn!‘

Ihre Hände krampften sich ineinander, das schmale Gesicht zuckte wie im Widerstreit der quälenden Gedanken und Erinnerungsbilder, die sie von sich zu weisen kämpfte und die doch wiederkamen.

Denn wie sie auch rang mit peinvollem Grübeln: das Bild des anderen wollte nicht aus ihrer Seele weichen. Und wenn sie sich zehntausendmal sagte: ‚Ich liebe ihn nicht! Nichts hat mein Herz mit ihm zu schaffen, nichts, nichts!‘ — immer wieder verglich sie ihn mit dem eignen Manne und sie sah, wie dessen Gestalt und Art verblaßte und kleiner wurde neben dem anderen.

Herr, mein Gott! Laß mich glauben und lieben! Laß mich demütig sein! Ich will es ja — gib du mir die Kraft! Laß mich rein bleiben und treu in meinen Gedanken. Laß mich nicht untergehen — —

Oben im Zelt hatte Moritz die Uhr herausgezogen: „Es wird Zeit, Dora. Der Dampfer muß in einer Viertelstunde spätestens hier sein.“

Sie nickte und legte ihre Arbeit zusammen. Dann schritten sie langsam über den mahlenden Sand zu Hedwig hinab. So leise sie aber waren, die nervösen Sinne der jungen Frau empfanden ihr Nahen doch. Sie zwang mit dem kleinen Kraftrest, der ihr geblieben, die zuckenden Gesichtszüge zur Ruhe. Als sie zu ihr herantraten, lag sie ganz still. Nur den schmerzlich wehen Ausdruck konnte sie nicht bannen. Er stand so seltsam zu dem müden Lächeln, mit dem sie Moritz begrüßte, als er sich über sie beugte.

„Hast du ein wenig geschlafen, liebe Hethi?“

„Ich denke wohl ... ich weiß nicht recht ... Aber es war so schön ruhig hier, Moritz, und du hattest mich so gut gebettet —,“ gab sie leise zurück. Es war jetzt immer der Wunsch in ihr, aller Welt und vor aller Welt ihm etwas Freundliches zu sagen, so schwer es ihr wurde, den Wunsch in Worte umzuformen. „Du bist gewiß sehr fleißig gewesen, gute Dora! Wenn ich doch auch die Hände erst wieder rühren könnte.“

Die Schwägerin kniete neben ihr nieder und küßte sie: „Das wird auch kommen, du Dummdei! Nur hübsch Geduld haben.“

„Geduld! Ja — Geduld! Ihr müßt so viel Geduld haben ... mit mir!“

„Unsinn, Hethi! Wir haben's ja so gut hier — ich nun zumal. Säß' ich denn nicht sonst im öden Tenburg, müßte meiner Kommandeuse den Hof schneiden und unseren neuen Burschen dressieren!“ Dora wechselte einen schnellen Blick mit dem Bruder. „Wir gehen jetzt Mama abholen und mein geliebtes großes Ungeheuer, Hasso nämlich!“ fuhr sie dann fort.

Hedwig richtete sich ein wenig hoch. Eine feine Röte flog über ihr blasses Gesicht. „Ich wollte ja doch mit —“ sagte sie schwach. „Was wird denn Mama denken? Ich will doch lieber mit euch gehen — —“

Schon hatte Moritz sie stützend umfaßt. „Liebste Hethi ...“ begann er zweifelnd, aber die Schwester fiel resolut ein: „Es ist immer solch böses Gedränge am Landungssteg, so viele Menschen, auch so viel rohes Volk, Kofferträger und Bootsleute. Mama erwartet sicher nicht, daß du kommst, Hedwig. Wir bringen sie aber gleich zu dir — es ist wirklich besser so, glaub mir.“

Hedwig hatte schon wieder resigniert: „Wenn du meinst, Dora — wenn ihr glaubt ...“

„Dann bleibe ich hier — bei dir, und Dora geht allein!“ erklärte Moritz zwar plötzlich, aber nun bat Hedwig, sie ruhig und unbesorgt sich selbst zu überlassen.

Einen Augenblick hielt er noch ihre Hand umspannt und sah ihr in die Augen. Schon tönte der langgezogene Pfiff des nahenden Dampfers. „Mama wird sich so freuen, dich gleich zu sehen — Geh' nur!“ bat sie noch einmal und versuchte leise den Druck seiner Hand zu erwidern. „Sagt Mama auch, wie ich mich freue ...“ setzte sie noch hinzu, aber sie lehnte sich dabei schon wieder müde zurück auf den Sand.

Sie gingen.

Ein klein wenig wandte sie den Kopf, ihnen nachzublicken. Moritz kehrte sich noch einmal um und winkte ihr einen Gruß zu. Auch sie hob leicht die Hand zum Gegengruß ... und sie seufzte schmerzlich.

Wie zärtlich und besorgt, wie voll Teilnahme und Liebe er jetzt immer ist! Nichts mehr war an ihm von der oft etwas kleinlichen, rechthaberischen Art, die er ehedem bisweilen gezeigt hatte. Nur immer die gleiche, nie ermüdende Güte und immer die gleiche Liebe mit ihren hundertfältigen kleinen Bethätigungen! Es war schon so: er ist stärker geworden und edler, und du wurdest unedel und undankbar!

Da war schon wieder die heiße Scham in ihr und das sehnende Ringen ... und all die Qual: ‚Warum kannst du dich nicht bescheiden?! Warum dürstest du nach einem Glück, du thörichte Seele, nach einem Glück, das es für dich nicht gibt?‘

Und da war noch eine andere Qual und Angst in ihr. ‚Mutteraugen sehen tief. Und so schlicht und einfach Mutter ist, so stark und so rein ist ihr Fühlen. Sie wird in deiner Seele lesen, in deinem kranken Herzen ... und du wirst den Blick senken müssen vor dem ihren ...‘

Mühsam richtete sich Hedwig wieder ein wenig auf. Sie wollte hinüberschauen, ob sie nicht wenigstens die Rauchwolke des kleinen Dampfers sehen könnte, der die Mutter und den Bruder vom Festlande herüber bringen sollte. Aber der große buschige Garten und die Gebäude des Hotel Redlefsen verdeckten die Landungsstelle. Sie hörte nur, wie oben auf dem Strandweg die Leute, plaudernd und lachend, dem Dampfer, der nun wohl schon angelegt hatte, zustrebten, wie die Gepäckkarren vorüberpolterten und einzelne Wagen.

Ob sie nicht doch lieber Moritz und Dora folgen sollte? Sie war ja nicht so krank — nein! nein! — daß sie nicht die paar hundert Schritt auch allein ...

Oder wenigstens oben im Zelt wollte sie Mama doch erwarten ...

Hedwig streifte die Decke zurück und hob den Oberkörper.

Es spielten jetzt einige Kinder am Strande, bauten Burgen und Kanäle und patschten mit den nackten Füßchen voll höchsten Behagens im lauen Wasser umher. Unter ihnen ein kleines blondlockiges Mädel von etwa fünf Jahren, die sie vom Hotel aus kannte. Die kam jetzt herangesprungen, ihren Spaten schwingend, und fragte altklug: „Du willst wohl aufstehen? Soll ich dir helfen? Du bist ja krank, und ich bin stark.“

Über Hedwig kam ein inniges Gefühl der Rührung, als sie den kleinen Blondkopf neben sich sah, der seinen Spaten schon selbstbewußt fest in den Sand gesteckt hatte und die Ärmchen reckte. Sie zog das Kind an sich und küßte es: „So schwach und krank ist Tante doch nicht, Lottchen!“ sagte sie. Dabei bog sie den Kopf des Mädchens zurück und schaute ihm in die klaren, reinen blauen Augen. Tief und lange. Lottchen hielt ruhig stand, nur ein süßes Lächeln erschien auf den roten Lippen, das sich schließlich in ein lustiges Auflachen wandelte. „Mama spielt auch manchmal mit mir, wer zuerst lacht. Nun mußt du aber auch lachen, Tante ...“

Da ließ sich Hedwig langsam zurückgleiten und schloß die Augen.

Das Kind stand noch ein Weilchen. Dann trollte es davon. Hedwig hörte das feine Stimmchen nebenan jubeln und lachen in der großen Festung, an der die Jungens schon seit einer Woche arbeiteten.

Wer doch auch noch einmal so kindlichfroh lachen könnte ... und so reine klare Augen haben ... und einem Blick der Zärtlichkeit und der Liebe so zu begegnen vermöchte ...

Sie haschte wieder mit der Hand in den Sand und ließ die Körner langsam durch die Finger gleiten. Ohne hinzusehen ... sie fühlte ja, wie das glitt und rann, bis die Hand leer, ganz leer war ...

Digitized by Google

Sie mochte nicht aufschauen. Es war schon am besten, sie lag im Dunklen —

Aber ihre Pulse schlugen, und ihre Gedanken kamen und gingen: jetzt mochten sie die Mutter umarmen am Dampfersteg ... und jetzt die erste Auskunft geben in schnellem Wortwechsel ... den Fragen des sorgenden Mutterherzens beruhigende Worte ... jetzt lagen sich Hasso und Dora in den Armen, die Glücklichen mit ihrem ruhigen frohen Sonnenleben, immer weitab vom Schatten ... nun sind die Koffer besorgt ... nun kommen sie den Weg hierher ... Mama konnte nicht so schnell gehen ... es wird doch noch ein Weilchen dauern ...

Da fühlte sich Hedwig plötzlich umfangen und eine thränenfeuchte Wange an der ihren, und sie hörte ein zärtliches Stammeln: „Mein Kind ... mein liebes, liebes Kind ..."

Und sie schlug die Augen auf und umklammerte die Mutter und rief, wie sie als Kind gerufen: „Bleib bei mir, Mama ... sei gut zu mir und bleib bei mir ... ich fürchte mich ja so sehr ..."

15. Kapitel.

Hasso und Dora saßen beim ersten Frühstück in der Strandhalle des Hotels sich gegenüber am zierlich gedeckten Tisch. So auffallend zierlich gedeckt und mit frischen Blumen geschmückt, daß er sich förmlich abhob von den anderen und Hasso sich einen kleinen Scherz über den Luxus erlaubte. Sie aber lachte: „Geliebtes Tschaperl — du erlaubst mir doch den süßen Spitznamen — so ganz umsonst bin ich doch nicht im Elternhause groß geworden. Das magst du dir merken: in einem besseren Hotel wird der Gast nie nach dem taxiert, was er bezahlt, — abgesehen von den Trinkgeldern —, sondern immer nach dem, was er verlangt. Je mehr er verlangt, desto höher steigt er in der Achtung. ‚Bitte, ein sauberes Tischtuch!' hab' ich am ersten Morgen gesagt und etwas mißachtend die Ecke da umgekippt. Schwupp: es erschien ein neues Tischtuch und frisches Eis zur Butter — ‚Geben Sie mal der kalten Mamsell den Schinken zurück!' sagte ich am zweiten Morgen. ‚Ich wünsche nicht die Reste von der Abendtafel zu erhalten.' Schwupp: es erschien tadelloser Schinken, und der Proprietaire kam selbst, sich nach den Befehlen der gnädigen Frau zu erkundigen. ‚Der Thee könnte etwas besser sein!' sagte ich. ‚Mehr Thee, heißeres Wasser und recht kurze Zeit gezogen!' Schwupp: der Thee besserte sich. Und das alles kostete nicht einen Nickel mehr. Du weißt gar nicht, was du für ein grundgescheites praktisches Weibchen hast. Eine Perle!"

„Ich bin überzeugt davon, ausgezeichnete Dora!" lachte er vergnügt. „Nun, bitte, schenke mir aber auch mal eine Tasse von dem gebesserten Thee ein. Übrigens — rosig siehst du aus, Dora, zum Anbeißen."

Danke! Wie geht's im schönen Tenburg?"

„Es ist 'ne Lust, Soldat zu sein! Man hat das starke Bedürfnis, mich nach dem Staub der Hörsäle ordentlich auszulüften. Ist mir schon recht. Übrigens: übermorgen früh muß ich schon wieder heidi!"

„Ist mir auch schon recht —"

„Oho! Du bist mir ja eine zärtliche Ehefrau."

Sie strich ihm in aller Seelenruhe seine Semmel, legte ein dickes Stück Schinken darauf, schlug ihm sein Ei auf und lächelte: „Weißt du, Hasso, so als Episode paßt du hier ganz gut her. Aber wie ich dich kenne, würdest du in acht Tagen nervös. Denn hier heißt's erstens Geduld, zweitens Geduld, drittens Geduld. Das ist für euch Männer nun mal nichts ... meinen guten Moritz in diesem Specialfall ausgenommen."

Hasso antwortete nicht sofort. Einmal vielleicht, weil er mit seinem Frühstück nebst Zuthaten sich zu eifrig beschäftigte, zweitens weil er sehr interessiert auf die See hinausschauen mußte, endlich weil ihm der letzte Satz doch wohl auch innerlich beschäftigte. „Dein Urteil über Moritz scheint sich etwas verändert zu haben," meinte er dann aber doch.

„Durchaus nicht, mein Lieber! Rück' mal hier herum an meine grüne Seite — es ist nicht gerade unbedingt erforderlich, daß Berlin C. am Nebentisch alles aufschnappt, was ich dir sage. Willst du noch eine Tasse Thee? Nein? Nun, dann rauch dir eine Cigarre an. Mit Cigarre seid ihr Männer ja immer traktabler als ohne dies Edelkraut. Und nun im Ernst gesprochen. Du wirst mir zugeben, ich war nie übermäßig eingenommen von Moritz, und du wirst dich

wohl erinnern, daß ich dir einst sagte: ‚Er ist nicht der bedeutende Mann, für den ihn alle Welt hält, aber er ist ein guter Kerl.‘ Stimmt das?“

„Ungefähr — ja!“

„Nicht ungefähr, mein Bester, sondern genau. Heut' aber muß ich mein Urteil, ohne irgendwie durch schwesterliche Liebe beeinflußt zu sein, nicht ändern, jedoch ergänzen: Moritz ist nicht nur ein guter — er ist ein rührend guter Kerl ... geworden. Der segensreiche Einfluß der Ehe, der auch bei dir, geliebter Strick, ja hin und wieder schon einige Früchte zu tragen beginnt, — —“

„Ach, liebe Dora, bitte ... sprich ernsthaft von ernsthaften Dingen. Ich bin wirklich nicht zum Scherzen aufgelegt. Du hättest gestern nur die Fahrt mit der armen Mama durchmachen sollen. Und Hedwig! Wie verändert fand ich Hedwig! Ich bitt' dich also, sei ernst!“

Dora kannte ihren Mann und wußte, daß es eine Grenze für den neckischen Ton gab, in dem sie ihre Wahrheiten vorzubringen liebte. Wie immer trug sie seinem Wunsch sofort Rechnung. „Lieber Hasso, um's kurz zu machen, denn Mama wird wohl bald kommen: Moritz ist rührend gegen seine Frau. Ich kenn' ihn doch: er war eitel, er posierte gern, er war eigensinnig und in seiner Hartnäckigkeit kleinlich — das alles ist jetzt wie abgestreift von ihm. Er lebt nicht mehr sich, wie früher, er lebt nur Hedwig. Seine Liebe zu ihr ist viel stärker und tiefer, als ich je für möglich gehalten hätte —“

„Und sie — Hedwig?“ Hasso hatte die Cigarre beiseite gelegt und blickte mit kummervollen Mienen seine Frau an.

Sie zögerte ein wenig: „Hedwig? Hedwig — du weißt es — ist krank!“

„Gewiß! Ich müßte meinen klugen Schatz aber schlecht kennen, wenn ich nicht längst wissen sollte, daß alles, was er bisher sagte, nur die Einleitung war, nur meiner Vorbereitung auf eine ernstere Mitteilung galt. Also was wolltest du über Hedwig sagen?“

Dora sah ein Weilchen still vor sich hin. „Erinnerst du dich unseres Gesprächs am Morgen ihres Verlobungstages, Hasso?“ fragte sie dann. Und als er nickte, fuhr sie fort: „Es ist gekommen, was ich dir voraus sagte — Hedwig ist unbefriedigt in ihrer Ehe ...“

„Dann ist sie eine Närrin — wenn nichts Schlimmeres!“ Seine Stirn hatte sich gefurcht, seine Rechte legte sich so schwer auf den Tisch, daß die Tassen klirrten.

„Still, Hasso! Sei nicht ungerecht, sei nicht allzu hart! Ich sah das ja kommen ... wenn auch anders, als es nun gekommen ist. Hedwig ist eine komplizierte Natur. Ihren Herzensempfindungen, so schwärmerisch sie sein mögen, steht in gewissem Sinne immer der überlegende, grübelnde Verstand zur Seite. Ich zweifele nicht an ihrer Liebe zu Moritz — auch heut noch nicht — aber sie liebte in ihm nie ausschließlich den Mann, sie liebte in ihm immer eine Idealgestalt, den hervorragenden Mann ... der er doch nun einmal nicht ist. Wäre sie ein Durchschnittsmensch, sie würde mit der Enttäuschung schneller in der einen oder anderen Weise fertig geworden sein — im stillen Sichbescheiden oder in betäubendem Leichtsinn. Zur Resignation ist sie aber zu starkgeistig — für den Leichtsinn zu edel. So kämpft sie ... so ist sie krank geworden — und so siecht sie uns hin, Hasso! Das Herz hat mir oft zum Brechen weh gethan in diesen Tagen. Um meines Bruders willen, aber wahrhaftig nicht weniger um sie!“

Hassos Stirn hatte sich nicht aufgehellt, die Furchen auf ihr vertieften sich vielmehr: „Das ist mir zu subtil — das!“ sagte er finster. „Ich werde einmal mit Moritz ein offenes Wort sprechen. Er muß Hedwig gründlich den Kopf waschen, ihr den Mann zeigen. Bedeutung hin — Bedeutung her! Schließlich kommt's auf den Charakter an — in der Ehe wie überall, aber in der Ehe noch ganz besonders. Moritz soll ihr nur mal zeigen, daß er Haare auf den Zähnen hat, dann wird sich der Nervenspuk schon geben.“

„Brrr!“ Über das rosige Gesicht der jungen Frau huschte ein Lächeln. „Seit wann bist du denn so für Gewaltkuren? Übrigens hast du die Rechnung ohne Moritz gemacht. So wie der jetzt ist, würde er lieber selbst zu Grunde gehen, als Hedwig auch nur ein böses Wort sagen. Aber du bist auch sonst auf falscher Fährte, mein geliebtes Tschaperl, denn Hedwig ist keine Katharina, die man nach Petruchios Rezepten kurieren könnte. Sie wird schon wieder gesunden, aber ...“

„Nun, du Kluge, wie denn?“

„Nur durch sich selbst und die Zeit! Wenn es in ihrer Seele nicht noch ein X gibt, eine unbekannte Größe, von der wir alle nichts ahnen. — Still! Da kommen Mama und Moritz!“

Der Schwiegersohn führte die alte Dame sorgsam durch den Garten der Strandhalle zu. Sie sahen beide übernächtig und kummervoll aus und schritten schweigend einher. Dora erhob sich und ging ihnen entgegen. „Hat Hedwig keine gute Nacht gehabt?“ fragte sie sofort. Sie schüttelten den Kopf, beide mit einem leisen Seufzer. — „Sie kommt nicht zum Frühstück? Das ist unrecht. Gerade der frische schöne Morgen würde ihr wohl thun!“ — Moritz zuckte die Achseln: „Hethi ist soeben erst ein wenig eingeschlummert!“ Die Mutter sah sinnend vor sich hin.

Schweigend nahmen beide Platz. Dora schenkte Thee ein. Aber die Tassen blieben fast unberührt. Dann und wann legte Frau von Herret liebevoll ihre Hand auf die des Sohnes, und er küßte sie. Er sah, wie die Mutter litt und daß etwas in ihr arbeitete. Er kannte ja ihre stille Art: ihr Gedankenkreis war eng, und es währte stets seine Zeit, ehe sie einen neuen Eindruck in ihm völlig aufgenommen hatte; dann freilich war er ihr eigenstes Eigen, sie faßte schlicht und einfach, aber bestimmt Stellung zu ihm; und sie traf, wenn nicht stets, so doch meist das Richtige.

Der Postbote kam mit Zeitungen und Briefen für Moritz. Er öffnete aufs Geradewohl ein Kreuzband: „Da ist meine letzte kleine Arbeit über die Gralssage!“ sagte er und ließ das Bändchen gleich wieder auf den Tisch fallen, ganz interesselos. Man sah ihm an: ‚Was schiert mich jetzt dies Ding da!‘ und Dora dachte unwillkürlich: ‚Was für ein Wesen hätte er früher davon gemacht!‘ Mit fast gleich geringer Anteilnahme las er den nächsten Brief durch: „. . . Die Eltern lassen grüßen. Sie schreiben so besorgt um Hedwig. Der Brief ist übrigens zwar an mich gerichtet, aber auch für dich bestimmt, Dora —“. Sie überflog schnell die engbeschriebenen Seiten, dies und das halblaut vorlesend. Einmal blitzte doch der Schalk in ihren Augen: „Hier ist auch etwas für dich, mein Schatz!“ wandte sie sich an Hasso. „Vielleicht interessiert es Euch, daß Paschas Tochter nächstens auftreten soll. Ich hörte, daß Frau Verlagsbuchhändler Werdrow, die wir ja bei euch trafen, sozusagen die Pate der kleinen Debutantin geworden ist. Mein alter Pascha ist toll und verrückt, macht lauter Unsinn, ich werd' ihm wohl kündigen müssen. Dabei bin ich gar nicht sicher, ob er, wenn die Kleine reussiert, nicht doch mit seinen boxbeinigen Ansichten umfällt. Meine Kenntnisse stammen von Kruſemännchen . . .“

Hasso nickte gleichgültig. Moritz hatte so wenig zugehört, wie die Mama. Und wieder brütete das Schweigen über dem kleinen Tisch.

Plötzlich fuhr Moritz jäh empor mit einem leisen Ausruf, aus dem ebensosehr Schrecken wie Freude klang.

Aus der Gartenthüre des Hotels trat Hedwig.

Sie hatte ein weißes Morgenkleid an, das die tiefe Blässe ihres schmalen Gesichtes noch schärfer hervortreten ließ; das Haar schien nur oberflächlich geordnet, überall stahlen sich die blauschwarzen Löckchen aus den Flechten hervor; die großen Augen wanderten von dem einen zum anderen, fragend, forschend.

Moritz war ihr entgegengeeilt, sie zu stützen. Sie bat gleich: „Sei nicht böse! Ich hielt es oben nicht aus. Ich wollte bei euch sein.“

„Aber du wirst dich überanstrengen, Hedwig!“

„Nein! Nein! Mir ist ganz gut! Sorge dich nicht —“ Ein fast hartnäckiger Zug prägte sich um den Mund aus. Dann war aber gleich wieder ihr stilles Lächeln da: „Guten Morgen, ihr Lieben alle! Dora, kann ich eine Tasse Thee bekommen? Wie schön ist doch heut das Meer! Ich freue mich so, daß Mama und Hasso es so gut mit dem Wetter getroffen haben. Nicht wahr — es ist schön hier?!“

So viel hintereinander hatte sie lange nicht gesprochen. Es fiel Dora geradezu auf, und sie sann: ‚woher stammt die Veränderung? Ist's ein Umschlag zum Guten oder nur eine neue Form der nervösen Überreizung?‘

Moritz war ganz beglückt. Er hatte für seine Frau sofort allerlei zärtliche Aufmerksamkeiten, holte ihr selbst einen besonders bequemen Stuhl, sorgte eilend für

in frisches Ei, brach im Vorübergehen eine Rose für sie.

„Hethi, hier ist noch eine Überraschung!“ sagte Hasso. „Die neue Schrift deines Mannes —“ Er reichte ihr das Bändchen.

Auf einen Augenblick zogen sich ihre Brauen zusammen, ihre Lippen preßten sich aufeinander. Aber ihr Gesicht hellte sich wieder auf, sie nahm das Buch: „Also endlich erschienen! Das freut mich, lieber Moritz. Ich werde es heut mit an den Strand nehmen. Darf ich?“

„Ob du darfst, Hethi?“ Er sprach es ganz vorwurfsvoll. „Ich wäre ja so froh, wenn dich die kleine Arbeit ein wenig interessierte. Es ist freilich ein etwas schwerer, spröder Stoff —“

Sie hatte den Kopf tief auf das Buch geneigt. Er konnte den Ausdruck ihres Gesichts nicht erkennen. Aber sie sagte. „Vielleicht schwer — ja — dafür desto fesselnder —“ Ihre Stimme vibrierte leise. Dann sah sie plötzlich auf: „Mama — — —?“

„Aber Hethi!“ Hasso lachte hinter seiner Zeitung hervor. „Was erschreckst du denn so? Hast du nicht bemerkt — Mama ist aufgestanden und spaziert ja da unten am Strande mit Dora. Sie läßt sich wohl die Wunder von Wyck erklären.“

„Ach so —“ Es kam ganz gedehnt heraus. Doch wie unter einem starken Antrieb meinte sie dann gleich: „Da liegen ja auch noch Briefe? Haben die Eltern geschrieben? Erzähl' doch, Moritz!“

Mutter und Schwiegertochter schlenderten langsam am äußersten Rande des Strandes entlang auf dem schmalen Streifen feuchten festen Sandes, den die Ebbe dort gebildet. Sie sprachen von dem einen Thema, das alle Herzen bewegte. Die alte Dame hatte sich zu einem Entschluß durchgerungen, dem Dora heftig widerstrebte.

„Höre auf mich, liebste Mama!“ bat sie dringend. „Ich habe Hedwig all die Zeit vor Augen gehabt, du nicht! Laß sie ihren Weg gehen! Rühre nicht an ihrem — gleichviel ob wahren oder eingebildeten Leid Ob wahr, ob eingebildet, kommt ja in Wirklichkeit ganz auf eins heraus, denn krank ist sie so oder so geworden.“

Frau von Herres strich sich die silbernen Haare über den Schläfen glatt. „Dora, du meinst es gut. Aber ich kann Vertrauen von meinem Kinde fordern. Ich muß das thun, liebe Dora, und ich glaube ... ich hoffe, sie wartet darauf ... Ich hätte nur gleich die erste Erregung benutzen sollen, als sie sich mir an den Hals warf — so angstvoll, Dora. Und Hasso meinte schon unterwegs —“

„Liebste Mama, Hasso ist ein Juwel, aber in solcher Seelenangelegenheit ...“

„Aber Dora! Hasso ist doch ihr ältester Bruder! Nein — nein ... laß mich nur machen! Ich hab heut nacht zwei, drei Stunden an ihrem Bett gesessen. Sie lag ganz still, man hätte glauben können, sie schliefe. Aber ich sah doch, hinter ihrer Stirn arbeitete es immerfort — immerfort, Dora! Sie muß sich aussprechen! Gott, Dorchen, sie ist ja doch noch solch ein Kind —“

„Laß ihr Zeit, Mama. Sprich wenigstens heut nicht. Bedenke, sie ist krank!“

„Gerade weil sie krank ist — doch mehr seelisch, als körperlich, wie du selbst sagst — körperlich nur, weil sie seelisch leidet ... gerade darum muß das herunter von ihrem Herzen. Ich werd's schon machen, Dorchen! Sorge du nur, daß wir allein bleiben ...“

Moritz hatte unterdessen Hedwig den Brief der Eltern vorgelesen. Hasso rauchte, hinter der Zeitung verschanzt, seine zweite Cigarre.

„Hör mal, Moritz —“ sagte er plötzlich, ohne das Blatt fortzulegen — „Hier steht etwas, daß dich vielleicht interessiert: ‚Es verlautet, daß Professor Bargfeld einem Ruf nach Heidelberg folgen wird. Wir würden das Scheiden des hochgeschätzten Historikers als einen empfindlichen Verlust für unsere Universität tief beklagen ꝛc.‘

„Das erste, was ich höre!“ Merlenberg ließ die Hand mit dem Briefe sinken, auf seinem Gesicht prägte sich wirklich ein lebhafteres Interesse an der Nachricht aus. „Das ist ja überraschend! Bargfeld ... dessen Auditorium immer bis auf den letzten Platz gefüllt war! Was mag da die Ursache gewesen sein?“

Hedwig war zurückgesunken; im ersten jähen Schreck schloß sie die Augen, um sie dann gleich wieder weit zu öffnen zu einem starren leeren Blick hinaus auf das Meer dort unten. Sie fühlte, wie ein Schauer sie überrieselte und daß dann all ihr Blut siedend heiß emporströmte. „Er geht, weil er dich liebt!“ schrie es in ihr. Nur den

Grabdenkmal für Bernhard von Kugler in Tübingen. Von Fritz Zadow.

einen Gedanken konnte sie fassen, nur die schlichte Thatsache in sich aufnehmen. Aber während dann ihr Mann neben ihr allerlei Vermutungen aussprach über eine Differenz, die Bargfeld gehabt haben könne, über seine Stellungnahme zu einem Gesetzentwurf über die Lehrfreiheit, über die Privatdocentenfrage, arbeitete es in ihr weiter, reihte sich Reflexion an Reflexion: ‚Was ist das nur? Du erschrickst wohl über die Gewißheit — aber es ist kein Glücksjubel in dir, und es ist kein Schmerz in dir! Wie jubelte deine Seele, als du wußtest, Moritz liebt dich, wie hallte das selige Glücksempfinden nach! Jetzt schlägt dein Herz schon wieder ganz ruhig! Er geht, weil er dich liebt! Aber er geht auch, weil er dich achtet! Er wird leiden! Aber er hat ja sein Allheilmittel, seine Arbeit! Er wird überwinden, denn er ist stark in sich!‘ Und da kam doch wieder der Vergleich, mit dem sie bis heute vergeblich gerungen hatte: ‚Wenn Moritz mich verlieren müßte, er würde erliegen. Und so ist seine Liebe stärker, weil er schwächer ist.‘ Und dann eine leise Wehmut: ‚Er geht, weil er dich liebt! Er geht, und es wird noch einsamer um dich werden. Aber indem er geht, hinterläßt er dir ein Erbe — sein ernstes Pflichtgefühl — und eine Lehre: dein Leben mit neuem Inhalt zu füllen. Du darfst stolz sein, daß dieser Mann dich liebte, stolzer, daß er dich verehrte und achtete! Und nun sei du mutig und stark — —‘

„. . . was sagst du denn zu dem merkwürdigen Entschluß unseres Freundes, Heti?“ hörte sie da Moritz neben sich fragen. Aber sie war doch froh, daß er ihr die Antwort abnahm: „Schade ist's schon, daß er geht! Auch persönlich empfunden. Du hast ihn ja immer hochgeschätzt und dich gern mit ihm unterhalten. Nun . . . Heidelberg ist ja nicht aus der Welt. Und außerdem: wer weiß, ob die Nachricht wahr ist? Vielleicht ist's nur Zeitungsratsch, vielleicht nur ein ballon d'essay der Badenser, die ihn uns wegkapern möchten.“

‚Wie er sich doch auch geändert hat,‘ dachte sie. ‚Es ist recht merkwürdig: früher hätte er sicher ein paar unfreundliche Glossen gemacht. Jetzt spricht er ganz objektiv.‘ Dabei sah sie zufällig an ihrem Kleide herunter und bemerkte, daß die Rose, die er ihr vorhin gebracht hatte, ihren Händen entglitten war und auf dem Kiese lag. Sie bückte sich schnell, sie aufzuheben. Er sah es, kam ihr zuvor und faßte dabei ihre Hand: „Meine liebe, liebe Hedwig!“ flüsterte er zärtlich. „Ich bin ja so froh, daß es dir heut etwas besser geht!“

„Viel besser, Moritz!“ gab sie zurück und lächelte ihm zu — —

Langsam kamen die Mutter und Dora vom Strande herauf. Es wurden kleine Verabredungen für den Vormittag getroffen: Herrets wollten nach den Halligen segeln und erst zur Table d'hote zurückkommen. Der Doktor hatte ein paar Briefe zu schreiben — „ich komme nachher zu euch ins Zelt, Mama. Oder wenn ich gleich . . . das Geschreibsel kann auch warten . . .“ Davon wollte die alte Dame nichts wissen.

So saßen sich denn Mutter und Tochter eine halbe Stunde später allein im Zelt gegenüber.

Die Mama brachte eine Handarbeit mit. Nicht nur, weil ihre fleißige Hände überhaupt ungern ruhten, sondern weil sie die Empfindung hatte, ihre Gedanken besser sammeln zu können, wenn die Finger beschäftigt waren. So saß sie, reihte eine Filetmasche an die andere, glättete dann und wann mit der freigewordenen großen Holznadel über den Scheitel und sann dabei nach, wie sie wohl das beste Wort für den Anfang finden könne. So leicht, wie sie vorhin gemeint, wer das nun doch nicht —

Vor Hedwig lag aufgeschlagen ihres Mannes Buch. „Die Wanderungen der Gralssage.“ Sie las oder schien doch zu lesen.

Ganz leise klapperte dann und wann die Holznadel an das Schiffchen.

Endlich ließ die Mutter die Arbeit in den Schoß sinken.

„Es geht dir heut besser, liebes Kind?“

Hedwig schaute auf. „Ja, Mama . . .“

Das Filetschiffchen begann wieder sein Spiel. Es war das doch recht schwer — mit dem Anfang.

Hedwig hatte die Lektüre nicht wieder aufgenommen. Oder sie gab den Schein des Lesens auf. Sie stützte das Kinn in die rechte Hand und sah sinnend vor sich.

„Stört dich mein Arbeiten, Hedwig?“

„Durchaus nicht, liebe Mama.“

Trotzdem ruhte die Arbeit wieder. Frau von Herres lehnte sich zurück und betrachtete das Gesicht der Tochter mit leisem Staunen. Es kam über sie wie eine Entdeckung. Ihr war Hedwig auch als Frau immer ‚das Kind' geblieben, ein geliebtes Kind, in dessen Glück ihr altes Herz mitgejubelt, um dessen Leid es sich gegrämt und gehärmt hatte. Dasselbe Kind, das immer bald himmelaufjauchzend, bald zu Tode betrübt gewesen war, das wohl auch einmal über Mütterchens schlichten Sinn mit keckem Jugendmut hinweggesprungen war, das sich aber immer wieder an Mütterchens Herz geflüchtet hatte. Nun fand sie plötzlich etwas ganz Neues, Eignes, Überraschendes in des Kindes Gesicht.

Auch gestern, so schien es ihr, war das noch nicht dagewesen.

Nicht der ernste, bei aller Weichheit der Linien gefestete Ausdruck! Nicht die sinnende Tiefe des Blicks!

Da war noch — gewiß! — der Zug des Leidens um die Lippen, der Schatten unter den Augen. Aber es war da auch ein anderer Zug, der sprach: ‚Wo ein Ziel ist, da ist auch ein Weg!'

Der alten Dame trat das alles vielleicht nicht ganz klar in die Erscheinung. Sie sah vielleicht nicht so sehr das einzelne, nur das Ganze wirkte — mehr unbewußt, als bewußt — auf sie. Aber Doras Worte klangen nun doch in ihr nach. Sie hatte immer einen gewissen Respekt vor der gescheiten Schwiegertochter gehabt und dachte auch jetzt: ‚ob sie wohl recht hat?'

Trotzdem begann sie nach einer Weile, mit einem leisen Aufseufzen: „Als ich gestern kam, Hedwig — und du mich so innig umarmtest ... wie sagtest du doch? Ich sollte immer bei dir bleiben, du ängstigtest dich so — oder so ähnlich ... ja, Kind, liebes Kind ... wie mir das ins Herz griff!"

„Ich war so froh, daß du da warst, Mama! Ich war *gestern* so schwach!"

Indem sie das sagte, lächelte sie leise und suchte zärtlich die Hand der Mutter. Aber aus dem Klang ihrer Stimme, aus dem sanften Druck ihrer Hand sprach kein: ‚Hilf mir, Mutter! Ich kann nicht weiter ...'

„Mein liebes, liebes Kind ..."

Mehr brachte die Mutter nicht über die Lippen. Denn als sie der Tochter in die Augen sah, da kam ihr die Erkenntnis: ‚Dein Kind ist ein selbständiger Mensch, mit eignem Willen und Wollen. Ein Mensch, der seine Wege geht, sein Leid selbst durchkämpfen will. Du kannst ihm nicht helfen!' Es war ein sehr schmerzliches Gefühl. Aber es mischte sich doch auch ein Stolzempfinden darein: ‚Du mußt stille sein! Sie will deine Hilfe nicht! Nicht daran rühren, sagte Dora. Aber sie — sie wird kämpfen und überwinden!'

Es war ein langes Schweigen im Zelt.

Plötzlich kratzte es draußen an der Leinwand, und dann tauchte auch schon ein blonder Lockenkopf im Eingang auf. „Tante —! Tante —!" Auf eine Sekunde starrte die Kleine die alte Dame mit dem Silberscheitel unter der dunklen Spitzenhaube erschrocken an.

Aber gleich darauf rief sie: „Tante — Tante! Wollen wir nicht mal Zuerstlachen spielen?!"

Da beugte Hedwig sich und zog sie auf ihren Schoß. Und dann streckte sie das liebe rosige Kindergesicht weit von sich ab. Lotti machte „Puh — Puh, Tante!" und zwang feierlich komische Falten um den Mund und starrte die Tante an.

Und plötzlich schlang die Tante ihre Arme um den Blondkopf, preßte den kleinen Körper an sich, lachte wirklich — —

Und dann drückte sie ihre feuchten Augen in die Locken des Kindes.

Die Mutter hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen. Aber die Maschen wurden ganz ungleichmäßig. Wo waren nur ihre guten Augen von ehedem geblieben?!

16. Kapitel.

Kruslow „baute" sich die Kiste für einen Medusenkopf, den er übers Meer senden wollte; ein Chikagomann hatte sich in das schlangenumsponnene Haupt verliebt. Kruslow baute sich seine kleineren Versandkisten meist selbst. „Erstens," sagte er, „weiß ich, daß's hält: zweitens, daß es ordentlich eingepackt wird; drittens sollte sich jeder Mann ein Gegengewicht für die Kopfarbeit in der Handarbeit schaffen. Es würden dann nicht so viele neröse Plärrer in der Welt herumlaufen."

Das Sägen und Stemmen und Verpassen der Bohlen, die ganze Zimmer- und Tischlerarbeit machte ihm Spaß. Heut schien's

freilich vor allem das Hämmern zu sein. Er hatte Werner, der jetzt sein selbständiges Atelier in Siegmundshof hatte, aber häufig „auf einen Stipsbesuch“ mit der Stadtbahn „heruntergegondelt kam“, als Gehilfen angestellt, und während der ihm den wuchtigen Kistendeckel hielt, trieb er mit gewaltigen Hammerschlägen die Nägel ein und schimpfte dazu. Das letztere hätte kein Grobschmied besser besorgen können. Es ging ganz melodisch zu: „Sie ist verdreht — bums! Du bist verrückt — bums! Ihr seid alle beide meschugge — bums! Die ganze Welt ist ein Irrenhaus — bums! Nur Mister Clody — bums! — ausgenommen — bums! Weil er sich gerade diesen alten Ladenhüter — bums! ausgesucht hat — bums! Mach nicht solch' dummes Gesicht — bums — sonst schlag' ich dir den Schädel ein — bums!“

„Du bist ein Menschenfreund, alter Herr!“ erklärte Werner, die kurze Pause benutzend, in der Kruslow einen neuen Nagel ansetzte.

„Und du bist — bums! — na, ich will nichts gesagt haben! Aber bloß anzusehen braucht man dich. Tragikomisch siehst du aus, mein Sohn! Und die Rolle, die du spielst, ist auch tragikomisch! Bums! bums! bums! — Himmelkreuzdonnerwetter, der heilige Lukas soll dich schlagen, wie ich den Nagel da. Dies alberne Herumscharwenzeln und um den heißen Brei schleichen, vulgo um das Mädel, ist einfach zum Verdrehtwerden. Scher dich da mal von der Ecke weg, da kommt der nächste Nagel hin. Bums! bums! bums! — Wenn ich — alle guten Götter mögen mich davor bewahren — mich noch einmal auf meine alten Tage verlieben sollte, ich fing die Sache heute noch klüger an wie du. Nimm die Klaue fort, oder ich schlage drauf. — Bums! bums!“ —

„Du hast gut reden. Du kennst Helene nicht!“ —

Der Alte richtete sich zu seiner ganzen Länge auf und lachte, daß es nur so hallte. „Na nu! Ich kenn' das Prinzeßchen nicht? Ich — ihr, fast hätt' ich gesagt, ihr leiblicher Vicevater! Der ich seit fast 'nem Jahr alle Tage mit ihr geplappert und gelacht und ihr Jammern und ihr Jubeln geduldig mit angehört habe. Ich soll Helene nicht kennen! Ausgezeichnet. Ach was, Junge, ich hab' die Geschichte satt! Meine Atelierthüre sieht von außen auch sehr hübsch aus!“

„Die werd' ich mir nachher ansehen!“ Nun lachte Werner doch, setzte sich auf die Kiste und ließ die Beine herabbaumeln. „Was hättest du denn, du kluger, alter Herr, an meiner Stelle gemacht? He?“

„Bin ich dazu da, dir eine Gratislektion in der ars amandi zu geben? Ich denke gar nicht daran. Rück du mal fort, der Spediteur kann gleich kommen, und ich werd' ihn um deiner Schmachtlappigkeit willen nicht warten lassen. — Bums! bums! bums! — — Ganz verrückte Blase! — bums! — Daldorf — Gummizelle — bums!“ Er that noch einen letzten gewaltigen Schlag, warf den Hammer auf den Deckel, daß es dröhnte, schwang sich neben Werner auf die Kiste und legte seinen Arm um ihn. „Komm an meine treue Brust!“ rief er pathetisch. „Weine aus den Schmerz, die Lust — laß der Thränen Ströme rinnen — denn dir schlägt ein Herz hier drinnen! Kann ich dir vielleicht mit 'nem Gilka unter die eigens dazu mitgebrachten Arme greifen oder mit sonst einem durch vielfache Erfahrung bewährt gefundenen Sorgenbrecher, mein Sohn Absalon?“

„Ich danke dir für dein Wohlwollen. Es wäre liebenswürdiger von dir, mir zu sagen, wo Hel..., wo Fräulein Prinker ist?“

„Da fragst du mich zu viel, geliebter Kunstjünger von der traurigen Gestalt. Das heißt, sie ist entweder ganz sicher auf der Probe oder ganz gewiß bei der Schneiderin, oder unbedingt bei Frau Werdroto oder aber, was sich mit fast positiver Gewißheit annehmen läßt, bei ihrem ausgezeichneten Lehrer zur letzten Ölung. Nun weißt du's also! Und noch einmal, willst du einen Gilka? Erinnere dich des alten wahren Wortes: Wer Sorgen hat, hat auch Liqueur!“

Ungeduldig zuckte der Jüngere mit den Achseln. „Thu mir die Liebe, Kruslow, und laß die faulen Witze.“

„Warum soll ich mir kein Witzchen erlauben? Ich hab' die alte Meduse für sechshundert Dollars Gold verkauft. Mein Weizen blüht. Puppenlustig bin ich —“

„Daß du's im Herzen so wenig bist wie ich, mein Alter, sieht ein Blinder. Darum — verzeih! — ist mir die Thuerei so widerwärtig. Ich weiß am besten, du hast Helene lieb, und die ganze Fatzkerei

mit der Komödie ist dir in der Seele verhaßt — wie mir."

Kruslow schob die langen Beine nach vorn und stand auf. Er machte nun auch ein ernstes Gesicht. „Ich will dir sagen, lieber Werner, so mit zwei Worten ist die Sache nicht abzuthun. Ja, ich hab' mein Prinzeßchen lieb — ich hab' sie von Woche zu Woche lieber gewonnen. Zuerst, das kann ich heute zugeben, that mir das arme Vögelchen leid, das bei mir einflatterte und um seiner Kunst willen an den Künstler in mir appellierte. Vielleicht kam auch 'n bissel was wie Trotz hinzu ihrem Alten gegenüber. Aber je mehr ich das Mädel kennen lernte, ihren Kern, weißt du, desto lieber hab' ich sie gewonnen. Sie wuchs auch in der Zeit — innerlich, weißt du! Wie der Mensch eben wächst, durch Kampf und Leid. Schau, es ist schon wahr: ich denke mit Grausen daran, wenn es wieder einsam hier werden wird, wenn sie herausgeht — so — so fortgeht! So —"

Es war eine Weile still zwischen ihnen. Dann stieß Werner bitter aus: „Aber muß denn das sein, Johannes? Mein Himmel, ich hab' ja auch nur die eine Hoffnung — die häßliche Hoffnung —"

„Daß sie mit Pauken und Trompeten durchfällt! Amen!" ergänzte Kruslow trocken. „Ich geb's dir nun zurück: du bist ein Menschenfreund, mein Sohn."

Der Jüngere zuckte die Achseln. „Und du denkst im Grunde ganz wie ich."

„Ich weiß es selbst nicht, ob du recht hast, Werner. Es gibt ja so viele Fragen im Leben, die sich nicht mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten lassen. Ich weiß vor allem nicht, wie sie's tragen würde. Schließlich hängt doch nun einmal ihr ganzes Herz an ihrer Kunst —"

„An dieser Kunst!" Werner stieß den Hammer, der noch neben ihm lag, verächtlich beiseite, daß er auf den Boden polterte. „Ist das denn überhaupt eine Kunst und nicht eine Scheinkunst? Schall und Rauch! Eine Kunst soll etwas schaffen, was bleibt, soll's wenigstens anstreben. Die Kunst schafft nur, was im Augenblick des Entstehens schon wieder zerflattert und vergeht. Es heißt nicht umsonst: Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze!"

„Aus dir spricht die Eifersucht, mein armer Junge, und das macht dich ungerecht. Unsren Schiller in Ehren, richtig ist nicht einmal sein Wort. Oder spricht man nicht heute noch bewundernd von einem Talma, einer Schröder, einem Fleck! Nein, nein — es ist schon etwas Schönes und Großes um die Kunst der Menschendarstellung, der Verkörperung dichterischer Gestalten, und sie hat, bei all ihrer Vergänglichkeit, vor all unseren Künsten die gewaltige Mannigfaltigkeit ihrer Mittel und die unmittelbarste Wirkung voraus. Ich hab' darüber oft nachgedacht in den letzten Monaten. Wenn's nur bei der schönen Kunst allein auf das Können ankäme, mein lieber Junge, wenn sie nicht tagtäglich von all den Kleinen und Gernegroßen, die mitkünsteln, in den Staub gezogen würde, oft genug in den Kot — dann möchte ich meinem Lenerl wohl den freien Flug gönnen, den Glücksrausch des Erfolges — —"

Werner reckte die Arme weit. „Ich ersehne ihr Besseres und mehr —"

„Dann fasse endlich Mut, Junge!" warf Kruslow schnell ein. „Ehe es zu spät ist!"

Die erhobenen Arme sanken herab. Werner stöhnte schmerzlich.

„Lieber Johannes, du hast gut reden!" sagte er trübe. „Nichts billiger, als dem Mutlosen Mut predigen. Das ist gerade so, als ob du einem Verschmachtenden in der Sahara sagen würdest: ‚Bitte, mein Bester, trinke doch!' Wer war's denn, der vor 'n paar Monaten so fein predigte: ‚Laß dem Kinde Zeit! Sie hat zu überwinden! Es wird schon werden . . .' Wer war's denn, alter Kruslow?"

Draußen schlug der Thürklopfer gegen die Pforte und ersparte dem Hausherrn die Antwort. Er öffnete selbst. Aber sein Gesicht verzog sich, als zuerst die massige Gestalt von Frau Werdrow, angethan in violett Sammet, sich breit hereinschob.

„Bon jour, verehrter Meister! Ich bringe Ihnen unsere Kleine selbst zurück — wir haben noch eine Kostümfrage zu erledigen — Ach, guten Tag, Herr Werner . . ."

Der junge Bildhauer war ein wenig zurückgetreten. Er verbeugte sich nur flüchtig vor der großen Tragödin. Sein Auge hing an der zierlichen Gestalt, die hinter ihr eingetreten war. So müde, so matt sah Helene aus, und so fiebrig war ihr Blick! Unfroh und unfrei! dachte er.

„Der Direktor war entzückt! Einfach entzückt!“ berichtete Frau Werdrow. „Ich glaube, wenn Helene ihre Trümpfe hätte ausspielen wollen, heute schon würde sie den Kontrakt haben unterzeichnen können. Sie ist nur noch zu bescheiden! Nun, das gibt sich . . . ich kenne das! Aber die Märchenprinzessin liegt ihr auch ausgezeichnet. Als ob Doktor Helder ihr die Rolle auf den Leib geschrieben hätte. Und aussieht sie — besonders in dem duftigen Traumbild — einfach zum Anbeißen. Etwas tiefer könnte der Ausschnitt noch sein — aber, liebe kleine Kollegin, was stehen Sie denn wieder so verträumt da! Mut! Mut! Sie werden mir doch kein Lampenfieber bekommen?“

Kuß hätten Sie meinem guten Helder heute auch nicht gerade abschlagen brauchen. Solch' Autorkuß — du mein Himmel! — das ist ja eine ganz neutrale Sache! Aber jetzt kommen Sie, mein Lieb' — meine Zeit ist knapp . . .“

Das Gesicht des jungen Mädchens hatte sich wie in Purpur gefärbt. Aber nun schritt sie rasch ihrer kleinen Stube zu, von Frau Werdrow gefolgt. Hinter ihr her klangen wuchtige Hammerschläge. Werner hatte den Hammer vom Boden aufgerafft und schlug wie rasend auf die Kistennägel ein.

„Sie sitzen ja schon —“ sagte endlich Kruslow trocken.

„Laß mich nur! Ich muß mir Luft

Aus unserer Bildermappe:

Die Lithographie. Nach dem Relief von Ludwig Manzel.

Helene stand in der That wie verträumt noch immer an der Thürpfoste. Nun erst richtete sie den Kopf hoch. „Lampenfieber? Ich? Ach nein, gnädige Frau. —“ Es klang sehr bestimmt, und sie lächelte. Aber froh war dies Lächeln trotzdem nicht.

„Na, das wär' aber auch haarsträubend, Kind! Wem ist's denn je so leicht gemacht worden, wie Ihnen! Gleich eine erste Rolle, an einer großen Berliner Bühne! Solche Rolle in solchem Stück! Ich hab' meinem Freund Helder aber gleich gesagt: ‚Doktor, solch' ein Prinzeßchen kriegen Sie nie wieder.‘ Er wollte ja zuerst nicht heran, der gute Helder. Mein Himmel, ihr Herren, es ist ja doch immer ein Risiko mit solcher Debütantin. Aber nun — nun ist auch er Feuer und Flamme. Na, Kindchen, den machen! Oder soll ich vielleicht zu dem Fatzken, dem berühmten Herrn Doktor Helder, mit der Reitpeitsche hingehen? Lust hätte ich schon!“

„Junge, wirklich — du schnappst mir noch über! Hast du denn nicht gehört: erstens ist ein Autorkuß ein Neutrum! Zweitens ist er gar nicht — —“

„Ach was! Solch' eine Frechheit! Na warte! Ich pfeife in der Premiere — so!“ Er steckte den Finger in den Mund und pfiff wie eine Lokomotive. „Und diese dicke Person da . . . die werde ich verewigen . . . als . . . als Frau Lot — oder —“

Frau Werdrow und Helene kamen schon zurück. Auf einen Augenblick blieb die Tragödin noch an der großen Kiste stehen. „Addio, lieber Meister! Ich will noch zu

ein paar Redaktionen, eine kleine Notiz über unsere Kleine durchdrücken. Das Publikum muß neugierig gemacht werden. Nein aber, Herr Werner, was machen Sie nur für einen Lärm! Addio, Ihr Herren! Addio, liebe Helene —"

Sie rauschte davon. An der Thüre schloß sie Helene noch einmal in die Arme und flüsterte ihr etwas in das Ohr.

Ein starker durchdringender Moschusduft war hinter ihr zurückgeblieben. Kruslow zog das Taschentuch heraus und wehte damit, wie um ihn zu vertreiben.

Werner hatte aufs Geratewohl noch ein paar wuchtige Schläge auf den Kistendeckel geführt. Als er sah, daß Frau Werdrow Helene küßte und wie diese wieder mit blutübergossenen Wangen stand, schleuderte er den Hamer fort. Und kaum war die Thüre zugefallen, so stürzte er quer durch den großen Raum auf Helene los.

Sie erschrak, als sie, sich umwendend, ihn plötzlich dicht vor sich sah. Kreidebleich, mit loderndem Blick. Er faßte sie, noch ehe sie recht zur Besinnung kam, an den Handgelenken und schrie, seiner Sinne nicht mehr mächtig, auf sie ein: „Ich will das nicht! Sie dürfen sich von der Person nicht küssen lassen! Ich dulde das nicht! Und was hat sie gesagt? Das war etwas Schamloses — das — —"

„Ich — Herr Werner — ich — —" Sie war zurückgewichen. An allen Gliedern bebend, rang sie vergebens, ihre Hände frei zu bekommen. Und nur mühsam kamen ihr die Worte: „Sie ... haben kein Recht — ich verbitte — mir —"

Ihr hilfesuchender Blick flog zu dem Onkel hinüber.

Aber der Alte hatte sich auf die große Kiste gesetzt, baumelte mit den Beinen, machte ein höchst vergnügtes Gesicht, warf sein Käppchen in die Höhe und fing es wieder auf.

„Mein Recht, Helene? Mein Recht nehme ich mir!" schrie Werner. „Weil ich ein anständiger Kerl bin — ja! — und weil ich Sie liebe! Das wissen Sie! Und das ist mein Recht! Und wenn ich noch einmal so etwas sehe, dann passiert etwas! — Ja!"

Nun hatte sie sich endlich doch von seinem Griff befreit. Nach Atem ringend, lehnte sie an der Thür; die Arme im Rücken verschränkt, die Lippen trotzig geschürzt.

Einen Augenblick stand er schweigend vor ihr, mit noch erhobenen Händen. Dann sanken sie schlaff herab. Nach der ersten großen Aufregung kam wieder die große Mutlosigkeit über ihn. Er bat wie ein Kind: „Sie dürfen nicht böse sein, Fräulein Prinker! Verzeihen Sie mir! Ich ... wahrhaftig, ich wußte nicht, was ich that. Hab' ich Ihnen weh gethan, Fräulein Helene? ..."

„O, du Esel!" Kruslow hatte sein Käppchen wieder aufgefangen, drehte es in den Händen und brummte immer aufs neue: „O, du Schwachmatikus! O, du liebeskranke Fliege!"

Die beiden hörten es nicht.

Ganz langsam zog Helene erst den rechten, dann auch den linken Arm hinter dem Rücken hervor und betrachtete sich aufmerksam die roten Stellen an den feinen Handgelenken. Trotzig blieb dabei der Zug um die Lippen, aber aus den Augen sprühte es wie aufglühende Schalkhaftigkeit.

„Nicht böse sein, Fräulein Helene —" bat Werner noch einmal.

Jetzt flog schon ein kleines Lächeln um den vollen Mund. „Artig war das nicht ... Herr Werner ... das ... hier!" Sie rieb sich die Gelenke, als ob sie wirklich schmerzten.

Er seufzte schuldbewußt. „Ich kannte mich ja gar nicht aus, Fräulein Helene, in meiner Wut über diese — diese Madame Sans-Gêne ..."

„Frau Werdrow meint es so gut mit mir. Ich bin ihr zu so großem Dank verpflichtet. Schließlich, Herr Werner, hat doch jeder Mensch seine kleinen Eigentümlichkeiten und Schwächen, über die man hinwegsehen muß!"

Werner pfiff durch die Zähne. „Kleine Eigentümlichkeiten — schöne Eigentümlichkeiten! Jungen Mädchen raten, sich küssen zu lassen von einem wildfremden Menschen! Einem jungen Mädchen, das ich — das ich — —" Er fing schon wieder an, sich in die Erregung hineinzusteigern. Aber Helene unterbrach ihn.

„Still!" sagte sie. „Nichts davon — ich will davon nichts hören!" Der schelmische Ausdruck verschwand aus ihrem Blick, die Lippen schürzten sich aufs neue.

„Helene . . .“ bat er. „Liebe Helene.“

Einen Augenblick ſtarrte ſie, ohne Werner anzuſchauen, in die Tiefe des Atelierraums. Dann ſchüttelte ſie den Kopf. „Nichts davon!“ wiederholte ſie hartnäckig. Ihre Bruſt hob ſich in einem ſtarken, wie nach innerer Befreiung ringenden Atemzuge. Und dann ſtürzte ſie plötzlich an Werner vorüber auf Kruslow zu, umſchlang ihn mit beiden Armen, küßte ihn in den Bart hinein — wieder und wieder — und rief: „Du biſt doch der Beſte! Du biſt mein lieber, guter, alter Onkel!“ — ließ ihn frei, ehe er noch recht zur Beſinnung gekommen war, und lief in ihr Zimmerchen. Die Thür ſchlug heftig ins Schloß, innen wurde der Riegel vorgeſtoßen.

Der Alte war ruhig ſitzen geblieben. Er baumelte mit den Beinen, als ob er einen kleinen Marſch an der Kiſtenwand trommeln wollte, wiſchte ſich den Mund und ſchmunzelte, während Werner langſam, mit hängendem Kopfe, auf ihn zuſchritt.

„Na, mein Junge! Wat ſeggſt de nu?“

Werner antwortete nicht.

„Komm mal her, du Unglücksrabe, damit ich dir einige Troſtesworte in die Ohren hauchen kann. Erſtens, daß du eine brillante Scene hatteſt, wie Frau Werdrow ſagen würde. Als du nämlich als Orlando furioſo auf Fräulein Helene Prinker losſtürmteſt. Zweitens, daß du dir den ſicheren Erfolg verdorben haſt, weil dir nämlich das Herz gleich wieder in die Hoſen rutſchte, anſtatt daß du beſagtes Mägdelein einfach vom Fleck weg an beſagtes Herz hätteſt drücken müſſen. Wozu hatteſt du denn überhaupt ihre beiden Hände ſo ſchön gefaßt? So — aber nun komm mal noch 'n biſſel näher. Drittens nämlich erlaube ich mir die Vermutung, daß die Küſſe, die ich kriegte, eigentlich deinen Lippen galten. Was? Das glaubſt du nicht? Erlaube einmal, in der Sache habe ich Erfahrung: Onkelküſſe waren das ſicher nicht! Onkelküſſe haben immer 'nen faden Beigeſchmack. Die Küſſe aber lohten förmlich, und ſie ſchmecken noch wie Zucker nach. —“

Draußen klang die Schelle. Kruslow ſtand auf und machte eine großartige Geſte. „Geh und öffne, geliebter Schmerzensſohn! Denn das iſt der Spediteur, der die Meduſa abholen will. Alſo ſchaffen wir ein Schreckgeſpenſt nach dem anderen aus dem Hauſe!“

17. Kapitel.

Das Wetter war umgeſchlagen. Der Herbſt meldete ſich heuer ſehr früh mit Regenböen und beharrlichem Oſtwind.

Trotzdem die erfahrenen Inſulaner und die noch erfahreneren Hotelbeſitzer mit erſtaunlicher Beſtimmtheit verſicherten, daß nun „ſehr bald ein wunderſchöner Nachſommer“ kommen müſſe, und trotzdem die Badeärzte erklärten, ſolche „herberen“ Tage ſeien an der See ganz beſonders wohlthuend und nervenſtärkend, hatte die Mehrzahl der Strandgäſte ſchnell das Feld geräumt. Auch Mama Herret und Moritz — dem inzwiſchen ein gewichtiges Amtsſchreiben den erſehnten, freilich nur „außerordentlichen“ Profeſſor gebracht hatte — ſtimmten nach den erſten drei Regentagen für den Aufbruch, denn ſie fürchteten immer noch für Hedwigs zarte Geſundheit. Aber wennſchon die blaſſen Wangen der jungen Frau ihnen Recht zu geben ſchienen, dieſe ſelbſt bat immer aufs neue um Aufſchub der Abreiſe, und Dora ſekundierte ihr offen und noch mehr im geheimen. „Laßt meiner Hedwig ihren Willen!“ erklärte ſie immer wieder. „Oder wenn ihr meiner Weisheit nicht trauen wollt, dann glaubt unſerem alten Schiffer und wackeren Zeltverleiher. Der benutzte heute am Strande den kurzen Sonnenblick, ſein Geld einzukaſſieren, und ſagte dabei: ‚Unſere junge Frau da aber kommt ſich mal ſchön!‘“ — Die Mama lächelte, und Moritz ſtrahlte. Denn das ſahen auch ſie: Hedwig erſtarkte.

Sie ſchoben es — Moritz noch mehr als die Mutter — auf äußerliche Einflüſſe, auf die kräftigende Seeluft, auf die ſtille Ruhe des beſchaulichen Badelebens. Dora ließ ſie bei ihrem frommen Glauben, wenn ſie ſich auch ſelbſt ſagte: ‚Gottlob, ſie hat ſich wiedergefunden! Sie will geſunden, und darum geht es vorwärts mit ihr.‘

Nicht immer gleichmäßig vorwärts ging es zwar. Es kamen immer noch Stunden des Grübelns und des Zagens an der eignen Kraft. Aber Dora hatte ſchon Recht: der Wille war geweckt, und die Kraft wuchs mit ihm. Sie zeigte wieder das alte lebhafte Intereſſe. Moritz mußte ihr Bücher verſchreiben, ſie las viel und ſprach mit ihm über das Geleſene. Auch ihren Aquarellkaſten hatte ſie ſich nachſenden laſſen und das kleine Lottchen noch vor deren Abreiſe

flüchtig skizziert. Moritz war entzückt von dem Bildchen. Sie selbst freilich lächelte über den Versuch: „Dilettantenarbeit! Aber sie füllt doch die Stunde. Daheim muß ich etwas Ernsteres anfangen.“

Daheim! —

Ganz plötzlich brach in ihr eine brennende Sehnsucht aus nach ihrer eignen Häuslichkeit, nach den vier Wänden, in denen sie zu schalten und zu walten hatte, nach ihrem Arbeitstisch am großen Eckfenster — selbst nach der prosaischen Hausfrauenschürze und dem Herdfeuer. Ganz impulsiv brachte sie ihr Begehren vor zur allgemeinen Überraschung. Selbst Dora war erstaunt. Am schnellsten faßte sich die Mutter. ‚Sie ist doch mein Kind!‘ dachte sie und zerdrückte ein Thränchen im Auge.

Auf der Heimfahrt hatten sie einige Tage in Tenburg Rast gehalten. Dora wollte ihnen doch auch das Nest zeigen, das sie sich und Hasso hier gebaut, das beide zwar prinzipiell als ein „Provisorium“ bezeichneten, aber doch lieb gewonnen hatten.

Am letzten Vormittag gingen die beiden Schwägerinnen allein den Jungfernstieg entlang, durch die engen Straßen der Altstadt, hinaus zu dem großen neuen Kanalhafen. Dora erzählte lebhaft von der kleinen Garnison und spöttelte harmlos über manche Kleinlichkeit des Lebens hier: über den Sofaplatz der Frau Oberst, über die ungelenken Formen eines Junggesellenmajors, der eigentlich nie aus Tenburg herausgekommen war, über den winzigen Keller von Madame Veuve Cliquot, der Weinhändlerswittib, bei der die halbe Garnison sich Sonntag Mittag zum Frühschoppen zusammendrängte, über die Frau Baurätin mit den sieben heiratsfähigen Töchtern, deren Älteste von den bösen Leutnants die Großmama genannt wurde. Dann plauderte sie davon, daß Hasso eigentlich einen schauderhaften Dienst habe, daß sie ihn oft erst am Abend sehe und wie müde er dann sei, und sie schimpfte als echte Leutnantsfrau wacker auf den Hauptmann und auf das tägliche Parolebuch und auf ihren Dorfteufel von Burschen. Dabei sah ihr Hedwig aber an: eigentlich fand sie das alles ganz prächtig und ganz in der Ordnung. Einmal fragte sie: „Sag', Dora — ich will's ja nicht hoffen, aber es ist ja doch nicht ganz ausgeschlossen — wenn nun Hasso nicht zur großen Bude kommt und ihr hier bleiben müßtet ... das wär' dir doch schrecklich?“

Dora zog die Achseln ein wenig hoch. „Thät' mir ja furchtbar leid seinetwegen, denn Hasso ist so fleißig gewesen auf der Akademie. Aber schrecklich, Hethe ... bewahre! Man kann auch hier leben.“

Sie gingen schweigend ein Stück weiter, am Wasser entlang. Drüben breiteten sich weite Wiesen, im nassen Grün schimmernd, dazwischen hier und dort eine dichte hohe Koppelhecke. Schwerkäuend lagen die gelbgefleckten Kühe im fetten Grase. Im Hintergrunde rechts, wo zwischen den Baumwipfeln ein paar rote Dächer hervorschimmerten, kräuselte sich der schlohweiße Rauch einer kleinen Dampfbarkasse über der blauen breiten Wasserfläche.

Dora war stehen geblieben. „Ist das nicht schön, Hethe?“ sagte sie und wiederholte dann: „O — man kann hier schon leben! Es muß ja nicht immer die Großstadt, nicht das Meer, nicht der Alpenfirn sein. Und ... liebe, liebe Hedwig ... man kann überall glücklich sein, wenn man sich lieb hat.“

„Du Beneidenswerte hast eben das Naturell dazu, überall glücklich zu sein und zu beglücken! Du bist ein Sonnenkind!“ gab Hedwig schnell zurück. Es kam ihr aus dem Herzen. Unwillkürlich griff sie nach dem Arm der Schwägerin und drückte ihn leise.

„Ach du! Was du redest!“ Dora lachte. „Ich kenne mich: ich bin ein ganz simples Nutzpflänzlein, gut für den Alltag, auch auf kargerem Boden noch leidlich gedeihend und, wenn's irgend geht, das Beste aus ihm herausschöpfend. Das rechte Sonnenkind bist du! Daß du mir nicht noch einmal den Kopf schüttelst! Ich mein' das gar nicht so, daß du etwa immerfort im Sonnenschein stehen müßtest, oder auch nicht, daß von dir ohne Unterlaß der Sonnenglanz ausgehen sollte. Neben der Sonne *muß* ja auch Schatten sein, und die Wolken *dürfen* am Himmel nicht fehlen, und Regen wollen wir auch haben und mal ein Gewitter. Aber darum bricht die Sonne doch immer wieder durch. So ist's auch bei dir. Und wenn die Wolken sich verzogen haben, dann strahlst du und wärmst.“ — Dora unterbrach sich auf einen Augenblick, um dann zu schließen: „Mich hat der liebe Gott in

Aus unſerer Studienmappe:

Studienzeichnung von Franz Skarbina.

einen Garten neben ein anderes Nutzkräutlein gestellt, und wir paßten ganz von allein zusammen. Dir ist eine schwerere und höhere Aufgabe geworden. Aber mir ist nicht bange: du wirst leuchten und wärmen — und du wirst auch selbst dabei glücklich sein."

Vielleicht hatte sie eine Antwort erwartet, und da sie ausblieb und Hedwig stumm, mit gesenktem Kopfe, neben ihr herschritt, fragte sich Dora ein wenig bestürzt, ob sie nicht doch zu viel gewagt, zu früh gesprochen hatte; der Riß klaffte doch wohl noch tiefer, als sie gedacht hatte. Darum schlug sie nun wieder ihren fröhlichen Ton an: „Zwei Juwele wie wir gibt's so leicht nicht wieder — zwei Schwägerinnen, die sich gegenseitig ihr Loblied singen. Ich wäre vorhin am liebsten in ein Mauseloch gekrochen, als du meintest, ich besäße die köstliche Eigenschaft, überall glücklich zu sein. Denn, unter uns gesagt, so ganz ohne Kämpfe ist das hier, gerade hier in Tenburg, doch nicht abgegangen. Du mußt wissen: man markierte mir hier anfangs, daß ich im Hause meines Vaters groß geworden war. Eine der Damen hatte sogar den feinen Takt, in Gesellschaft, so daß ich es hören mußte, zu fragen: ‚Wohnt man in Berlin eigentlich im Petersburger Hofe gut?' Auch Hasso hörte es, und ich sah die Wut in seinem guten Gesicht emporkriechen. Na, da mischte ich mich denn schnell selbst ins Gespräch und sagte: ‚Ich kann Ihnen den Petersburger Hof sehr empfehlen, gnädige Frau. Man weiß dort, mit Gästen jeder Art fertig zu werden.' Die Frau Major wurde rot wie ein Puter und fragte spitz zurück: ‚Wie macht man das denn, Frau von Herret?' Worauf ich entgegnete: ‚Meist mit Höflichkeit, auch der bewußten Unart gegenüber, gnädigste Frau; wenn es not thut, aber auch mit entschiedener Ablehnung. Soviel ich jedoch weiß — ich habe nämlich dem Betrieb völlig fern gestanden — braucht das letztere Mittel höchstens einmal gegen einen amerikanischen Snob in Anwendung zu kommen, denn im allgemeinen verkehren im Hause meiner Eltern nur gut erzogene Leute.' Na, Hedwig, du kannst dir die feierliche Stille denken. Ich saß auch ganz still, denn ich dachte: ‚Nun geht der Tanz erst los!' Und ganz im geheimen dacht' ich auch: ‚Hast du nicht am Ende einen gar zu groben Keil auf den groben Klotz gesetzt?' Bis dann unser prächtiger Kommandeur sich plötzlich an mich wendete: ‚Sie wissen sicher nicht, gnädige Frau, wie ich den Vorzug hatte, Ihren verehrten Herrn Papa näher kennen zu lernen. Darf ich es Ihnen erzählen? Es ist nun dreißig Jahre her, da drückte ich in Berlin die Bänke, die Ihr Herr Gemahl jetzt mit so gutem Erfolg absolviert hat, und ich aß damals bisweilen, meist so vom ersten bis fünften, im Hotel St. Petersburg, das damals ja noch ein kleineres Haus war. Nun, mir passierte ein großes Unglück. Ich ließ mich verleiten, für meinen Nachbar in der Akademie gut zu sagen. Der allgemein als reich verschrieene Herr krachte zusammen — ich sollte die tausend Thaler bezahlen. Das war eine für meine Verhältnisse ganz unerhörte Summe, es war der sichere Abschied. Ich besaß niemand auf der weiten Welt, der mir hätte helfen können, ich bezog Königszulage — zehn Thaler monatlich —, ich hatte mich bisher gerade knapp über Wasser gehalten. Es war also zu Ende. Sehen Sie, gnädige Frau — wie solch' Leutnant aber nun einmal ist — ich dachte: morgen mußt du doch deinen Abschied einreichen, in vierzehn Tagen sitzt du drüben in New York und putzt Stiefeln ... heute wirst du noch einmal anständig essen gehen. Es ist ja doch alles egal. So saß ich denn eine Stunde später im Hotel, ganz allein an einem Tisch, hatte zwar eine Flasche Sekt vor mir, aber muß wohl ein furchtbar elendes, bejammernswertes Gesicht dazu gemacht werden. Denn plötzlich stand Ihr Herr Papa vor mir und fragte teilnehmend, ob ich krank sei? Nun zuerst hab' ich wohl nur mit dem Kopf geschüttelt, aber, wie das so geht, schließlich gab ein Wort das andere. Weshalb sollte ich hinter dem Berge halten, dacht' ich wohl, morgen pfeifen's ja doch die Spatzen auf den Dächern. Nun, und das Ende vom Liede war, daß Ihr Herr Papa mich bat, ihn in sein Privatcomptoir zu begleiten. Da schloß er seinen Arnheim auf, legte zehn Hundertthalerscheine in ein Couvert und reichte sie mir. Dabei sagte er ungefähr: ‚Sie können das ruhig als Darlehen von mir annehmen, Herr Baron, und mögen es mir wiedergeben, wenn die Verhältnisse es Ihnen erlauben. Es ist ehrlich erworbenes Geld, und es klebt kein Schmutz daran. Wenn Sie mich aber

so verwundert und fragend, wie jetzt, anblicken, dann will ich Ihnen zunächst sagen: es ist mir eine Freude, unserer Armee einen hoffnungsvollen Offizier zu erhalten, und ich denke wohl auch daran, daß, was ich erwerbe, nicht zum kleinsten Teil aus Ihren Kreisen stammt. Aber ich will ehrlich sein — mir ist heute morgen mein erster Sohn geboren worden, und wie ich vorhin in Ihr kummervolles Auge sah, da kam mir der Gedanke, daß auch er einmal so hilf- und ratlos in der Welt dastehen könne. . . .' Vielleicht würden manche sehr erhaben von schönem Stolz sprechen, mit dem ich das großmütige Darlehen, das nicht viel etwas anderes als ein Geschenk war, hätte ablehnen müssen! Ich war nicht stolz — ich war nur erstaunt, beglückt, gerührt, alles zu gleicher Zeit. — Bald darauf brach der Feldzug aus, und als ich schwer verwundet im Lazarett zu Courcelles lag, quälte mich fast mehr als alle körperliche Schmerzen der Gedanke an diese Schuld, die mir eine heilige Ehrenschuld dünkte: wenn ich erlag, verlor Ihr Papa ja sein Geld. Und nun denken Sie sich, daß gerade da plötzlich der Fürst Pleß und hinter ihm Ihr Herr Vater zu mir ins Zimmer traten — er hatte, wie ich nachher hörte, Liebesgaben gebracht. Der Fürst sprach mit mir einige freundliche Worte, dann blieb ich mit Ihrem Herrn Papa allein. Viel reden konnte ich nicht, aber er mochte wohl wieder in meinem Gesicht gelesen haben, was mich drückte. Denn er setzte sich zu mir und fing ganz von allein an. Was er sagte, weiß ich nicht mehr. Aber ich weiß, daß es mir unendlich wohl that, mir das Gleichgewicht der Seele wiedergab. Dann kam die goldene Okkupationszeit mit ihren Tagegeldern, ich hatte inzwischen auch die Kompanie bekommen — ich konnte meine Schuld tilgen. Das alles wollte ich nur erzählen, gnädige Frau — und nun, bitte, empfehlen Sie mich in Ihrem nächsten Briefe Ihrem verehrten Papa und schreiben Sie ihm gütigst, daß ich bei meinem nächsten Aufenthalt in Berlin nicht verfehlen würde, ihm meine Aufwartung zu machen!' . . . Seitdem hab' ich Ruhe, Hedwig — die guten Kleinstädter haben wohl eingesehen, daß man Hotelier und ein anständiger Mann sein kann."

Sie waren während der langen Erzählung immer weiter am Kanal entlang gegangen, auf dem schmalen Treidelpfad, den jetzt der Schleppdampferverkehr außer Betrieb gesetzt hatte. Nun wandte sich Dora und schloß: „Wir müssen umkehren!" Aber Hedwig blieb noch einen Augenblick stehen. Sinnend sah sie vor sich hin. Sie faßte wieder nach der Hand der Schwägerin. „Ein anständiger Mann, sagtest du, Dora!" sprach sie in sichtbarer Erregung. „Du hättest sagen sollen: ein großmütiger und vor allem ein guter Mensch! Siehst du, Dora, das habe auch ich immer, immer empfunden." Sie schwieg einen Augenblick, um dann hinzuzusetzen: „Und seine Herzensgüte hat er Moritz vererbt, denn Moritz ist gut!"

Es lag in dem letzten Wort ohne Zweifel eine Einschränkung, über deren Tragweite Hedwig sich im Augenblick gewiß nicht klar war; es klang aus ihm — Dora fühlte das — ein unausgesprochenes: ‚wenn ich ihn mir auch anders vorgestellt hatte!' hervor. Zugleich jedoch tönte der feinhörigen Frau noch ein anderes aus dem Satz entgegen, ein Sichbescheiden, dem wohl noch ein Hauch leiser Wemut anhaftete, das aber auch schon ein Überwinden in sich barg: ‚Moritz ist gut! Und darum will ich mit ihm glücklich sein! Und er wird es mit mir sein!'

Ruhig, in unbefangenem Tonfall, erwiderte Dora: „Gewiß — er war immer ein guter, lieber Kerl — mein großer Bruder! Aber nun fix, Schatz . . . wir müssen ein bissel ausschreiten, denn wenn mein Hasso nicht Glock acht sein Abendbrot hat, ist der hohe Herr ungnädig. Du, mein Himmel, was man sich mit den Männern quälen muß." — —

Seit wenigen Tagen waren Merlenbergs jetzt wieder daheim.

Als der Sehnsucht nach dem eignen Herd Erfüllung geworden war, kam plötzlich noch einmal eine große Entmutigung, ein völliges Verzagen über Hedwig. Jeder Fußbreit der Wohnung, jedes Stück der Einrichtung rief die Erinnerung in ihr wach an das volle Glück der ersten Zeit ihrer jungen Ehe, an seliges Träumen und hoffnungsreiches Schwärmen — jeder Blick durch die Zimmer weckte aber auch die schmerzlich wehen Gefühle der Enttäuschung aufs neue. Und die Brücke, die sie nun schon von der Vergangenheit zur Gegenwart geschlagen zu haben meinte, wollte nicht

ſtandhalten. Es kamen wieder Stunden qualvollen Grübelns, ſehnenden Verlangens. Nicht ſelten, wenn Moritz ausgegangen war, ſtand ſie in ſeinem Arbeitszimmer, und ihre Augen wanderten die langen Reihen der Bücherei entlang, oder ſie ſtarrte auf ſeinen Schreibtiſch, und dann ſtieg ein galliger Kitzel ihr in der Kehle empor, als müſſe ſie laut auflachen — unter Thränen.

Im Bade hatte es ſich von ſelbſt gemacht, daß Moritz die Morgenpoſt in ihrer Abweſenheit in Empfang nahm. Jetzt kam ſie regelmäßig, wenn ſie beim Thee ſaßen. Hedwig kannte den Inhalt der überwiegenden Mehrzahl aller Briefe längſt, denn in den erſten Monaten hatte er ſie ihr meiſt vorgeleſen oder ſie ihr hingeſchoben mit dem ſiegesſicheren Lächeln, das ihm damals zu eigen geweſen war: die litterariſchen Aufforderungen zur Mitarbeit, die Bitten der Vereinsvorſtände um einen Vortrag, das Erſuchen eines Komitees heute zur Beitrittserklärung, morgen um einen Beitrag zu einem Jubiläumsalbum, übermorgen um einen kleinen Gedankenſplitter für eine Damenſpende; dann die Briefe der Verehrerinnen, von denen die eine dem großen Manne nur ihr Herz ausſchütten wollte, die zweite um ſeine Anſicht über irgend eine litterariſche Frage bat, die dritte in rührenden Tönen um ein Autogramm bettelte, die vierte die Prüfung eines Manuſkripts erbat, die fünfte ein Buch einſandte, die ſechſte wiſſen wollte, welches der Lieblingsſchriftſteller und das Lieblingswerk des Herrn Doktors ſei. Ganz zuerſt hatte ſie eine naive Freude an all dieſen Zeichen des Intereſſes gehabt, dann war bald eine leiſe Verwunderung in ihr aufgeſtiegen, daß Moritz den ganzen Kram ſo ſeriös nahm und koſtbare Stunden auf deſſen Erledigung verwandte; zuletzt hatten die landläufigen Huldigungen, die öden und blöden Verſicherungen der Bewunderung und Verehrung ſie angeekelt, die ihr Mann wenn nicht mit Stolz, ſo doch mit Behagen als berechtigten Tribut empfing.

Jetzt fiel es ihr auf, daß Moritz die Briefe kaum beachtete. Er riß die Umſchläge auf, er tächelte beim Leſen wohl — aber es war nicht mehr ein Lächeln geſchmeichelter Eitelkeit —, dann ſchob er die Epiſtel zuſammen und ſteckte ſie in die Rocktaſche. An einem der nächſten Morgen, als das Hausmädchen zufällig in ihrer Gegenwart den Papierkorb in die Müllkiſte ausſchüttete, ſah Hedwig, daß faſt der ganze Inhalt aus den zerknüllten Briefſchaften beſtand. Es freute ſie. Aber als Moritz am anderen Tage wieder ein Päckchen Briefe in die Taſche ſchob, kaum daß er ſie eines Blickes gewürdigt hatte, ſagte ſie doch: „Schade um all die geknickten Backfiſchhoffnungen!“ Da lächelte er: „Ich glaube, du irrſt, Hethi; vorherrſchend iſt die alte Jungfer!“ — „Alſo darum deine Hartherzigkeit?!“ — Er wurde ein wenig verlegen, erwiderte aber dann ſchnell: „Bewahre, Hethi! Die Verehrung einer alten Jungfer iſt ja erfahrungsmäßig auf ſichrerer Grundlage aufgebaut und dauerhafter, als die Backfiſchvergötterung. Aber mir grauſt jetzt vor all dem Gebimmle und Gehimmle. Ich habe doch wahrhaftig beſſeres zu thun!“

„Du haſt eine neue Arbeit vor? Und die Vorbereitung für das Winterſemeſter — nicht wahr?“

Wieder ſpielte das leichte verlegene Lächeln um ſeinen Mund. „Das ſchon auch, Hedwig! Aber vor allem gehört meine Zeit jetzt dir, mein Lieb! Ich bin ja ſo froh und ſo glücklich!“ Und er ſprang auf, eilte um den Tiſch herum und küßte ſie auf Stirn und Augen. „Mir iſt ja alles, alles gleichgültig, wenn ich dich geſund und zufrieden und glücklich weiß — wenn du mich lieb haſt!“

Da ſchtoß ſie die Augen. Ihr war's, als könne er ſonſt in ihnen eine Schuld leſen. Aber ſie haſchte nach ſeiner Hand und drückte ſie feſt. Und es erfüllte ſie ein reines Glücksempfinden, daß ſie ſprechen konnte: „Ich hab' dich lieb, Moritz!“ Denn ſie ſprach die Wahrheit.

Und dennoch wollte ſich die Leere in ihr nicht füllen. Wenn ſie in den Stunden des Alleinſeins zu einem Buche griff, tanzten ihre Gedanken über die Blätter hinweg, und ſie ertappte ſich immer wieder darauf, daß ſie eine Seite geleſen hatte und von deren Inhalt auch nicht das Geringſte wußte. So ging es nicht! Mit Feuereifer ſtürzte ſie ſich in wirtſchaftliche Thätigkeit, aber ſie fühlte ſchnell, daß es in dieſer kleinen wohlgeregelten Häuslichkeit eigentlich ſo blutwenig für die Hausfrau ſelbſt zu thun gab, wenig mehr als Spielereien. Endlich fing ſie wieder an zu malen, doch nur, um ſchnell den Druck des Dilettantismus ſchmerzlich zu empfinden.

So fragte sie beim Mittagessen ihren Mann: „Ich möchte gern einen Versuch im Modellieren machen, Moritz. Hättest du etwas dagegen, wenn ich Werner aufforderte, mir einigen Unterricht zu erteilen?“

Sie wußte, früher hätte er allerlei Einwendungen gehabt, und es rührte sie, daß er jetzt sofort auf ihren Wunsch einging, ja den jungen Bildhauer selbst aufzufordern übernahm. Werner stellte sich denn auch schon an einem der nächsten Vormittage ein, augenscheinlich hoch erfreut über die Aufgabe, die ihm von der verehrten Frau geworden war, und brachte alles erforderliche Material zur Stelle. Das große Schrankzimmer wurde zum Atelier erkoren, und die Sitzungen begannen mit leichten Vorstudien zunächst. Der ungeduldige Künstler erwies sich als rührend geduldiger Lehrer, und seine schöne Schülerin zeigte einen Feuereifer. Sie fand — wenigstens vorläufig — was sie gesucht hatte: eine Arbeit, die Geist und Hand beschäftigte, und in der Unterhaltung mit Werner zugleich eine willkommene Ablenkung. Dann und wann trat auch Merlenberg in die ‚Werkstatt‘ ein, plauderte ein wenig mit und freute sich über die graciösen Linien seiner Frau, die die große Atelierschürze mehr hob als verbarg, über ihre feingliederigen geschickten Hände, über den angeregten Ausdruck ihres Gesichts. Er war jetzt immer gleichmäßig heiter. — „Ihrem Manne sieht man sein Glück an!“ sagte Werner einmal und seufzte leise: „Es ist auch kein Wunder!“

Aus unserer Studtenmappe:

Hochländer. Nach der Zeichnung von R. Myrbach.

Eines Mittags, als der Bildhauer gerade den feuchten Thonlappen von der begonnenen Kopie des Junohauptes aus dem Louvre genommen hatte und seinen kleinen Vortrag hielt, wurde Hedwig eine Karte gebracht.

Sie lächelte nach dem Blick auf den Namen ein wenig, meinte: „Herr Werner — diese junge Dame dürfen wir wohl in unsere Geheimnisse blicken lassen — Fräulein Prinker!“ und gab dem Hausmädchen entsprechende Weisung, ohne seine Entgegnung abzuwarten.

Dann erst bemerkte sie, daß Werner einen roten Kopf bekommen hatte und sich auffallend emsig an die Arbeit machte.

Auch Helene stieg das Blut in die Wangen, als sie Werner erblickte, und sie

war sichtlich befangen. Sie und Werner begrüßten sich höchst ceremoniös.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich erst heute mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen komme. Aber die leidigen Proben und alles, was mit ihnen zusammenhängt, haben mich furchtbar in Anspruch genommen. Übermorgen ist ja mein Debüt.“ Es kam nicht im Jubelton heraus, und Hedwig, die noch die Hand des Mädchens umspannt hielt, glaubte zu bemerken, daß diese leise bebte. ‚Lampenfieber!‘ dachte sie zuerst. Als sie dann während ihrer herzlichen Erwiderung Helene in die Augen sah, verschwand diese Befürchtung. Das Auge blickte ruhig und klar. Aber sie fand die Kleine, die sie immer interessiert hatte, sehr verändert. Es lag ein Zug leiser Melancholie auf dem hübschen Gesicht, das — freilich zu seinem Vorteil — von seiner Rundung eingebüßt hatte und viel ernster und reifer erschien, als früher. Hedwig dachte, indem sie Helene zum Sitzen aufforderte: ‚Sie hat die geistige Arbeit kennen gelernt — froh, befriedigt sieht sie aber nicht aus.‘

„Wir lasen in der Zeitung von Ihrem Debüt, Fräulein Prinker. Mein Mann hat schon Billets für die Première von ‚Im Märchenwald‘ bestellt. Daß wir Ihnen beide Daumen halten werden, ist selbstverständlich.“ Hedwig schlug mit Absicht einen leichten Ton an. „Sie haben eine schöne, dankbare Rolle, hörte ich?“

„Ich muß sehr glücklich sein, daß man mir, der Anfängerin, die große Rolle anvertraut hat.“

„Nun — diese alten Theaterpraktiker werden schon gewußt haben, warum? Diese Herren thaten das gewiß nicht um Ihrer schönen Augen willen . . .“

„Wer weiß?“ Schneidend klangen die beiden Worte von der anderen Seite des Zimmers herüber, wo Werner herumhantierte. Er hatte nur einen Moment aufgeschaut, gleich beugte er sich wieder über den Thonklumpen und griff mit beiden Händen hinein.

Hedwig sah, wie das junge Mädchen zusammengezuckt war. Sie wollte ein vermittelndes, ausgleichendes Wort sprechen, aber Helene kam ihr zuvor: „Herr Werner könnte wissen, daß ich es ernst mit meiner Kunst nehme,“ sprach sie merkwürdig sanft. „Was andere thun, was andere beeinflußt, dafür kann ich doch nichts.“

„Gewiß nicht, Fräulein Helene! Mein gestrenger Meister dort drüben meint es auch gar nicht so böse. Sie sollten nur einmal hören, wie er bisweilen mit meinem Ungeschick ins Gericht geht.“ Hedwig wollte versuchen, der peinlichen Scene eine scherzhafte Wendung zu geben. Aber Werner zog nur höhnisch die Achseln hoch, und dann erklärte er plötzlich, einen Zirkel vergessen zu haben. Er machte den Damen eine sehr förmliche Verbeugung — Hedwig bemerkte, daß die Narbe auf seiner rechten Wange sich dunkelrot gefärbt hatte — und stürzte aus dem Zimmer.

Auch Helene hatte sich erhoben. Als sich Hedwig umwandte, sah sie das Mädchen am nächsten Schrank lehnen, bebend vor Erregung. Leise stammelte sie: „Verzeihung, gnädige Frau — ich bin nicht schuld an der Scene.“ —

Über die junge Frau kam ein großes Mitleid. Und zugleich das unbewußte egoistische Empfinden, das so vielen Menschen eigen ist, die selbst gelitten haben oder noch leiden: sich innerlich aufzurichten, indem sie ein fremdes Leid mit tragen helfen — das starke Bedürfnis, zu trösten, zu helfen. So zog sie Helene neben sich nieder, umfaßte sie zärtlich und streichelte ihr die Wangen. „Nein — ich weiß ja, Sie können nichts dafür, armes Kind! Herr Werner war einfach ungezogen. Weinen Sie sich nur ruhig aus, liebe Helene. So — hier lehnen Sie Ihr Köpfchen an. Denken Sie einmal, ich sei Ihre ältere Schwester. Ich habe Sie wirklich lieb, Helene —“

Plötzlich beugte Helene sich und küßte wortlos Hedwigs Hand, leidenschaftlich, mit brennenden Lippen.

„Das dürfen Sie nicht!“ wehrte die junge Frau ab und umarmte das Mädchen. Auch ihr kamen die Thränen.

Aber gleich mußte sie lächeln. Sie überlegte noch einen Moment, faßte dann wieder beide Hände Helenens und sagte: „Ist's denn solch ein Unglück, wenn ein braver Mann ein Mädchen liebt und dieser Liebe 'nal auf — nun ja! — auf etwas absonderliche Weise Ausdruck gibt! Denn daß Werner Sie liebt — innig liebt —, das klang doch wahrlich aus seinen bösen Worten, das sprach überzeugend aus seinem ganzen Wesen.“ —

Helene antwortete nicht. Ihre Thränen

waren versiegt. Sie schluchzte nur noch leise.

„Er ist wirklich ein braver, guter Mensch! Spricht denn dort gar nichts für ihn — gar nichts — in dem Herzen?“ Als Hedwig es gesagt hat, erschrak sie ein wenig. Die direkte Frage kam ihr wie ein Mangel an Feinfühligkeit vor. Aber Helene schien das nicht zu empfinden. Sie sah, mit zuckenden Lippen, starr vor sich hin. Dann sagte sie stockend: „Ich . . . ich weiß es nicht!“ Und zugleich beugte sie sich wieder über Hedwigs Hand und küßte sie, und ihre Thränen begannen aufs neue zu rinnen. Immer wieder preßte sie ihre Lippen auf die Hände der jungen Frau und immer wieder stammelte sie: „Sie sind so gut! So gut ist noch niemand zu mir gewesen — kein Mensch. Mich versteht ja niemand — niemand —“

„Ich möchte es wenigstens versuchen, liebe arme Helene!“ sagte Hedwig leise. „Ich bin ja selbst noch so jung, Helene — aber auch ich habe schon Leid kennen und tragen gelernt. Vielleicht hilft mir das verstehen!“

Plötzlich schlug Helene die Augen voll auf. Ein seltsamer Ausdruck lag in ihrem Blick: Verehrung, Scheu, Vertrauen und Erstaunen. „Ich dachte —“ sprach sie langsam — „Sie müßten so glücklich sein — immer glücklich . . . gerade Sie . . .“

„Man kann wohl auch im Leid glücklich sein, Helene. Oder richtiger: man muß das Leid zwingen. Man muß glücklich sein wollen!“

Verständnislos sah Helene zuerst die junge Frau an. Dann stieß sie heraus, mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Temperaments: „Ja! Wollen — wollen! Aber: können — können!! Ich habe nichts mehr, was mich glücklich machen könnte: Die Eltern verloren! Keine reine Befriedigung in meiner Kunst! Und da — da“ . . ., sie stieß heftig gegen ihr Herz . . . „da — —“! Plötzlich brach sie ab, das Gesicht mit Blut überströmt. Eine Sekunde saß sie starr, hochaufatmend. Gleich darauf aber strich sie sich mit einer mechanischen Bewegung die wirren Locken aus der Stirn, stand auf und sagte, sich gewaltsam bezwingend: „Verzeihen Sie, gnädige Frau! Ich will nun gehen —“

„Aber, Helene —!“ Hedwig zog das Mädchen sanft neben sich nieder. „So dürfen Sie nicht gehen! Das ist kein Vertrauen! Wenn Sie mich ein wenig lieb haben —“

„Sie lieb haben! Wenn ich das doch dürfte!“ Da war schon wieder der impulsive Gefühlsausbruch, der leidenschaftliche Aufschrei.

„Dürfen, Helene?“ fragte Hedwig mit leisem Vorwurf.

Wieder starrte Helene vor sich hin.

Dann begann sie plötzlich zu sprechen, bald stockend, bald die Worte überstürzend, wie sie ihr aus der Tiefe der Seele kamen: „Meine Kunst! Was hab ich nicht von ihr erhofft, erträumt! Heut noch — ich klammere mich an sie! Aber Sie, gnädige Frau — Sie können ja in Ihrem reinen Herzen gar nicht wissen, welch' Dornenweg das ist, der auch nur auf die Vorberge dieser Kunst führt. Nicht, weil der Weg so steil ist, — das zwänge das Wollen und die frohe Kraft! — aber weil er an so vielen Untiefen vorbeiführt, immer, immer haarscharf am Grat entlang. O der Ekel, der einen manchmal erfaßt! Die draußen stehen, die haben gut sagen: ‚Halt dich rein! Geh' durch den Schmutz, ohne daß er den Saum deines Kleides berührt! Es geht schon . . .!‘ Jawohl — es mag gehen: der Kleidersaum mag rein bleiben, aber die arme Seele fängt an zu kranken. Und ich will innerlich rein bleiben — das ist mein Stolz — ich will —“

Sie schwieg einen Augenblick, um dann tiefaufatmend fortzufahren: „Aber ich weiß nicht, ob die nicht recht haben, die da meinen, zu meiner Kunst gehörte ein Funke . . . sie nennen's ja: göttlichen Leichtsinns. Nicht nur, wahrhaftig, weil der den Weg ebener macht und den Aufstieg leichter — nein — nein! Aber weil man mit beschwertem Herzen nur unfroh gestalten kann . . .“ Helene unterbrach sich wieder und sah mit flatterndem unsicheren Blick auf. „Ich bin so unfroh, so unsicher geworden . . .“ schloß sie aufseufzend.

„Arme Helene!“ Hedwig zog die Kleine herzlich an sich. „Das alles wird vorübergehen, kommt nur erst der Erfolg!“

Aber das junge Mädchen schüttelte traurig den Kopf: „Mir würde auch ein großer Erfolg nicht helfen — er könnte mich nicht befreien!“

Digitized by Google

Einige Minuten saßen sie stumm nebeneinander.

Dann fragte Hedwig plötzlich ernst: „Helene, Sie sagen, Sie wüßten nicht, ob Sie Werner lieben. Ich hätte das früher wohl nicht begreifen können. Da meinte ich auch immer nur: Die Liebe muß so groß und stark sein, daß sie ihrer selbst sicher ist und kein Schwanken kennt. Sonst wär's keine ganze rechte Liebe. Heut ... heut weiß ich's besser. Jetzt weiß ich, daß auch tiefe wahre Liebe durch Kämpfe und Anfechtungen zu gehen hat —"

Ganz ruhig hatte Hedwig begonnen, nun schwankte ihre Stimme doch leicht, und sie stockte eine Sekunde, ehe sie, sich wieder bemeisternd, fortfuhr: „Darum kann ich es fassen, wenn Sie mir sagen: ‚Ich weiß es nicht, ob ich ihn liebe!' Aber ich denke mir, ein Herz, dem dieser Zweifel entstammt, muß wohl eigentlich schon zur Bejahung entschlossen sein. Und wenn in Ihnen wirklich der Zweifel noch stärker sein sollte, Helene, als ich annehme, dann möchte ich Ihnen doch sagen: die Liebe eines braven guten Mannes trägt eine siegende Kraft in sich — und Werner ist wacker und gut!"

Helene hatte fast andächtig zugehört, die Hände im Schoß verschränkt, die Augen auf Hedwig gerichtet. „Ich weiß es — ich weiß es!" sagte sie jetzt. „Ich habe ihn ja auch immer gern gehabt, seit unserem ersten Begegnen fast in des Onkels Atelier. Auch dann, wenn der Widerspruchsgeist in mir mich reizte, ihn zu kränken. Aber dann —" ihr Blick senkte sich, und wieder färbten sich ihre Wangen in dunklem Rot — „dann kam die Stunde, wo ich ihn mit einem anderen Manne verglich, der vor meinem Geiste stand als ein unerreichbar Großer, zu dem ich voll Verehrung und Bewunderung aufschaute, im Wachen und Träumen — —"

Sie sprach leise, aber erregt, ohne aufzuschauen. Jetzt erst bemerkte sie, daß Hedwig sich schwer zurückgelehnt hatte; sie hörte einen leisen Hauch neben sich, fast wie ein Aufseufzen, und als sie nun aufblickte, erschrak sie über den veränderten Ausdruck im Gesicht der verehrten Frau, über die starren bleichen Züge und daß Hedwig die Augen geschlossen hatte. „Um Gotteswillen, gnädige Frau!" rief sie, aufspringend. „Was ist Ihnen? Habe ich — —"

Aber Hedwig hatte sich bereits gefaßt. Sie schlug die Augen auf, sie lächelte wehmütig: „Nichts — nichts, liebe Helene. Erschrecken Sie nicht ... es war nur ... Sie wissen ja: ich war leidend —"

„Und ich bin Ihnen lästig gefallen, gnädige Frau! Ich war rücksichtslos! Ich mache mir solche Vorwürfe — ich Egoistin!"

„Nein! Im Gegenteil, Helene! Glauben Sie nicht, daß mir eines ihrer Worte entging ... armes liebes Kind ..."

Nun lehnte sie sich doch wieder zurück. Aber während das junge Mädchen neben ihr niederkniete und sie langsam und zärtlich mit der Hand über dessen Scheitel strich, sprach sie weiter: „... armes liebes Kind ... wir leben in der Welt der Wirklichkeiten, und so süß und schön es ist, dem Idealen nachzuträumen, schließlich müssen wir doch vor allem immer wieder für den festen Boden unter unseren Füßen sorgen. Ich meine das nicht materiell — Sie werden mich schon verstehen! Wir müssen, wenn die Traumtürme stürzen, uns ein Hüttchen zu retten wissen und sorgen, daß wir auch unter niedrigerem Dache glücklich sind. Lassen Sie sich's sagen, Helene, was ich noch niemand gesagt habe: auch ich war eine Schwärmerin, die da meinte, in die Wolken, nach den Sternen greifen zu können. Nun — nun will ich nichts sein als eine zufriedene glückliche Frau ... und es ist besser so!"

Sie hatte den Kopf des jungen Mädchens, das leise in ihrem Schoße schluchzte, zwischen beide Hände genommen und richtete ihn sanft empor. Sinnend sah sie einige Augenblicke in die erregten Züge, dann fuhr sie fort: „Vielleicht trägt Sie doch noch Ihre Kunst ins Sonnenlicht. Trotz allem, was Sie mir vorhin sagten: jede Kunst muß ja schließlich etwas Erlösendes, Befreiendes in sich tragen. Aber wer weiß, ob Sie selbst dann sich nicht nach der Hütte sehnen werden, nach einem Glück, das heut vielleicht klein scheint und morgen zum größten auf Erden werden kann? Es gab einen Tag, Helene, wo ich ganz verzagen und verzweifeln wollte, an mir, an aller Welt. Da aber ging mir plötzlich das Lied unseres alten Paul Flemming durch den Kopf — Sie kennen es ja auch: ‚Ein getreues Herze wissen, Hat des höchsten Schatzes Preis ...'. Es klang in mir auf,

Selbstbildnis. Nach dem Gemälde von Moritz Röbbecke.

wie ein Accord, den man lang nicht gehört, den man vergessen hat und der mit einem Male wieder da ist: ‚Mir ist wohl beim höchsten Schmerz, Denn ich weiß ein treues Herz.‘ Auch ich hatte vergessen, daß mir solch' ein treues Herz schlug — ich hatte mich selbst vergessen. Aber nun weckte das schlichte Lied mich und rüttelte in mir: ‚Läuft das Glücke gleich zu Zeiten, Anders als man will und meint; Ein getreues Herz hilft streiten Wider alles, was ist feind!‘ Ja, ich wußte auch mir solch ein getreues Herz, Helene, und als ich das erst recht erkannt hatte, da konnte ich mich an ihm aufrichten und stark werden. Das wollte ich Ihnen sagen, liebe Helene, daß Sie daran denken, wenn Sie meinen, die Kraft müsse versagen: auch Sie wissen ein treues Herz, an das Sie sich retten können, solch ein liebendes Herz, von dem das Lied singt: „Ob beisammen, ob geschieden, Ein getreues Herze hält, Gibt sich allezeit zufrieden, Steht auf, wenn es niederfällt —“

18. Kapitel.

Frau Werdrow war ein geschickter Manager, Herr Kurting-Strela war ein gewandter Theaterleiter. Sie verstanden es, den großen Tam-tam zu rühren. Die Debütantin war in guten Händen.

Zuerst gab es im Courier, dem maßgebenden Blatt für allen persönlichen Theaterkram, nur eine ganz kurze Notiz: „Die Proben für ‚Im Märchenwald‘, der ersten diesjährigen Novität des Osttheaters, haben gestern begonnen. Herr Dr. Helder las seine Dichtung einem engeren Kreis befreundeter Kritiker vor. Auch wir waren eingeladen, müssen uns aber auf ausdrücklichen Wunsch des Dichters leider jeder Mitteilung über das höchst eigenartige Werk enthalten. Es verlautete übrigens, daß die Hauptrolle, die ursprünglich Fräulein Lotte Spitt geben sollte, in die Hände einer jungen Debütantin gelegt worden ist. Herr Kurting-Stella ist ein mutiger Mann.“

Am nächsten Morgen brachte das Große Journal auf Grund eines ihm aus dem Theaterbureau zugegangenen Waschzettels ein entschiedenes Dementi mit eignen boshaften Paprikazuthaten: „Unsere verehrte Kollegin aus der Beuthstraße hat wieder einmal alles früher gewußt, als andere Menschen, und ist dabei tüchtig hereingeschliddert: über die Besetzung der Hauptrolle in dem Helderschen Märchenspiel — natürlich wieder ein Märchenspiel — steht noch gar nichts fest. Man hat sich allerdings aus Wien eine junge Schauspielerin verschrieben, von der hier bisher nur bekannt war, daß sie eine blendende Schönheit ist. Ob sie aber wirklich die ‚Prinzessin‘ spielen wird, ist noch ganz ungewiß.“

Darauf schrieb der Courier umgehend: „Damit das Große Journal sieht, daß wir gut unterrichtet sind, wollen wir ihm und unseren Lesern mitteilen: Fräulein Helene Prinker *wird* die Prinzessin Ilse spielen. Übrigens ist die junge Dame, der in der That eine ganz eigenartige reizvolle Persönlichkeit nachgerühmt wird, keine Wienerin, sondern in Budapest, der Stadt der schönen Frauen, geboren. Sie stammt aus einer sehr angesehenen Familie, ihr Vater war Honvedmajor. Merkwürdig, wie groß doch immer noch unser künstlerischer Import aus Österreich-Ungarn ist.“

Wenige Tage später berichtete ganz intim das Tageblatt: „Gestern abend hatten wir auf dem ersten diesjährigen Empfangsabend im gastfreien Hause des Herrn Verlagsbuchhändlers Werdrow den Vorzug, der vielgenannten ‚Prinzessin Ilse‘ des Osttheaters vorgestellt zu werden. In der That, ein entzückendes Persönchen: nicht groß, aber von wundervollem Ebenmaß; herrliche Augen, gleich dunklen Sternen; klangvolles Organ, das uns ein wenig an die unvergeßliche Niemann-Rabe erinnerte. Die schöne und liebenswürdige Hausfrau teilte uns beim Glase Pommery mit, daß Fräulein Prinker, deren Anmut allgemein entzückte, bei ihr die letzte Ausbildung genossen habe. Frau Werdrow hält die Debütantin, die jedenfalls einen großen Vorzug: den der schönsten Jugendlichkeit, hat, für ein hochbedeutendes Talent. Nun — man wird ja sehen.“

Vier Tage später schrieb der Courier: „Herr Dr. Helder leitet persönlich die Proben seiner Märchendichtung. Man weiß, welch eminent geschickter und feinsinniger Regisseur der Dichter ist. Übrigens soll er des Lobes voll sein für die Darstellerin der Prinzessin Ilse, Fräulein Prinker; es wird unsere Leser interessieren, daß Professor Korner, der neulich die sehr zurückgezogen lebende junge Dame im Hause des

Herrn Werdrow kennen lernte, von deren Liebreiz so fasciniert war, daß er sie sofort bat, ihm einige Sitzungen zu gewähren. Unser berühmter Meister malt die Dame im Kostüm ihrer Rolle (III. Akt), das von der bekannten Firma Barch & Co. angefertigt wurde."

„Fräulein Helene Prinker, deren Auftreten in der Helderschen Novität man mit so allgemeiner Spannung entgegensieht, ist plötzlich schwer erkrankt." — „Fräulein Prinker, die jugendliche Debütantin des Osttheaters, erfreut sich entgegen den Meldungen einiger hiesiger Lokalblätter, des besten Wohlseins." — „Bei der gestrigen Aufführung von ‚Julius Cäsar' wurde in der Loge der Frau Werdrow der neu aufgehende Stern, Fräulein Helene Prinker, viel bemerkt." — „Fräulein Lotti Spitt vom Osttheater soll, wie wir aus bester Quelle vernehmen, die Lösung ihres Kontrakts anstreben. Grund: die bekannte Differenz wegen der Hauptrolle im Helderschen Märchenspiel, die bekanntlich nicht Fräulein Spitt, sondern einem Fräulein Prinker zugeteilt wurde, die sich sehr, sehr hoher Protektion erfreuen soll." — „Das berühmte ‚Große Journal' hat wieder einmal seinen Schmutz über eine junge Künstlerin, Fräulein Helene Prinker, ausgespritzt — man kennt die Phrase von der ‚hohen Protektion,' aber man möchte sich nachgerade der Kollegialität gewisser Federhelden schämen, die nur ein Losungswort: ‚Pikant um jeden Preis!' kennen. Es genügt wohl, diese Art von Frivolität einem Mädchen gegenüber, das sich nicht selbst verteidigen kann, niedriger zu hängen." — „Bereits jetzt sind Fräulein Helene Prinker, die am 8. im Osttheater debütieren soll, die glänzendsten Anträge von einer unserer ersten Agenturen gemacht worden. Übrigens verlautet, die schöne junge Dame sei die Braut eines österreichischen Reichsratsabgeordneten, des Sprossen eines uralten Adelsgeschlechts." — „Was doch alles gefabelt wird: Fräulein Prinker ist keineswegs verlobt. Nicht einmal verliebt — es sei denn in ihre Kunst."

So klang die große Rührtrommel Reklame durch die Zeitungen, und wenn die Eingeweihten auch lächelten, eine gewisse Spannung wurde doch erzeugt.

Kruslow lachte, Werner schäumte über jede neue Notiz. Die Heldin der Komödie schämte sich, aber wagte keinen offenen Widerspruch: Frau Werdrow versicherte sie ja immer aufs neue, das ginge nun einmal nicht anders, Tam-tam müsse gemacht werden. Und Helene war viel zu zermürbt, ihren Gründen das eigene Empfinden entgegenzustellen.

Im Hotel St. Petersburg kicherte das ganze Personal, wenn die Kellner aus dem Restaurant die neuesten Zeitungsnachrichten über Paschas Tochter herumtrugen. Aber vor dem Vater verbargen sie sorgfältig die Blätter, denn Pascha ging schon seit Wochen umher, wie ein Löwe, der einen suchte, auf daß er ihn verschlingen könne. Selbst Krusemännchen schlich sich vorsichtig um die Portiersloge, denn auch er hatte bereits erfahren, daß mit dem alten Freunde jetzt schlecht Kirschen zu essen sei. Das Unglück wollte aber, daß zwei Tage vor der Première Pascha eine schon ältere Nummer des Großen Journals in die Hände fiel, die ein Gast zufällig in der Loge fortgeworfen hatte — gerade die Nummer, in welcher wieder einmal von der reizenden, uns aus der frohen Kaiserstadt an der Donau überkommenen Debütantin des Osttheaters, Fräulein Helene Prinker, die Rede war, mit der Nebenbemerkung: ‚ein uns heute zugegangenes Budapester Lokalblatt — Fräulein Prinker stammt ja bekanntlich aus Budapest — erzählt in der dort üblichen pikanten Form über die Anfänge der jungen Kunstnovize. Wir verschmähen selbstverständlich diesen Klatsch und Tratsch, von dem sehr wahrscheinlich neunundneunzig von hundert erlogen sind; nur andeuten wollen wir, daß — gewiß ungerechtfertigter Weise — ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses mit der schönen Kunstnovize in Verbindung gebracht wird, das der kleinen ungarischen Kollegin im übrigen ein Herz von Stein und die Tugend einer Vestalin nachrühmt.'

Pascha las es, starrte ein paar Momente vor sich hin, stelzte in das Kontor hinüber und meldete kurz, daß er in einer unaufschiebbaren Angelegenheit auf eine Stunde fort müsse. Ohne Antwort abzuwarten, ging er in seine Loge zurück, zog den Paletot über den Dienstrock, pfiff sich selbst eine Droschke heran und fuhr nach der Redaktion. Unterwegs ließ er einmal halten und kaufte sich einen dicken Spazierstock. Der Ver-

käufer sah ihn ganz mißtrauisch an, als er den Knüppel in der Riesenfaust wog.

„Ich möchte den Herrn Redakteur sprechen!"

Der Diener, der geöffnet hatte, sah den großen, breitschulterigen Mann, der zu einem eleganten Civilpaletot eine goldveränderte Mütze trug, forschend an. Er konnte sich keinen rechten Vers auf die Erscheinung machen, fragte dann aber geschmeidig: „Welchen unserer Herren wünschen Sie zu sprechen?"

„Einen!" schnaubte Pascha. „Am liebsten den, der übers Theater schreibt."

„Also Herrn Doktor Goldlack. Wen darf ich melden?"

„Mein Name ist Prinker."

Der Diener verschwand. Gleich darauf kam er wieder. „Der Herr Doktor läßt bitten."

Pascha wurde durch ein paar Kontorräume geführt, dann in einen langen Gang, zu dessen Seite eine Anzahl Thüren lagen. Im Vorübergehen las er über diesen: „Chefredakteur Dr. Manrot" — „Handelsteil Dr. Gregor" — Lokales Herr Pingstmann". ‚Das sieht ja hübsch aus,' dachte er — ‚fast wie ein Zellengefängnis.' Plötzlich öffnete der voranschreitende Diener eine Thür, über der „Feuilleton Dr. Goldlack" kund und zu wissen stand. „... Bitte!"

Bei seinem Eintreten erhob sich hinter dem Schreibtisch, der fast den ganzen winzigen Raum füllte, ein kleiner kugelrunder Herr mit ebenso rundem Gesicht, einer mächtigen Nase mit klugen bebrillten Augen darüber, und wallendem rotbraunem Haar. Der Herr kam sofort auf Pascha zugestürzt, die Arme weit ausgestreckt, und rief mit etwas quiekender Stimme: „Ich habe gewiß den Vorzug, den Herrn Papa der reizendsten aller deutschen Schauspielerinnen zu sehen — gerade vor einer halben Stunde war das gnädige Fräulein selbst mit Frau Werdrow hier, um sich mir vorzustellen. Charmant! Charmant! Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Prinker? Aber bitte doch Platz zu nehmen."

Prinker, der selbstverständlich die Sitte nicht kannte, nach der „neue Kräfte" den bekanntesten Recensenten persönlich ihren Besuch abstatten, wurde durch die Konstatierung dieser Thatsache nicht milder gestimmt. Er rührte sich nicht vom Fleck, sondern schob nur seinen Knüppel unter den Arm und zog seine Nummer des Großen Journals aus der Tasche. Dann sagte er mit erzwungener Ruhe: „Herr Doktor, Sie haben hier allerlei Unsinn über meine Tochter gedruckt!"

„Erlauben Sie einmal, verehrter Herr ..." Der kleine Mann bekam einen roten Kopf, rückte die Brille hoch und schüttelte die wallende Mähne.

„Erlauben Sie einmal! Erstens ist meine Tochter in Berlin geboren; wenn Sie das nicht glauben wollen, können Sie telephonisch bei Herrn Merlenberg, dem Besitzer vom Hotel Petersburg, anfragen, wo ich seit dreißig Jahren Portier bin. Zweitens ist sie nie in Budapest und auch nicht in Wien gewesen. Drittens — und das ist die Hauptsache — ist also auch die ganze Geschichte mit dem Erzherzog Mumpitz! Verstehen Sie, Herr Doktor, Blech! Meine Tochter ist anständiger Eltern Kind, Herr Doktor, und ein anständiges Mädchen." Pascha warf sein Zeitungsblatt auf den Fußboden, zog den Knüppel unter dem Arm hervor und stellte ihn fest vor sich hin. „Sie werden das in der nächsten Nummer berichtigen, Herr Doktor!"

Herr Doktor Goldlack war hinter den Schreibtisch zurückgetreten und spielte etwas nervös mit den Fahnenabzügen, die vor ihm lagen. „Sie belieben einen etwas merkwürdigen Ton, Herr Prinker!" sagte er nicht ohne Würde. „Ich bin das nicht gewohnt. Die betreffende Notiz ist uns von glaubwürdiger guter Seite zugegangen, auch hat Fräulein Tochter keine Bitte um Berichtigung ausgesprochen. Wir sind also wohl gedeckt — nicht wahr? Ferner ... pardon! ... wer gewährleistet mir denn, daß Ihre Angaben die richtigen sind?"

„Ich sagte es schon: fragen Sie doch bei Herrn Merlenberg an. Sie kennen ihn wahrscheinlich — der Herr lügt nicht. Aber wenn Sie wollen, mögen Sie auch bei Herrn Professor Merlenberg antelephonieren: Amt VI, Nr. 44 783. Der weiß auch Bescheid. Jedenfalls: ich bestehe auf umgehender Berichtigung." Prinker setzte seinen Stock etwas weiter vor.

Augenscheinlich war Doktor Goldlack unschlüssig. Er hatte seine Hand schon einmal bis an den elektrischen Drücker erhoben, der den Diener herbeirief. Aber plötzlich blinzelte er vergnügt und sagte kordial: „Aber das ist ja alles höchst interessant, mein

bester Herr. Erlauben Sie 'mal: ich will nur fix telephonieren."

Dabei hatte er auch schon die Klingel gedreht und die Lippen am Apparat: Bitte, Fräulein, Amt III, Nr. 4799 — Osttheater! ... Ja ... danke! ... Hier Redaktion des Journals, Doktor Goldlack. Herr Direktor da? ... Guten Morgen, lieber Freund. Gut zu wege? ... Ja, freut mich ... Gleichfalls! ... Hören Sie 'mal, Direktorchen, famose Sache ... Ihre reizende kleine Debütantin ist ja Berlinerin! ... Na, Sie sind mir mit Ihren Waschzetteln aber auch ein Schlimmer ... Jawohl, jawohl ... Ich weiß schon, es geht ja nicht anders. Aber, Direktorchen, jetzt machen wir den Hauptcoup ... wir enthüllen die Wahrheit! Schließlich ... die Wahrheit muß nach all den Schnurrpfeifereien ja am meisten ziehen ... Ach, Unsinn, nur keine Bedenken! Ich kenne doch mein Publikum ... Ja! ... Schön! Also einverstanden? Bravo! ... Ich küß Ihrer lieben Frau die Hand ... Schluß ..."

Er klingelte ab, wandte sich um und sagte mit einer großartigen Handbewegung: „Wir werden berichtigen. Über alles die Wahrheit!" Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, bat Pascha Platz zu nehmen und „holte ihn aus". Nach zehn Minuten schon las er laut vor:

„Wir hatten soeben den Vorzug, Fräulein Helene Prinker, welche morgen die Prinzessin Ilse im Helderschen Märchenspiel kreieren wird, bei uns auf der Redaktion zu sehen, und erfuhren wieder einmal, in welch', gelinde gesagt, dreister Weise Notizen über die persönlichen Verhältnisse der Thaliajüngerinnen gemacht und lanciert werden. Unerörtert bleibe, von wem? — in diesem Falle jedenfalls nicht von der jungen Künstlerin, die mit zartester Anmut die reizendste Bescheidenheit verbindet. An all dem Geschwätz über die in letzter Zeit so vielgenannte Dame ist nur folgendes wahr: erstens ist sie sehr jung, zweitens ist sie wirklich eine Dame, drittens ist sie auffallend schön!!! Fräulein Helene Prinker ist aber nicht, wie behauptet wurde, in Budapest geboren, sondern in Berlin oder genauer genommen in Charlottenburg. Ihre Familie ist nicht österreichisch-ungarischen Ursprungs, sondern mit Spreewasser getauft. Ihr Herr Vater ist, was unsere Leser sehr interessieren wird, allerdings eine in der ganzen Stadt sehr bekannte Persönlichkeit, nämlich seit länger als dreißig Jahren Portier im Hotel St. Petersburg; der Oheim der Künstlerin ist unser gefeierter Bildhauer, Herr Professor Johannes Kruslow. Als ganz gewissenhafter Chroniker wollen wir sogar den Geburtstag der Debütantin verzeichnen — sie darf ihn wahrlich mit ihren 18½ Jahren noch nennen —: es war der 12. April 1877. Morgen wird tout Berlin ja selbst in der Première des Helderschen Märchenspiels sein, sehen, urteilen, und — hoffen und glauben wir nach allem, was von den Proben verlautbarte — bewundern!"

„Sind Sie so zufrieden, Herr Prinker?"

Pascha nagte an der Krücke seines Riesenstockes. „Können Sie mich da nicht herauslassen, Herr Doktor?"

„Bewahre! Das ist ja gerade das Interessante: sonst kannte man immer nur 'ne ‚Mutter der Debütantin', diesmal soll man auch den Vater kennen. Nein, Herr Prinker, Sie müssen stehen bleiben — wir müssen uns ja doch eventualiter auch auf Ihr Zeugnis berufen können. Also einverstanden?"

„Na denn — meinetwegen, Herr Doktor!"

„Bravo!" Doktor Goldlack schrieb noch schnell mit Blaustift quer über das Blatt: ‚Bourgeois sett! Sofort setzen!', klingelte und übergab dem Diener das Manuskript: „Muß noch in die Abendnummer ... sagen Sie's dem Metteur!" Dann sah er etwas erstaunt auf Pascha, der den Stock zwischen den Knieen drehte und sich noch immer nicht zu gehen anschickte. „Kann ich Ihnen noch irgendwie dienen, Herr Prinker?"

Pascha wurde unter seinem Riesenbart rot, das Sprechen wurde ihm schwer. Aber er hatte zu dem Redakteur doch ein gewisses Vertrauen gefaßt, nachdem der die Berichtigung so bereitwillig aufgenommen. So fragte er endlich stockend: „Herr Doktor ... Sie sind mit dem Theaterwesen so gut bekannt ... was denken Sie denn, wie die Sache morgen wird?"

„Lieber Herr!" Doktor Goldlack zog die Achseln hoch. „Der oberste Grundsatz jeder Première gegenüber ist: Was Gewisses weiß man nicht! Als Sudermanns ‚Ehre' zum erstenmal aufgeführt wurde, rechnete der Direktor mit 'nem Reinfall, die Schauspieler zitterten, und es wurde ein Bombenerfolg — auf andere Stücke schwuren Di-

rektor und Schauspieler, und es gab einen Heidenlärm. Glauben Sie einem Manne, der seit zwanzig Jahren in der Sache drinsteckt: Was Gewisses weiß man nicht — weiß man nie!"

„Ich meinte ja eigentlich nicht das Stück . . . ich meinte —"

„Versteht sich — Ihr charmantes Töchterchen! Ja, da hängt Erfolg oder Nichterfolg zum größten Teil auch davon ab, ob die Dichtung anspricht oder nicht — wenigstens fürs erste! Für die Zukunft freilich brauchen Sie keine Sorge zu haben. Ich kann wieder sagen: Glauben Sie einem alten Praktikus! Ihr Fräulein Tochter besitzt die vier Eigenschaften, die heutzutage das Glück einer Schauspielerin machen: Sie ist schön — erste und wichtigste Vorbedingung —, sie hat ein klangvolles Organ, sie hat Temperament und sie ist nicht dumm. Das letztere erwähne ich nur so nebenbei, denn ich könnte Ihnen Sterne erster Ordnung nennen, von denen die Eingeweihten sagen, daß man mit ihnen eine Mauer einrennen dürfte, ohne daß sie Gefahr für ihr Köpfchen laufen. Also unbesorgt, werter Herr. Wenn Ihr reizendes Töchterchen geschickt ‚herausgebracht' wird, wofür meine verehrte Freundin, Frau Werdrow, schon sorgen wird, glückt's sicher. Auf Wiedersehen, Herr Prinker!" — —

Nach Tagen peinvollster Aufregung, gänzlicher körperlicher und geistiger Abspannung, eines jähen Wechsels zwischen dem Verzweifeln am eignen Können und immer neuer Hoffnung war nach der Generalprobe plötzlich über Helene eine sichere Ruhe gekommen. Wie eine Tote hatte sie die letzte Nacht vor der Aufführung geschlafen — die Jugend hatte ihr Recht verlangt — erfrischt, gekräftigt wachte sie auf. Alles Bangen war plötzlich von ihr abgefallen.

Auch dann hielt diese schöne Ruhe an, als die Mutter kam und barmte und weinte. Nur einmal schlug ihr das Herz schneller — bei der leisen Frage: „Kommt Vater heute abend?" —, bei der zaghaften Antwort: „Er sagt zwar nein, aber ich glaub' doch, er kommt." — Sie fragte weiter: „Papa ist immer noch gleich böse?" — und die Mutter gab mit tiefgesenktem Kopfe zurück: „Ich glaube wohl, Lenchen. Aber —"

„Aber?"

„Aber ich denk' immer noch, wenn du solch einen recht, recht großen Erfolg hättest, und die Leute jubelten — vielleicht, daß er dann anders würde."

„Ja . . . dann . . .", sagte Helene gedankenschwer. „Wer weiß, was dann geschieht!" —

Kruslow vermied während des ganzen Tages jede Anspielung auf das Ereignis des Abends. Der Alte stellte sich ganz beruhigt, wennschon es ihm nicht recht leicht wurde. Weniger noch, daß er sich den Kopf über Erfolg oder Mißerfolg zerbrach, aber die eigne, fast kühle Gefaßtheit, die sich heute in der Nichte Wesen wiederspiegelte, gab ihm zu denken. Er witterte irgend ein besonderes Planen, vielleicht schon einen Entschluß in ihr. Immer, in all den Monaten des Zusammenlebens, war sie offen gegen ihn gewesen; seit gestern verbarg sie etwas vor ihm. Noch vor einigen Tagen hatte sie gesagt: „Natürlich kommst du zur Generalprobe, Onkel!" — gestern hatte sie gebeten: „Komm nicht, es ist besser so." Und auch nicht ein Wort, wie die letzte Probe ausgefallen sei, hatte sie verlautbaren lassen.

Sie aßen zusammen Mittag, wie alle Tage; Helene kochte den berühmten Junggesellenkaffee, wie alle Tage. Sie schwatzten miteinander — die Première wurde gar nicht berührt. Erst als sie zum Theater fahren wollte, sagte er mit einem etwas erzwungenen Lächeln: „Na, Prinzeß Ilse, ich halte dir beide Daumen! Glück auf zur Feuerprobe, Kind — liebes Lenerl!" Es klang nun doch die tiefe Rührung durch seinen Baß. Und sie warf sich ihm an die Brust, schweigend, aber er fühlte, daß ihre Wange brannte, während ihre Hände, die er zärtlich umfaßte, eiskalt waren. ‚Also doch Lampenfieber,' dachte er. ‚Wie sie sich aber zusammennehmen kann, die Kleine! 's ist doch ein tapferes Mädel!'

Sie löste sich sanft, sie wandte sich zum Gehen. Aber plötzlich blieb sie noch einmal stehen, sah einen Augenblick vor sich hin und fragte dann mit stockender Stimme, fast wie am Morgen die Mutter: „Onkel Johannes . . . weißt du vielleicht . . . kommt Herr Werner?"

„Natürlich kommt Werner. Wir sitzen sogar nebeneinander." Kruslow lächelte listig. „Weshalb fragst du denn, Lenerl?"

„Ach . . . ich . . . fragte nur so . . ."

Digitized by Google

Sie brach ſchnell ab. „Alſo beide Daumen, Onkel Johannes!“ verſuchte ſie zu ſcherzen. Gleich jedoch brach wieder die Weichheit durch, die ſie tagsüber mühſam zurückgedrängt hatte. „Onkel, lieber Onkel ... gib mir noch einen Kuß ... mit auf den Weg! Onkel, mir iſt's, als müſſe ich dir jetzt, in dieſer Minute, vor allem, danken für all deine Güte! Als ob ... als ob du als mein Vater hier ſtündeſt, Onkel Johannes. Wie's auch kommen mag ... Dank ... Dank ...“

Noch einmal umſchlang ſie ihn, und ihm kamen die Thränen, während er losbullerte: „Na, na, Lenerl! Man bloß jetzt keine Rührſcene. Jetzt heißt's ſtramm ſein, die Zähne aufeinander beißen. Die verfl ... Nerven dürfen jetzt nicht mitſprechen. Warſt ja ſo vernünftig, Kind — und paß mal auf, ich hab's ſo in den Gliedern — gerade wie damals vor meiner erſten Medaille — es geht, es wird ein ſchöner Erfolg!“

Sie hatte ein kleines Bündelchen mit allerlei Kram, der noch nicht in der Theatergarderobe war, in der Hand getragen, aber zu Boden gleiten laſſen. Jetzt hob ſie das Päckchen auf und ſagte dabei gedehnt: „Erfolg! ... Ach wenn es nur das wäre!“ Er verſtand ſie nicht. Aber da war ſie ſchon an der Thür und winkte noch einmal zurück: „Addio, Onkel ... lieber Onkel Johannes! Auf Wiederſehen — nachher!“

(Schluß folgt.)

Wandlung.

Von

Carl Buſſe.

Was hing ich einſt doch vielen an
Und brach mir jede Roſ' am Zaune!
Mein friſcher Wagemut gewann
Die Blonde hier und dort die Braune!
Und wenn ich trank: ich ließ den Krug
Auf aller Schönen Wohl erklingen,
Denn keine war mir gut genug,
Um ihr den Trank allein zu bringen!

Der Trank ward ſchal, die Zeit verflog
Und mit ihr meine Stürmerjahre,
Und als ich heim gen Deutſchland zog
Umſchwatzten mich die erſten Stare.
Das alte Schulhaus grüßte mich,
Drin ſie mich erſte Weisheit lehrten,
Und ein verlaſſen Thränlein ſchlich
Still in den Bart des Heimgekehrten. —

Nun wärmt mich längſt ein eigner Herd,
Ich bin daheim, ich bin gelandet,
Wie friedlich hat ſich abgeklärt,
Was einſt in Welſchland wild gebrandet!
Und ſeh ich heut das edle Naß
Goldklar durch grüne Römer ſcheinen,
Dann glüht mein Herz, dann klingt mein Glas
Und jubelnd bring ich's heut — der Einen!

Denn wen ein keuſches Frauenherz
Umſchloß mit reiner Gunſt und Gnade,
Wie geht der über Not und Schmerz
So ſicher ſeine Lebenspfade!
Was auch in dunkler Zukunft komm',
Gemeinſam iſt es leicht zu tragen,
Und ſieh, ſein Herz wird froh und fromm
Wie einſt in ſeinen Kindertagen.

Das Augustus-Mausoleum.

Von

H. Graf zu Dohna (Delphicus).

Mit zwei Abbildungen.

Abdruck verboten.

Als die kunstsinnige Königin Artemisia von Karien in der Mitte des IV. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung ihrem Gemahl und Bruder Mausolus ein großartiges Grabmal auf einer der südwestlichen Landspitzen Kleinasiens errichtete, da hat sie ein Werk geschaffen, dauernder als der Marmor von Paros, der es umkleidete, denn der Name des Königs, dessen Asche in diesem Grabmale beigesetzt war, hat durch seine Übertragung auf alle Monumentalbauten derselben Art universelle Bedeutung errungen.

Ein halbes Jahrtausend später errichtete der Kaiser Hadrian sein berühmtes Mausoleum, von dessen Großartigkeit die als Kastell St. Angelo fortbestehenden Reste eine kaum annähernde Vorstellung geben. Hier wurde im Jahre 138 unserer Zeitrechnung dieser große Kaiser in einem prächtigen Sarkophag beigesetzt, dessen Deckel gegenwärtig als Taufstein in der Taufkapelle der Peterskirche dient, nachdem vorher unter ihm die Gebeine Kaiser Ottos II. geruht hatten, des einzigen Deutschen Kaisers, der in dieser Kirche bestattet ist.

Die Asche Trajans, des Vorgängers von Hadrian, ward in dem Sockel der Trajanssäule geborgen, denn in dem eigentlichen Kaisermausoleum, dem großartigen Monumentalbau des Augustus, waren seit dem Tode Nervas im Jahre 98 sämtliche Grabkammern besetzt. Alle römischen Kaiser des I. Jahrhunderts mit einer einzigen Ausnahme, von der gleich zu sprechen sein wird, sind in dem Augustusmausoleum beigesetzt worden, die Flavier allerdings nur vorübergehend. Die einzige Ausnahme ist Nero, der letzte des Julischen Geschlechts, dessen Überreste wunderbare Schicksale erlebten und Anlaß zu einer im frühen Mittelalter entstandenen Legende und zur Gründung einer Sühnkapelle gegeben haben, an deren Stelle später die allen Rompilgern so teure Kirche Santa Maria del popolo erbaut worden ist.

Kaiser Nero gehörte nur von mütterlicher Seite her dem Julischen Geschlechte an, väterlicherseits stammte er von den Domitiern ab, und diese besaßen ausgedehnte Gärten auf dem Monte Pincio, — darum Collis hortorum genannt. — Ziemlich genau an der Stelle, wo sich heute die weltbekannten Terrassenanlagen ausdehnen, hatte das Geschlecht der Domitier seine Erbbegräbnisstätte, und darum scheint die Angabe des Suetonius sehr glaubhaft, der folgendes berichtet: „Als Nero in der Villa eines Freigelassenen an der Cassischen Straße, vor dem Flaminischen Thore, seinem schuldbeladenen Dasein ein Ende gemacht hatte, brachten drei Frauen, die als die Ammen Ekloge und Alexandra und als die Geliebte des Kaisers, Acte, namhaft gemacht werden, den Leichnam des Selbstmörders nach den Domitischen Gärten, wo er in dem Familienmausoleum beigesetzt wurde.“ Innerhalb desselben umschloß ein porphyrfarbener Marmorsarkophag die Überreste des Kaisers, umgeben von einem Gitter aus thasischem, dahinter befand sich ein Altar aus carrarischem Marmor; man sieht, sowohl der Platz, als die Ausstattung des Grabes, waren eines Kaisers würdig. Aber in der Volksseele lebte die Erinnerung an das furchtbare Regiment des wahnsinnigen Cäsaren und Muttermörders fort, und während des frühen Mittelalters galt die Stelle, wo das Grab Neros stand, als verrufen. Man pflegte dort weibliche Personen von schlechtem Lebenswandel, die unbußfertig gestorben waren, zu verscharren, und die Seelen dieser Unglücklichen vermehrten den dämonischen Spuk, der dort seit Neros Zeiten sein Wesen treiben sollte.

So kam es, daß Papst Paschalis II. im Anfange des XII. Jahrhunderts, um den ruhelosen Geist Neros zu bannen, bei dem antiken Grabmal eine Sühnkapelle errichten ließ. Die Römer, damit nicht zufriedengestellt, zerstörten später das Grabmal und warfen die Asche Neros oder das, was sie dafür hielten, in den Tiber, den Cippus aber, der die Überreste des Verfluchten enthalten hatte, gebrauchten sie bezeichnenderweise

als Maßgefäß für Salz und Getreide, wie solche auf dem Markt am Kapitol ihren Platz hatten. Ein solcher Grabcippus steht gegenwärtig im Hofe des Konservatorenpalastes; er enthielt laut Inschrift die Gebeine der Agrippina, Tochter des Marcus Agrippa und der Julia, Enkelin des Augustus und Mutter des Kaisers Caligula. Tiberius ließ bekanntlich die unglückliche Frau auf der Insel Pandataria Hungers sterben und ihre Überreste verscharren. Durch ihren Sohn Caligula wurden diese Überreste aufgesucht und feierlich im Augustusmausoleum bestattet. Damit wären wir bei dieser monumentalen Grabstätte des Julischen Geschlechts angelangt, in welcher als erster Bewohner der jugendliche Marcellus lange vor Augustus beigesetzt wurde. Er starb erst neunzehnjährig 23 v. Chr., als Sohn der edlen Octavia ein Neffe des Kaisers Augustus, als erster Gemahl der Julia sein Eidam; der Imperator hielt ihm selbst die Grabrede und ließ seine Asche, sowie diejenige des Marcus Agrippa, des zweiten Gemahls der Julia, nach Vollendung des Mausoleums feierlich hier bestatten. Bald darauf folgten die beiden hoffnungsvollen Söhne des Agrippa und der Julia, Cajus und Lucius Cäsar, die beide in den ersten Jahren unserer Zeitrechnung hinstarben. Im Jahre 14 ward der große Imperator selbst, der Erbauer des Mausoleums, mit feierlich ernstem Pompe hier beigesetzt und dann in ununterbrochener Reihe alle Mitglieder des Julischen Geschlechtes; keinem von ihnen war eine glückliche und beglückende Lebenszeit beschieden.

Mit der universellen Bedeutung, die das Augustusmausoleum als Grabstätte des Julischen Geschlechts und der ersten römischen Imperatoren beanspruchen darf, stehen die geringfügigen Überreste, die gegenwärtig durch die angebauten, unansehnlichen Häuser der Betrachtung fast entzogen werden, in so schroffem Gegensatz, daß man erst nach wiederholtem Besuch, an der Hand der ungenügenden Beschreibungen, die auf uns gekommen sind, eine ungefähre Vorstellung von der wunderbaren Pracht und der großartigen, wahrhaft erhabenen Wirkung gewinnen kann, die dieser Monumentalbau auf die Zeitgenossen ausgeübt haben muß.

Das Mausoleum bot nicht bloß ein überall sichtbares Merkziel der Betrachtung dar, indem es die Blicke der Römer, in welchem Teile der Siebenhügelstadt sie auch weilen mochten, mit unwiderstehlicher Gewalt auf sich zog, sondern es bildete auch selbst einen unvergleichlichen Betrachtungspunkt für diejenigen, welche von der Höhe der obersten Terrasse des, seine ganze Umgebung weit überragenden, kegelförmigen Aufbaus die herrlichen Monumente des an seinem Fuße gelegenen ungeheuren Marsfeldes, sowie die großartigen Bauten auf den Höhen der kapitolinischen und palatinischen Hügel bewundern mochten. Von hier aus umspannte der Blick den ganzen Umkreis der von Augustus geschaffenen und unter den späteren Imperatoren mit wachsender Pracht ausgestatteten Marmorstadt des kaiserlichen Rom.

Da stand ungefähr in der Mitte des Marsfeldes der Altar des Kriegsgottes, an dem die Equirria, der Platz für Pferde- und Wagenrennen, sich ausdehnte; an diese Bestimmung erinnert noch heute der Name der kleinen Straße Santa Maria in Aquiro.

Näher am Fuße des Mausoleums, da wo jetzt die Kirche San Lorenzo in Lucina steht, erhob sich der Obelisk, den Augustus als Solarium, als Sonnenzeiger aufstellen ließ. In den frühen Morgenstunden wies sein lang sich hinstreckender Schatten nach dem Platze, wo sich hundert Jahre später das Hadriansmausoleum erheben sollte, um die Mittagsstunde berührte dann der verkürzte Schatten das Augustusmausoleum selbst, und am Spätabende überspannte die wieder verlängerte Schattenlinie die Via lata an der Stelle, wo 150 Jahre später der Triumphbogen des Marc Aurel stand, den Papst Alexander VII. Chigi im Jahre 1662 abbrechen ließ, weil durch dieses Monument die Pferderennen auf dem Korso behindert wurden, ein für die Wertschätzung römischer Altertümer im XVII. Jahrhundert bezeichnender Vorgang.

Nicht fern dem Solarium errichtete der Senat zu Ehren des aus Spanien zurückgekehrten Augustus die prachtvolle Ara Pacis im Jahre 13 vor unserer Zeitrechnung, ein sinnvolles Denkmal des dankbaren Rom für die Sicherung des Reiches vor äußeren und inneren Feinden, einer beglückenden Zeitepoche, die ein Vierteljahrhundert andauern sollte.

Darüber hinaus gegen Mittag erschaute das bewundernde Auge am Schluß des I. Jahrhunderts schon eine unabsehbare Menge herr-

licher Monumentalbauten, die das ganze Marsfeld erfüllten, ſo das Domitiansſtadium, ſpäter Circo agonale, heut Piazza Navona genannt, den Saturnustempel, das Pantheon mit den Thermen des Agrippa, den Tempel der Minerva und die herrliche, ſeit Cäſar von weißem Marmor erglänzende Saepta Julia, in den Zeiten der Republik ein ſchmuckloſer Holzbau, den Volksverſammlungen dienend, dann ein ſiebenreihiger Portikus, der durch äußerliche Pracht den Verluſt bürgerlicher Freiheit nicht erſetzen konnte, ferner

Abb. 1. Anſicht des Auguſtus-Mauſoleums am Schluß des XVI. Jahrhunderts.
(Nach der Collectio antiquitatum urbis.)

in der Nähe des Tiber das Pompejustheater mit daranſtoßendem Portikus, in dem der Senat ſeine Sitzungen hielt und die folgenſchwere Ermordung Cäſars ſtattfand, endlich das Marcellustheater, dem obenerwähnten Neffen des Auguſtus zugeeignet, und die beiden Portikus des Philippus und der Octavia, deren Überreſte die Grenze des jetzt verſchwundenen Ghetto bezeichnen.

Alle dieſe großartigen Monumentalbauten bis hinauf zu den Paläſten des Kapitols, des Aventins und Palatins umfaßte der Blick des Beobachters von der Plattform des Auguſtusmauſoleums, aber ſie alle überſtrahlte an Herrlichkeit das Monument ſelbſt, deſſen äußere Erſcheinung wir nun verſuchen wollen, vor dem geiſtigen Auge des Leſers wieder erſtehen zu laſſen.

Während die Notitia und das Curioſum auffallenderweiſe des Auguſtusmauſoleums gar nicht Erwähnung thun, finden ſich in den Mirabilien, einer im XII. Jahrhundert verfaßten Beſchreibung der Stadt, folgende Angaben:

„Bei der Porta Flaminia hat Oktavian eine Art von Caſtellum erbaut, welches Auguſtum genannt wird, damit dort die Kaiſer begraben würden. Es war bekleidet mit verſchiedenen Steinarten; inwendig iſt es kreisrund und ringsherum mit Grabkammern verſehen, zu denen man durch verborgene Gänge gelangt. Im unterſten Gange ſind die Begräbnisplätze der Kaiſer. Jedes Grab hat eine Inſchrift, wie z. B.: Hier ruhen die Gebeine und die Aſche des Kaiſers Nerva und der Sieg, den er davongetragen hat.

— Davor stand die Statue seines Schutzgottes, wie auch in allen übrigen Grabkammern. In der Mitte der Rotunde, dem Eingang gegenüber, ist eine Apsis, in der Oktavian zu sitzen pflegte und wo die celebrierenden Priester standen. Aus allen Reichen des ganzen Erdkreises ließ der Imperator je eine Kiste voll Erde herbeischaffen und auf die Plattform legen, allen nach Rom kommenden Geschlechtern zum Willkommen und Andenken." Und nun führen die Mirabilien eine Menge von Kirchen auf, die teils an das Mausoleum angebaut, teils in dessen Nähe standen. Man sieht, daß der Verfasser dieser merkwürdigen Stadtbeschreibung durch und durch von mittelalterlichen Vorstellungen erfüllt war und über die wichtigsten Fragen, vor allem über die äußere Erscheinung des Mausoleums nur unvollkommenen Aufschluß gibt. Das ist um so bedauerlicher, als in der Epoche, in der der Verfasser schrieb, das herrliche Monument noch nicht die Zerstörungen erlitten hatte, mit denen es die Baronalkriege des XIII. Jahrhunderts heimsuchten. Die Rekonstruktion der äußeren Erscheinung des Mausoleums, wie sie in dem an Ort und Stelle befindlichen Modell versucht worden ist, darf also nicht auf völlige Zuverlässigkeit Anspruch erheben, obschon dieselbe auf den sorgfältigen Forschungen von Archäologen beruht und im wesentlichen mit den auf uns gekommenen bildlichen Darstellungen übereinstimmt. Ich möchte hier dem gelehrten Verfasser der Römischen Mosaiken, Herrn Georg Evers, das Wort geben, der folgendes Bild des Augustusmausoleums zur Zeit seiner Vollendung entwirft:

„Auf hohem, gemauertem, außen mit Platten von weißem karrarischen Marmor belegtem Unterbau von runder Gestalt, den ein quadratischer, bis zum Tiberdamm reichendes Fundament trägt, erhebt sich der ebenfalls runde Terrassenbau, kegelartig sich verjüngend. Die Terrassen sind mit immergrünen Bäumen, Cypressen, Pinien und dunklen Ilexeichen bepflanzt, so daß, wie Strabo sagt, der ganze Bau von diesen Baumpflanzungen bedeckt ist. Auf der Spitze überragt diesen immergrünen Kegel die gewaltige vergoldete Erzstatue des Kaisers, weithin strahlend im Sonnenglanze. Ein eigentümlich schöner Anblick: unten das blendend weiße Fundament, drüber der im Luftzuge elegisch rauschende, gleichsam belebte, dunkelgrüne, gewaltige Kegel, und aus diesem Grün herausstеigend, die goldstrahlende und leuchtende Kolossalfigur, der Stadt zugewandt, welche dem Kaiser, dessen Bild auf sie herabschaut, die Herstellung der Ordnung, des ersehnten Friedens, ihre Umwandlung aus einer häßlichen Ziegelstadt in das marmorne kaiserliche Rom und die höchste Blüte der Weltherrschaft verdankt. Der Stadt zugekehrt ist auch der Eingang des Denkmals, vor welchem die beiden Obelisken gen Himmel weisen, dorthin, wo (nach römischer Vorstellung) der verewigte Kaiser als Schutzgott über der Stadt wacht. (Es sind die Obelisken, von denen der eine heut vor Santa Maria Maggiore, der andere vor dem Quirinal steht.)

Den Eingang des Mausoleums zierten zwei Bronzetafeln, deren Inschrift die Monumentalbauten aufzählt, durch welche der Kaiser selbst oder auf seine Anregung die ihm nahestehenden Zeitgenossen, Rom verschönert haben; es ist das sogenannte Monumentum Ancyranum, wohl das großartigste Dokument fürstlicher Bauthätigkeit, welches die Geschichte aufbewahrt hat. Ganz am Schluß wird das Marcellustheater genannt, als dem Andenken des heißgeliebten Jünglings geweiht, mit dem die Hoffnung der damaligen römischen Welt begraben wurde; etwas wie eine wehmütige Totenklage klingt uns aus diesem Hinweis entgegen." —

So stellte sich die äußere Erscheinung des Augustusmausoleums den bewundernden Augen der Römer in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung dar, eines Monumentes, welches an historischer Bedeutung wohl kaum seinesgleichen gehabt hat.

Wenn wir nun mit diesem Bilde einstiger Herrlichkeit die armseligen Überreste vergleichen, die der Zeiten Ungebühr bis heut getrotzt haben, so erscheint der Abstand unermeßlich, und wir fühlen uns versucht, den Ursachen nachzuforschen, die eine so verhängnisvolle Umwandlung herbeigeführt haben. Die zerstörenden Mächte, die gerade hier thätig waren, sind auf das engste mit dem weltbewegenden Widerstreit verknüpft, der das Mittelalter bis zu seinem Höhepunkte erfüllt. In dem großen Kampfe zwischen dem Imperium und dem Papsttum um die Weltherrschaft ist die Stadt Rom oft genug der Kampfplatz, fast immer das Kampfziel gewesen.

In die Mitte dieser welthistorischen Kämpfe versetzt uns nun der Gang der Betrachtung. Das XIII. Säkulum bringt die Entscheidung. Im Jahre 1241 ist die Spannung auf den höchsten Grad gestiegen, ganz Rom starrt in Waffen; die beiden großen Gegner, der unbeugsame, fast hundertjährige Papst Gregor IX. und der gewaltige Staufe, Kaiser Friedrich II., stehen sich Auge in Auge gegenüber, der Papst im Lateran den todbringenden Dünsten des Spätsommers trotzend und endlich erliegend, der Kaiser in Grotta ferrata am Abhange des Albanergebirges. Rom selbst, wie immer geteilt; an der Spitze der Ghibellinen die mächtige Familie der Colonna, als Führer der Guelfen die allezeit papstfreundlichen Orsini. Auf dem Marsfelde fiel die Entscheidung. Dort gab es zwei großartige, ganze Stadtregionen umfassende Befestigungsanlagen: der nördliche Teil um das Augustusmausoleum und den Mons acceptorius (Monte Citorio) bis über die Via lata hinüber zum Quirinal hin, war in den Händen der Colonna, der südliche Teil um den Monte Giordano die Hochburg der Orsini. Alle damals noch zahlreichen altrömischen Monumentalbauten waren in diese Befestigungsanlagen einbezogen, ja sie bildeten den widerstandsfähigsten Teil derselben. Von dem Augustusmausoleum wissen wir, daß es als Hauptbollwerk der Colonna galt. Es wurde damit auch das Ziel der feindlichen Angriffe und bei der endlichen Erstürmung durch die Gegner der Zerstörung preisgegeben.

Keiner der Zeitgenossen jener Katastrophe, der eines der ehrwürdigsten Denkmäler der römischen Welt zum Opfer fiel, selbst nicht der, seine Mitwelt an Bildung so hoch überragende Kaiser Friedrich mag eine Ahnung von der historischen Bedeutung dieses Denkmals gehabt haben; und doch hätte gerade ihm die Erhaltung desselben am Herzen liegen müssen. Denn der Anspruch auf Weltherrschaft, der mit der Stellung und dem Titel eines römischen Kaisers von den Völkern des Abendlandes noch immer als eng verbunden aufgefaßt wurde, war gerade von dem Erbauer dieses Monumentes begründet und in der vollkommensten Weise zum Ausdruck gebracht worden. Das Mausoleum wurde als Sinnbild der Macht und Dauer des römischen Imperiums angesichts der Metropole der antiken Welt von dem ersten Imperator, der diesen Namen mit dem des Cäsar in seiner Person vereinigte, errichtet. Aber dem Kaiser Friedrich II. in der Mitte des XIII. Jahrhunderts lag Pietät für historische Denkmäler, die noch bei einem Otto III. am Ende des X. Jahrhunderts lebendig gewesen sein mag, vollständig fern. Friedrich ist gleichzeitig der letzte Vertreter einer vergehenden Weltordnung und der erste moderne Mensch auf dem Throne, der die Rechte des mittelalterlichen Imperiums mit den Mitteln eines von ihm geschaffenen durchaus modernen Staatswesens und einer beispiellos vorurteilsfreien Politik verficht. Mitten hinein in eine Welt von Feinden gestellt, hat dieser hochbegabte Fürst ein Menschenalter hindurch einen von vorn herein aussichtslosen Kampf mit bewunderungswürdiger Ausdauer geführt, in dem er am Ende erliegen mußte, weil die Weltordnung, die er vertrat, nicht mehr lebensfähig war. Denn mit der Idee des Imperiums waren nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten verknüpft, und diese konnte kein Kaiser des späteren Mittelalters mehr erfüllen. Zu eben der Zeit, als das Augustusmausoleum unter den Stürmen der Guelfen in Schutt und Trümmer sank, sah das von seinem Kaiser verlassene Reich die barbarischen Horden der Tataren über die schutzlosen Ostgrenzen hereinbrechen. Die kaiserlose, die schreckliche Zeit hatte für Deutschland schon lange vor dem sogenannten Interregnum begonnen, und darum ist für die frevelhafte Vergewaltigung Manfreds und Konradins durch den französischen Usurpator in deutschen Landen kein Rächer erstanden. Auf den Gefilden von Benevent und Tagliacozzo vollzog sich, wie Gregorovius sagt, nur die endgültige Besiegelung eines Zustandes, dessen Rechtsgültigkeit längst nicht mehr bezweifelt werden konnte. — Ein Decennium vor diesen letzten Ereignissen hatte sich Rom von päpstlicher und kaiserlicher Gewalt vollkommen frei gemacht und, der ewigen Straßenkämpfe der Adelsfaktionen müde, einen edlen Bolognesen an die Spitze der Republik berufen. Der mannhafte Senator Brancaleone nun ging mit unerbittlicher Strenge gegen die verrufenen Adelsburgen in der Stadt vor und in weniger als zwei Jahren sollen ihrer an 150 von Grund aus zerstört worden sein, ein für die Wohlfahrt der damaligen Römer

zweifellos segensreicher Erfolg, zugleich aber ein vernichtender Schlag für die Denkmäler der antiken Welt. Seit dem Jahre 1254 gibt es kein antikes Rom mehr, und alle barbarischen Beraubungen der späteren Jahrhunderte haben das Gepräge der Stadt nicht mehr wesentlich verändert.

Die Überreste des Augustusmausoleums würden sich für immer in tiefes Schweigen gehüllt haben, wenn sich nicht genau ein Jahrhundert nach Brancaleone, in dem ehrwürdigen Rundbau, der noch aufrecht stand, ein Ereignis zugetragen hätte, welches uns wie eine ironische Laune der Weltgeschichte anmutet.

Es war im Jahre 1354, als in den vergessenen Ruinen, die noch immer den Colonna gehörten, eine seltsame Ceremonie vollzogen wurde. Auf Befehl jener mächtigen Familie erschienen nämlich daselbst Männer der Judengemeinde, der verachtetsten Genossenschaft Roms, um eine Leichenverbrennung zu vollziehen. Aus altem Hausgerät, Stroh und Distelkraut ward ein Scheiterhaufen errichtet und darauf der Leichnam eines Mannes gebettet, der noch soeben Herr über Leben und Tod in Rom gewesen war, und vor dem sich die Häupter der mächtigsten Adelsgeschlechter tief gedemütigt hatten. Es war der berühmte Volkstribun Cola di Rienzi. Sieben Jahre zuvor bei seinem ersten Auftreten hatte Rom und ganz Italien ihn wie einen Erretter begrüßt und an seine Mission geglaubt, aber seine Erscheinung war, einem Meteor gleichend, am Firmament aufgeflammt und dann plötzlich erloschen. Nach siebenjährigem Schmachten in Verborgenheit und Gefangenschaft wiederum unerwartet am päpstlichen Hofe zu Avignon auftauchend, und von Innocenz VI. mit zweifelhafter Vollmacht nach Rom gesandt, wo seit dem Sturz des Tribunen vollkommene Anarchie herrschte, hatte Rienzi dieses Mal unter dem Titel eines Senators aller Römer, von Neuem die höchste Gewalt an sich gerissen. Aber die Herzen des Volkes, die einst dem mannhaften Tribunen freudig entgegengeschlagen hatten, blieben kalt gegen die pomphaften Proklamationen des Senators von päpstlichen Gnaden, die Adelsfaktionen vergaßen ihres gegenseitigen Haders um des gemeinsamen Hasses gegen den Emporkömmling willen, dessen Regiment planlos zwischen Maßregeln des Schreckens und der Furchtsamkeit schwankte und nach wenigen Monaten mit einem Volkstumulte abschloß, bei dem Rienzi ein unrühmliches Ende fand. In einem Hofe des Senatspalastes auf dem Kapitol wurde er bei dem Versuch, in einer unwürdigen Verkleidung zu entkommen, erkannt und von einem Anhänger der Colonna niedergestoßen. Nichts bezeugt die Bedeutung des merkwürdigen Mannes besser, als der maßlose Jubel, den die Kunde von seinem Tode bei dem gesamten Adel hervorrief. Vornehmlich die Colonna, die am tiefsten gedemütigt worden waren und am meisten an dem Sturze des verhaßten Senators gearbeitet hatten, gerieten in einen wahren Taumel des Entzückens. In den herrlichen Gärten der Villa Colonna auf dem quirinalischen Hügel erhebt sich eine Pinie von wunderbarer Größe und Schönheit, die heut zu den Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt gezählt wird. Dieser Baum ist ein Wahrzeichen der Erinnerung an den Sturz des großen Tribunen; das Haupt der Familie Colonna ließ am Morgen nach diesem Ereignis im Beisein aller Mitglieder des Hauses, den Sprößling einer Pinie in den Boden einpflanzen zum ewigen Andenken an den Tag, wo das Geschlecht der Colonna von seinem furchtbaren Feinde befreit worden war. An demselben Tage fand auch die erwähnte Ceremonie im Augustusmausoleum statt, und, um den noch immer zahlreichen Anhängern des Tribunen die Möglichkeit zu entziehen, in den Besitz der verkohlten Überreste zu gelangen, wurden die Juden angewiesen, dieselben in den nahen Tiber zu werfen. Doch die Nachkommen Jakobs verstanden auch aus dieser Situation Vorteil zu ziehen und vereitelten die Absicht ihrer Auftraggeber, indem sie die Asche des einst vergötterten Mannes heimlich an die Römer verkauften.

Unwillkürlich legt sich der Betrachter dieses Vorganges die Frage vor, ob die Colonna bei der Auswahl des Augustusmausoleums als Schauplatz dieser Leichenverbrennung mit bewußtem Hohne oder in gänzlicher Unkenntnis der historischen Bedeutung jenes Monumentes zu Werke gegangen sind. Im letzteren Falle hat ihnen diese Unkenntnis einen argen Streich gespielt. Denn es ist nun dazu gekommen, daß der Leichnam Rienzis an derselben Stelle in Asche verwandelt worden ist, wo einst der Erbauer des Monumentes, der große Augustus, und

Abb. 2. Modernes Standbild des Tribunen Cola di Rienzi an der großen Rampe zum Kapitol.

die Mitglieder des Juliſchen Geſchlechtes unter feierlichem Pompe verbrannt worden ſind. Und wiederum gab es unter den Zeitgenoſſen des Tribunen kein Geſchlecht, auch nicht das der Colonna, welches die reine Abſtammung von ſeinen Vätern mit größerer Wahrſcheinlichkeit bis zu der Ära des Auguſtus zurückführen konnte, als gerade die verachtete Judengemeinde in Rom, die von dem großen Pompejus dort angeſiedelt worden war und ſich faſt unvermiſcht bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Das Unternehmen Rienzis, nach anderthalb Jahrtauſenden die Inſtitutionen des republikaniſchen Rom wieder aufleben zu laſſen, erſcheint uns, die wir über den geiſtigen Gehalt des damaligen Italiens und inſonderheit über die Verkommenheit der damaligen Römer wohlunterrichtet ſind, als das Erzeugnis der Phantaſie eines unklaren Schwärmers, der Eindruck auf die Zeitgenoſſen dagegen war ein bedeutender und nachhaltiger, wie der große, wenn auch vorübergehende Erfolg des Tribunen bei ſeinem erſten Auftreten ſowie ſein noch heute bei dem römiſchen Volke nicht erloſchenes Andenken, beweiſt. Seit dem früheſten Mittelalter hat es an ähnlichen Verſuchen nicht gefehlt, wie die Namen Creſcentius, Arnold von Breſcia, Brancaleone und zuletzt Stafon Porcaro zur Genüge bezeugen. In allen dieſen Männern verkörpert ſich ein und dieſelbe Idee: Befreiung der Stadt Rom von der Gewalt des Papſtes und des Kaiſers

unter gleichzeitiger Bezwingung der Adelsfaktionen, Wiederherstellung der alten republikanischen Einrichtungen und allmähliche Erweiterung des römischen Gebietes bis zu den Grenzen Italiens. Es hat Zeiten gegeben, in denen ein Teil dieser Bestrebungen verwirklicht worden ist. Die Geschichte zählt ganze Reihen von Päpsten auf, die die Stadt Rom überhaupt nicht zu betreten gewagt haben, oder solche, die von den Römern verjagt worden sind. Die Kaiserkrönungen haben außerhalb der Mauern stattgefunden, und so manche sind durch die bekannten Kämpfe in der Leonina illustriert worden, in denen sich der unversöhnliche Haß der Römer gegen die Fremden bekundet, die nur gekommen waren, um einen leeren Titel zu erlangen und oft wieder von dannen zogen, ohne Einlaß in die Stadt gefunden zu haben, deren Oberhaupt sie sich nannten.

Wenn wir nun die Reihe der Männer überblicken, die in solchen Zeiten als Führer des römischen Volkes eine geschichtliche Rolle gespielt haben, so erscheint Rienzi ohne Vergleich als der bedeutendste, weil seine Bestrebungen auf ein ideales Ziel gerichtet sind und nicht eine vorübergehende Verbesserung der herrschenden Zustände, sondern eine dauernde Umwälzung zu gunsten einer weit zurückgelegenen Weltordnung in das Auge gefaßt haben.

In der That ragt die Gestalt des großen Tribunen zumal in einem Jahrhundert, das so arm an großen Männern und so leer an großen Ideen ist, wie das XIV., hoch über die Flachheit seiner Umgebung empor. Von allen seinen Zeitgenossen kann ihm nur sein Freund und enthusiastischer Verehrer Petrarca an die Seite gestellt werden, wenn auch die Schicksale der beiden Männer unendlich verschieden gewesen sind. Dem glücklichen Dichter ward die heißersehnte Krönung mit dem Lorbeer auf dem Kapitol und ein langes sorgenfreies Dasein zu teil, dem unglücklichen Volksführer ein kurzer Traum der Herrschaft, ein gewaltsamer Tod auf demselben Kapitol und jene Feuerbestattung im Augustusmausoleum, die den Anlaß zu der Einführung des merkwürdigen Mannes in den Kreis unserer Betrachtung geboten hat. (siehe Abb. 2).

Seit jenen Tagen versinkt unser Monument in das Meer geschichtlicher Vergessenheit. Wohl hat es noch viele tragische Begebenheiten mit angesehen, die sich in seiner Nähe ereigneten, — so die Unthat des schrecklichen Cesare Borgia, der hier am einsamen Tiberufer nächtlicherweise den Leichnam des ermordeten Bruders in den Fluß werfen ließ, aber kein Chronist berichtet uns mehr von dem Mausoleum selbst. Damals wohnten Slavonier in dieser Gegend, arme Fischer, Flüchtlinge vor dem türkischen Bedränger ihrer heimischen Küsten; Sixtus IV. hatte sie angesiedelt, und einer von ihnen hat jene frevelvolle That geschaut, aber sie schien ihm nichts Ungewöhnliches, denn er hatte, wie er später aussagte, an dieser Stelle wohl schon hundert Leichen in solcher Weise bestattet werden sehen.

Indessen, gerade inmitten dieser Orgien von Gewaltthat und Frevel hatte die Menschheit ihre geistige Wiedergeburt vollendet und den Bann eines tausendjährigen Schlummers abgeschüttelt. Die versunkene antike Welt mit ihrer Herrlichkeit trat plötzlich in den Vordergrund des allgemeinen Interesses, und man begann mit rastlosem Eifer die in dem Schutt der Jahrhunderte begrabenen Überreste dem Lichte des Tages wieder zu gewinnen.

Auch unser Mausoleum scheint damals eine Art von Wiederherstellung erfahren zu haben, wenigstens zeigt uns eine Darstellung aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts in der Collectio antiquitatum urbis (siehe Abb. 1) den noch ziemlich erhaltenen, von den störenden Anbauten befreiten Unterbau, auf dessen Plattform ein wohlgepflegter Weingarten zu sehen ist. Der herrliche, cypressenbestandene Kegel, den diese Plattform einst getragen hatte, war freilich längst abgetragen und verschwunden, ein großer Teil des Materials zum Bau der kleinen Kirchen verwendet worden, die rings herum entstanden waren; noch heute entdeckt ein geübtes Auge spärliche Überreste der einstigen Pracht an den Mauern und Thürpfosten der umgebenden Gebäude. Nun aber kam die Zeit der tiefsten Erniedrigung. Das ehrwürdige Denkmal wurde eine Arena für Kunstreiter und Komödianten, ja zu Zeiten Papst Leos XII., in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, wurden hier Stiergefechte abgehalten, die einer kleinen benachbarten Straße den nun verschollenen Namen Cacciabove verschafften. Nach Besitznahme Roms durch die Italiener wurde die Arena zum Teatro Umberto; noch heute

erblickt man in dem impoſanten Innenraum die zerſetzten Überreſte der zurückgelaſſenen Vorhänge und Kuliſſen, und in den Grabkammern der Cäſaren erinnern Krippen und Kettenhaken an die Benutzung dieſer geheiligten Räume als Stallungen für die Kunſtreiterpferde, die hierher auf einer gewundenen Bretterrampe gelangten, denn die Grabkammern befinden ſich im dritten Geſchoß des Unterbaues und liegen wohl fünfzig Fuß über dem Fußboden der Arena.

Nur wenigen Auserwählten iſt es heute vergönnt, einen Blick in den mächtigen Innenraum zu thun, denn hier hat ein Künſtler von Gottes Gnaden ſeinen Sitz aufgeſchlagen, um in der Verborgenheit und Stille ein Werk zu ſchaffen, welches beſtimmt iſt, ein impoſantes Zeugnis abzulegen von dem monumentalen Sinn des neugeeinigten Italiens. Es iſt die koloſſale Reiterſtatue Viktor Emanuels, die in wenigen Jahren die Plattform des ungeheuren Unterbaues krönen ſoll, der die ganze Nordfront des kapitoliniſchen Hügels, von ſeinem Fuße bis zur Hochfläche, wo ſich einſt der Tempel der Juno Moneta erhob, mit einer leuchtenden Hülle von weißem Marmor umkleidet hat.

In weihevoller Stimmung betrat ich alſo mit einem gleichgeſinnten Freunde den Innenraum des Mauſoleums, deſſen ſtrenge Klauſur durch die liebenswürdige Bereitwilligkeit des Künſtlers für uns aufgehoben war. Wenn ich nun den überwältigenden Eindruck zu ſchildern verſuche, den der Anblick der rieſenhaften Dimenſionen des weißen Gipsgebildes inmitten des ungeheuren Raumes, auf uns hervorgebracht hat, ſo wird der Leſer begreifen, daß mir durch das Vertrauen des Künſtlers eine Beſchränkung auferlegt worden iſt, die mir verbietet, etwas von dem zu erzählen, was der Werkmeiſter noch nicht der allgemeinen Kenntnis zugänglich gemacht ſehen will. Nur die Gedanken ſollen hier Platz finden, die meinen Freund und mich erfüllten, als wir uns darüber Rechenſchaft gaben, an welchem Platze und vor welchem Werke wir zu ſtehen gewürdigt waren. Das Reiterſtandbild des erſten Königs des geeinigten Italiens in dem Grabmonument des erſten römiſchen Kaiſers entſtanden und für das Kapitol beſtimmt, fürwahr ein Ritt ohnegleichen in der Weltgeſchichte, wenn unſere Phantaſie der hiſtoriſchen Vorſtellung Flügel leiht.

Aber war es auch die Statue Viktor Emanuels, die da hoch zu Roß, die Hand gebieteriſch ausſtreckend, vor uns ſtand? War es nicht vielmehr die drohende Geſtalt des Cäſar Auguſtus, gleich dem ſteinernen Komtur aus dem Boden emporgeſtiegen, um Frevel zu rächen? Denn Frevel war es, wenn Rom es zuließ, daß in der Totenkammer die ſich der alte Cäſar getürmt hatte, Gaukler und Poſſenreißer ihr Weſen treiben durften. Es mochte noch hingehen, daß einſt mächtige Barone hier ihre Hochburg gehabt, daß ſie, von der ſelbſt Götter bezwingenden Not getrieben, die das Monument zierenden Bildſäulen als Wurfgeſchoſſe auf die ſtürmenden Feinde herabgeſchleudert haben, wie vorher Beliſar mit den Statuen des Hadrianmauſoleums gethan, oder daß ſie ein Jahrhundert ſpäter die Uſtrina der Cäſaren in einen Hohnkatafalk für den verhaßten Volkstribun verwandelt haben — das alles mag hingehen, denn es ſind Stücke Weltgeſchichte, die ſich abſpielten. Aber nimmermehr hätte das römiſche Volk geſchehen laſſen dürfen, daß das Kaiſermauſoleum zu einer Kunſtreiterbude erniedrigt wurde, zu einem Schauplatz von Clownſpäßen und Harlekinspoſſen! Dies alles iſt nun durch die letzte Wandlung geſühnt worden, und der Fremdling, der heute kopfſchüttelnd und enttäuſcht vor den geſchloſſenen Ruinen des ehrwürdigen Bauwerkes ſteht, wird mit Genugthuung vernehmen, daß da drinnen ein Werk ſeiner Vollendung entgegenreift, das binnen kurzer Friſt auf der Höhe des Kapitols die Blicke von ganz Rom auf ſich lenken wird, wie einſt die Kaiſerſtatue des Auguſtus auf der Spitze des Mauſoleums. Uns aber, denen ſich jene Pforten aufgethan, die wir des Anblicks des großartigen Werkes gewürdigt wurden, uns werden dieſe Stunden in dem ehrwürdigen Mauſoleum unvergeßlich bleiben.

Lange ſtanden wir in weihevoller Betrachtung vor der inmitten der weiten Arena ſich erhebenden Koloſſalfigur, die durch ihre Größe alles andere verſchwinden ließ, mit Ausnahme des Meiſters, der neben ſeinem Werke zu wachſen ſchien.

Wir hatten die beängſtigende Empfindung, als ob das Rieſenſtreitroß da drüben ſich plötzlich emporbäumen, den Reiter gegen das Gewölbe ſchmettern und die Holzſchranken überſetzen könnte, um den Ausgang nach dem Kapitol zu gewinnen. Unwillkürlich richteten

sich unsere zweifelnden Blicke nach der kleinen Pforte, durch die wir eingetreten waren. Der Künstler mochte unser Bedenken erraten haben, denn er erklärte uns lachend in seinem köstlichen Deutsch, daß der Koloß vor dem Gusse in kleine Stückchen zerschnitten würde, die nachher auf dem Kapitol wieder zum Ganzen aneinander gefügt werden müßten.

Und dann plauderte er weiter; wie er seine Phantasie so lange mit gigantischen Gebilden angefüllt, bis es ihm gelungen, das Werk mit dem inneren Auge zu erschauen, wie er unablässig Pferde von allen Rassen beobachtet habe, bis er gewagt, sein Streitroß ohne Modell zu erschaffen, wie er eines Tages ein herrliches Tier gesehen, bei dem ihm eine besondere Bildung des Beines aufgefallen und wie er gleich nach dem Mausoleum geeilt sei, um sich zu überzeugen, ob sein Pferd auch diese Bildung an sich habe, und wie er sich gefreut, als er „das" Knochen, durch Intuition richtig modelliert gefunden. Dies alles aus dem Munde des Werkmeisters selbst zu vernehmen und sozusagen dem geistigen Schaffensprozeß in der inneren Werkstatt der Künstlerseele nachgehen zu dürfen, das hat unserem Besuch in dem ehrwürdigen Mausoleum des Augustus einen höheren Wert verliehen und den Gedankeninhalt der dort verlebten Stunden für alle Zeit unserer dankbaren Erinnerung eingeprägt.

Unter solchen Eindrücken schieden wir aus diesen geheiligten Räumen, nachdem wir noch einige Gebilde betrachtet hatten, die hier und da unter dem Trödelkram der Theaterrequisiten an den Schranken lehnten oder in vergessenen Ecken herumstanden, köstliche Stücke darunter, denen der Künstler, obwohl von ihm geschaffen, kaum Beachtnng schenkte, Eintagsfliegen der Laune, wie er sie nannte.

Dann wanderten wir gemeinsam den Korso hinunter nach dem Kapitol und dort pflanzte unsere Phantasie das geschaute Kolossalbild auf den ungeheuren Unterbau, für dessen Plattform es bestimmt ist. Die ganze fast vollendete Anlage ist darauf berechnet, in ihrer vollen Ausdehnung schon wahrgenommen zu werden, wenn der Beobachter durch die Porta del popolo in die Stadt eintritt; die Gebäude, die den freien Blick nach dem Fußpunkt des Kapitols behindern, werden in kürzester Frist verschwunden sein.

Wer die Sprache der Monumente zu erlauschen und zu verstehen vermöchte, der würde vielleicht an dem Tage, an welchem die Mauern des Mausolenms das jetzt noch von ihnen umschlossene Riesengebilde freigeben, vernehmen, wie das vergessene Grabmal des Augustus über die Anstrengungen der modernen Epigonen spottet, die himmelanstrebende Bauten auftürmen und doch nimmermehr ein Rom wiederschaffen können, wie es war zu den Zeiten seiner Herrlichkeit.

März.

Erster warmer Hauch,
Schüttelt nach stürmischem Regen
Grünenden, knospenden Segen
Über den atmenden Strauch.

Veilchen in Garten und Hag,
Frühling, Allesvergolder!
Kinder singen, und holder
Atmet die Seele den Tag.

Gustav Falke.

Schwalmer Mädchen. Studie von Wilhelm Thielmann

Bumski.

Von

Georg Freiherrn von Ompteda.

(Abdruck verboten.)

Nach langem Marsch rückten die deutschen Soldaten in Champfleury ein.

Weit und breit in der Gegend war kein Franzose zu sehen, denn überall hatten sich die feindlichen Truppen zurückgezogen, und die Einwohner waren der Gnade und Ungnade der Deutschen überlassen. Aber es knüpften sich ganz freundschaftliche Beziehungen an. Die Bauern im Dorf hatten bald herausgefunden, daß bei den Deutschen Mannszucht herrschte, die Leute keine Menschenfresser waren, sondern auch Weib und Kind daheim hatten.

Und jeder Gewerbetreibende, jeder, der etwas zu verkaufen hatte, wollte verdienen, um wenigstens in einer Beziehung für Mißgeschick und Unbilden des Krieges entschädigt zu werden.

Sobald sich die Truppen eingerichtet hatten, ging ein Teil abends ins Wirtshaus. Und bald saßen sie um die Tische, die Hefte am Kragen geöffnet, Pfeife oder Cigarre im Munde, vor sich ein Glas Wein.

Der Wirt lief geschäftig herum mit Frau und Tochter, unter Zuhilfenahme der paar erlernten deutschen Brocken die Soldaten bedienend.

Er freute sich über den rasenden Absatz, den sein Wein fand, wenn er sich auch im stillen wunderte, wieviel dieser und jener vertragen konnte, denn sie tranken alle den Rebensaft ungemischt.

Der Gefreite Starkhagen verlangte einen Schnaps. Der Schnaps war ausgegangen und der Wirt konnte nur Absinth anbieten.

„Wat is denn dat für'n Jesöff?"

Der Wirt meinte, es wäre etwas Ausgezeichnetes.

Und der Gefreite rief: „Na, jeben Se mal den Fusel her. Ick bin nu mal so, ick muß alles versuchen."

Sofort brachte der Wirt, ein dicker Kerl in Hemdsärmeln mit langer, weißer Schürze, glatt rasiertem Gesicht und wie eine Bürste geschnittenem schwarzem Haar, die helle Flüssigkeit und ein Glas in der einen Hand, in der anderen die Wasserflasche.

Kaum erblickte der Gefreite, der Spaßmacher der Kompanie, der sich immer etwas aufspielte, die Wasserflasche, als er ein Wehegeschrei erhob:

„Um Jotteswillen, bleiben Sie mit dem Wasser zu Haus."

Doch der Wirt bedeutete ihm, nachdem er nur eine kleine Neige Absinth in das Glas gegossen, man könne ihn nicht unvermischt trinken. Und ein paar andere Soldaten am Tisch, denen während des Krieges Absinth schon vorgekommen war, erzählten, er wäre furchtbar stark, das reine Gift, brenne wie Feuer und würfe den stärksten Mann um.

Da ließ es der Gefreite geschehen, daß der Wirt ihm den Rest des Glases voll Wasser schenkte, wobei im Strudel der eingeschütteten Flüssigkeit der Absinth wie eine dünne Glasspirale aufstieg und sich mit dem Wasser zu mischen begann.

Nun kostete der Gefreite. Einen Augenblick behielt er das Zeug im Mund, dann schnitt er ein furchtbares Gesicht, wagte nicht herunterzuschlucken, sondern überlegte, was er thun sollte. Endlich drehte er sich herum und spuckte ins Zimmer.

Dabei that er, als wäre sein letztes Stündlein nahe.

Der Wirt triumphierte, hielt sich den dicken Bauch vor Lachen und rief:

„Seh Sie!.... Seh Sie!...."

Dabei setzte er auseinander, es wäre vollkommen unmöglich, den Absinth ungemischt zu trinken.

Doch diese Behauptung ärgerte den Gefreiten:

„Ihr seid eben nischt jewöhnt, und ick trinke überhaupt keenen Schnaps. Aber

dieſe Waſſerpantſcherei is eenfach Unfug; bei uns kann man dat nich leiden."

Und er drehte ſich herum, zwinkerte ſeinen Kameraden mit den Augen zu und rief dann:

„Bumski!"

Ein ſtrohblonder, ſtruppiger kleiner Kerl am Nebentiſch blickte erſtaunt auf, ein Pole mit einem unausſprechlichen Namen, worin zweimal je fünf Konſonanten hintereinander vorkamen. Der Einfachheit halber hieß er in der Kompanie „Bumski."

„Sag' mal, Bumski, trinkſt du eenen Schnaps, wenn ick dir druff ſtoße?"

Sofort leuchteten des Polen Augen, aber er ſchüttelte den Kopf, er wollte es nicht glauben.

Doch der Gefreite ſagte:

„Wort druf, ick ſtoße dir uf eenen Schnaps. Oder ick will dir wat ſagen, ick ſtoße dir uf een Dutzend Schnäpſe, zwölf Stück."

Das war zu viel. Bumski ſprang auf, als rieſe ihn der Hauptmann, und kam an den Nebentiſch geſtürzt.

Doch er traute noch immer dem Frieden nicht und meinte:

„Aberr ich habbe keen Geld."

Der Gefreite, der ſich gern predigen hörte, ſchrie nun, daß alle anderen aufmerkten, und man wußte, es kam irgend ein Scherz, denn anders that es Starkhagen nicht:

„Det is nu jeſohlt; en alter Filz biſt du, Bumski. Aber du ſollſt jar nich blechen. Ick ſage dir ja, mein Wort druf, ick ſtoße dir."

Nun trat der Pole näher. Seine Augen leuchteten, er zeigte grinſend die Zähne wie ein Hund, ſtrich ſich, nachdem er beide Daumen an der Zunge naß gemacht, die an den Schädel geklebten Sechſer nach vorn, ſtreckte ſeine Hand aus und indem ſeine Augen in viehiſcher Begierde glänzten, rief er:

„O, gib herr."

„Na ſachteken, erſt muß injeſchenkt werden. Nun machen Sie man los."

Und der Wirt begann, wie er es bei dem Gefreiten gethan, zuerſt nur mit der rechten Hand eine Neige Abſinth in das Glas zu gießen, darauf mit der linken Waſſer aus der Flaſche, um die Miſchung zu vollenden.

Aber kaum hatte der Pole das Waſſer geſehen, als er einen wilden Schrei ausſtieß und ängſtlich, in der Befürchtung, übervorteilt zu werden, die breite dicke Hand auf das Glas legte, während er mit verzerrtem Geſicht kreiſchte:

„Nix Waſſer! Haſt du mirr verrſprochen, willſt du mirr ſtoßen, trinke ich nix Waſſerrr."

Und der Gefreite meinte zum Wirt:

„Da hat er janz recht, det jibt Leiſe in'n Magen. Abſinth, Abſinth! wird injeſchenkt, nu machen Se man los."

Dabei griff er nach der Abſinthflaſche, um dem Wirt zu bedeuten, daß er kein Waſſer hineinthun ſollte.

Doch das war dem noch nicht vorgekommen, das hielt er für unmöglich und wollte trotzdem Waſſer nachgießen.

Aber Bumski erhob von neuem ein gewaltiges Geſchrei und machte ſchon Miene, wieder fortzugehen, ſo daß ſich endlich der Wirt dazu verſtand, die Neige Abſinth im Glaſe zu verdoppeln.

Mehr wollte er nicht thun. Doch der Gefreite nahm ihm die Flaſche aus der Hand und goß das ganze Glas voll.

Von den übrigen Tiſchen waren bei dem Lärm die Soldaten herbeigeſtrömt, auch die Wirtin und ihre Tochter ſahen den Leuten über die Achſel und betrachteten ſtaunend das unerhörte Schauſpiel. Der Wirt ſagte, indem er mit zwei Fingern zeigte, wieviel ſchon aus der Flaſche gegoſſen:

„Mais ça coutera cher."

„Teuer? fragte der Gefreite, ſchlug ein Hohngelächter auf, fuhr mit der Hand in Taſche und klimperte mit dem Geld:

„Mir is keene Wurſcht zu teuer. Ick will dir altem Bouillonniſchel bloß mal zeigen, wat wir für ſtarke Männer ſind. Davon habt ihr jar keene Ahnung, ihr ollen Schlappiers."

Inzwiſchen hatte Bumski, während ſie noch unterhandelten, das Glas an den Mund geſetzt und in einem Zuge heruntergegoſſen.

Als ſie mit ihrer Rede fertig waren, ſtand es ſchon geleert auf dem Tiſch.

Die Wirtin ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und rief unausgeſetzt:

„Le malheureux, il sera mort ou fou!"

Und nun lief ſie von einem der Soldaten zum anderen und wiederholte es ihnen, worauf ſie alle, obgleich keiner ſie verſtand, verſtändnisvoll nickten. Da war ſie noch

mehr entsetzt über die freundliche Zustimmung der Kameraden, die ganz einverstanden zu sein schienen, der Pole sollte verrückt werden oder sterben.

Doch Bumski machte ein strahlendes Gesicht, zog den kurzen blonden Schnurrbart mit den Lippen ein, daß es schnalzte, und blickte gierig abwechselnd auf das leere Glas und die volle Flasche.

„Willst du noch eenen riskieren, Bumski?"

Er machte Augen wie ein Hund, dem man den Knochen vorenthält, und rief nur wieder:

„Aberr ich habbe keen Geld."

Da schlug der Gefreite auf den Tisch, daß das Absinthglas ein paar Centimeter in die Höhe sprang, hin und her schwankte und fast umgefallen wäre: und in der Furcht, der letzte Tropfen möchte umkommen, griff Bumski schnell danach, steckte seine lange weißbelegte Zunge hinein, die wie ein Blutegel sich an die Glaswand legte, während er das Glas einmal herumdrehte, um ja keinen Tropfen zu verlieren.

„Ick stoße dir doch, Bumski!" rief der Gefreite noch einmal.

Aber der Wirt hatte sich in den Hintergrund des Zimmers an den Kamin zurückgezogen. Er schien die Verantwortung nicht übernehmen zu wollen. Eine schwere Krankheit oder gar der Tod durch seine Schuld wäre für sein Geschäft peinlich gewesen und es ging ihm dabei möglicherweise gar an den Kragen.

Und doch schwankte er, der Verdienst lockte. Denn dies eine Glas ungemischt hatte doch mindestens zehn Absinthe enthalten.

Entsetzt standen Frau und Tochter, die Frau ebenso dick wie er, die Tochter dagegen hager, vertrocknet, braun, mit Schnurrbartansatz, neben ihm und schlugen die Hände zusammen.

Die Frau redete flüsternd, gestikulierend ihrem Mann ein, es sei nichts dabei, wenn er den Absinth gäbe. Er müsse der Gewalt weichen. Die Soldaten wollten nun einmal den Schnaps haben; wenn er nur den Gefreiten einschenken lasse, so könne er ja seine Hände in Unschuld waschen.

Und da stieg in ihm eine Idee auf, eine patriotische, verdienstvolle Idee. Schon jetzt nach diesem unvermischten Glase Absinth waren die Folgen fürchterlich, wenn der deutsche Soldat aber ein zweites trank, so erwachte er nicht wieder zum Leben. Und in des Franzosen Hirn, dem auch der winkende Verdienst nachhalf, erschien eine dunkle Ahnung, als könnte er, der bisher nichts für sein Vaterland gethan, der nur die deutschen Soldaten verpflegt und sein Schäfchen geschoren, so auf friedliche und gewinnbringende Weise, sein Vaterland von einem der Bedrücker befreien, — eine Art stille, geheime, furchtbare Rache.

Ob Absinth oder Kugel blieb sich schließlich gleich, der Erfolg war ja derselbe.

Und um so entsetzlicher, aber auch schöner war das Rachewerk, wenn dem deutschen Soldaten der Todestrank durch die Hand eines Kameraden gereicht ward.

Flüsternd, eifrig wispernd teilte er es Frau und Tochter mit. Die Frau überlief ein Schauder, aber der wohlthätige Schauder der Befriedigung, und die Tochter, die immer die Feinde ihres Vaterlandes nur mit stillem Haß betrachtet, ein nervöses, kleines, widerhaariges Geschöpf, ließ ihre Augen leuchten bei dem Gedanken, daß die Familie vielleicht auch ihren Teil beitragen könne zur Rettung Frankreichs.

Kurz entschlossen brachte der Wirt die Flasche Absinth.

Er setzte sie auf den Tisch wie ein Rächer, mit dämonischem Ausdruck, trat einen Schritt zurück und blieb stehen, kalt lächelnd mit anzusehen, wie einer dem anderen den Todesbecher mischte.

„Ick stoße dir!" rief wieder der Gefreite.

Glühend heftete Bumski seine Augen auf die Flasche, er streckte zitternd vor Gier die Hand aus, er konnte es nicht erwarten, daß ihm eingeschenkt würde. Grinsend blickte er den Gefreiten an und rief:

„Wie viel stößt du mirr?"

„Die janze Pulle."

Doch der gerissene Polack traute dem Frieden nicht und meinte, in der Angst, er möchte aufgezogen werden und am Schluß doch zahlen sollen:

„Errst muß bezahlt sein."

Großbrodig drehte sich der Gefreite um und fragte den Wirt, in der Tasche mit dem Gelde klimpernd:

„Compieng?"

Der Wirt wollte bei der patriotischen That auch verdienen und antwortete frech:

„Vingt francs!" Dabei hielt er die Finger beider Hände zweimal hoch.

Es erschien dem Gefreiten zwar etwas viel, doch alle standen um ihn herum, alle Blicke hefteten sich auf ihn, er war der Wortführer, der Veranlasser der Scene gewesen, er hatte renommiert, und da sie hier im Felde überhaupt viel Geld besaßen und nicht wußten, wohin damit, zog er die Silberstücke aus der Tasche und schlug sie einzeln auf den Tisch, daß es knallte.

Noch immer zögerte der Pole in der Befürchtung, der Gefreite möchte sein Geld wieder fortnehmen. Aber als es der dicke Wirt mit triumphierendem Rächerangesicht eingesteckt, griff er plötzlich mit beiden Händen nach der Flasche, und in seligem Gedenken an den Wuttki daheim sparte er sich das Glas, setzte sie an die wulstigen Lippen und leerte sie mit gierigen Zügen, als ob er verdurstet gewesen wäre.

Er war fertig und stieß die Flasche auf den Tisch. Starr, mit Blut unterlaufenen Augen blickte unter finsteren Brauen der Wirt auf sein Opfer, und im Hintergrunde am Kamin hatten sich im Augenblick des Todestrunkes Mutter und Tochter krampfhaft bei den Händen gefaßt.

Noch stand er aufrecht da, aber sie wußten, er würde gleich taumeln, hinschlagen und die furchtbare Armee der Eindringlinge zählte einen Mann, einen Kämpfer weniger, ihren Brüdern und Söhnen das Lebenslicht auszublasen.

Die Wirtsfamilie empfand voll den großen Moment. Finster stand der Wirt da, während sich das Weichere in den Frauen doch regte, sie das Entsetzen packte, sodaß sie die Blicke abwendeten, um den grauenvollen Augenblick nicht mit anzusehen, wie der freche Zecher sinnlos zu Boden schlug.

Doch Bumski blieb regungslos stehen. Wieder sog er mit den Lippen den Schnurrbart ein, dann blickte er sich, statt tot niederzustürzen, grinsend um und fragte die Kameraden, die sich um ihn gedrängt und den Todestrunk mit angesehen hatten:

„Werr stößt mirr noch?"

Doch wenn es auch einer gewollt hätte; es ging nicht mehr, es war kein Absinth mehr im Haus.

Und mit einem Laut des Bedauerns setzte sich Bumski wieder auf seinen Platz, während schallendes Gelächter erklang.

Mutter und Tochter blickten sich an und nickten bedeutungsvoll, als wollten sie sagen, denen wird das Lachen schon vergehen.

Aber an dem Abend zeigten sich noch keine Folgen. Bumski blieb ruhig sitzen, er sprach zwar nichts, aber das that er nie. Er trank nur noch sein Glas Rotwein aus, dann ging er bald davon, um sich auf dem Boden schlafen zu legen. Die übrigen folgten, verließen das Zimmer und suchten ihre Quartiere auf. Nur die, die wie der Gefreite im Wirtshaus einquartiert waren, blieben noch eine Weile sitzen, gingen aber gleichfalls zeitig zur Ruhe. Am anderen Morgen wurde weitermarschiert, da hieß es Kräfte sammeln.

Die Lichter waren gelöscht, es herrschte Totenstille in Champfleury. Nur in der Kammer der Wirtsleute brannte noch eine Kerze. Mann und Frau saßen schweigend einander gegenüber, während die Tochter sich in die Kammer nebenan zurückgezogen hatte.

Die Wirtsleute wagten nicht, zu Bett zu gehen. Sie meinten, jeden Augenblick müsse es an der Thür klopfen mit der Nachricht, der deutsche Soldat sei gestorben. Sie fühlten das Schreiten der Rache, sie wußten, über ihnen auf dem Boden ging die Vorsehung unerbittlich ihren Gang. Sie empfanden Genugthuung und konnten doch das peinliche Gefühl nicht überwinden, denn es waren sonst brave Leute, daß es gerade unter ihrem Dache hatte geschehen müssen. Sie waren auch nicht gefragt worden, ob es ihnen paßte, daß die fremden Soldaten unten in der Wirtsstube saßen. Aber als der Wirt in die linke Hosentasche griff und die zwanzig Franken fühlte, schwanden doch wieder seine Ängste. Mein Gott: Krieg war eben Krieg.

Und doch lastete die Besorgnis auf ihnen. Sie konnten so nicht einschlafen, sie wollten wenigstens Sicherheit haben. Und schließlich war es die Frau einverstanden, als der Wirt vorschlug, er wolle einmal hinauf auf den Boden, wo der müde Zecher ruhte, vielleicht schon den letzten Schlaf schlief.

Er zog die Stiefel aus und schlich sich in Strümpfen hinaus. Ein Licht nahm er nicht mit, denn rings lag Schnee, der leuchtete bei der hellen Mondnacht in das Zimmer herein, daß man auch so alles unterscheiden konnte.

Nur auf dem Gang war es dunkel. Und nun schlich er sich leise die Treppe

hinauf. Nichts rührte sich. Er blieb stehen und holte tief Atem. Es war ihm, als lastete in der großen Stille auf dem Hause das Verhängnis, als atme alles Ernst und Vergeltung, als sei der Tod schon da.

Die Treppe knarrte, sein Herz hämmerte fast hörbar, daß sein Hemd bebte, und er blieb wieder stehen. Doch er mußte weiter und schließlich huschte er in eiligen langen Schritten auf den Boden hinauf. In der Kammer links lag der Pole und zwar ganz allein, denn sie hatten nur wenig Leute Einquartierung bekommen. Die Thür war angelehnt. Der Wirt öffnete leise und warf einen scheuen Blick hinein. Man konnte deutlich das Bett unterscheiden, auf dem ein Körper ruhte. Das Stroh schien zerwühlt, der eine Arm hing schlaff herab, das struppige, blonde Haar stand wirr, wie in letzter Not zerrauft, vom Schädel ab. Er lauschte angespannt. Kein Atemzug. Er lauschte nochmals, nichts regte sich. Da war es ihm plötzlich, als hörte er draußen auf dem Gang etwas, und sofort zog er den Kopf zurück, lehnte die Thür wieder an, blickte sich erschrocken um, wartete, horchte, alles schwieg. Aber er hatte genug gesehen, die feindliche Armee zählte einen Kämpfer weniger. Leise, wie er gekommen, schlich er wieder die Treppe hinab, dieselbe Stufe wie vorhin knarrte, und er schrak zusammen, es war wie ein Stöhnen gewesen. Da packte ihn plötzlich das Entsetzen, er stürmte den letzten Absatz hinab in das gemeinsame Zimmer und schloß hinter sich zu, als ob er verfolgt würde. Erleichtert atmete er auf. An der Thür blieb er stehen, wartete, lauschte. Der dicke Mann keuchte außer Atem durch die Anstrengung und Erregung.

Die Wirtin hatte sich erhoben. In der Totenstille wagte sie kein Wort, sie blickte ihn nur an, als fragten die weitaufgerissenen Augen: „Ist es gethan?“

Und vor sich hinstarrend, mit verglasten starren Blicken, halb im Entsetzen, halb beglückt aufatmend, daß auch er zur Rettung des Vaterlandes sein Scherflein beigetragen habe, nickte er langsam.

Dann blieben die beiden, jeder auf einem Stuhl, in sich zusammengesunken, schlaff die Hände niederhängen lassend, während neben ihnen das Licht brannte, bis zum frühen Morgen regungslos sitzen.

Und sie wagten auch nicht hinunterzugehen, als schon Leben im Haus erklang. Die Soldaten kochten sich ihren Kaffee selbst. Man hörte sie pfeifen und singen, sie wußten offenbar noch nicht, was geschehen war. Ein paar Thüren gingen auf, dann vernahm man auf dem Hof klappernd das Öffnen und Schließen der Gewehrschlösser, ein paar Stimmen, ein Kommando: die deutschen Soldaten traten an.

Die Wirtsleute schoben ängstlich den Vorhang beiseite, daß ein Spalt entstand, und lugten hinunter, wo auf dem Schnee, die Mäntel angezogen, die Tornister umgehängt, den spitzen, blinkenden Helm auf dem Kopfe, das Gewehr in der Hand, die Leute im Glied standen. Außer dem Gefreiten waren es sechs Mann gewesen. Und mit angehaltenem Atem, während sie in der halben Dämmerung, die bei dem zeitigen Aufbruch noch herrschte, hinunterstarrten, zählte der Wirt mit dem dicken zitternden Finger die Leute vor dem Gefreiten, der die Front abschritt:

„Un, deux, trois, quatre, cinq — six.“

Die beiden blickten sich entsetzt an, und noch einmal begann die Frau von der anderen Seite:

„Un, deux, trois, quatre, cinq, — — six.“

Sie begriffen nicht. Da hob der Letzte in der Reihe, der bisher zu Boden gesehen, den Kopf, und sie gewahrten das grinsende Gesicht mit dem blonden Schnurrbart des Soldaten Bumski aus der Wasserpolackei.

Er war frisch, munter, stand kerzengerade, unbeweglich da, nahm auf des Gefreiten Kommando mit den anderen „Gewehr auf“, daß der Griff klappte, und festen, sicheren Trittes wie auf dem Kreidestrich marschierte er mit den Kameraden davon.

In ihrer Nachtjacke, das schwarze Haar aufgelöst im Nacken, war die Tochter hereingeschlichen. Auch sie hatte Bumski gesehen, und fassungslos blickten sich die drei an. Das war ja gar kein Mensch! Wenn die alle so waren die deutschen Soldaten, dann begriffen sie allerdings die ewigen Niederlagen ihrer Landsleute. Gegen die war eben nichts zu machen. Es gab nur eine Rettung — schnell Frieden schließen.

Und mit brechenden Knieen sank der Wirt auf einen Stuhl und stöhnte: — „Ah, mon doux Jésus!“

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Im Jahre 1762 erschien Rousseaus „Emile“, und nie hat es sich deutlicher gezeigt, als in der Wirkung dieses Buches, daß auch ein Roman eine That, ein Ereignis sein kann, ebenso folgenschwer, wie eine große Entdeckung oder eine politische Umwälzung. Nur ein paar Jahre verflossen, und Pestalozzi, Basedow, Salzmann setzten die Erziehungsgedanken Rousseaus, wenn auch gemildert und geklärt, in Leben um.

Wird dem neuesten Roman Leo Tolstojs „Auferstehung“ eine ähnliche Wirkung beschieden sein? Ohne Frage ist es dem russischen Dichter um eine solche zu thun. Schon längst ist ihm die Kunst nur noch ein Mittel, seinen sozialen und ethischen Anschauungen einen möglichst erregenden und ergreifenden Ausdruck zu geben. Ebensowenig wie dereinst die Propheten Israels strebt er in seinen neueren Werken nach ästhetischen Wirkungen; sein Endziel ist ausschließlich sittliche und geistige Aufrüttelung, die sich in That und Leben äußern soll. An hinreißender Kraft nimmt es sein jüngster Roman sicherlich mit dem „Emile“ auf, und vielleicht auch an äußerem Erfolg;*) einem gleichen inneren Erfolge jedoch, d. h. der Verwirklichung dessen, was Tolstoj will, stehen ganz andere Hindernisse entgegen, als der Erfüllung Rousseauscher Erziehungsträume. Man könnte sagen: dieselben Hindernisse, die, in der menschlichen Natur und den menschlichen Einrichtungen begründet, seit zwei Jahrtausenden dem uneingeschränkten Triumph der christlichen Ideale Widerstand leisten. So gewiß aber die christliche Predigt nicht vergeblich gewesen ist, so gewiß geht auch von Tolstojs Schilderungen ein erregender Einfluß aus; es fragt sich nur, wie groß das Maß dieses Einflusses sein wird. Daß es jedenfalls noch bezwingender und weitreichender sein würde, wenn Tolstojs Anschauungen nicht eine so schroffe Einseitigkeit zeigten, das läßt sich schwer bestreiten.

Ein Anklagewerk gleich Zolas „Fruchtbarkeit“ ist auch die „Auferstehung“; wie dort, so erreichen auch hier die Schilderungen vielfach ein gerüttelt Maß von quälender Peinlichkeit. Aber während der Franzose vielfach seine Wirkung durch eine Danteske Einbildungskraft durch brennende Übertreibung erzielt, stellt Tolstoj die Wirklichkeit einfach hin, wie sie ist. Er hat es gar nicht nötig, grelle Lichter aufzusetzen und die Darstellung mit grotesken Mitteln aufzuputzen, da er vom Leben hauptsächlich jene Gebiete berührt, die schon an und für sich die Richtung aufs Grauliche und Beklemmende haben. Im Mittelpunkt der Erzählung steht das moderne Gerichts- und Gefängniswesen; man braucht die russische Abart dieses Wesens durchaus nicht persönlich zu kennen, um gleichwohl den Eindruck zu gewinnen, daß das Bild, wie es Tolstoj entwirft, keineswegs à la Höllen-Breughel, sondern eher mit photographischer Treue gemalt ist. Eine gewisse Nüchternheit in der Darstellung, verbunden mit einem meist gedämpften Empfindungston, bestärkt jenen Eindruck. Offenbar ist es Tolstoj darum zu thun, dem Vorwurf vorzubeugen, daß er die Welt durch gefärbte Gläser, ihre Mißstände durch eine Vergrößerungsbrille betrachte; er weiß, daß es die Kraft seiner Anklagen und Mahnungen unendlich schwächt, wenn ihm auch nur in Nebenpunkten ein Zuviel in der Aufrechnung des gesellschaftlichen und staatlichen Schuldkontos nachgewiesen werden kann. Infolgedessen bemüht er sich, bei aller Gemütserregung, wenigstens in der Wiedergabe der realen Zustände möglichst objektiv zu erscheinen. Das gelingt ihm um so eher, als er in weit geringerem Maße als Zola den einzelnen Menschen für die Tharheiten und Gemeinheiten des Lebens verantwortlich macht; die bewußte Bosheit und die absichtliche Niedertracht spielen für Tolstoj eine ganz nebensächliche Rolle in der Welt; aller Haß, alle Feindschaft, alle Unterdrückung sind in ererbten Auffassungen, in überkommenen Zuständen, in Unklarheit und Trägheit, nicht aber in unverbesserlicher Gefühlsverhärtung begründet.

Nach mehr als einer Seite hin erinnert „Auferstehung“ an Spielhagens „Opfer“. In beiden Romanen wird ein junger Aristokrat durch ein äußeres Ereignis veranlaßt, Einkehr in sich

*) Soviel ich übersehe, sind von dem Buche nicht weniger als vier Übertragungen ins Deutsche veröffentlicht worden; die eine, die von Ad. Heß herrührt, ist in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, erschienen; die zweite von Tronin und Ilse Frapan — die litterarisch eigenartigste — bei Fontane & Co., Berlin; die dritte — die am würdigsten ausgestattete — bei Eugen Diederichs, Leipzig; die vierte bei Otto Janke, Berlin.

zu halten und sich über die Richtigkeit seines bisherigen Thun und Treibens klar zu werden. Und jeder dieser Zwei, der Russe wie der Deutsche, entsagt allen Vorteilen seiner gesellschaftlichen Stellung, um nur nach der Menschlichkeit zu dienen und nach seinen Kräften die socialen Bestrebungen zu fördern. Es bleibt aber doch ein großer Unterschied zwischen Spielhagen und Talstaj. Bei dem ersteren ist die Bekehrungsgeschichte stark mit Romantik verquickt; der Held ist eine Werthernatur, deren Entwickelung mehr durch Herz und Sinnlichkeit, als durch Wille und Einsicht bestimmt wird, zugleich aber auch eine problematische Natur, die unentschlossen zwischen Altem und Neuem schwankt und schließlich an ihrer Schwäche zu Grunde geht. Bei Talstoj aber tritt das Romanhafte ganz in den Hintergrund; breit ausgeführte Lebensbilder füllen den größten Teil des Werkes aus. Und das Werk wie den Helden beseelt ein zukunftsgläubiger Idealismus; duech all die Objektivität der Schilderung klingt ein Ton fester Zuversicht deutlich hindurch. Mit gutem Recht führet daher der Roman den Titel „Auferstehung", während der Titel „Opfer" auf eine Art müder Skepsis hindeutet. Man kann Talstajs Weltanschauung eng nnd beschränkt finden, aber immerhin besitzt er doch eine Weltanschauung, die in allen seinen Werken mit klarer Bestimmtheit zu Tage tritt; und in ihr haben sie van varnherein eine Kraft, die den meisten der modernen Schriftsteller gänzlich abgeht.

Es scheint, daß der Raman nur den ersten Teil eines größeren Cyklus bilden soll. Die Entwickelung des Helden bricht an einem Punkte ab, wa sein Wallen und Denken erst eben beginnt sich zu festigen und eben erst jene Klarheit und Reife gewinnt, die ihm ein wahrhaft neues Leben ermöglichen. Fürst Nechljudow gehört zu der jeunesse dorée des heiligen Rußlands. Er hat in seiner Jugend Stunden gehabt, in denen ihn ein idealistisches Sehnen und Wallen erfüllte. Aber im Rausch des Weltlebens sind die Ansätze eines höheren und edleren Empfindens schnell verkümmert; die Verführungen haben ein leichtes Spiel mit ihm gehabt, ein um so leichteres, als er nirgendswo, weder bei Kameraden, Freunden, Verwandten, noch selbst bei der eignen Mutter einen sittlichen Halt findet. Sie alle sehen etwas Unheimliches darin, wenn einer nach den Grundsätzen zu leben sucht, die in der Schule, im Religiansunterricht, in den Schriften der Philasaphen und Propheten als Leitregeln des Lebens praklamiert werden, während sie es für das Natürlichste von dee Welt halten, wenn man der Moral ein Schnippchen schlägt und das Gegenteil von dem thut, was man offiziell als das Rechte und Gute preist. Ein Mädchen zu verführen — nota bene wenn es nicht den oberen Ständen angehört — ist das anerkannte Privileg eines jeden Lebejünglings; dadurch gewinnt der junge Mann gleichsam den Ritterschlag der gesellschaftlichen Reife; aber die Verführte heiraten, das ist unfair und ein Verbrechen gegen das Herkammen, gegen den guten Ton. Ehebruch gehört zu den Selbstverständlichkeiten, aber er wird verdammenswert, wenn durch Indiskretian ein öffentlicher Skandal entsteht. Nechljudaw hat sich in diese Anschauungen tapfer hineingelebt, sich in jeder Hinsicht als ebenbürtigen Kameraden erwiesen und geleistet, was in seinen Kräften stand. Früher als die anderen jedoch ergreift ihn das Übersättigungsgefühl, und so ist er in der rechten Stimmung, als für ihn sein Tag von Damaskus hereinbricht. In den letzten Apriltagen des Jahres 188. wird der junge Fürst als Geschwarener einberufen. Die erste Sache, die zur Verhandlung kommt, betrifft eine Dirne, die des Giftmardes beschuldigt wird. Sie hat das Verbrechen nicht begangen, wird aber gleichwal, infolge eines Versehens der Geschworenen, zue Deportation verurteilt. Diese Thatsache berührt den Fürsten um sa peinlicher, als er in dem Opfer der Justiz ein Mädchen wiedererkennt, das er selbst dereinst, als sie eben heranblühte, verführt und sie dann, ahne sich weiter um sie zu kümmern, im Stich gelassen hat. Infolgedessen klagt er sich an, der Urheber allen Leids, das sie erfahren, und all ihrer Schande zu sein. Der Idealismus seiner Jugend wacht neu in ihm auf, und er beschließt, in vallem Umfang seine Schuld zu sühnen. Das vermag er nach seinem Empfinden nur, wenn er Katjuscha heiratet. Mit Hilfe seiner gesellschaftlichen Verbindungen gelingt es ihm leicht, Zutritt zu dem Gefängnis zu erhalten, in dem die Verurteilte vorläufig festgehalten wird. Als er ihr seinen Entschluß kundgibt, versteht sie ihn erst kaum, noch weniger glaubt sie ihm; alles Vertrauen zu den Menschen ist ihr längst abhanden gekommen. Aber der Fürst läßt nicht nach, um sie zu werben und das Dunkel ihrer Seele zu lichten. Allerdings macht er immer wieder Stunden der Versuchung durch, in denen er sich sagt, daß es eine Thorheit sei, sich das Dasein sa schwer zu machen, und daß er es viel bequemer habe, wenn er sein altes Leben wieder aufnehme. Aber er besiegt diese Anwandlungen, und sein Idealismus wird immer kräftiger, je tieferen Einblick er bei seinen Besuchen im Gefängnis in das menschliche Elend gewinnt, in ein Elend, van dem er bisher keine Ahnung hatte. Katjuscha erscheint ihm jetzt nur noch als eine unter vielen, die es zu retten, zu befreien, zu versöhnen gilt. Je länger er sich mit den Insassen des Gefängnisses beschäftigt, desta klarer wird es ihm, daß die Verbrechen in den socialen Zuständen ihre Wurzel haben, und daß man ihre Zustände ändern muß, um dem Verbrechen den Nährbaden zu entziehen. Er selbst macht für sich den Anfang mit der Besserung, indem er seinen Landbesitz den Bauern zum Teil schenkt, zum Teil für ein Billiges verpachtet. Sich ganz allen ererbten „arbeitslasen Einkammens" zu entäußern, wagt er noch nicht, weil er Geld braucht, um Katjuscha in die Verbannung nach Sibirien zu begleiten. Sie hat ihm freilich noch immer nicht ihre Zustimmung gegeben, aber er hält es trotzdem für seine Pflicht, ihr zu folgen, als sie mit Hunderten von anderen Gefangenen „abgeschoben" wird. Unterwegs entspinnt sich jedoch zwischen Katjuscha und einem palitischen „Verbrecher" ein Verhältnis. Und da der wackere Wladimir Simonsahn ein Idealist van reinstem Galde ist, so kann

Nechljudow mit gutem Gewissen nichts dagegen einwenden, daß Katjuscha sich den Leidensgenossen, statt des Fürsten zum Manne wählt. Seine Mitfahrt nach Sibirien bleibt aber doch nicht ohne Gewinn für ihn; denn es fällt ihm dort eines Tages eine Bibel in die Hand, und beim Lesen der Bergpredigt findet Nechljudow endlich die volle Klarheit über sich, über die Welt und über die Aufgaben, die er in ihr zu erfüllen hat. Zur Gewißheit wird es ihm, daß alle Unruhe des Einzelnen ein Ende hat, alle Mißstände auf Erden wie von selbst verschwinden, wenn die Forderungen Christi: Du sollst nicht richten, nicht schwören, nicht ehebrechen, du sollst jede Beleidigung ertragen und die Feinde lieben — uneingeschränkt in That umgesetzt werden.

Tolstoj hat in dem Roman ein Stück seiner eignen Entwickelung gezeichnet. Und mit der Entschiedenheit eines Mahn- und Bußpredigers bringt er überall die Tendenzen zum Ausdruck, von denen sein Sinnen und Wollen seit Jahrzehnten beherrscht wird. In erster Reihe ist es ihm darum zu thun, das Gebot „Richtet nicht" als bedingungslos gültig und als einzig heilbringend zu erhärten. Zu diesem Zwecke versucht er den Nachweis, daß alles Richten und Strafen nicht nur erfolglos sei, sondern im Gegenteil zur Verbreitung des Verbrechens beitrage. In den Gefängnissen wird derjenige, der einmal mit dem Gesetz zusammengestoßen ist, durch die Gesellschaft ergrauter Verbrecher weiter auf die Bahn hinausgedrängt, die er unter anderen Einflüssen leicht wieder verlassen hätte. Aber auch dann, wenn er sich jener Gesellschaft zu entziehen weiß, wird er nach der Entlassung durch das Vorurteil gegen den Bestraften nur zu oft auf den Weg des Verbrechens zurückgeworfen. Zu der Erfolglosigkeit der Verbrechensbekämpfung mittels Richten und Strafen trägt nach Tolstoj weiterhin der Umstand bei, daß die Justiz in den meisten Fällen gar nicht imstande ist, das Recht zu finden, die Wahrheit zu entdecken. Die Gerichtssitzung, in der Katjuscha verurteilt wird, dient dem Dichter als Beispiel, zu welcher Tragikomödie sich vielfach die Rechtsprechung gestaltet; Staatsanwalt wie Verteidiger, Richter wie Geschworene haben alle ganz andere Interessen im Auge, als das eine, um jeden Preis die Wahrheit festzustellen. Keiner sieht in der Angeklagten einen Menschen, den es zunächst zu studieren gilt, dessen Wohl und Wehe vor allem in Frage kommt, sondern nur ein Objekt, an dem die gesetzlichen Formalitäten zu vollziehen sind. Nur ein Objekt sind dann auch für den Gefängnisinspektor die Gefangenen, für den Transportoffizier die nach Sibirien Verbannten, für die Polizei und die Regierung alle Unterthanen überhaupt. Tolstoj legt dar, wie die Beamten, wenn sie nicht im Dienste sind, ungescheut ihr Herz walten lassen und die Forderungen der Menschlichkeit als maßgebend anerkennen; sobald sie aber im Dienste sind, wirken sie nur noch als Maschinen, die auch das Unmenschlichste mit absoluter Gleichgültigkeit zur Ausführung bringen, wenn der Vorgesetzte es gebietet. Es ist selbstverständlich, daß diese Anschauungen und Tendenzen Tolstojs lebhaften Widerspruch erregen werden. Jeder Leser wird sich je nach Gesinnung und Parteistellung mit ihnen auseinandersetzen. Darüber aber kann kein Zweifel sein, daß der Dichter seine Überzeugung in einer Form kundgibt, deren packender Gewalt sich so leicht niemand zu entziehen vermag. Tolstoj setzt die ganze Kraft seiner künstlerischen Begabung ein, um auf den Leser in seinem Sinne zu wirken. Die Szenen aus dem Gesellschaftstreiben, die berückende Darstellung der Jugendgeschichte Nechljudows mit ihrem Liebesfrühling und ihren Verirrungen, die furchtbaren, tiefergreifenden Schilderungen aus dem Leben der Gefangenen und Deportierten, — das alles bezeugt, daß das Können Tolstojs den Gipfel, den es dereinst in „Anna Karenina" und „Macht der Finsternis" erreicht hat, auch heute noch behauptet. In vielleicht noch höherem Maße spricht dafür die Charakterisierungskunst, die sich in dem Roman offenbart. Es wird in der neueren Litteratur kaum ein zweites Werk geben, das eine solche Fülle lebendig gezeichneter Gestalten auf einem verhältnismäßig so engen Raum vereint. Gestalten und Typen aus allen Ständen, Berufen und Arbeitsgebieten, oft nur mit ein paar Linien flüchtig umrissen, und doch in jedem Falle scharf und klar wie ein Bild in der Camera obscura. Eins aber fehlt dem Roman: der rechte Farbenzauber. So packend die Schilderungen sind, so sind sie doch fast ausnahmslos in einer Farbe gehalten; nicht eben Grau in Grau, aber doch, wenn ich so sagen darf, in Braun oder sonst einer Nuance, die mehr trüb als saftig und schimmernd erscheint. Die Schattierung ist hier etwas lichter, dort etwas dunkler, hier und da findet sich in der Charakteristik sogar eine humoristisch-satirische Einzelheit, — der Grundton aber bleibt überall der gleiche. Das hängt natürlich mit dem Inhalt der Erzählung zusammen; bezeichnend aber für Tolstoj ist es eben, daß dieser Inhalt über eine gewisse Einförmigkeit nicht hinauskommt. In ihr spiegelt sich die Weltanschauung des Dichters wieder. Sie hat etwas Bezwingendes in ihrer unbedingten Konsequenz, in der erhabenen Selbstlosigkeit, der Menschengüte, der Barmherzigkeit, die sie verkündet. Aber sie bleibt in Einseitigkeit stecken; es ist in ihr kein Raum für menschliche Allseitigkeit, am wenigsten für ein überströmendes Lustgefühl. Die Abneigung Tolstojs gegen alles Sinnliche und Sinnenfreudige tritt auch in seiner künstlerischen Farbengebung nur zu deutlich hervor.

In einer fröhlichen Faschingslaune hat das verehrungswürdige Fatum, das über den Geschicken der Bücher und über dem Wirken der Kritiker selbstherrlich waltet, den Einfall gehabt, mir neben Tolstojs „Auferstehung" die Lebenserinnerungen des Barons Karl Torresani auf den Büchertisch zu legen. Torresani, der bekannte österreichische Offizier, dessen Erzählungen sich vorwiegend in der Welt der Aristokratie und Kavallerie abspielen, schildert in den Erinnerungen seine Werde- und Lehrjahre. Schon der Titel des Buches „Von der Wasser- bis zur Feuertaufe" (Dresden, E. Pierson) gibt eine Ahnung davon, welch eine Kluft gähnt zwischen den Anschauungen, Empfindungen und Interessen des sanften Slaven und des feurigen Südtirolers.

Reiterbildnis. Gemälde von Thomas de Keyser.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

So mag es Goethe zu Mute gewesen sein, als er im Sommer 1774 an der Tafel zu Koblenz saß zwischen Lavater und Basedow, „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten", so wie mir, in diesem Augenblick, da ich zwischen „Auferstehnng" und „Feuertaufe", zwischen Prophet und Weltkind mein Empfinden zu teilen habe. Immermann erzählt einmal, wie in der Bücherei des Freiherrn von Münchhausen eines Nachts ein Straußiches Buch „Das Leben Jesu" mit irgend einem theologischen oder okkultistischen Werk in wütenden Streit geriet und beide sich zerkeilten, daß die Fetzen flogen. So würden auch sicherlich „Auferstehung" und „Feuertaufe" auf meinem Büchertisch aneinander geraten sein, wenn nicht Tolstojs Bücher, getreu den Lehren ihres Meisters, jeden Kampf verabscheuten. Der Gegensatz wird freilich durch diese Zurückhaltung nicht verdeckt. Bei Tolstoj die Forderung: „Halte deine linke Backe hin, wenn dir einer auf die rechte schlägt", bei Torresani soldatische Kampfbegier, die sich erst befriedigt fühlt, wenn bei einer Attacke einige Dutzend Feinde zusammengeschossen und zertrampelt sind. Bei Tolstoj die Losung: Richtet nicht! bei Torresani die Erzählung von dem Attentäter Libeny, der den Versuch machte, den Kaiser von Österreich zu erstechen. Es verbreitete sich aber das Gerücht, der Attentäter solle begnadigt werden. „Zum Glück!" — sagt Torresani „bewahrheitete es sich nicht." Libeny wurde gehängt, und „mir kam es vor, als hätte ich nie fröhlichere Gesichter gesehen", als an jenem Tage im Publikum.

Das ist eine Kluft, die unüberbrückbar erscheint. Mit ein wenig Weisheit aber und ein wenig Humor kommt man auch über solche Gegensätze hinweg. Besonders der Kritiker, der es wie kein anderer lernen muß, alles zu verstehen und jeder menschlichen Eigenart gerecht zu werden. Für meine Person neige ich mich mehr den Anschauungen Tolstojs zu, aber das braucht der Wertschätzung, die Torresani als Mensch und Schriftsteller verdient, keinen Eintrag zu thun. Torresani ist eine echte Soldatennatur, die gewisse Dinge einfach nicht diskutiert, sondern als gegeben hinnimmt. Aber er ist auch eine wahrhaft vornehme und liebenswürdige Natur, voll Saft und Frische, voll starker Empfindung, reich an Verständnis für die mannigfachsten Gebiete des Lebens und mit einem gut Teil idealer Gesinnung erfüllt. Ein bischen Selbstgefälligkeit, verbunden mit berechtigtem Familienstolz, nimmt man da gern mit in den Kauf. Die Bravour, die der Verfasser als junger Leutnant im Kriege von 1866 entwickelt hat, macht sich auch in seiner Erzählungsweise erfrischend merkbar. Sein Stil hat etwas ungemein Flottes und Lebendiges, und überall in den Schilderungen des Soldatentreibens in Krieg und Frieden, in der Landschaftszeichnung, in der Charakteristik der verschiedenen Menschentypen bis auf das bunte Allerlei der Anekdoten hinab, zeigt sich die gleiche Kunst anschaulicher, farbiger und hier und da fast dramatischer Darstellung. Und da das Buch die verschiedenartigsten Verhältnisse berührt, könnte man beinahe sagen, daß das alte Österreich noch einmal in ihm lebendig wird.

Baron Torresani entstammt einem Südtiroler Geschlecht. Sein Großvater war von 1821—1848 Generalpolizeidirektor der Lombardei, und so ist es erklärlich, daß sein Vater eine Mailändeein, eine Tochter aus dem alten Hause der Grafen Giovio, als Gattin heimführte. Da aber der Vater früh starb, heiratete die Mutter zum zweitenmal und zwar den Major Mollinary, der es später zu einer der höchsten Stellungen in der österreichischen Armee brachte. Der Stiefvater nahm sich des jungen Torresani wie eines leiblichen Sohnes an, infolgedessen bewegte sich dieser von Kindheit an in den soldatischen Kreisen, und soldatische Neigungen erfüllten ihn, noch ehe er das Einmaleins inne hatte. Von allgemeinerem Interesse werden die Erinnerungen von dem Augenblick an, wo sie aus dem Elternhause hinausführen und das Leben in den Erziehungsanstalten schildern, deren österreichische Eigenart für den Norddeutschen etwas Seltsames, vielfach Fremdartiges hat. Als Torresani neun Jahre alt war, wurde er nach Wien in die Theresianische Ritterakademie geschickt, eine Anstalt, an der „weltliche" Professoren und Ordensgeistliche in buntem Gemenge unterreichteten. Die Zöglinge wurden in einer Hinsicht als Kavaliere, in anderer aber als „Lausbuben" behandelt. Das Essen erinnerte an „stilvolle Hoteldiners", um so stilloser war die Reinigung, der sich die Akademiker wöchentlich zu unterziehen hatten. „Einmal in der Woche erschienen zwei schmierige, entsetzliche alte Hexen, dieselben, welchen auch die Reinigung der geheimsten Orte des Hauses oblag. Zwei Stühle wurden im Inneren des Saales neben dem Billard aufgestellt, und die degentragenden jungen Herren, die zierlichen Edelknaben des Hofes, sie setzten sich einer nach dem anderen hin und lieferten ihre Köpfe dem namenlos schmutzigen Staubkamm jener Unholdinnen aus, die vielleicht noch vor einer Viertelstunde den ‚Königen der Nacht' ins Handwerk gepfuscht hatten." Drei Jahre blieb Torresani in dieser Akademie; mit seinen Lernergebnissen aber war es nach Ablauf dieser Zeit so schwach bestellt, daß sich die Eltern entschlossen, den Jungen in strengere Zucht zu geben. Und so wurde er von Wien nach Feldkirch an der Schweizer Grenze versetzt; das dortige Jesuitenpensionat Stella Matutina nahm ihn auf. Es ist ein ebenso lehrreiches wie fesselndes Bild, das der Erzähler von der klugen Erziehungsmethode der Jesuiten entwirft. Duldsamkeit und Strenge, Spiel und Ernst wechselten in wirkungsvollster Weise miteinander ab, und immer wieder wurde das Gemüt durch weihevolle Festlichkeiten über die Alltäglichkeit hinausgehoben. Die Fäden, an denen die Oberen das Ganze leiteten, waren so gut wie unsichtbar. „Alles schien durch Suggestion zu geschehen. Nie hörte man einen Befehl, nie sah man einen Wink. Aber welcher Gehorsam wurde jenen unsichtbaren Anordnungen zu teil! Ein Gehorsam sonderbarer Art, der keine äußeren Ehrfurchtsbezeugungen, aber auch keine Widerrede, kein Zaudern noch Mucksen kannte. Ein Eleve hatte sich über das inkorrekte Benehmen eines Paters beklagt. In der darauf folgenden Nacht sahen jene unter uns, welcher aus dieser oder

jener Urſache den Schlafſaal vorübergehend verlaſſen mußten, den betreffenden Pater in der eiſigen Winterkälte auf den Steinſtufen der Treppe knieen, an einer auffallenden, vom Vorgeſetzten offenbar zu dem Zwecke gewählten Stelle, daß ſich zur Strafe die Demütigung geſellen ſolle. Überhaupt ſchien der militäriſche Grundſatz, daß der Höhere immer recht haben müſſe, in dieſem Hauſe keine Geltung zu haben. Daß ein Pater einem Zögling, dem er unrecht gethan, Abbitte leiſten mußte, kam während meines Aufenthaltes nicht ein- ſondern zehnmal vor."

Mit all ſeinen Eigenheiten war das Leben in der Anſtalt immerhin ſo anziehend, daß verſchiedene Zöglinge veranlaßt wurden, als Novizen in den Orden einzutreten. Auch Torreſani fühlte ſich im allgemeinen in der Penſion ſehr wohl, aber in ihrem Bann ihn feſtzuhalten vermochte ſie denn doch nicht, dazu war die Neigung für den Soldatenſtand zu lebhaft in ihm. Sein Stiefvater ſah dieſe Neigung nicht gern, ſchließlich erreichte es der Sohn gleichwohl, daß ſeine Sehnſucht die Billigung der Eltern fand. Zum drittenmal wurde er innerhalb weniger Jahre einer neuen Anſtalt und einer neuen Erziehungsmethode überliefert; diesmal öffneten ſich ihm die Pforten der Neuſtädter Militärakademie. Das Leben geſtaltete ſich hier noch bei weitem eigenartiger als in Wien und Feldkirch; die Disciplin war äußerlich faſt barbariſch ſtreng, erfuhr aber infolge von Beſtechungen und allerlei Schülerliſten manchmal eine ſehr bedenkliche Lockerung. Arreſtſtrafen und Stockprügel gehörten zu den alltäglichen, in Uebermaß angewandten Zuchtmitteln; trotzdem bändigten ſie den Übermut der Zöglinge nicht, und heimliche Verſchwörungen wie offene Emeuten waren keine Seltenheit. Nach vierjährigem Aufenthalt kam endlich für Torreſani der ſtolze Augenblick, da er in die Leutnantsuniform ſchlüpfen und ſich als unwiderſtehlichen Herzenbrecher fühlen durfte. Lange Zeit war es ihm jedoch nicht beſchieden, den Salon- und Damenritter zu ſpielen. Kaum ein halbes Jahr nach ſeiner Ernennung brach der Krieg von 1866 aus, und der junge Leutnant lernte daher ſogleich den Ernſt und den höchſten Sinn ſeines Berufs kennen und erfaſſen. Allerdings war es ihm nicht vergönnt, den Feldzug in Böhmen oder in Oberitalien mitzumachen, er mußte ſeine engere Heimat Tirol gegen Garibaldi ſchützen helfen. Immerhin war ihm das Glück mehr als anderen Kameraden hold, da er eines Tages Gelegenheit fand, einen glänzenden Reiterſtreich auszuführen. Mit nur acht Leuten gelang es ihm, ein ganzes Bataillon Italiener auseinander zu ſprengen und die Feinde zu Dutzenden über den Haufen zu reiten. Der Bericht über dieſe erſte Mannesthat bildet den Schluß der Erinnerungen. Hier und da erſcheint das Gedächtnis des Verfaſſers ein wenig zu lückenlos und zu ausgiebig; mehr als ein kleiner Zug hat eigentlich nur für den Erzähler ſelbſt Intereſſe. Als Ganzes aber ſind die Erinnerungen ein Unterhaltungsbuch, das ſich durch feſſelnden Stoff und packende Darſtellung mit den meiſten Romanen erfolgreich meſſen kann.

Weltfern.

Es iſt ein Kloſter meine Seele,
Ein ſtilles, abgeſchied'nes Haus,
Und die Gedanken gehen wie Mönche
Auf leiſen Sohlen ein und aus.

Kein Laut vom fernen Weltgetriebe
Dringt in die kleinen Zellen ein,
Doch — ob vergittert auch die Fenſter —
Fällt oft ein Sonnenſtrahl hinein.

Es wandelt durch die Gänge leiſe
Des Friedensengels Lichtgeſtalt,
Und in der Abendſtunden Schweigen
Sein ſüßer Weihgeſang erſchallt;

Und ſeine Stimme klingt und tönet
Und füllt des Tempels Hallen ganz;
Auf dem Altare glüht indeſſen
Der Opferflamme heil'ger Glanz.

Da flücht' ich hin in bangen Stunden,
Da kniee ich, da ruh' ich aus, —
Im ſtillen Kloſter meiner Seele,
Im fernen, abgeſchied'nen Haus.

Olga von Gerſtfeldt.

Das neue Münchener Künstlerhaus.
Nach einer Aufnahme von G. Stuffler in München.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Das neue Münchener Künstlerhaus ist endlich vollendet. Der Wunsch der Münchener Künstlerschaft nach einem eignen Heim und die Bemühungen, ein solches zu schaffen, reichen weit zurück — bis in die sechziger Jahre. Aber erst in den achtziger Jahren wurde unter Beihilfe der Stadt eine leidlich passende Baustelle — am schönen Karlsplatz, neben dem alten, jetzt auch verjüngten Hotel Leinfelder, — gefunden; 1886 konnte Professor Gabriel Seidl, der erkorene Architekt der Künstlerschaft, den ersten Bauplan aufstellen, der dann noch mancherlei Abänderungen und Bereicherungen erfuhr. Noch weitere zehn Jahre vergingen, ehe der Grundstein gelegt wurde, nachdem die Stadtgemeinde 140000 Mark als Zuschuß bewilligt und besonders das thatkräftige Eintreten Meister Lenbachs andere Kunstfreunde zu bedeutenden Beiträgen bewogen hatte. Das Gebäude ist in seinem Grundriß durch mancherlei lokale Schwierigkeiten nicht gerade günstig beeinflußt worden, und es ist erstaunlich, wie der Baumeister trotzdem ein einheitliches, stattliches Ganzes zu schaffen gewußt hat. An der Straße erheben sich niedrigere Vorbauten, die von einem auch der Öffentlichkeit erschlossenen Restaurant eingenommen werden; hinter diesen erstreckt sich ein schöner Hof, an den sich rückwärts der eigentliche Hauptbau anschließt: mit den Klubzimmern, den Räumen für die historische Sammlung der Künstler-Genossenschaft im Erdgeschoß, dem prächtigen Versammlungs- und Festsaal darüber. Ein turmartiger hoher Aufsatz krönt den in reichem Renaissancestil ausgeführten Bau, an dessen Schmuck nach Entwürfen Gabriel Seidls besonders die Bildhauer Reich, Pruska, Wadéré und Ganp beteiligt waren. Hoffentlich blüht im neuen Heim den Münchner Künstlern eine frohe Ära fröhlichen — und friedfertigen Gedeihens herauf. —

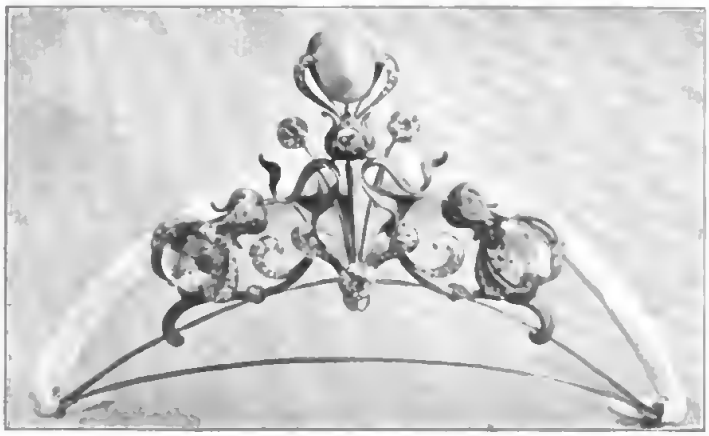
Heinrich das Kind. Standbild von August Kraus für die Siegesallee.
Aufnahme von H. Rudolphy in Berlin.

Am 22. März, dem Geburtstag Kaiser Wilhelm I., fallen die Hüllen von vier weiteren Gruppen in der Berliner

Renaiſſancekollier von Hofgoldſchmied Hugo Schaper in Berlin.

Siegesallee. Wir geben aus der Reihe der diesmal enthüllten Denkmäler die Mittelfigur der Gruppe „Heinrich das Kind“ von Auguſt Kraus wieder. Die Statue ſtellt den letzten Askaniſchen Beherrſcher der Brandenburgiſchen Lande dar, Markgraf Heinrich II., der 1318 unter der Vormundſchaft des Herzogs Rudolf von Sachſen und des Herzogs Wratislaw von Pommern ſeinem Vater in der Regierung folgte, nach einmal die ganzen askaniſchen Beſitzungen vereinigte, aber ſchon 1320 ſtarb, nachdem er ſoeben mündig erklärt worden war. —

Unſere deutſchen Künſtler und unſere kunſtgewerblichen Werkſtätten rüſten ſich bereits zu den letzten Vorbereitungen für die Pariſer Weltausſtellung, deren Eröffnung zu dem im voraus beſtimmten Zeitpunkt, dem 15. April, ja nun geſichert erſcheint. Auch unſere Goldſchmiede nehmen den Wettkampf mit der hochentwickelten franzöſiſchen Induſtrie frohen Muts und im feſten Vertrauen auf eigenes Können auf. Aus Berlin werden die Hofgoldſchmiede J. H. Werner und Hugo Schaper ausſtellen, und beſonders der letztere Künſtler ſendet eine erſtaunlich reiche und vielſeitige Kollektion herrlicher Erzeugniſſe nach Paris. Die Kollektion umfaßt zunächſt einige ältere Stücke, u. a. die monumentale Glocke für die Berliner Stadtverordnetenverſammlung, welche Schaper vor einigen Jahren anfertigte, ferner eine Reihe köſtlicher irisierender Tiffanygläſer, Vaſen, Fläſchchen, reich und originell in Gold, Silber, Emaille montiert; dann aber vor allem eine große Zahl auserleſener Schmuckſtücke, von denen der eine Teil im edelſten Renaiſſancegeſchmack, der andere im modernen Stil ausgeführt iſt. Hugo Schaper war einer der wenigen deutſchen Goldſchmiede, unter deren Händen die ſchönen Renaiſſancefarmen nicht in geiſtloſer Wiederholung bis zur Unerträglichkeit erſtarrten, der ſie vielmehr immer aufs neue mit dem eigenen Geiſte durch-



Diadem von Hofgoldſchmied Hugo Schaper in Berlin.

Chatelaine mit Rosenmotiv von Hofgoldschmied Hugo Schaper in Berlin.

drang, innerhalb des gegebenen Rahmens immer wirklich neues schuf: diese echte Kunst hat er auch in den für Paris bestimmten Stücken bethätigt, in Goldketten, Diademen, Anhängern von vornehmer, ruhiger Schönheit. Neben diesen aber stehen nun die Schmuckstücke in jenem modernornamentalen Geschmack, den man wohl gemeinhin als Jugendstil bezeichnet: hier, wo jede Anlehnung an gegebene, überlieferte Formen überhaupt ausgeschlossen ist, bewährte sich die künstlerische Begabung Schapers noch kräftiger und eigenartiger. Er schmiegt sich in diesen Stücken eng an das Vorbild der Natur an, bildet Blätter und Blüten nach, hier mehr, dort weniger stilisierend, Rosen, Maiblumen, Anemonen ꝛc. und verbindet diese floralen neuen Formen in glücklichster Weise mit farbigen Emaillen, Edelsteinen, Halbedelsteinen, Rubinen, Opalen, Aquamarinen ꝛc. Es lohnt wohl auf einige der von uns abgebildeten Gegenstände etwas näher einzugehen. Da sind z. B. zwei als Chatelaine verwendete Flakons mit Rosen und Maiglöckchen als Grundmotiv; bei dem Rosenflakon sind die Rosen selbst oben und unten rosa emailliert und ebenso seitlich die durch Rosenblüten gebildeten Kettchen, das Blattwerk ist in gründlichem Golde getönt; bei dem Maiblumenflakon sind die Blütenkelche weiß emailliert, die Verbindungskettchen aus viereckig geschliffenen Rubinen und kleinen Brillanten gebildet. Sehr schön ist auch die von uns wiedergegebene große Brosche, deren Mittelstein ein herrlicher rotleuchtender Rubin bildet, der von fünf Brillanten gehalten wird; das ganze Mittelstück faßt ein schwarz-weißer Emaillestreifen ein, neben dem große Perlen die Ausgangspunkte für stilisierte Palmetten bilden. Ich glaube bestimmt, wir werden Ehre einlegen mit dieser Kollektion.

Brosche von Hofgoldschmied Hugo Schaper in Berlin.

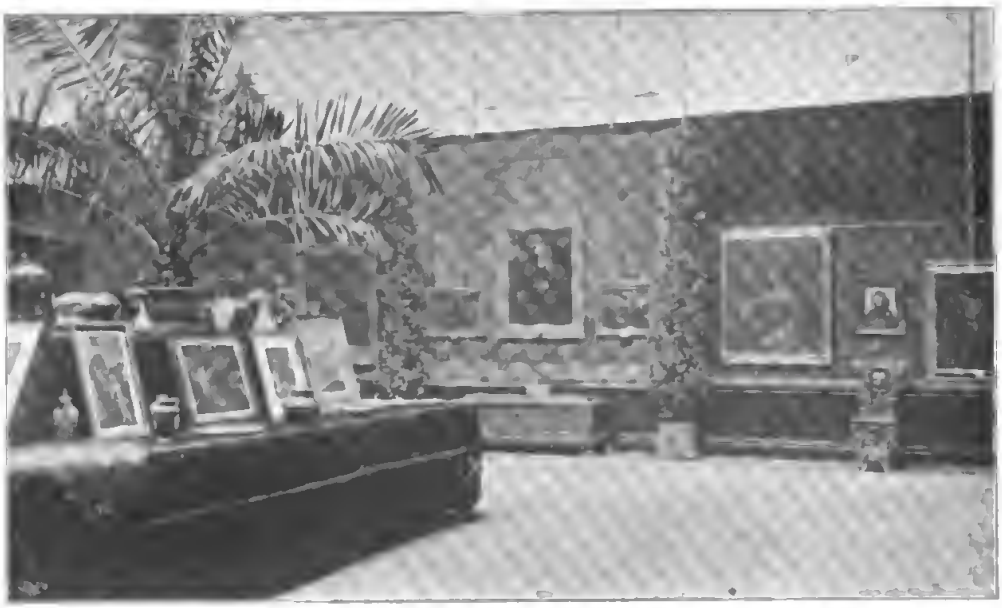
Chatelaine mit Maiblumenmotiv von Hofgoldschmied Hugo Schaper in Berlin.

Im Berliner Künstlerhaus fesselt augenblicklich eine Sonderausstellung von Ar-

beiten des Malers Moritz Röbbecke, die hauptsächlich Kopieen alter Meister enthält. Der 1857 zu Meerane in Sachsen geborene Künstler war ursprünglich Lithograph, studierte dann aber in München unter Löfftz, Lindenschmit und Gabriel Max und erregte durch einige, auch prämiierte Gemälde (Pharisäer und Zöllner; am Meere) früh Aufsehen. Ein glücklicher Zufall lenkte die Aufmerksamkeit des kunstsinnigen Prinzen Georg von Preußen auf ihn. Der Prinz wollte einige Meisterwerke der klassischen Kunst kopiert haben, und Röbbecke erwarb sich mit dem ersten kopierten Bilde „Die heilige Familie aus dem Hause Canigiani" (Münchener Pinakothek) in so hohem Grade die Anerkennung seines Mäcens, daß ihn dieser nach Bologna, Florenz, Paris sandte. Im Laufe mehrerer Jahre entstanden hier die jetzt in Berlin ausgestellten Bilder nach Raphael, Leonardo da Vinci, Hans Holbein, Giovanni und Gentile Bellini, Ribera, Tizian, Giorgone, Filippo Lippi und Rembrandt, meisterhafte Kopieen, bei deren Anblick man sich fragen möchte, wie eigentlich ein moderner Maler sich so nicht nur in die Technik, sondern auch in das Empfinden der Alten hineinleben konnte?! Röbbecke ist aber auch ein tüchtiger Künstler im eigenen Schaffen — einige Porträts in seiner Ausstellung, besonders das des Prinzen Georg und ein Selbstporträt (zwischen S. 192 u. 193 dieses Heftes) beweisen es. So wird die fleißige, ernste und erfolgreiche Arbeit, die er an jene Nachbildungen setzte, für ihn wohl auch nur den Übergang bilden zu neuer selbstschöpferischer Thätigkeit.

Tiffanyvase mit Pfauenmotiven. Von Hofgoldschmied Hugo Schaper in Berlin gefaßt.

Die Feste des Düsseldorfer Malkastens erfreuten sich von jeher wohlbegründeten Rufs in deutschen Landen. Heuer hatten die Düsseldorfer Herren sich als Grundmotiv ihres Festes, nach dem Vorschlage von Ed. Daelen, das Deutschland zur See erkoren, sie feierten, anknüpfend an die unsere Zeit bewegenden Gedanken, die Blüteperiode, „den Triumph" der deutschen Hansa. Dem Festspiel lag folgender geschichtlicher Vorgang zu Grunde: Die Hansa, an der Spitze Hamburg und Bremen, hat in einem jahrelangen heftigen Seekrieg gegen den König Waldemar IV. von Dänemark und dessen Bundesgenossen König Hakon von Norwegen einen glänzenden und vollständigen Sieg er-



Blick in die Ausstellung mit Gemälden von Moritz Röbbecke. (Berliner Künstlerhaus.)

fochten. Lübecks Bürgermeiſter, Bruno von Warendorp, befehligte die kombinierte hanſeatiſche Flotte.

Im Jahre 1371 kommt es zum Friedensſchluß, bei dem Dänemark und Norwegen gänzlichen Schadenerſatz und Erweiterung der Handelsprivilegien bewilligen mußten. Vertragsmäßig wurde den Hanſaſtädten ſogar ein Einfluß auf die däniſche Kriegsmacht eingeräumt. Mit ihrer Hilfe erlangt nun Albrecht von Mecklenburg den Thron Schwedens, und er zeigt ſich dafür erkenntlich durch Verleihung des großen Privilegiums, wodurch die größte Glanzperiode der deutſchen Hanſa als Beherrſcherin der Meere beginnt. Der Frieden mit Dänemark iſt in Lübeck, dem Vorort der Hanſa, zum Abſchluß gelangt. bis dann die „Germania" noch einmal den ſtolzen Zug durch die Feſtſäle geleitete, immer wieder vom jubelnden Beifall der Zuhörer begrüßt.

* * *

Den Bilderſchmuck unſeres Heftes eröffnet als Titelbild ein farbiges Kunſtblatt nach einem Aquarell von Emil Brack. Der Künſtler, der ſonſt neuerdings mit Vorliebe kleine Scenen im Empirekoſtüme malt, hat ſich diesmal ſein Motiv aus dem Venedig der Gegenwart geholt: er führt uns in die erinnerungsreichſte der Kirchen der Lagunenſtadt, nach der Kathedrale dei Frari und gibt einen Ausſchnitt aus dem ehrwürdigen Gotteshauſe. — Wir bringen weiter zwiſchen den Seiten 128 u. 129 eines der reizvollſten Tierbilder

Aus Moritz Nöbbeckes Gemäldeausſtellung zu Berlin.

Zur Feier dieſes Ereigniſſes wird eine glänzende Feſtfeier veranſtaltet und zur Erhöhung der Weihe zugleich damit die Ceremonie der Taufe der eben vollendeten großen Kriegsfregatte verbunden. Sie ſoll den verheißungsvollen Namen „Germania" erhalten. Feſſelnd war die Grundidee, trefflich die Ausführung: die alte Hanſaſtadt erſtand vor unſeren Augen, mit ſtattlichem Getürm, mit ſtolzen Patrizierhäuſern, dem rieſigen Roland, dem Hafen mit mächtigen Schiffen. Den gebietenden Bürgermeiſter, den der Dichter des Abends, Ed. Daelen, ſelbſt verkörperte, ſahen wir und ſeine Getreuen im Feſtzuge, die ſchöne, blonde Hanſa, edle Ordensritter, Geſandte aus Venedig und England, Seeräuber, Fiſcher und ſchmucke Fiſcherinnen — eine Fülle bunter Bilder —, von Paul Meyerheim, einen Geflügelhof mit ſeinen munteren Inſaſſen, an deren Charakteriſierung der Altmeiſter der Tiermalerei einmal wieder ſein erſtaunliches Können und ſeine ewige Friſche zeigt. — Zwiſchen Seite 160 u. 161 reiht ſich die Nachbildung einer Liebhaberaufnahme des unſeren Leſern wohlbekannten Kamerakünſtlers W. v. Gloeden an: er hat diesmal einen jungen Burſchen ſeiner zweiten Heimat, des ſonnigen Taormina, als Faun friſiert und bei ſeinem eigenen Blick für das maleriſch wirkſame auch mit dieſem kecken Verſuch einen glücklichen Griff gethan. —

Dem verſtorbenen Hiſtoriker Bernhard von Kugler, der wohl am bekannteſten durch ſein Buch über „Kaiſer Wilhelm I. und ſeine Zeit"

Digitized by Google

Trinkſpruch des Bürgermeiſters von Lübeck. Aus dem Feſtſpiel des Malkaſtens „Triumph der Hanſa.“
Aufnahme von E. Friderici in Düſſeldorf.

gewarden iſt und durch das gemeinſam mit van Stillfried verfaßte Prachtwerk „Die Hohenzollern und das deutſche Vaterland“, wurde auf ſeiner Grabſtätte in Tübingen ein ſchönes Denkmal errichtet. Unſere Leſer finden das reife, ernſte Werk van Fritz Zadaw zwiſchen Seite 176 und 177 abgebildet. —

Von Wilhelm Thielmann bringen wir zwiſchen Seite 208 und 209, die friſche, flotte Zeichnung eines jungen, hübſchen Bauernmädchens aus dem Heſſenlande, der Schwälmer Gegend, deren originelle Tracht unſeren Künſtlern ſchon ſo oft dankbare Motive lieferte. — Zwiſchen Seite 216 und 217 endlich ſchalteten wir ein Werk der klaſſiſchen Periode ein, ein Reiterbildnis von Thomas de Keyſer, das ſich jetzt in Frankfurt a. M. befindet. Der Künſtler, geboren 1595, lebte in Amſterdam und ſtarb dort 1667.

Auf Seite 121 und auf Seite 189 ſind zwei deutſche hervorragende Zeichner vertreten, die meiſt in Paris wirkten: H. Vagel und Fel. v. Myrbach. H. v. S.

Germania nebſt Gefolge. Aus dem Feſtſpiel des Malkaſtens „Triumph der Hanſa“.
Aufnahme von E. Friderici in Düſſeldorf.

Nachdruck verboten Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Zilcher & Wittig in Leipzig.

Vom Automobilkorso im Bois de Boulogne.
Nach dem Aquarell von Friedrich Stahl

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 9, Mai 1900.

Es ist wieder schön

Von

Frida Schanz.

Es ist wieder schön auf der alten Welt!
Lichtblau der Himmel, golden erhellt,
Der Buchwald mit Anemonen durchsät. —
Eine Wolke von zartem Duft verrät
Jede verborgene Veilchenstelle.
Prangend liegt die smaragdenhelle,
Gelbgesprenkelte Wiesenfläche.
Fröhlich tanzen die gluckfenden Bäche;
Das erste Weidengrün spiegelt der See.
Es hängt ein Schleier von Obstblütenschnee
Glorienhaft über dem Gelände. — —

Auf der Hausbank das Mütterchen faltet die Hände,
Und die Lerche schmettert aus lichten Höh'n:
Ach, wie is dat schön! Schön is dat! Schön! Schön!
Ach, wie is dat schön — — —!

Friedrich August von Kaulbach.

Von

Adolf Rosenberg.

Mit dem Bildnis des Künstlers, zwei Einschaltbildern und vierzehn Textillustrationen.

(Abdruck verboten.)

Als Friedrich August Kaulbach im Jahre 1871, einundzwanzig Jahre alt, in München eintraf und sich dort, im Vertrauen auf seine Begabung und auf das unter der Leitung des Vaters erworbene Können, ein Atelier zu selbständiger Thätigkeit mietete, war es für einen Träger dieses Namens so gut wie aussichtslos, im damaligen Münchener Kunstleben in absehbarer Zeit mit irgend etwas durchzudringen. Wilhelm von Kaulbach, der Direktor der Kunstakademie, erfreute sich noch eines unerschütterten Ansehens, und selbst sein künstlerischer Ruhm war — in der Gunst des großen Publikums wenigstens — noch keineswegs dem Verbleichen nahe. Sein satirischer Griffel folgte geschwind den Zeitereignissen. In seinem seltsam aus Pathos und Witz gemischten Stil hatte er den Sturz des Napoleonischen Kaiserreichs geschildert und daneben das Heldentum des deutschen Michels in jener schwulstigen Formensprache verherrlicht, die einer Zeit, die die Fühlung mit der Natur vollständig verloren hatte, lange als das Ideal des künstlerischen Ausdrucks gegolten hat. Als dann der Kulturkampf ausbrach, war Wilhelm von Kaulbach wieder einer der ersten Rufer im Streit, der durch seinen Karton mit dem fanatischen Peter Arbues, der spanische Ketzer dem Feuertode überliefert, die Leidenschaften hüben und drüben zu stärkerer Erbitterung anstachelte.

Abb. 1. Friedrich August von Kaulbach.
Nach einer Aufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

Diese Art von Malerei, die sich an den Markt und die Gasse wendet, konnte dem jungen Friedrich August Kaulbach, einer still in sich gekehrten, auf ganz andere, dem lauten Treiben des modernen Lebens fremde Dinge gerichteten Natur, nicht sympathisch sein. Sein Vater war ein Vetter von Wilhelm von Kaulbach. Aber dieses verwandtschaftliche Verhältnis ermutigte ihn nicht einmal zum Besuche der Akademie, als ob er gefürchtet hätte, dort in eine Bahn gedrängt zu werden, die sein Wesen, sein Sinnen und Trachten umgestalten könnte. Er hatte nämlich damals schon eine andere Welt kennen gelernt, in die sich seine künstlerische Phantasie völlig eingesponnen hatte. Friedrich Kaulbach, der Vater, war von 1839 bis 1845 ein Schüler Wilhelm von Kaulbachs in München gewesen, war dann nach Italien gegangen und hatte sich nach seiner Rückkehr wieder in München niedergelassen, wo er den Auftrag zu einem der geschichtlichen Bilder für das Maximilianeum erhielt. In München ist Friedrich August am 2. Juli 1850 geboren worden. Seine Jugend hat er aber in Hannover verlebt, wohin sein Vater 1854 als Hofmaler berufen worden war. Frühzeitig regte sich in ihm der Kunsttrieb, der vom Vater kräftig gefördert wurde, und schon mit siebzehn Jahren fühlte er sich stark genug, sein Heil in der Welt zu versuchen.

Aber nicht planlos machte er sich auf den Weg, sondern er steuerte ohne Umschweife auf ein bestimmtes Ziel los, das schon dem Knaben vor Augen geschwebt und seine Phantasie all die Jahre, die er denken konnte, beschäftigt hatte. Die Romantik altdeutschen Lebens hatte es ihm angethan, und nirgendwo hatte sich die Erinnerung an sie so lebendig, der Schauplatz ihrer Blütezeit so unversehrt erhalten als in der Stadt Albrecht Dürers. Nach Nürnberg lenkte er also seine Schritte, und er versäumte es auch nicht, als Schüler in die dortige Kunstschule einzutreten, die damals von dem phantasievollen, ungemein formgewandten August von Kreling geleitet wurde. Obwohl dieser und seine Kunst auch in der romantischen Vergangenheit wurzelten, scheint er dem jungen Kaulbach wenig sympathisch geworden zu sein. Ein Maler im eigentlichen Sinne war Kreling nicht, er war nur ein Zeichner von außerordentlicher Gewandtheit, die sich freilich oft in leere, schönrednerische Phasen verlor, mit denen, ganz wie bei dem ihm geistesverwandten Wilhelm von Kaulbach, der Mangel an Seele, an Empfindung und Gefühlswärme bemäntelt wurde. Darauf aber ging Friedrich August Kaulbach aus, und er mußte darum, unabhängig von den Lehrern der Kunstschule, seine eignen Wege suchen. Er fand sie in den mittelalterlichen Winkeln Nürnbergs, in den Höfen der Patricierhäuser, auf den Türmen und Söllern der Burg, in der unerschöpflichen Fülle malerischer Motive, die damals die noch unangetasteten Stadtumwallungen mit ihren Thoren, Türmen, Bastionen, Zugbrücken und Wallgräben boten. Alle diese Stätten mit Figuren zu beleben, war sein sehnlichster Wunsch. Aber er kam erst dazu, nachdem er von Hannover aus, wo er sich, von Nürnberg zurückgekehrt, noch längere Zeit aufgehalten hatte, 1871 nach München übergesiedelt war.

Abb. 2. Gruppe aus dem Künstlerfest 1876 in München. (Frau Gedon mit ihrem Knaben.)

Auch in München wandelte der Künstler

einsame Pfade. Er suchte weder einen Lehrer, bei dem er sich etwa in der malerischen Technik hätte vervollkommnen können, noch schloß er sich enger an Kunstgenossen an — wenigstens nicht in der ersten Zeit, wo er zunächst in seiner vorsichtigen Art den Boden untersuchte, in dem er feste Wurzeln fassen wollte. Trotzdem begann er frisch darauf los zu malen, meist Einzelfiguren von Frauen und Mädchen in altdeutscher Tracht, bisweilen auch Genrebilder mit einer größeren Zahl von Figuren, die ebenfalls altdeutsche Art dem modernen Geschlecht wieder zu befreunden suchten. Und die Zeit dazu war gerade gekommen. Die Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 und ihre Folgen — Kaiser und Reich — hatten das Herz unseres Volkes mit so stolzem Hochgefühl erfüllt, daß es jetzt auch ohne bittere Empfindungen in die Vergangenheit zurückblicken konnte. Man hatte das Recht, jetzt die Erinnerung an die Zeiten trauriger Zerrissenheit und Ohnmacht zurückzudrängen, und ließ gern den Blick an den erhebenden Bildern altdeutscher Kaiserherrlichkeit oder an den lieblichen Idyllen ritterlichen und bürgerlichen Familienlebens, an den bunten Volkstrachten und Volksbelustigungen haften. Hier griff Kaulbach mit seiner anmutigen Kunst ein, die den Geist altdeutschen Wesens in den Mauern Nürnbergs eingesogen hatte. Seine Bilder und Bildchen fanden bald solchen Beifall, daß er es wagen konnte, in München einen eignen Hausstand zu gründen, dessen Herrin er aus Hannover heimgeführt hatte, und schon im Jahre 1873 seine erste Kunstreise ins Weite — nach Venedig — zu unternehmen. Hatte er bis dahin in der seinen, sorgsamen Art der altdeutschen Meister gemalt, so ging ihm jetzt eine neue, reichere Farbenanschauung auf. Ohne von der sicheren Zeichnung und der festen Modellierung seiner ersten Vorbilder abzugehen, bereicherte er seine Palette, und die Kunstfreunde, die für koloristische Feinheiten empfänglich waren, merkten bald, wodurch sich die Bilder Kaulbachs von denen seiner Kunstgenossen, die gleiche oder ähnliche Stoffe behandelten, unterschieden. Kaulbach selbst empfand es dankbar, wieviel er auf seiner ersten Fahrt nach Italien gelernt hatte, aber auch, wieviel ihm noch zu lernen übrig geblieben war. Darum trat er schon im nächsten Jahre eine zweite Reise nach Italien an, auf der er alle übrigen berühmten Kunststätten bis hinunter nach Neapel kennen lernte.

Damit war seine Reiselust vorläufig gestillt, und es galt für ihn nun, die gewonnenen Eindrücke langsam zu verarbeiten. In München hatten sich die Kunstverhältnisse inzwischen verändert. Wilhelm von Kaulbach war im April 1874 gestorben, und schneller, als selbst diejenigen geglaubt hatten, die von seiner Kunst nur gering dachten, fielen er und seine Werke der Vergessenheit anheim. Selbst der hochgefeierte Karl von Piloty, der sein Nachfolger als

Abb. 3. Aus der Schützenzeitung vom Münchener Schützenfest 1878.

Direktor der Akademie wurde, hatte damals eigentlich schon die Höhe seines Ruhmes überschritten, und sogar in seiner Lehrthätigkeit begann ihn bereits Wilhelm Diez zu verdunkeln, der ihn nicht bloß in der Feinheit und Innigkeit der Charakteristik, in der Lebendigkeit der Zeichnung, an Humor, sondern vor allem auch als Maler übertraf. Durch ihn und seine Schule wurde mit besonderem Eifer auch die „altdeutsche" Richtung gepflegt, die Kaulbach bis dahin so ziemlich allein vertreten hatte und die sich jetzt allmählich in der gesamten Münchener Kunst zu verbreiten begann, von der sie bald in das gesellige Leben hinübergriff. An diesem hatte inzwischen auch Kaulbach seine Freude gefunden. In dem genialen Architekten und Dekorateur Lorenz Gedon hatte er einen verwandten Geist erkannt, mit dem er bald ein inniges Freundschaftsbündnis schloß. In ersprießlichem Zusammenwirken stellten beide ihre reichen Talente in den Dienst der Geselligkeit der künstlerischen und bürgerlichen Kreise Münchens, und namentlich in den Karnevalszeiten entfalteten sie eine emsige Thätigkeit in der Erfindung von Kostümfesten, zu denen sie nicht nur die Gedanken hergaben, sondern auch die Kostüme zeichneten. In erster Linie kam diese Thätigkeit natürlich den Künstlerfesten zu gute. In welcher Richtung sie sich bewegten, war nach dem bisherigen Schaffen Kaulbachs und Gedons, der den Münchenern das erste Haus im Stil der deutschen Renaissance, das Palais des Grafen von Schack, hingebaut hatte, selbstverständlich. Man hat in späteren Jahrzehnten, als andere Geschmacksrichtungen aufkamen, über diesen „deutschen Renaissanceschwindel" mitleidig die Achseln gezuckt, und man thut es in unserer Zeit besonders gern, wenn verspätete Nachzügler aus jener Periode in Gestalt von „Kostümbildern" bei den Kunsthändlern und in den Kunstvereinen auftauchen; aber diese plötzlich erwachte Liebe zur deutschen Vorzeit hat doch dem Leben der siebziger Jahre einen neuen Inhalt, eine frische und heitere Bewegung, einen vorher nicht gekannten Farbenreichtum und die rechte Freude daran gegeben. Die Begeisterung muß, zum großen Teil wenigstens, auch eine ehrliche gewesen sein, wenn zielbewußte Männer von so vielseitigem und beweglichem Können wie Gedon und Kaulbach dabei mitthaten.

Abb. 4. Einladungskarte vom Künstlerfest 1887.

Abb. 5. Bildnis des Fräuleins A. B.

Als ein Markſtein in dieſer ins moderne Leben getragenen Bewegung zu Gunſten der deutſchen Renaiſſance wird das Koſtümfeſt der Münchener Künſtlerſchaft von 1876 bezeichnet, auf dem alle Teilnehmer in Renaiſſancetrachten zu erſcheinen hatten. Wie R. Graul in einer Charakteriſtik Kaulbachs nach Mitteilungen des Künſtlers (in den „Graphiſchen Künſten" 1890) erzählt, wurden die Maleraugen durch die auf dieſem Feſte entfaltete, niemals zuvor geſchaute Pracht ſo berauſcht, daß in den Künſtlern der Wunſch rege wurde, die Erinnerung an dieſes Feſt in Bildern der glänzendſten und feſſelndſten Einzelfiguren und Gruppen feſtzuhalten. Kaulbach war einer der erſten dabei. Hatte er ſich doch dazu ſchon längſt durch eine Reihe von Genrebildern vorbereitet, deren Mittelpunkt immer junge Mädchen und junge Frauen mit dem Erſtgeborenen auf dem Arme zur Frühlingszeit vor den Thoren der Stadt luſtwandelnd oder Blumen pflückend, allein oder von einem großen Hunde begleitet, bildeten. Von den Geſtalten des Künſtlerfeſtes feſſelte ihn beſonders Frau Gedon, die in der Tracht einer königlichen Burgfrau mit einem Krönlein auf dem Haupte, begleitet von ihrem Knaben, er-

Abb. 6. Bildnis der Frau Wilhelm von Kaulbach.

ſchienen war. Vor dem Bilde Kaulbachs (Abb. 2) wird man an jene königlichen Frauen des Mittelalters erinnert, die nach dem frühen Tode des Gemahls mit zäher Entſchloſſenheit das Erbe der Söhne verteidigten. Auch aus den Zügen der blaſſen, ſchlanken Frau, die mit der Rechten die Hand des Sohnes umſchließt, der das väterliche Schwert im Arme hält, leuchtet ſolche Entſchloſſenheit. In einem zweiten Erinnerungsbilde an dieſes Feſt hielt Kaulbach das Bildnis ſeiner Schwägerin in der Tracht eines Burgfräuleins feſt, das beſonders wegen der Ausführung geprieſen und mit Holbein verglichen wurde.

Unter dem Einfluß dieſer Stimmung entſtand nun in den nächſten Jahren eine Reihe von Genrebildern, die teils auf einen fein humoriſtiſchen, teils auf einen empfindſamen Ton geſtimmt waren, der aber niemals in jene fade, ſüßliche Romantik ausartete, die allgemach die ganze altdeutſche Richtung in Mißkredit brachte. Aus den Titeln dieſer Bilder — Mutterfreude, die Lautenſpielerin, Träumerei, das Liebespaar im Walde — läßt ſich wohl auf ihren Inhalt, auf das rein Gegenſtändliche ſchließen; aber nur auf dieſes. Denn die Fülle zartſinniger Poeſie, heiterer, gemütvoller Anmut und weicher Empfindung, die aus dieſen Bildern zum Herzen des Beſchauers ſtrömt, läßt ſich nicht in Worte faſſen. Selbſt ein gleich begabter Dichter würde vor dieſen Bildern ratlos ſtehen, wenn er ihren Stim-

mungsgehalt erschöpfen und uns die Träger dieser Stimmung in plastischer Wirkung vor das geistige Auge führen sollte, und ebenso würde die Kraft des Musikers unzureichend sein, wenn er uns durch die Macht seiner Töne diese lieblichen Gestalten vor die Seele zaubern sollte. Hier hat man das Gefühl, daß auch diesen Künsten eine Grenze gezogen ist, daß aber der Maler, der zugleich ein Dichter ist, veranschaulichen kann, was dem Dichter und dem Tonkünstler versagt ist, und daß er durch seine plastische und malerische Gestaltungskraft, die das sinnliche Bild in lebendiger Rundung und lebenswahren Farben zeigt, zugleich auch poetische und musikalische Empfindungen in der Seele des Beschauers zu wecken vermag.

Der Minne Lust und Leid, letzteres aber nur in kleiner Dosis zugemessen — das ist die Grundstimmung der meisten dieser Bilder, namentlich der Einzelfiguren sinnender Mädchen, die ihre Träume in blühender Frühlingslandschaft spazieren führen. Dieses reiche Maß ernster, von einem gesteigerten Seelenleben zeugender Empfindsamkeit ist auch später, nachdem der Künstler die Renaissancetracht beiseite gelegt hatte, allen Kaulbachschen Frauengestalten eigen geblieben, in denen er eine poetische oder musikalische Stimmung in Zusammenklang mit der landschaftlichen Umgebung verkörpern wollte.

Die malerischen Anregungen, die er aus dem Studium der deutschen Renaissance gewonnen hatte, faßte er noch einmal 1879 in dem figurenreichen Bilde „Ein Maitag" zusammen, das ein Familienfest im Freien mit dem behaglichen Genuß der in einer Laube um den gedeckten Tisch versammelten Alten und der jubelnden Lust der auf der Wiese herumtollenden Kinder darstellt. Ein junges Mädchen ist vom Tische aufgestanden und verteilt Kirschen unter die kleine Schar, die etwa die Mitte des Bildes einnimmt. Hier werden wir gewahr, daß Kaulbach nicht bloß für sinnige Jungfräulein und für die ihrer Minne würdigen Jünglinge Augen

Abb. 7. Studie vom Gardasee.

gehabt hatte, sondern daß er auch mit tief eindringendem Verständnis in das Kindesherz eingedrungen war und alles, was die kleinen Herzen bewegt, auf das gründlichste und liebevollste studiert hatte, um diese Regungen je nach dem Temperament der kleinen Einzelwesen mit einer jedes Vater- und Mutterauge überzeugenden Wahrheit wiedergeben zu können. Das Studium der Kindernatur ist bis auf den heutigen Tag ein Lieblingsgegenstand Kaulbachscher Kunst geblieben. Das hat er nicht bloß in seinen Kinderbildnissen, sondern auch in der großen Zahl humoristischer Zeichnungen bewährt, auf denen geflügelte Engelsbübchen, Amoretten und Putten beiderlei Geschlechts ihr

Bildnis der Frau Dr. M. Nach dem Gemälde von Fr. August von Kaulbach.

Abb. 8. Bildnis des Fräulein L.

drolliges Wesen treiben und dabei mit ihren großen Augen, aus deren Winkeln der Schalk blitzt, den Beschauer höchst ehrbar anblicken.

Als Kaulbach seine bisweilen gar rührsamen Bilder aus der deutschen Renaissancezeit malte, wußten nur wenige, daß in dieses Künstlers Brust zwei Seelen wohnten, die eigentlich in bitterster Fehde hätten leben sollen, die sich aber sehr gut miteinander vertrugen und es auch bis jetzt nebeneinander ausgehalten haben. Der Mann, der sozusagen mit der einen Hand sittige Burgfräulein malte, die dem Fremdling verschämt den Pokal zum Willkomm kredenzen, zeichnete mit der anderen Hand die schnödesten, respektlosesten Karikaturen, die bis dahin in München zu Tage gekommen waren. Sie blieben freilich zunächst auf einen kleinen

Abb. 9. Prinzessin Alice von Hessen, jetzige Kaiserin von Rußland.

Kreis beschränkt, auf eine intime Genossenschaft, zu der außer Kaulbach und Gedon, Lenbach, Makart und der Holzschneider und Radierer Hecht gehörten, die sich mit einigen Gesinnungsgenossen zu der Künstlergesellschaft „Allotria" vereinigt hatten. Durch die Kneipzeitung dieser Gesellschaft wurden die witzigen Einfälle Kaulbachs den Vereinsgenossen vor Augen geführt; aber trotz der drastischen Komik, die sich nicht selten zu schonungsloser Satire verstieg, nahm keiner von den Getroffenen Anstoß an dem kecken Griffel Kaulbachs, um so weniger, als dieser damals wie in der späteren Zeit, selbst als er Akademiedirektor geworden war, seine Person, sein Wesen und seine Eigenarten ebenso oft zum Zielpunkt seines Witzes machte wie die der Freunde. Schwerlich würde ein anderer den „Nimrod" Kaulbach — der Künstler ist ein leidenschaftlicher Jäger — so ergötzlich und so boshaft zugleich, namentlich im Kampfe mit seiner widerspenstigen Dogge, karikiert haben, wie er es selbst gethan, und vermutlich würde auch kein anderer so herz- und rücksichtslos gewesen sein, eine der empfindsamsten Schöpfungen des Meisters, die Lautenspielerin, in so frevelhafter Weise der Lächerlichkeit preiszugeben, wie es der Künstler selbst, dem unwiderstehlichen Trieb seiner sarkastischen Laune folgend, über sich gewonnen hat.

Schon ein Jahr nach der Vollendung des „Maitags" enthüllte der Künstler auch der Welt, die ihn bis dahin nur als zartbesaiteten Minnesänger gekannt und geschätzt hatte, sein zweites Gesicht. Zum Münchener Schützenfest des Jahres 1880 malte er für einen Bierausschank auf der Theresienwiese in einem Moment glücklichster Eingebung ein Wirtshausschild, das über den ephemeren Zweck hinaus eine unermeßliche Popularität erlangte. In Hunderttausenden von Nachbildungen jeglicher Art machte das „Schützenliesl", die dralle Münchener Kellnerin in Renaissancetracht, die, mit einem Fuße auf einem Fasse balancierend, in den Händen die schäumenden Maßkrüge schwingt, mit dem Münchener Bier seinen Siegeszug durch alle Weltteile, und eine Zeitlang schien es, als wollte dieses neue Sinnbild des lustigen, bierfrohen Münchens das alte Wahrzeichen der Stadt, das Münchener „Kindl", verdunkeln.

Diese kecke Improvisation steht unter den Werken Kaulbachs nicht vereinzelt da. Nicht minderen Beifall fand ein zweites, für einen ähnlichen Zweck gemaltes Rundbild, auf dem ein von der lächelnden Glücksgöttin gelenktes Schwein über das Kegelbrett hinwegtrabt und „Alle neune" zum Falle bringt, bevor sie noch die Kugel des Spielers erreicht hat. Solcher lustigen Erfindungen floß fortan jahraus jahrein eine stattliche Zahl aus der Feder oder dem Stift des Künstlers in Gestalt von Illustrationen zu Festzeitungen, von Einladungskarten zu Festen, von Programmen, Tischkarten u. dgl. m. (Abb. 3 und 4), während sich zugleich die Mappen des Künstlers mit immer neuen Karikaturen füllten.

Alle diese Zeichnungen, so reich an Geist, Witz und stets eigenartiger Erfindung sie auch sind, waren dem Künstler aber nur eine Erholung von ernster geistiger Arbeit. Mehr und mehr hatte er schon in den letzten siebziger Jahren die Bildnismalerei gepflegt, und diese trat, fast zugleich mit der idealen Einzelfigur, fortan in den Vordergrund seines Schaffens. In dem „Maitag" hatte er bereits eine Summe koloristischer Fähigkeiten entfaltet, die in damaliger Zeit nur sehr selten in einer Hand vereinigt waren und die noch heute — das Bild ist eine der köstlichsten Zierden in der modernen Abteilung der Dresdener Galerie — unsere volle Bewunderung erregen. Aus dem Studium der Venetianer, von Rubens und van Dyck, von Frans Hals und anderen Niederländern hatte er gewissermaßen die Quintessenz gezogen und sich eine klassische Ausdrucksweise geschaffen, die wohl die Erinnerung an jene Vorbilder wachrief, aber in der geschmeidigen, geschmackvollen und vornehmen

Abb. 10. Studie vom Gardasee.

Art, wie er sie handhabte, doch auch etwas entschieden Modernes und Persönliches erkennen ließ. Diese vornehme Distinktion, die das Individuum über die Masse hob und ihm eine Sonderstellung verlieh, die den Beschauer auf den ersten Blick fesselte und sozusagen zu einer seelischen Analyse der dargestellten Persönlichkeit trieb, gab allen Bildnissen Kaulbachs ein persönliches Gepräge, und wenn es sich bei einem so diskreten Künstler auch selten zur starken Geltung brachte, so beherrschte es doch immer in so hohem Grade die Gesamtstimmung und

Abb. 11. Landschaft.

Gesamthaltung, daß man eigentlich niemals von der bloßen Nachahmung eines alten Meisters sprechen kann.

Weil Kaulbach aus seiner Neigung für gewisse alte Meister kein Hehl machte, ja sogar es als ein Ziel seines Ehrgeizes ansah, ihnen möglichst nahe zu kommen, hat man ihn einen Eklektiker genannt und ihm damit jede Ursprünglichkeit und Eigenart absprechen wollen. Als ob unsere ganze Kunstentwickelung seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts nicht eine eklektische wäre! Jeder, der in die Höhe kommen wollte, hat es immer nur dadurch erreicht, daß er sich auf die Schultern eines Vorgängers stellte und aus dessen Besitz und dem anderer alles zusammensuchte, was ihm brauchbar erschien. Selbst die Revolutionäre in der modernen Kunst sind Eklektiker, die ihr Rüstzeug aus dem Schulsack der Kunstgeschichte hervorgeholt haben, die einen, ohne es zu wissen oder ohne es eingestehen zu wollen, die anderen wie z. B. die Neo-Impressionisten in offenem Eingeständnis ihres Zusammenhanges mit einem Vordermann. Die Hauptsache dabei ist immer, wie sich jeder Künstler mit seinen Vorbildern auseinandersetzt, wie stark die Individualität ist, die er ihnen gegenüberzustellen vermag. Bei Kaulbach hatte es nun freilich anfangs den Anschein, als ob seine Individualität nicht sonderlich stark war. Aber sie hat sich von Jahr zu Jahr kräftiger entwickelt, und wenn sie auch den alten Meistern gegenüber immer in ehrerbietiger Bewunderung fügsam und schmiegsam blieb, so hat sie sich desto energischer im Strom der modernen Kunstbewegung behauptet, die Kaulbachs zarte, gemütvolle Kunst niemals schwankend gemacht oder auch nur erschüttert hat.

Was Kaulbachs Individualität ausmacht,

Abb. 12. Quelle.

ist die Feinheit und Vornehmheit seines immer das Richtige treffenden Geschmackes, die Sicherheit, mit der er jedes Wesen gewissermaßen in Scene zu setzen weiß, obwohl er das grob Theatralische bei seinen Bildnisanordungen immer vermeidet, die unnachahmliche Anmut in der Haltung und in dem Gebaren der Dargestellten und die darüber ausgebreitete, kühle, dem jeweiligen Modegeschmack entsprechende Eleganz, die das eigentlich moderne Element in Kaulbachs Kunst darstellt. Wenn man dazu noch die Tiefe der Empfindung nimmt, die alle Kaulbachschen Gestalten, die nur dem Augenblick frönenden Modedamen ausgenommen, durchdringt, so gibt das doch eine ganz achtbare Summe künstlerischer Eigenschaften, die zu einer Individualität vollkommen ausreichen und ihren Besitzer mit dem stolzen Bewußtsein erfüllen, daß er das Beste seines Könnens mit keinem anderen zu teilen braucht, sondern für sich allein hat.

Abb. 13. Studie.

Zu Anfang der achtziger Jahre war Paris bei den Münchener Künstlern Mode geworden. Wer irgend konnte, wanderte nach Paris, weil dort angeblich allein noch etwas zu lernen und zu holen war. Der Taumel, der zu Anfang der fünfziger Jahre die deutsche Malerei erfaßt hatte, wiederholte sich, und auch Kaulbach konnte der Lockung nicht widerstehen. Er ging 1883 nach Paris, wo ihn das dortige Kunstleben so fesselte, daß er den ganzen Winter blieb und auch die beiden folgenden Winter in Paris zubrachte. Daß er von der französischen Malerei manches lernte, ist sicher. Aber er verarbeitete es so geschickt, daß man schwerlich aus einem seiner später gemalten Bilder den unmittelbaren französischen Einfluß herauslesen kann. Höchstens vielleicht hier und da in der freieren Anordnung, wie z. B. in dem Bildnis der jungen Frau, die sich schnell in den Lehnstuhl geworfen hat und noch gute Miene zum bösen Spiel macht, aber vor prickelnder Ungeduld kaum die Zeit erwarten kann, wo sie wieder emporschnellen und, leichtfüßig trippelnd, davonhüpfen darf (Einschaltbild zw. S. 232 und 233). Stärker und nachhaltiger als die modernen Franzosen haben aber auch in Paris die alten Meister auf Kaulbach gewirkt, der im Louvre alle seine Ideale vollständig und in ihrem höchsten Glanze vereinigt fand.

Obwohl Kaulbach seiner ganzen Natur nach zum Frauenmaler bestimmt war, malte er, wenn ihn die Neigung dazu trieb oder ein ehrenvoller Auftrag ihn lockte, auch männliche Bildnisse, und auch hier führte ihn sein sicheres Taktgefühl, sein unfehlbarer Geschmack immer auf die rechte Bahn. Das 1883 gemalte Bildnis seines Vaters, der, in einen Sammetpelz gehüllt, sinnend im Lehnstuhl sitzt, ist sogar ein Meisterwerk der Bildnismalerei, und wenn auch Liebe und Ehr-

Copyright 1899 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 14. Abendlied.

Abb. 15. Studie aus der Villa Serbelloni bei Bellagio.

furcht hier die Kraft des Künstlers zu einer außergewöhnlichen Leistung gesteigert haben mögen, so sind doch die hohen malerischen Qualitäten, die dieses Bild auszeichnen, nicht ihm allein eigen, sondern das gemeinsame Merkmal aller Bilder, die Kaulbach in den achtziger und neunziger Jahren ausgeführt hat. Auch in mehreren Bildnissen des Prinzregenten Luitpold hat er bei aller Vornehmheit der Auffassung, die besonders dem für das Münchener Rathaus gemalten Repräsentationsbildnis des Fürsten in der Ordenstracht der Hubertusritter zu gute gekommen ist, das geistige Wesen glücklich erfaßt und, wo sich die Gelegenheit bot, so z. B. in einer Jagdscene, auch in schlichter, intimer Weise zur Anschauung gebracht. Der Prinzregent hatte den Künstler, der ihm schon als leidenschaftlicher Weidmann sehr sympathisch war, bald nach Übernahme der Regierung durch sein Wohlwollen ausgezeichnet, und als durch den im Juli 1886 erfolgten Tod Karl von Pilotys die Stelle des Direktors der Münchener Kunstakademie verwaist wurde, ernannte der Regent — zur allgemeinen Überraschung der Münchener und zum Verdruß nicht weniger älterer Künstler, die sich eher dazu berufen fühlten, — Kaulbach zum Nachfolger des berühmten Meisters. Kaulbach übernahm das Amt zwar zögernd und voller Bedenken, aber doch mit dem festen Willen, dem Vertrauen, das sein hoher Protektor in ihn gesetzt, Ehre zu machen. Er verwaltete es auch, solange es sich mit seinem eignen künstlerischen Schaffen vertrug, und auch als Lehrer war er, der malen konnte, wie nur wenige neben ihm, eine höchst schätzenswerte Kraft. Aber seiner in sich gekehrten Natur mochte auf die Dauer das akademische Leben, das sich für Leiter und Lehrer in pedantischer Regelmäßigkeit der Ereignisse abspielt, nicht behagen, und im Grunde seines Herzens dachte er vielleicht so, wie sein Freund Lenbach nicht bloß gedacht, sondern sich in seiner temperamentvollen Art auch über diese „staatlichen Züchtungsanstalten" ausgesprochen hat. Schon im Jahre 1889 reichte er seine Entlassung ein, aber auf den Zuspruch des Prinzregenten ließ er sich bestimmen, noch bis 1891 auszuharren. Dann legte er sein Amt definitiv nieder.

Kaulbach war jetzt ein freier Mann, der niemand zu dienen brauchte, als seiner Kunst, und ihr errichtete er gewissermaßen einen Tempel, indem er sich von Gabriel Seidl in der Kaulbachstraße ein palastartiges

Die Prinzessinnen von Sachsen-Coburg-Goth
(Copyright 1899 by Fra

Nach dem Gemälde von Fr. August von Kaulbach.
(Photographie von Hanfstaengl, Munich.)

Wohnhaus im Stil der italienischen Renaissance erbauen ließ. Wie die italienischen Palazzi kehrt es der Straße eine ernste Front mit dem Gepräge vornehmer Abgeschlossenheit zu. Nach dem Parke zu öffnen sich aber die beiden Geschosse des die Flügel überragenden Mittelbaus in ihrer ganzen Front. Von den drei rundbogigen Portalen des Erdgeschosses führt eine breite Freitreppe zu einer malerischen Gartenanlage herab, in der die Kunst des Gärtners ein Bild südlicher Vegetation dem rauhen Münchener Klima abgewonnen hat, und dem oberen Geschoß ist eine von Säulen getragene Loggia vorgelegt, die von einer mit Marmorstatuen besetzten Attika gekrönt wird. Den Hauptteil des Obergeschosses nimmt die Werkstatt ein, in der es nach der Vollendung des Baues an ein überaus emsiges Schaffen ging.

Schon seit dem Anfang der achtziger Jahre war Kaulbach der bevorzugte Maler der Aristokratie und des reichen Bürgerstandes in München, und in dieser Gunst befestigte er sich von Jahr zu Jahr immer mehr. Mit einem Bildnis der Prinzessin Gisela, das vor zwanzig Jahren gewissermaßen den Grundstein seines Ruhmes als Porträtmaler gelegt hatte, war er zuerst dem bayerischen Hofe näher getreten, und seitdem war es in München Mode geworden, sich von Kaulbach malen zu lassen, der doch unter allen Umständen dem stets unberechenbaren Lenbach vorzuziehen war. Man war eines erfreulichen Ergebnisses immer sicher und man hatte außerdem die Genugthuung, daß der „Chik", der für viele unserer Zeitgenossen den höchsten Lebensinhalt bildet, dabei nicht zu kurz kam. Wer freilich schärfer zusah, konnte auch bei Bildnissen, bei denen die Besteller größeren Wert auf eine wirkungsvolle, pomphafte Inscenierung als auf Vornehmheit und Einfachheit der Charakteristik gelegt hatten, beobachten, welch' diskreter Mittel sich Kaulbach bediente, um anzudeuten, daß er hier einem äußeren Zwange, nicht seinem persönlichen Geschmack nachgegeben hatte. Wo er aber ganz frei seiner eignen Neigung, der augenblicklichen Eingebung folgen konnte, entstanden Meisterwerke von solcher Geschlossenheit und Rundung der Komposition, von solcher auserlesenen Feinheit im Kolorit, wie z. B. das Bildnis eines jungen Mädchens, das, aus dem Garten kommend, eine eben gepflückte Nelke in der Hand hält (Abb. 5), das der greisen Witwe Wilhelm von Kaulbachs (Abb. 6) und das einer jungen, dunkelhaarigen Dame im leichten Sommerkleide, dessen duftiges, zartes Weiß nur durch das matte Violett der Schärpe unterbrochen wird (Abb. 8). Obwohl Kaulbach dabei jede Rivalität mit Herkomer durchaus fern gelegen hatte, könnte man dieses Bildnis der berühmten Miß Grant des Deutsch-Engländers ohne Gefahr zur Seite stellen. Es würde sich neben dieser auch in der Feinheit des koloristischen Geschmacks behaupten, der der Hauptvorzug der Miß Grant ist, diese, die dem Beschauer im Grunde genommen doch ein steinernes Antlitz von unnahbarer Kälte zeigt, jedenfalls aber an Innigkeit und Wärme der Charakteristik übertreffen.

Diese und andere Bildnisse, die durch die Kunstausstellungen aller größeren Städte Deutschlands die Runde machten, trugen Kaulbachs Ruf als Bildnismaler schnell über die Grenzen Münchens hinaus, so daß ihm auch von auswärts zahlreiche Aufträge kamen. Schon zu Anfang der neunziger Jahre war er in nähere Beziehungen zum großherzoglich hessischen Hofe in Darmstadt getreten, wo er zuerst die Prinzessin Alice, die spätere Kaiserin von Rußland, malte, deren Bildnis in seiner überaus schlichten Auffassung durchaus nichts zeigt, was an höfisches Ceremoniell erinnert (Abb. 9). Wo Kaulbach nur irgend vermochte, suchte er dem steifen Stil des höfischen Repräsentationsbildnisses aus dem Wege zu gehen, und wenn ihm direkt solche Aufgaben gestellt wurden, wie z. B. bei einem Bildnisse der Großfürstin Sergius, der älteren Schwester der Prinzessin Alice, so suchte er wenigstens die kalte, feierliche Pracht der Galarobe, die natürlich mit vollkommener Modellwahrheit gemalt werden mußte, durch die intimen, koloristischen Reize des landschaftlichen Hintergrundes zu dämpfen. Wie wertvoll dessen Mitwirkung sein kann, hatte Kaulbach frühzeitig erkannt. Auf seinen Gemälden hatte sie von jeher eine große Rolle gespielt, und er hat sie seitdem alle die Jahre hindurch mit einer Liebe gepflegt, die ihn schließlich auch zu einem hervorragenden Meister in diesem Fache gemacht hat. Mit ganz besonderem Geschick hat er sich dieses

Vorteils bei einem so ungezwungen wie ein Genrebild wirkenden Gruppenbildnis der Töchter des Herzogs Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha (Einschaltbild zw. S. 240 u. 241) bedient, aus deren Mitte der junge Großherzog von Hessen seine Gemahlin, die Prinzessin Victoria, heimführte, die Kaulbach ebenfalls mehreremal porträtiert hat. Durch diese Bildnisschöpfungen wurde auch die Aufmerksamkeit des deutschen Kaiserpaares auf Kaulbach gelenkt. Er erhielt den Auftrag zu einem Repräsentationsbildnis der Kaiserin in ganzer Figur, und im August 1898 wurde ihm während eines Sommeraufenthalts der kaiserlichen Familie in Wilhelmshöhe bei Kassel Gelegenheit gegeben, die nötigen Studien zu machen. Aber auch jetzt versuchte er, ein belebendes Moment in die Darstellung hineinzubringen, indem er der Kaiserin ihre Tochter, die kleine Prinzessin Victoria Luise beigesellte, die sich, als ob sie eben aus dem Park, auf den sich im Hintergrunde des Bildes ein weiter Blick eröffnet, hereingesprungen käme, kosend und lachend, ohne Rücksicht auf das goldgestickte Galakleid, an die kaiserliche Mutter schmiegt.

Kaulbach als Landschaftsmaler verdient eine besondere Würdigung. Diese Seite seiner Kunst ist durch die öffentlichen Ausstellungen wenig bekannt geworden, und es ist wohl begreiflich, daß der Künstler mit seinen Landschaften vor der Öffentlichkeit zurückhält, weil gerade sie den Widerhall der Stimmungen seiner Seele am deutlichsten widerspiegeln. Der mächtige Eindruck südlicher Natur, den er auf seiner ersten Reise nach Italien empfangen, war ein bleibender gewesen. Wenn seine Seele so recht voll von Sehnsucht nach einem idealen Lande war, fand seine Kunst dafür immer nur das Sinnbild, das die Vegetation des Südens in ihrer schönsten Erscheinungsform bietet. Die Erinnerung an sie hat er auch in den neunziger Jahren durch mehrere Reisen, namentlich durch einen längeren Aufenthalt an den oberitalienischen Seen im April 1894, aufgefrischt, wo sich ihm eine reiche Fülle der köstlichsten Motive, der herrlichsten Cypressengruppen, immer mit dem Ausblick auf die blaue Fläche der Seen darbot (Abb. 7, 10 u. 15). Diese Empfindung und kräftige Stimmung machen bei sorgsamer Ausführung diese Bilder zu köstlichen Perlen der Landschaftsmalerei. Kaulbach betrachtet sie aber nur als Bausteine, die er gelegentlich als Hintergründe zu Bildnissen und Idealfiguren verwerten oder zu Ideallandschaften oder großen Kompositionen für dekorative Zwecke ausgestalten will. Welch' großartige Wirkungen er bisweilen in seinen Ideallandschaften zu erzielen vermag, zeigt die schwermütige Landschaft mit der an einer Quelle gelagerten Harfenspielerin (Abb. 12). Sie scheint gleichsam das Herzeleid nachklingen zu lassen, das die einsame Schöne ihrem Saitenspiel anvertraut hat. Nur Amor, der mit aufgestützten Armen behaglich auf dem obersten Felsen liegt, bleibt bei dem tragischen Zusammenklang der leidvollen Jungfrau mit der Landschaft ungerührt.

Daß das musikalische Element in Kaulbachs Kunst einen breiten Raum einnimmt, haben wir schon beiläufig erwähnt. Es ist dies zugleich ein spezifisch modernes Element, das wir selbstverständlich bei keinem der klassischen Künstler finden, die sich Kaulbach zu Vorbildern erkoren hat. Unser musikalisches Empfinden unterscheidet sich in seiner aufs höchste gesteigerten Verfeinerung so gewaltig von dem des XVI. und XVII. Jahrhunderts, daß ein Vergleich nicht zulässig ist. Wenn wir es aus der musikalischen Litteratur nicht wüßten, könnten wir es aus den zahlreichen italienischen und niederländischen Bildern erkennen, auf denen gesungen und musiziert wird. Wohl geschieht es immer mit Lust und Liebe, oft sogar, namentlich bei den Niederländern, mit einem wahren Feuereifer, bisweilen auch mit seinem Verständnis für den Inhalt eines Tonwerks. Aber nirgends findet sich eine Gestalt, die so ganz ihre Seele in die Töne legt, die ihr volles Empfinden so lebhaft in Geigen-, Lauten- oder Orgelspiel ausklingen läßt, wie die Kaulbachschen Halbfiguren, die Trägerinnen einer bestimmten musikalischen Stimmung sind, die ihr Echo in der Landschaft findet (Abb. 14).

In diesen Gestalten, den zartesten Gebilden, die aus Kaulbachs Hand hervorgegangen sind, gibt sich gleichwohl seine künstlerische Persönlichkeit am stärksten kund. Aus ihnen spricht mit süßer, zum Herzen dringender Beredsamkeit der lyrische Dichter, der mit seinem Takt die Grenze zwischen echter und wahrer Empfindung und falscher, tändelnder Empfindsamkeit einzuhalten weiß.

Maria.

Roman von

Ernſt Muellenbach.

(Abdruck verboten.)

I.

Wenn dieſe Blätter einmal in die Druckerei gehen, iſt das Haus „im Halben Engel“ wohl ſchon niedergeriſſen. Es wird einem ſtattlicheren, „modernen“ Neubau Platz machen, ohne daß irgend jemand im Namen der Pietät und Kultur dagegen Einſpruch erhöbe. Denn es war ein ganz gewöhnliches Haus, ſo beſcheiden und kleinbürgerlich wie die Minoritengaſſe, an der es mitten im älteſten Viertel der Univerſitätsſtadt lag, zweiſtöckig, mit ziemlich kleinen Fenſtern und einem faſt komiſch hohen und ſpitzen Giebel, der nur ganz unten in der Mitte durch ein kreisrundes Dachfenſterchen unterbrochen war. Kein ausnehmend berühmtes Menſchenkind hat im Halben Engel das Licht der Welt erblickt und dem Hauſe zu einiger Gedenktafelfähigkeit verholfen. Etliche kleine Leute, Frauen und alte Jungfern aus den ſogenannten unteren Bürgerkreiſen, mögen ſeinen Namen in zwanzig oder dreißig Jahren noch ab und zu nennen, in dankbarer Erinnerung an kleine und werte Freuden, die ſie dort als Kinder aus einer milden, ſchönen Hand empfingen. Wenn ſie davon einem jüngeren Geſchlecht erzählen, werden ſie ſprechen, wie man von unberühmten, längſt vergangenen Bekannten und Wohnſtätten zu reden pflegt: „Im Halben Engel, das war in der alten Minoritengaſſe, wo jetzt das große Haus mit dem Kleiderbazar ſteht. Aber das könnt ihr ja nicht mehr wiſſen, das iſt lang vor euerer Zeit. . .“

Anfangs der ſechziger Jahre wohnte in dieſem damals noch namenloſen Hauſe, der Maler Baptiſt Sommer mit ſeinem Weibe und ſeinen zwei Töchterchen Maria und Ottilie. Er war einer von den vielen, die auf dem ſteilen Pfade der Kunſt ſich ziemlich gleich unten auf eine Ruhebank niedergelaſſen haben, um ein wenig Kräfte zu ſammeln, und zeitlebens dort kleben bleiben. Indes zeigte ſein Weſen nichts von dem teils verdrießlichen, teils krakeeligen Größenwahn dieſer ſogenannten verkannten Genies, und auch ſeine Neigung zu alkoholiſchen Troſtmitteln hielt ſich im ganzen innerhalb der Grenzen bürgerlicher Ehrbarkeit. Verträglich als Nachbar, fürſorglich und munter als Hausvater, verzehrte er mit den Seinen, was er durch Bemalen von Tellern, Bowlen, Vaſen und Aſchenbechern, ſtudentiſchen Pfeifenköpfen und Wappenſeideln verdiente. Dieſe Kleinwerke ſeines täglichen Fleißes pflegte er in einer Stube des Erdgeſchoſſes herzuſtellen, mit dem Blick auf das beſcheidene Gärtchen des Hauſes und weiter rechts auf den Küchenanbau, in welchem ſeine Gattin kochte, ſpülte, bügelte und ſich nach kleinbürgerlicher Art auch ſonſt mit den Kindern gerne aufhielt. Nur mitunter an geſchäftsſtillen Tagen in der ſogenannten ſchönen Jahreszeit ſchloß er ſich ſtundenlang in einem Hinterſtübchen des zweiten Stocks ein, das etwas mehr Ausſicht bot. Man ſah von dort ein anſehnliches Stück Himmel mit wandelnden Wolken, freilich über einem Gewirre von Dächern und Brandmauern, und ganz zu äußerſt einige hochragende Wipfel des Univerſitätsgartens. In dieſem

Digitized by Google

Stübchen träumte, zeichnete und malte Herr Sommer ganz für sich. „Mein Mann macht Studien," pflegte seine Gattin dann mit zärtlichem Stolze zu sagen. Aber die Ergebnisse dieser Studien hielt er selbst vor ihr verborgen, und es bleibt ein Geheimnis, ob es Stunden der Weihe oder der Reue waren, die er dort oben verbrachte.

Völlig versagte sich Baptist Sommer den höheren Aufgaben der Kunst auch vor der Öffentlichkeit nicht. Er malte auf Verlangen Porträts in Öl, mit sehr schönen, bunten und glänzenden Farben, für fünfzehn Thaler den Kopf und in Familiengruppen noch billiger. Auch schmückte er bereitwillig luftige Veranden und Gartensälchen mit Wandbildern, blumenstreuenden geflügelten Säuglingen, dicken Guirlanden oder auch, nach einer damals noch in konservativ denkenden Bürgerkreisen beliebten Mode, mit sogenannten Erdteilen. Sein letztes und reifstes Werk dieser Art dauert noch in einer vielbesuchten Bierwirtschaft der Stadt fort, wenngleich sehr verräuchert und stellenweise abgeblättert. Es kann als Musterbeispiel für jene ganze Gattung malerischen Wandschmucks gelten, bei der man in Anbetracht der Vierzahl von verfügbaren Wänden die nähere europäische Umgegend ähnlich wie im geographischen Schulunterricht jener Zeit als hinlänglich bekannt und wenig fesselnd behandelte. Auf der ersten Wand jagen Indianer von unzweifelhafter Kupferfarbe auf höchst wilden Rossen einen ganz gefährlichen Stier über die Pampas, während rechts im Vordergrund einige reizvolle Kreolinnen Havannacigarren rauchen. Auf der zweiten Wand zupfen Leute in bunten Nachtjacken und Unterröcken grüne Blätter von kleinen Bäumen; daß es Theebäume sind, sieht man gleich, denn die zupfenden Leute sind gelb, schlitzäugig und tragen jeder drei unmäßig lange Zöpfe, einen im Nacken und je einen rechts und links unter der Nase. Auf dem dritten Bilde kämpfen zwei Parteien Neger um den Besitz einer unfruchtbar aussehenden Wüste, in der selbst ein links vorn sichtbares Krokodil nur mühsam fortkommt; sie sind schwarz und vergießen knallrotes Blut. Australien endlich hat sich, wie es einem so verzettelten Erdteil zukommt, mit den Wandstreifchen der Fensterseite begnügen müssen. Man sieht da einen schlanken, wohlgebauten und schwarzbärtigen Herrn, in leichter, vorwiegend aus Blumen bestehender Kleidung und von angenehmer Gesichtsbildung, der auf dem ersten Streifen einen Kokosbaum erklettert und auf dem zweiten einen Missionar erschlägt. Zum Zeichen, daß er aber auch zärtlicher Gefühle fähig ist, umarmt er zwischen dem zweiten und dritten Fenster eine junge Schöne von gleicher Rasse und drückt einige Jahre später auf dem letzten Wandstreifen zwei kleine Mädchen mit liebender Vaterhand an sich. Ältere Stammgäste behaupten, daß der australische Familienvater auf diesem Bilde etwas von den Zügen des Malers habe.

Dieses Werk vollendete Baptist Sommer im Frühjahr 1865. Gleich darauf verwandte er den Erlös zu einem lang geplanten Unternehmen. Er ließ das Haus, welches er mit der Tochter und der Kundschaft seines seligen Geschäftsvorgängers erheiratet hatte, neu anstreichen und bestieg zuletzt selber das sonst verschmähte Anstreicherbrett, um den Giebel mit einem eignen Gemälde auszufüllen. Ein segnender Engel sollte es werden, im himmelblauen Gewande auf rotem Grunde, der seine beiden weißen Flügel entsprechend dem spitzwinkligen Bau der Bildtafel senkt, als wolle er sich augenblicks liebend auf die vorübergehende Menschheit niederlassen. Aber als Baptist Sommer diesen Engel bis zum Gürtel abwärts fertig hatte, mußte er sich mit heftigem Schüttelfrost zu Bett legen, und etliche Tage danach war er an einer Lungenentzündung verstorben.

Er hinterließ den Seinen wenig mehr als das Haus, die Möbel und seinen ehrlichen Namen. Man schränkte sich mit dem Raum ein, vermietete den größten Teil des Hauses an fremde Leute, und es fanden sich hilfreiche Seelen, die der Witwe zur Einrichtung eines kleinen Geschäftes, eines sogenannten Schreibmaterialienladens, verhalfen, wo das Dienstmädchen seinen vergißmeinnichtumrankten Liebesbriefbogen nebst Umschlag und der Student sein Pandektenheft kauft; kaum achtzig Prozent teurer, als sie der Fabrikant geliefert hat.

Beim Tode des Vaters war die blonde Ottilie sechseinhalb Jahre alt und die braune Maria acht. Es waren zwei sehr schöne Kinder, die es der Nachbarschaft leicht machten, ihr Wohlwollen für den Meister

Baptiſt Sommer auf ſeine Nachkommenſchaft zu vererben. Wenn ſie an ſonnigen Tagen in dem Gärtchen hinter der ehemaligen Arbeitsſtube ihres Vaters ſpielten, die jetzt als Wohn- und Aufpaßzimmer diente, blickte mancher Kunde freundlich nach ihnen hinaus und nachdenklich zurück auf die Mutter, um in den alltäglich-netten Zügen der rundlichen Frau etwas vom Urbild oder aber von der Zukunft dieſer ungewöhnlichen kindlichen Anmut zu ſuchen. Es kam auch vor, daß die Mutter ſelbſt am Abend den und jenen Hausgenoſſen oder Bekannten hereinrief, um ihm mit der ganzen Naivität gutmütigen Elternſtolzes die beiden ſchlafenden Lockenköpfchen in ihren weißen Bettchen zu zeigen. „Sagen Sie ſelbſt,“ flüſterte ſie dann in ihrem durch Mundart und Bequemlichkeit beeinflußten Hochdeutſch, „ſehen ſie nich grad aus wie zwei Engelchen?“ Und es koſtete wenig Mühe, den Vergleich zu ihrer Freude zu beſtätigen. Nur das alte Fräulein Héloiſe Dubois, die Mieterin vom zweiten Stock, brachte es allenfalls fertig, mit geſenkter Lorgnette ſteif und höflich lächelnd zu bemerken: „Zu einem Engelchen gehört viel, meine liebe Madame Somère; hoffen wir, daß ihre reizenden Kleinen zwei richtige Menſchen werden.“

II.

Als Mademoiſelle Héloiſe Dubois in den Halben Engel einzog, ungefähr anderthalb Jahr nach dem Tode des Malers Baptiſt Sommer, war der neue Name für das alte Haus bereits eingebürgert und poſtaliſch anerkannt. Es war nur eine Nummer mehr in der bilderreichen Reihe ſolcher Hausnamen, welche die Altſtadt damals noch aufwies, und von denen viele einem Zufall oder billigen Witz ihr Daſein verdankten. Mademoiſelle hatte bis dahin achtzehn Jahre gegenüber in der Geſprungenen Glocke gewohnt und wäre gerne dort geblieben; aber in der Geſprungenen Glocke war neuerdings ein Arzt eingezogen, und Mademoiſelle konnte das Klingeln der Nachtſchelle nicht vertragen. Im übrigen war ſie eine anſpruchsloſe Hausgenoſſin und perſönlich entſchieden eine ſehr „diſtinguierte“ alte Dame. Über die Zeit ihrer Jahre liebte ſie zu ſchweigen; die Mutmaßungen darüber bewegten ſich von ſechzig an ziemlich hoch hinauf. Es gab Leute, ſonſt beſonnen und gewiſſenhaft, die beim Anblick der Mademoiſelle unartige Erinnerungen an die Sagengeſtalt des Ewigen Juden ausſprachen. Zu ihrer Entſchuldigung beriefen ſich dieſe Leute auf die Thatſache, daß Mademoiſelle Héloiſe Dubois noch immer genau ſo ausſah, wie am erſten Tage ihres Aufenthalts in der Stadt, vor ungefähr zwanzig Jahren. Sie war noch immer ſo ſchlank und gerade, mit derſelben Spitzengarnitur über den grauen Haaren, demſelben tadellos feinen Teint der ſchöngeſchnittenen Züge und der überaus zierlichen Hände uud vor allem mit derſelben unglaublich ſchmalen Taille. Auch trug ſie ſich noch immer Werkeltags mausgrau und Sonntags ganz in Schwarz; denn ſie war eine waſchechte Lyoner Calviniſtin von alter Familie und hielt es für eine weſentliche Verpflichtung gegen ihre Glaubensverwandten im Himmel und auf Erden, daß ſie am Tage des Herrn auf allen Tand und Farbenprunk in der Kleidung verzichte. Ihr Gang war von einer geräuſchloſen Würde, und ihre Bewegungen waren ſo einwandfrei wie das Franzöſiſch, mit dem ſie ſich in ſo vielen, vielen Jahren ihren Unterhalt und allmählich ſogar das Einzahlkapital zu einer ausreichenden Rente verdient hatte. Würdig und einwandfrei hatte ſich mit der Zeit auch die Ausſtattung ihrer Zimmer zuſammengefunden, von der tadellos glatten ſpitzengeſäumten Spreitdecke des Bettes bis zu dem dünnſtimmigen, weißlackierten Klavier, auf deſſen Taſtendeckel inwendig eine Merveilleuſe und ein Ineroyable in ganz verblichenen Emailfarben Menuett tanzten. An dem einen Fenſter der Wohnſtube hing der Käfig eines alten, aller Sangesluſt entfremdeten Kanarienvogels, an dem anderen pflegte Mademoiſelle ein Orangenbäumchen, und es roch immer ein wenig nach Biscuit und irgend einem altfränkiſchen, zimperlichſüßen Parfüm. Scheinbar im Gegenſatz dazu wies ſich über dem ſteifbeinigen Sofa eine kriegeriſche Trophäe, Roßſchweifhelm, Epauletten von der Größe eines Suppentellers, etliche Ordensbändchen und ſogar ein breiter, blankgeputzter Säbel mit vergoldetem Griff. Monſier Jules Dubois, der Vater von Mademoiſelle, hatte es unter Napoleon I. bis zum Lieutenant-Colonel gebracht und hinterher die Bourbonen noch vierzehn Jahre lang um die geſetzmäßige Penſion gekränkt, da ihm eine weitere Rache

an diesem verhaßten Geschlechte nicht möglich war. Seine Verehrung für den petit caporal hatte er auf die Tochter vererbt. Auf der Kommode, vor den umflorten Pastellporträts ihrer Eltern, stand unter Glas eine kleine Statue des Kaisers, in dem bekannten einfachen Chasseurkleid mit dem kleinen Hütchen und dem kurzen Degen, die rechte Hand unter die Uniform geschoben. Alljährlich am 15. August bekränzte Mademoiselle den Glassturz, und öfters ehrte sie den Kaiser mit einem kleinen historischen Konzert. Dann sang sie am Klavier zur eignen Begleitung mit einem schwachen, aber reinlich ausgebildeten Sopran die Marseillaise, den Chant du départ und allerlei minder majestätische Liederblüten des Empire, nette Romanzen und Chansons von Méhul, Niccolo Isouard und anderen Meistern. Sie sang sie sehr sicher und sehr gerührt, denn sie hatte sie oft genug schon als junges Mädchen dem seligen Oberstleutnant a. D. vorgesungen, und so war es für sie allemal ein Erinnerungsfest in jeglichem Sinne, patriotisch und familienhaft. Übrigens hatte sie sich in ihre Trennung von dem charmant pays de France sichtlich schon längst mit anmutiger Fassung gefunden. Sie sprach das Deutsche, außer wenn es Verse waren, fast ebenso korrekt und akademisch aus wie das Französische und aß sogar manchmal Schwarzbrot. Nur beim Rezitieren deutscher Gedichte und in der Aussprache unserer oft so eigenartigen deutschen Familiennamen liebte sie es manchmal, ihr Reservatrecht geltend zu machen, und wenn sich einmal eine Schülerin in der Konservationsstunde gar zu gröblich gegen die Regeln der bonne éducation oder gar der grammaire verging, sagte sie wohl achselzuckend: „Ah ça, — mais enfin, vous êtes des filles barbares!“ Aber dann mußte es schon ziemlich arg gewesen sein. Politischen Gesprächen ging sie aus dem Wege, insonders über den Neffen und Namensvetter ihres kaiserlichen Heros verschwieg sie ihre Meinung standhaft; wenn man aber von der spanischen Gattin dieses Neffen sprach — und man sprach damals sehr oft und vielerlei von dieser Dame, — so verzog Mademoiselle Héloïse Dubois ihr feines Gesicht zu einem merkwürdigen Ausdruck diskreter, aber entschiedener Abweisung. Sie blickte dann ungefähr, als hätte ihr alter Kanarienvogel die Stimme wiedergefunden und die neugewonnene Kraft zum Nachsingen irgend eines höchst unschicklichen Gassenhauers verwertet.

Mademoiselle Héloïse Dubois bewohnte das ganze Stockwerk mit Ausnahme des ehemaligen „Studierstübchens“. Dieses diente jetzt als Lagerraum des Papiergeschäftchens und nebenher als eine Art Rumpelkammer für solche Altertümer und Erinnerungen, die man aus irgend einem Grunde der Pietät noch nicht geradezu auf den Speicher stellt. Auch das sichtbare Ergebnis der heimlichen „Studien“ Baptist Sommers schlummerte hier in einer alten, sehr verstaubten Mappe: im ganzen nur wenige Blätter mit wunderlichen zeichnerischen und malerischen Entwürfen, keiner ganz ausgeführt und die meisten nur schwach angedeutet, umrankt mit flüchtig hingekritzelten Liederzeilen und einzelnen Worten, wie von der Hand eines Träumenden. Die Witwe hatte diese Blätter bald nach dem traurigen Ereignis hier oben gefunden, sie hatte sie begrifflos betrachtet, erheblich über ihnen geweint und sie schließlich den beiden kleinen Mädchen als ein Geschenk ihres in den Himmel verreisten Vaters überwiesen. Weil die Kinder aber doch noch zu klein waren, wurde das Geschenk vorerst an seinem Platz belassen, und dort verstaubte es zwischen anderem Gerümpel und Lagerresten aus dem Laden der Witwe Sommer.

Den ersten Stock hatte nach einigen schnell wechselnden Mietspartien eine kleine Familie bezogen, deren Oberhaupt auf den Namen Michael Odendorf hörte und Rendant bei der städtischen Armenkasse war, ein stiller kleiner Mann von kanzleimäßig geordnetem Aussehen und Wesen. Seine Gattin war etwas länger und minder rundlich; sie hatte bis zu ihrer Vermählung als Wäscheverwalterin in einem großen halbklösterlichen Damenstift gedient und sah eigentlich so aus, als ob sie diesen Posten noch immer bekleidete. Die Odendorfs waren ein sogenanntes spätes Ehepaar, sehr ruhig, verträglich und kirchlich, ohne eine andere Leidenschaft als die stille, selige Andacht zu ihrem einzigen Sohne. Georg Felix Pius Clemens Benedictus — diese Namen hatte ihm ein monatelanges Kalenderstudium der Eltern schon vor seiner Geburt gesichert — war ein paar Jahre älter als Maria Sommer und besuchte, als die Odendorfs einzogen, bereits die städtische Realschule.

Er war ein schmächtiger Junge mit mädchenhaft hübschen Zügen und schmalen Händen, die sich ebenso wie sein Gewand, dank der berufsmäßig entwickelten Ordnungsliebe seiner Eltern, einer in seinen Alterskreisen nicht immer üblichen Sauberkeit erfreuten. Auch in seinen Manieren zeigte er einstweilen deutlich, wenn auch etwas gemildert, das Gepräge des elterlichen Geistes. Er sprach ungefragt wenig, schaute aus großen grauen Augen lieber aufmerksam den spielenden Altersgenossen zu, als daß er mitspielte, und befleißigte sich überhaupt einer bescheidenen Haltung, die gar nicht zu seinem von Natur übermütig gekrausten dunkelblonden Lockenhaar paßte. Außer diesem Lockenkopf war vorläufig nichts Auffälliges an ihm, als eine ungewöhnliche Begabung zum Zeichnen und allenfalls noch der gute Ruf, den er trotzdem auch bei den wissenschaftlichen Lehrkräften seiner Schule genoß. Denn einem Schüler, den der Zeichenlehrer warm empfiehlt, widmen Ordinarius und Oberlehrer zumeist schon im voraus ein starkes, nicht durchaus immer gerechtfertigtes Mißtrauen. Aber Georg Felix ꝛc. war einstweilen noch das Kind seiner Eltern, er schwamm fleißig, anspruchslos und im Betragen gut ungefähr in der Mitte zwischen Primus und Ultimus weiter und enttäuschte alle akademisch gebildeten Pädagogen, die sich eines Tages von ihm auf der Schultafel oder dem Löschblatt karikiert zu sehen erwarteten, auf eine angenehme und unauffällige Weise.

III.

Drunten im Erdgeschoß ging die Ladenklingel der Witwe Sommer Tag um Tag und Jahr auf Jahr, nicht völlig so oft, wie es die Witwe und der Vormund, ein ehrsamer Faßbindermeister aus der Nachbarschaft, wünschten, doch auch nicht so selten, daß sie zuletzt zum Totenglöckchen des Sommerschen Hausstandes geworden wäre. Die kleinen Mädchen wuchsen gesund und schön heran, und mit ihren Jahren wuchs, wie es bei Geschwistern nie ausbleibt, sichtbar der Unterschied ihres Wesens. Ottilie, die blonde Jüngere, fuhr fort, das Wort ihrer Mutter von den „Engelchen" im Sinne der Mutter zu bestätigen. Sanftheit und Milde war der Ausdruck ihres ebenmäßigen, süßen Gesichtchens und der Aufdruck ihres ganzen anmutigen Persönchens. Sie war keine hervorragende Schülerin, aber recht eigentlich das Muster eines braven Schulkindes, fleißig und folgsam, auf Lob und Tadel vorschriftsmäßig und ehrlich reagierend, kein Duckmäuschen und doch im Besitze des Geheimnisses, auch vom erlebnisreichsten Schulausflug immer mit unzerzausten Haaren, sauberen Kleidern und nur mäßig erhitzten Wangen heimzukehren. Wenn sie knixte, so hopste sie nicht einleitend in die Höhe, als wollte sie Seilchen springen, und wenn sie Seilchen sprang, so sah es so zierlich und ungezwungen schicklich aus, als ob sie vor dem Herrn Pastor oder einer anderen besonders geliebten Lehrperson knixte. Überhaupt zeigte sie von klein auf eine große und unbewußte Kunst, ihre Stellungen, Bewegungen und, soweit es an ihr lag, auch Kleidung und Schmuck so zu wählen, daß es den jeweiligen Augenzeugen gefiel, ohne mit dem Beigeschmack des Beabsichtigten aufzufallen. Wo sie außerhalb der Schulstunde und des Lehrprogramms eine nützliche Kleinigkeit lernen konnte, that sie es trotz ihrer nur durchschnittlichen Fassungskraft gern und beharrlich, nnd wenn sie von jemand wegen eines solchen außeretatsmäßigen Wissenspostens belobt wurde, errötete ihr Gesicht von einer bescheidenen, aber aufrichtigen Freude. So auch schloß sie sich gern und dankbar an solche Mädchen an, die nach Rang und Vermögen der Eltern ihr vorauf waren; aber sie war darum nicht hochmütig und zänkisch gegen ärmere. Überhaupt zankte sie niemals, als höchstens und selten mit ihrer Schwester; denn es ist ein Naturgesetz, mächtiger als die tugendhafteste persönliche Veranlagung, daß Schwestern zuweilen miteinander zanken. Bei solchen Gaben wurde es Ottilie Sommer früh und oft zu teil, daß sie selbst von Geheimrätinnen ihren Töchtern als nachahmungswürdiges Vorbild hingestellt wurde, was sie dann bescheiden und verschämt ertrug, ohne es abzuwehren. Selten verging eine Woche, ohne daß man ihrer Mutter zu dem Besitz eines so prächtigen Kindes gratulierte.

Nicht ganz so glücklich war die braune Maria ausgestattet. Die Tugenden der Jüngeren fehlten ihr nicht, doch waren sie verwirrt und durchquert mit ganz anderen, dunklen Regungen. Es war für Lehrerinnen, Nachbarinnen und andere scharf-

sichtige Personen etwas wunderlich Ungleiches in dem inneren Wesen dieses äußerlich so vielversprechenden Kindes. Maria war offenkundig begabter als Ottilie, aber ihre Aufmerksamkeit, ja selbst ihre Wertschätzung des Gelehrten und dessen, der es lehrte, hing scheinbar wahllos von Einflüssen und Eindrücken unbestimmter Art ab. Es konnte vorkommen, daß sie etwas einfach nicht lernen wollte, weil ihr die Lehrerin nicht gefiel, oder auch, daß sie sich freiwillig und standhaft vom Spiel ausschloß, wenn diese oder jene Mitschülerin, vielleicht ein Kind aus den besten Kreisen, sich beteiligte. Auch die Neigung, edel und hilfreich vom eignen Überfluß mitzuteilen — pädagogisch so wertvoll zur Erkennung und Bildung des Charakters — zeigte sich bei ihr sprunghaft und unzuverlässig. Wenn jemand der kleinen Maria Sommer zwölf Pfirsiche geschenkt hätte, so hätte es ganz von unberechenbaren Zufällen abgehangen, ob sie diese zwölf Pfirsiche an andere, ärmere Kinder ohne Bedenken verschenkte oder alle zwölf selber aufaß und sich daran den Magen verdarb. Ottilie würde im gleichen Falle ganz ohne Anweisung und nur ihrer Natur folgend den ärmeren Kindern zwei bis drei Pfirsiche geschenkt und den Rest für sich weise verwendet haben, jeden Tag einen und ohne Magenbeschwerden. Vielleicht aber würde sie auch den schönsten der Mutter gebracht haben, um dann angesichts der mütterlichen Rührungsthränen den zurückgegebenen mit reiner Freude zu verzehren.

Wunderlich ungleich zeigte sich Maria auch in ihrem Verhalten zu Ottilie. Zumeist erwies sie sich als durchaus verständige und liebevolle Schwester, die im Notfalle auch ihre körperliche Kraft und Schlagfertigkeit gegenüber den Bedrängern oder Bedrängerinnen der jüngeren, furchtsameren nachdrücklich geltend machte. Manchmal aber maulte sie tagelang mit Ottilie oder ging ihr geradezu nach Möglichkeit aus dem Wege. Vornehmlich geschah das, wenn die liebe, sanfte Ottilie wieder einmal unter ausdrücklicher Belobung ihrer Tugenden von reichen Gönnerinnen eingeladen oder beschenkt und den eignen Kindern als löbliches Muster empfohlen worden war. Alsdann konnte sich Maria gegen die so sichtlich bevorzugte Schwester in einer Weise benehmen, welche ihrer gutmütigen Mutter und anderen weiblichen Augenzeugen kaum anders als aus einer betrübend neidischen Veranlagung erklärbar schien. Sie selber kam allerdings nur selten in die Lage, gleich Ottilie ausgezeichnet zu werden. Vornehme Mütter pflegten sich schon nach flüchtiger Beobachtung dahin zu entscheiden, Maria Sommer sei ein hübsches, kluges Kind, aber doch sehr eigen und durchaus nicht so angenehm wie Ottilie.

Nicht viel anders schienen die eignen Hausgenossen, einschließlich der Witwe Sommer zu urteilen. Für das Ehepaar Odendorf war Ottilie so ziemlich das einzige Kind außer ihrem Sohne, an dem sie nichts auszusetzen fanden. Maria war ihnen „doch manchmal zu laut und wild", und sie fürchteten fast einen verschlechternden Einfluß auf den Charakter ihres Georg Felix, wenn sie sahen, wie er mit diesem Mädchen das trieb, was sie schon „herumtollen" nannten. Aber auch Felix Georg blickte auf Ottiliens blonde Kindertugend einstweilen mit einer Art fast andächtiger Bewunderung, die ganz anders war als seine kameradschaftlichen Neckereien und Wortwechsel mit Maria. Mademoiselle war nach ihrer zurückhaltenden, überlegenden Art still-freundlich gegen beide Kinder, die ihr gern allerhand kleine Dienste thaten und dafür bei jedem Besuche im obersten Stock neben Biscuits und sonstigen Näschereien auch Wertvolleres einheimsten, sprachliches Wissen und gesellschaftliche Winke. Auch dergleichen nahm Maria nur in ihrer unstät wähleriſchen und schwierigen Weise an, Ottilie aber speicherte alle Brocken höherer Kenntnis mit gleichem Dank und mit einer hamsterhaften Ausdauer auf, die das Lehrerinnengefühl von Mademoiselle freudig berühren mußte. Die alte Dame ahnte in diesem so eigenartig fleißigen, wohlgeratenen Kinde die geborene Kollegin. Auf ihr Zuraten und mit Beihilfe ihrer unentgeltlichen Privatstunden geschah es denn auch, daß Ottilie nach vollendetem elften Lebensjahre an die höhere Mädchenschule überging. Maria blieb in der Volksschule. „Für alle zwei kann ich das teuere Schulgeld un wat sonst noch drum un dran hängt, nich aufbringen," versicherte Frau Sommer seufzend. „Un die Ottilie hat nu mal 'es Talent. Es is noch en Glück, dat die Maria nich so is. Die freut sich or'ntlich, dat sie nich auf die oor-

Aus unserer Studienmappe:

Singende Soldaten. Nach der Ölstudie von Franz Skarbina.

nehme Schul' zu gehn braucht. Nu, sie muß dann eben sehn, dat sie wat Tüchtiges im Haus un im Laden wird, vielleicht kann sie sich auch später als Modistin oder so durchhelfen, dann dafür hat sie Neigung. All' können sie nich Lehrerin werden." Auch Mademoiselle seufzte leicht und nickte. Sie war in diesem Augenblicke mehr Mensch als Lehrerin; — „wissen Sie, meine liebe Madame Somère," sagte sie mit einem seltsamen Lächeln, „es wäre sehr gut, wenn man ein Mädchen nur immer das werden ließe, wozu es das Talent und die Neigung hat."

Ungefähr ein Jahr nach dieser Unterhaltung, welche den Unterschied der beiden kleinen Schwestern nachwirksam besiegelte, trat draußen in der Welt ein Ereignis ein, gewaltig und groß wie wenige in der Geschichte: der Krieg von 1870/71. Gewaltig, groß und einheitlich spiegelt sich auch die Zeitstimmung jener Kriegsmonate in der begeisterten Erinnerung der Alten, in der Phantasie der Jüngeren, die ihren Berichten lauschen. Ein Augenabstand von wenigen Jahrzehnten genügt, um mit der glänzenden und echten Farbe des edelsten nationalen Hochgefühls auch die unzähligen Schrunnen und Sprüngchen in der Bildfläche zu überziehen, — die tausende und abertausende

von Stellen, an denen das menschliche Empfinden in seiner naiven, ganz egoistischen Form den patriotischen Gedanken rettungslos überwog. Aber die Wahrheit verlangt zu sagen, daß der Halbe Engel wenigstens bis zur Höhe des zweiten Stockwerks durchaus zu diesen Stellen gehörte. Für die Odendorfs war das Wichtigste bei diesem Krieg, daß er noch gerade rechtzeitig ausgebrochen war, ehe ihr einziger Sohn unter die Fahne mußte. Dafür dankten sie Gott alle Tage und studierten wetteifernd mit Frau Sommer, die ja überhaupt von Militärpflichten frei war, mit einer unlösbaren Mischung von Mitleid und Sicherheitsgefühl die unendlichen Verlustlisten durch, die sich in den Zeitungen an die kurzen Siegesdepeschen hängten und auf die wirklich „beteiligten Kreise" doch etwas anders zu wirken pflegten, als es sich ein im Frieden erwachsenes Geschlecht hinterher bei Festreden und Denkmälern vorstellt. Im übrigen konstatierte die Witwe Sommer einen ganz ungewöhnlich hohen Absatz von Briefbogen und Zubehör, und die Odendorfs blickten mit Besorgnis auf ihren Sohn. Denn die natürliche Lockerung der Schulzucht und Belebung des Aufregungsbedürfnisses in solcher Zeit machte sich selbst bei Georg Felix bemerkbar. Er sammelte mit Leidenschaft Uniformknöpfe von gefangenen Franzosen und sang neben der Wacht am Rhein und anderen guten Liedern auch solche, in denen sich das Selbstgefühl des siegenden Volkes — sonderlich derjenigen Volksgenossen, die an dem Siege völlig ohne Verdienst sind — mit brutalem Hohn auszusprechen beliebt.

Was während dieser Zeit in Mademoiselles Seele vorging, war aus ihrem Benehmen und Gesicht nicht deutlich abzulesen. Sie lebte noch zurückhaltender als sonst und verließ das Haus nur zu den wenigen Stunden, die sie noch gab, und den nötigsten Besorgungen. Mit den Kindern und sonstigen Besuchen unterhielt sie sich über friedliche und gleichgültige Dinge. Übrigens sorgte die Fülle der Ereignisse und Neuigkeiten dafür, daß man sie noch öfter einsam ließ als sonst. Aber am Tage nach Sedan fand Maria die alte Dame in großer Aufregung. Der Glassturz über der Napoleonstatue war mit einem schwarzen Tüllschleier verhüllt, und Mademoiselle saß weinend auf ihrem Sofa unter den militärischen Erinnerungen. Beim Eintritt Marias erhob sie sich und trocknete hastig mit dem Taschentuch die ganz verweinten alten Augen. Das ergriff das Kind so, daß es selber dem Schluchzen nahe war und nur stotternd sich der kleinen Bestellung entledigen konnte, mit der die Mutter es heraufgeschickt hatte. Mademoiselle dankte höflich wie immer und streichelte ihm liebkosend über das dichte braune Scheitelhaar. In diesem Augenblick scholl von drunten vorm Haus sehr gell und laut die Stimme von Georg Felix auf, der seinem Nationalgefühl wieder einmal mit irgend einem höchst geistlosen, nicht bloß der Mundart nach platten Spottliede auf „Napolium" huldigte. Maria sah, wie die alte Dame zusammenzuckte und die schmalen weißen Hände krampfhaft ballte. Mit eiligem Gruß verließ sie das Zimmer und lief die Treppen hinunter, auf den ungezogenen Sänger zu.

„Hör' auf!" rief sie noch unter der Hausthür. „Du sollst so was hier nicht singen, sonst weint Mademoiselle."

Georg Felix grinste unfolgsam. „Puh, die Französin!" sagte er in einem Tone, wie etwa ein Löwenjäger von einem erlegten Hasen redet. „Dann gerade!" Und er begann die zweite Strophe.

Marias Augen blitzten. „Dann bist du ein ganz ordinärer Bengel!" rief sie.

Georg Felix verstummte und sah sie verblüfft an.

„Was habt ihr denn?" fragte sanft, etwas mißbilligend, Ottilie. Sie kam gerade aus ihrer höheren Schule, wo man unter Leitung einer Lehrerin Charpie gezupft hatte, und sah in ihrem hellen Kleidchen aus — wie ein Engelchen.

„Er singt immer da so Lieder, womit er Mademoiselle ärgert," rief Maria.

„Das schickt sich nicht," bemerkte Ottilie und sah den Hausgenossen mit ihrem milden Kinderlächeln an. Dann schritt sie an Maria vorüber ins Haus und in den Laden, zu ihrer Mutter.

„Und das ist ordinär," versicherte Maria nochmals mit einem ganz wütenden Blick. Dann wandte sie sich verächtlich ab und lief durchs Haus in den kleinen Garten, ehe sich Georg Felix von seiner Verblüfftheit völlig erholt hatte.

„Puh!" machte er endlich sehr höhnisch. Er versuchte es nochmals mit dem Liede,

diesmal pfeifend, brach aber nach dem ersten Takte ab. Dann schlenderte er, sehr langsam und die Hände in den Hosentaschen, in den Garten und traf dort wie zufällig auf Maria. Sie lehnte schluchzend an einer stark beschädigten Rokokoflora aus Sandstein, die der Vater selig einmal irgendwie erstanden und dort aufgestellt hatte.

„Du," sagte Georg Felix fast herausfordernd, „was soll das heißen, daß du sagst, ich wär' ordinär?"

Marias Gesicht blieb abgewandt, nur mit der Schulter zuckte sie trotzig. „Wenn Einer so Lieder singt! . . ." antwortete sie schluchzend. „Und wo du doch hörst, daß es Mademoiselle ärgert, die immer so freundlich zu dir ist . . ."

Georg Felix zupfte unmutig an einem Epheuzweig. „Ich will es ja auch nicht wieder thun, du dumme Gans," sagte er zögernd, fast brummig. „Laß doch nur das Heulen sein."

Maria wandte ihm ihr Gesichtchen zu. „Wirklich nicht?" fragte sie.

„Wirklich!" versicherte er feierlich und kitzelte sie unversehens mit der Epheuranke unter dem linken Ohr. „Kieks!" Sie schlug nach der Ranke, er fing ihre Hand auf, und sie begannen mal wieder zu „tollen", wie es verständige Leute nannten.

Mademoiselle hatte den Auftritt vor der Hausthür beobachtet, soviel davon sich von ihrem Fenster aus sehen ließ.

Am folgenden Tage steckte sie ihrer Schülerin Ottilie zwei prächtige Äpfel zu. „Hier, ma petite," sagte sie, „für dich und für den Knaben von da unten, weil er das böse Lied nicht mehr singt. Ich habe wohl gesehen, wie du es ihm gestern widerrietest."

Ottilie errötete und nahm zögernd die Äpfel in Empfang. Es war ihr, als ob es sich doch nicht für sie schicke, da Mademoiselle sie eigentlich irrtümlich statt der Schwester lobte. Aber sie wußte auch nicht recht, wie sie das Mademoiselle schicklich erklären sollte, und so half sie sich mit dem Vorsatz, beide Äpfel Georg Felix zu bringen, mit einem Gruß von Mademoiselle. Der errötete gleichfalls sehr verwirrt, aß den einen Apfel und schenkte den andern Ottilie.

IV.

Jener unbedeutende Vorfall vom 3. September 1870 wirkte auf die Beziehungen zwischen den Beteiligten merkwürdig nach. Mademoiselle Héloise Dubois erwähnte ihn nicht wieder, aber sie fuhr fort, Ottilie noch mehr als zuvor auszuzeichnen und ihre Gunst auch auf Georg Felix auszudehnen. Diesem war es dabei nicht recht wohl zu Mute; je freundlicher ihn die alte Dame behandelte, um so mehr empfand er ein dunkles Gefühl der Beschämung und der Verpflichtung, ihr seine Unartigkeit von damals abzubitten. Er stand aber noch eben in einem Alter, in welchem es den Jungen überhaupt schwer ist, etwas Anmutiges zu thun, und besonders daher jemand um Verzeihung zu bitten, und so schwieg er. Entschieden inniger aber wurde seit jenem Tage seine Freundschaft mit Maria. Er hatte sich bis dahin mit Maria geneckt und gelegentlich gezankt wie zwei gleichaltrige Nachbarskinder, — gleichaltrige; denn die Knospe der weiblichen Persönlichkeit wächst rascher und ist mit dreizehn Jahren einem fünfzehnjährigen zukünftigen Herrn eher vorauf als gleich. Nur als etwas Besonderes wie Ottilie, die er sogar von seinen Eltern als Mustermädchen rühmen hörte, war sie ihm nie vorgekommen, bis sie ihn an jenem Tage so wütend angefahren — wegen einer Beleidigung, die er unbewußt jemand anders, einer ihnen beiden doch ziemlich fernstehenden alten Lehrerin, angethan haben sollte. Das hatte ihm imponiert. Seitdem wuchs zwischen den beiden eine Art Wohlgefallen und Füreinandersein, neben der die Bewunderung des Knaben für das blonde Musterkind unfruchtbar und unschädlich in zweiter Reihe fortdauerte. Dies Gefühl eines engeren Zusammengehörens war ihnen nicht bewußt; geschweige, daß sie davon sprachen, aber es war und wirkte. Sie freuten sich immer mehr, wenn sie einander sahen und thaten einander gern etwas zu Gefallen. Unvermerkt wurde der Verkehr dabei doch ruhiger, minder erschrecklich für Leute, die sich vor dem Lärmen und „Tollen" lustiger Kinderfreuden fürchten. Dafür sorgte schon der feierliche Ernst der Zeit, der sich allgemach auch den Unmündigen an Alter wie denen an Geist aufdrängte. Die Hoffnung alsbaldigen Friedens, die in dem Siegesjubel über Sedan und noch einmal acht Wochen später über Metz so wirksam mitklang, flaute wieder ab. Gleichzeitig mit den unendlichen Zügen französischer Kriegsgefangener,

deutscher Rekonvaleseenten sickerte auf dem Wege von viel tausend Privatbriefen immer unüberhörbarer die Sehnsucht pflichttreuer Krieger nach Frieden und Heimat ins Land, immer aber versöhnt und verschönt durch die gewisse Zuversicht einer neuen, dauerhaften Einheit und Herrlichkeit der deutschen Nation. Die Plagen und Nöte des Winters machten sich auch daheim ungewöhnlich früh und stark bemerkbar, sie weckten grausige Vorstellungen von den Winterleiden der Heere im fernen Feindesland, aber zugleich auch einen großen Eifer, helfend, wärmend, erhellend in die Ferne zu wirken. Was vom deutschen Volke daheim geblieben war, fand sich allmählich zusammen in einer ersten und vielleicht herrlichsten Einheit der Fürsorge für die draußen ausharenden Krieger, für die heimgebrachten Wunden und Siechen. Dabei wußten auch für halbwüchsige Knaben und Mädchen geschickte Organisatoren noch andere Verwendung als bloß zum Charpiezupfen. Aber selbst wo es an solcher Organisation und Anstellung gemangelt hätte, erwies sich die ganze Stimmung der Zeit an sich wie eine fruchtbar feuchtwarme Luft, welche die jungen Triebe des Willens mächtig schwellt und fördert, — sofern sie überhaupt lebenskräftig sind.

Für die beiden Schwestern fiel in diese große Zeit der letzte, ernsteste Abschnitt ihrer Vorbereitung zur ersten Kommunion. Hier mochte sich in ganz besonderem Sinne das ungeheuere Ereignis der Gegenwart geltend machen, für die Seelsorger wie für die Kinder, denen sie inmitten der höchsten nationalen Erregung, der opferreichen Kämpfe zweier christlicher Völker die größten Geheimnisse und Lehren ihrer Kirche einprägen sollten. Der Oberpfarrer an Minoriten entledigte sich der schwierigen Aufgabe in seiner Weise, nach bestem Ermessen. Er war ein alter Herr, wohlhabend und wohlhäbig. Ehrenkapitular an der Domkirche des Bistums und „Ritter“ verschiedener königlicher Orden. Gleich manchen geistlichen Altersgenossen hatte er sich aus seinen Jünglingsjahren, aus den Zeiten einer schwächlichen, in Mauern friedlich absterbenden Romantik eine gewisse Neigung bewahrt, Geistliches wie Weltliches mit den Augen eines beschaulich schwärmerischen Lyrikers zu betrachten und wenigstens für sich und seinesgleichen zu versöhnen. Lyrische Gedichtchen, welche die Gnadenmittel der Kirche, die Heiligen, Maria und den lieben Gott selber im Spiegel irgend eines sinnig-friedlichen Naturausschnittes feierten, pflegte er mit gutem Formgeschick zu verfassen, mit selbstgeschnittenen Rabenfedern peinlich kalligraphisch auf köstliches Velinpapier aufzuschreiben und je alle fünf bis zehn Jahre, wenn wieder ein paar hundert fertig lagen, in einem höchst zierlichen Goldschnittbändchen auf den Markt zu bringen, unter irgend einem sinnigen Titel: „Stern und Blume“, „Nachtigall und Cedernrauschen“, „Morgentau und Abendfrieden“, oder wohl gar „Im Gleichnis des Vergänglichen“. Denn er hielt etwas auf den Goetheschen „Faust“ und hatte ihn persönlich in verschiedenen Aufsätzen als eine Art dichterischer Wendeltreppe zur Hochwarte der kirchlichen Lehre von Gott, Welt und Erlösung gerettet. Seinen eignen Büchlein fehlte der Verleger niemals, denn das Publikum fehlte nicht, welches sie kaufte und verschenkte: neben behäbigen Bürgerfrauen zahlreiche Damen des katholischen Landadels und städtischen Patriciats, Mütter, Gattinnen, Schwestern und Tanten von königlichen Offizieren, Regierungsmitgliedern, Richtern, Kammerherren, Erbmundschenken und noch merkwürdigeren Chargen. Diese Damen besaßen in dem herzensguten, feinsinnigen und auch nach Gestalt und Benehmen durchaus vornehmen Domherrn einen geistlichen Führer, Beichtvater und Beruhiger, wie sie ihn brauchten, sie schmückten mit seinen Büchern die Tischchen ihrer Salons und sogar ihrer Schlafzimmer und verehrten ihn mit einer zugleich schwärmerischen und zarten, übersinnlichen Hingebung, wie sie nur das Frauenherz dem Priester darzubringen vermag, vorausgesetzt daß er entweder überaus gütig und milde ist oder rücksichtslos asketisch gegen sich und andere. Auch als kirchlicher Lehrer der Jugend bevorzugte dieser wohlmeinende Geistliche ganz natürlich und ohne schwache Parteilichkeit solche Schüler und Schülerinnen, die sich sinnig, folgsam und verträglich seinem eignen Wesen anzupassen schienen. Ein schöner Zug in seiner Seele ließ ihn solche Geistesverwandtschaft besonders freudig dort pflegen und anerkennen, wo er sie bei Kindern minder vornehmer Herkunft wahrzunehmen glaubte, und so erwarb sich Ottilie Sommer seine ganze Gunst. Denn sie folgte mit

sichtlichem Vergnügen und sauberem Geschick in ihren Antworten und selbst in kleinen Aufsätzen der Weise ihres geistlichen Lehrers, der die unfriedlichen Vorgänge der Zeit gelegentlich und in seiner Art patriotisch berührte, doch vornehmlich nur als rhetorisch wirksamen Gegensatz zur geistlichen und friedfertigen Beschauung des „Ewigen" an sich und im Spiegel des „Irdischen". Es gab unter diesen Aufsätzen der blonden Ottilie einen besonders kalligraphisch ausgeführten, der im Anschluß an eine kleine Predigt des Domherrn mit einem traurigen Hinblick auf die „kriegerischen Stürme dieser Zeit" anfing, um in einer sinnvollen Betrachtung der wirklichen Stürme und Winde zu endigen, die Gott jeden zu seiner Zeit loslasse und von denen die vier vornehmsten, aus Nord, Süd, Osten und Westen gleichsam, „das heilige Kreuzeszeichen in den vergänglichen Lüften darstellen". Diesen Aufsatz belohnte der Domherr mit einem schöngebundenen Exemplar von „Nachtigall und Cedernrauschen", und er würdigte ihn der Aufnahme in ein prächtig mit schwarzem Sammet gefüttertes Eichenholzkästchen, in welchem er Glückwünsche und Danksagungen seiner vornehmen Verehrerinnen, günstige Zeitungskritiken über seine Bücher und Verwandtes aufzuheben pflegte.

Aus unserer Studienmappe:

Skizze von Ernst Platz.

An der älteren Schwester erlebte der gute Seelsorger nichts so Gefälliges. Maria lernte ihre geistlichen Aufgaben gewissenhaft, sagte sie her wie ein gutes Schulkind und saß übrigens im Unterricht still und verschlossen, ja anscheinend manchmal mit anderen Dingen beschäftigt. Der Domherr erschrak fast, als ihm Frau Sommer einmal gelegentlich anfangs Frühjahr klagte, das Kind sei neuerdings zuweilen so wunderlich. „So lustig wie früher ist sie schon längst nich mehr. Manchmal, wenn sie aus der Christenlehr' kommt, kann sie stundenlang oben in dem Zimmer von meinem Mann selig sitzen, da sieht sie die Wolken an und weint über ihrem Katechismus. Un neulich hätt' sie beinah mit dem calvinischen Fräulein, wat da bei uns wohnt, angefangen über Religion zu sprechen, dat schick sich doch nich für so'n Kind. Et war noch en Glück, dat die Mademoiselle nich drauf einging. Un Tags darauf war sie den halben Tag fort, un wie mir mein' Cousine sagt, die bei dene Schwestern im Franziskanerinnenkloster vor der Stadt is, war sie da bei der und hat se ausfrage wollen, ob jedes im Kloster den ewigen Frieden finde, un so allerlei. Ich glaube beinah, dat Kind trägt sich mit so Plän' un will Nönnchen werden."

Der Domherr hatte sich indessen bis zu seinem gewohnten beruhigenden Lächeln erholt. „Das sind Anfechtungen und Anwandlungen, meine liebe Frau Sommer," sagte er gütig. „Ich werde mir das gute Kind einmal gelegentlich vornehmen. Trösten Sie sich, dergleichen kommt häufig vor und geht mit Gottes Hilfe auch wieder vorüber. Es ist mir natürlich lieb, daß Sie mir's anvertraut haben. Vielleicht ist

es meine Schuld, — es wird wohl schon so sein, daß sie dies und jenes in meinem Unterricht nicht so rasch mit ihrem kindlichen Verstande zu erfassen vermochte, wie die Jüngere. Das ist ja ein so gutes, tief angelegtes Kind, an dem werden Sie noch einmal viel Freude erleben, wenn der Himmel es so weiter gedeihen läßt, meine liebe Frau Sommer."

Dieses Lob Ottiliens aus solch verehrtem Munde ging der guten Frau so wonnig ein, daß sie ihre Besorgnis um Maria völlig vergaß und sich nur vornahm, Ottilie eine rechte Freude zu machen. Also richtete sie ihr etliche Tage später die Rumpelkammer und weiland „Studierstube" Baptist Sommers — sie war sogar heizbar — zu einem eignen kleinen Arbeitszimmer ein. Damit erfüllte sie einen lange gehegten und zuweilen auch ganz leise und demütig angedeuteten Wunsch Ottiliens. Bisher hatten die beiden Schwestern ihre Schulaufgaben in dem Gartenstübchen des Erdgeschosses, hinter dem Laden gemacht, wo die Mutter strickend oder nickend auf Kunden lauerte, wenn sie sonst nichts zu thun hatte, und wo man auch die täglichen Mahlzeiten einnahm. Aber es war wohl begreiflich, daß das ewige Geklingel der Ladenschelle das „Thür auf Thür zu" und das Gerede vom Laden her die Studien der Töchterschülerin erheblich mehr störte als die einfachen Arbeiten Marias, und wenn gar Ottilie dort den Besuch seinerer Mitschülerinnen empfing, war das für die Mutter selbst unbehaglich. Auch ging die Neuerung ohne einen von der Mutter vielleicht befürchteten neidischen Einspruch der Älteren durch. Maria hatte inzwischen bei dem freundlichen Domherrn eine lange Privataudienz gehabt, aus der sie ernst und gerührt, voll guten Willens gegen alle Welt heimkehrte. Sie fand die Sache ganz in der Ordnung, half der erfreuten Schwester beim Aus- und Umräumen, und Georg Felix half gleichfalls mit der ganzen Freude von Knaben und besonders von malerisch begabten am „Wohnungeinrichten."

Er hatte im Laufe der letzten Jahre bei seinem Lehrer, einem wirklichen, trefflich gebildeten Künstler, tüchtige Fortschritte im Zeichnen und wohl auch schon ein wenig im Geschmack gemacht. Als er jetzt unter etlichen Lagen wegzuräumender Papierreste eine verstaubte Mappe mit Zeichnungen entdeckte, war er wie der Luchs darüber her. Frau Sommer fuhr mit der Schürze über die Augen. „Das sind noch Sachen von meinem Mann selig," sagte sie, „die hat er hier oben so ganz für sich im Stillen gemacht. Die gehören den Kindern." Während sie in wortreicher Wehmut weiterredete, trat Maria zu ihr und lehnte tröstlich liebevoll die Wange an ihre Hand. Georg Felix betrachtete prüfend etliche Blätter nacheinander, Ottilie guckte neugierig zu. Sie gewahrte, wie er ein paarmal verstohlen, fast spöttisch lächelte und die Augenbrauen hochzog. „Komm, laß jetzt!" sagte sie mit ihrer sanften Stimme, zog die Mappe weg und klappte sie zu. Die Mutter nestelte an den altersteifen Bändern. „Wo sollen wir die Mapp' nu hinlegen?" sagte sie überlegend. „In meinem Schränkchen hier brauche ich allen Raum selber," klagte Ottilie hastig. „Gib her, ich habe Platz," rief Maria und griff nach der Mappe. Georg Felix blickte sie an, betroffen von dem Ton der wenigen Worte, er sah, wie sie ganz blaß im Gesicht war und leise zitterte. „Dat thu' nur, Maria, du bist ja doch die Älteste," meinte die Mutter gutmütig-gleichgültig und fuhr fort, Ottilie an ihrem Schränkchen zuzureichen. „Aber wo willst du sie verwahren? Du hast doch nur die ein' Kommodenschublad' unten."

„Darf ich dir das Andenken einstweilen verwahren, Maria?" fragte Georg Felix bittend, fast abbittend. „Ich thät's gern."

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn trotzig von der Seite an. „Nein," sagte sie hart, „das gehört mir."

Damit wandte sie sich und stieg mit der Mappe langsam treppab. Als sie nach einer guten Weile wieder erschien, um still und geschickt weiter mitzuhelfen, waren ihre Augen gerötet.

„Was fehlt dir?" fragte Ottilie freundlich.

„Ich habe so arg niesen müssen," antwortete Maria.

„Kind," meinte die Mutter besorgt, „geh lieber hier aus der Zugluft. Am End' hast schon enen Schnupfen. Geh' nur, wir werden schon allein fertig, die Ottilie un ich."

Georg Felix hatte sich still und betreten entfernt.

V.

Fünf oder sechs Wochen später gingen die beiden Schwestern zum erstenmal zur

Kommunion. »Es war eine Freudenzeit, wie sie Deutschland seit langem nicht mehr erlebt hatte: Frühling nach Wintersplagen, Frieden nach schwerem, siegreichen Kriege, die ganze Nation erfüllt und berauscht von einem Vollgefühl neuer Macht und Herrlichkeit, daß auch dem gesellschaftlichen und erwerblichen Leben bis in das bescheidene Lädchen der Witwe Sommer hinab einen stärkeren Pulsschlag gab. Die deutsche Welt war wie eine Waldwiese im Hochfrühling, hoffnungsgrün und bis an den fernsten Rand ganz mit bunten Blumen übersät. Daß zwischen diesen Blumen auch viel giftiges Unkraut mitsproßte: Genußsucht, gedankenlose Mißachtung altväterischer Sittenstrenge, geschäftliche Leichtfertigkeit, kirchliche Heuchelei, freigeistelnde Halbbildung, politischer Parteidilettantismus und hunderterlei anderes, — davon brauchten Kinderaugen nichts zu merken, und sehr viele Erwachsene und Gebildete zogen es vor, in diesem Punkte einstweilen noch Kinder zu spielen. Auch der gute Domherr zählte von Natur zu diesen großen Kindern, aber Beruf und Wissen halfen diesmal seiner Veranlagung nach, daß er den sogenannten Kampf der Geister deutlich vorausspürte. Ein neuer heftiger Auftritt in dem unendlichen Drama des Ringens zwischen Staat und Kurie war's, was er nahen sah, — unerquicklich im höchsten Grade für das weiche Gemüt eines behäbigen alten Herrn, dessen Lebenskunst gerade darin gipfelte: den entsprechenden Zwiespalt in seinem eigenen Mikrokosmos mit poetischen Kränzen zu verdecken. In solcher Bedrängnis der Seele empfand der alte Herr plötzlich und unabweisbar ein großes Nachlassen seiner körperlichen Kräfte und damit die Möglichkeit, ohne Vorwurf vor dem Urteil der Welt und allenfalls auch vor dem eignen Gewissen ehrenvoll aus den schon hüben wie drüben aufmarschierten Schlachtreihen zu verschwinden. Mit der Kinderkommunion dieses Jahres schloß er seine pfarramtliche Thätigkeit ab, und dadurch gewann dieses Fest heuer für die Pfarre und ganz besonders für die beteiligten Kinder eine eigne unvergeßliche Bedeutung.

Die Witwe Sommer hatte nichts gespart, ihre Kinder auch äußerlich des Festes würdig erscheinen zu lassen. Eigentlich hatte der Halbe Engel insgesamt dazu mitgearbeitet, einschließlich von Mademoiselle, die, ihrer calvinistischen Sonderstellung unbeschadet, sich mit Rat und That bei mehreren Schneidersitzungen im Erdgeschoß beteiligte und den beiden jungen Papistinnen als unerläßlichen Brustschmuck zwei künstliche weiße Rosen von mehr als naturgetreuer Schönheit stiftete. Maria war unter ihren Mitkommunikantinnen so ziemlich die älteste und größte. Ihr Körper war auf einen hohen und kräftigen Wuchs angelegt, also in ihrem dermaligen Alter noch auffallend starknochig, die Formen eckig und wenig anmutig. Die Hände standen in den vorschriftsmäßigen weißen Glacéhandschuhen ungeschickt, groß und unschön von den mageren Unterarmen ab. Das volle braune Haar war über der Stirn mit heißem Bemühen weit und glatt zurückgekämmt, mit einem mehr kirchlich als ästhetisch anmutenden Ergebenheitsscheitel gerade in der Mitte, und baumelte hinten in zwei dicken Zöpfen herunter. Die innere Erregung machte ihr Gesicht bleich, den Blick ihrer sonst so lebhaften, großen dunklen Augen fast unkindlich ernst und trübe, und so nahm sie sich unter dem üblichen langen Schleier in ihrem weißen Kostüm sehr unvorteilhaft aus. Ottilie war nach Schnitt und Stoff ganz gleich gekleidet, Ärmel und Taille in unzähligen Parallelfalten und Bäuschchen aufgetollt, was die Modistinnen damals bevorzugten und „bouillonné“ nannten. Aber zu den kleineren, zierlicheren Formen und Bewegungen Ottilies paßte das weiße Unschuldskleid mit der breiten glänzenden Seidenschleife ganz anders. Das weiche, schimmernde Blondhaar hing ihr frei über Nacken und Schultern, in schön gewellten Strähnen, zwischen denen das feine Gesichtchen mit seinen blütenreinen Farben, mit den sanften blauen Augen und dem leisen glücklichen Lächeln um die weichen Kinderlippen wieder einmal dem Engelchenvergleich von Mutter Sommer völlig entsprach. Wie ein lebendiges Sinnbild der Feier selbst leuchtete sie zwischen den Gefährtinnen vor, und die Augen von Georg Felix folgten ihr mit der ganzen wunschlosen Bewunderung des werdenden Malers. Es war nur eine Stimme in der Nachbarschaft, daß die Minoritengasse seit langen Jahren kein „richtigeres“ Kommunionsbräutchen gestellt habe. Die Witwe Sommer selbst empfand in dieser Stunde den

Vorrang der jüngeren Tochter so lebhaft, daß sich ein gewisses Mitleid mit der minder günstig begabten älteren in ihrem Herzen regte und das Gleichmaß der mütterlichen Liebe wieder herstellte.

Abends vereinigte sich der ganze Halbe Engel zu einem kleinen Festmahl in der Sommerschen guten Stube. Mademoiselle bewahrte auch hier ihre mit Liebenswürdigkeit gepaarte zurückhaltende Würde. Die übrigen waren fröhlich und bewegt, jegliches nach seiner Art. Frau Sommer vergoß unter Assistenz von Frau Odendorf angenehme Thränen, und Herr Odendorf schwang sich zu einer Art Rede auf. Das berauschte ihn fast: als sich kurz darauf im Hausflur ein jüdischer Lotteriehausierer sehen ließ, der das Gespräch und Anstoßen der kleinen Christengemeinde vielleicht auf eine bisher übersehene Weinstube gedeutet hatte, ging der seltene Übermut des Armenrendanten so weit, den gemeinsamen Ankauf eines Loses bei den beiden anderen Stockwerken zu beantragen und durchzusetzen.

Vierzehn Tage später kam die Lotterieliste, mit einem Ergebnis, das in Vermischten Nachrichten und billigen Romanen geläufig, im Leben selten und in einer wahren Geschichte nur unter ausdrücklicher Betonung der Wahrheit zu vermelden ist. Das schicksalvertretende Waisenkind an der Glückstrommel hatte wirklich einmal die Kollektivnummer einiger armen Leute herausgegriffen und dem Halben Engel einen Gewinn von zehntausend Thalern verschafft.

Die alten Odendorfs erkannten in diesem Glücksfall mit frommer Sicherheit den Finger Gottes, der sie ermahnte und fähig machte, ihres Sohnes Traum und ihren eignen zu verwirklichen. Georg Felix konnte nun aus eignen Mitteln seine malerische Ausbildung mit Akademie und sogar Reisen nach allen Regeln der Kunst empfangen. Was Mademoiselle mit ihrem Drittel des Gewinnes anfing, blieb zunächst verborgen. Der Sommersche Mammon „gehörte den Kindern“. Denn „bis die Ottilie 'mal so weit is,“ meinte die Mutter ohne nähere Bestimmung oder Vorstellung des „so weit“, „braucht sie noch viel. Die Maria hilft sich schon eher durch, — wenn sie doch partuh Schneiderin werden will, mag sein, dat sie da bald ihr Auskommen verdient. Aber später kann et ihr auch nix schaden, wenn sie ihr' Aussteuer sicher hat; man kann nie wissen, wie et geht, aus Kindern werden schnell Leut',“ — — und sie brach ab, mit gerührtem Schnäuzen sich in eine Zukunftswolke voll rosiger Enkelkindchen versenkend. Immerhin mußte sie es sich gefallen lassen, daß der Zinsertrag einstweilen auch ihr teilweise zu gute kam, in Gestalt eines bis dahin als Luxus verschmähten Dienstmädchens. Besonders Ottilie drang lebhaft darauf, daß sich die Mutter diese Erleichterung endlich verschaffte. „Un et is ja auch leider Gottes wahr,“ sagte Frau Sommer zur Beruhigung ihres Gewissens, „wenn die Maria jetzt aus der Schul' kommt un auf Schneiderin lernt, könnt' sie mir doch in der Küch' un im Laden nich viel mehr aushelfen. Da muß ich mir schon anders jemand nehmen, bloß damit so'n Kind seine Willen hat und sein Gewerb' ordentlich lernt.“

Demnach war es doch eigentlich Marias Schuld, daß sich ihre Mutter nun darauf verwiesen sah, eine fremde Magd mit allem Mägdeärger und sonstigem Drum und Dran ins Haus zu nehmen. Genau besehen, hatte Maria zwar niemals aus sich den Lebenswunsch geäußert, Schneiderin zu werden. Es war ihr einfach wie etwas Selbstverständliches zugeschoben worden, ungefähr wie es in jedem überfüllten Pferdebahnwagen einen Passagier gibt, von dem die übrigen ohne Beratung überzeugt sind, daß gerade er schon so freundlich ist und seinen Platz der nächsten aufsteigenden Dame einräumt. Das Beste war dabei, daß sich Maria in die verschiedene Rollenbesetzung sichtlich mehr und mehr mit heiterer Gelassenheit schickte. Ja, wenn man jeweils die beiden Schwestern auf ihren künftigen Beruf ansprach, so schien sie sich auf die Werkstatt weit mehr zu freuen, als Ottilie auf die bevorzugte Stellung einer allseitig ausgebildeten Dame vom höheren Lehrfach. (Fortsetzung folgt.)

Sonnenaufgang auf dem Wendelstein. Nach dem Gemälde von Carl Ludwig.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Zehn Jahre auf einem schottischen Lehrstuhl.

Von

Dr. Alexander Tille.

(Abdruck verboten.)

Als nach dem Revolutionsjahre 1848 zahlreiche gebildete Deutsche, die den Schwerpunkt ihrer Beschäftigung in litterarischer und gelehrter Thätigkeit suchten, zum Teil freiwillig, zum Teil unfreiwillig ihre ungeeinte Heimat verließen und nach dem britischen Reiche aber nach den Vereinigten Staaten auswanderten, da suchten sie vor allem eine Freistatt. Es war eine Freistatt doppelter Art. Manche schauten nach einer Stätte aus, wo sie wegen vergangener politischer Vergehen aber auch Verbrechen straflos wären, manche nur nach einer Stelle, wo sie die demokratischen Ideale, deren freie Verkündung ihnen die Heimat untersagte, unbeanstandet bekennen und predigen durften; manche suchten beides. Als die Siege aan 1871 zur Aufhebung der politischen Strafen führten, welche am Ende der Märzrevolution ausgiebig verhängt worden waren, und Deutschland sich einte, da kehrte nur eine ganz verschwindende Anzahl ehedem verstaßener Söhne in die Heimat zurück. Viele von ihnen sind nachmals wieder ausgewandert, weil sie sich mit den neuen Verhältnissen schlechterdings nicht zu befreunden verstanden. Wer ein paar Jahre in London, Manchester, Zürich, Bern gelebt hat, der ist auch ein paar solchen Gestalten begegnet, die wir Jüngeren als hoffnungslos hartgesottene Idealogen zu empfinden und zu bezeichnen pflegen. Sie sind über ihre ultrademokratischen Ideale selbst in einem halben Jahrhundert nicht hinausgekommen; zum Teil sind sie feuerrote Socialisten geworden; immer aber finden sie alle ausländischen Einrichtungen unübertrefflich gut und schön und sehen in allem, was daheim besteht und vorgeht, nur Ausgeburten unglaublichster Mißwirtschaft. Aus dem Burenkrieg werden sie nur die Lehre ziehen, eine wie herrliche Einrichtung doch das britische Heer ist. Nicht daß in Deutschlands Grenzen solche Figuren ganz fehlen, die man treffend mit dem Worte „Reichsnörgler" bezeichnet hat, und die oft meinen, daß sie in dieser Eigenschaft eigentlich von Reichswegen eine Pension beziehen müßten — aber draußen haben sie doch ein ganz anderes Ansehen. Da empfinden sie sich selbst als Opfer dieser schnöden Verhältnisse und nehmen es einem noch übel, wenn man das nicht bei ihrer ersten flüchtigen Anspielung darauf ohne weiteres einzusehen vermag; da umgeben sie sich samt und sonders mit dem Heiligenschein des Märtyrertums, tauchen all' ihre Worte in einen melancholischen Ton, wie er nur bei der Weissagung des Weltendes am Platze wäre, und prophezeien seit dreißig Jahren unentwegt für übermorgen den Untergang der deutschen Herrlichkeit. Jedes sinnlose Haßwort, das Friedrich Nietzsche gegen sein Vaterland geschleudert hat, ist ihnen wie Balsam auf ihre Seele. Ja, das ist es: als „Europas Flachland" haben sie das heutige Deutschland schon immer empfunden. Nur das richtige Wort ist ihnen nicht beigefallen. Sie kümmern sich um das neuere deutsche Geistesleben schon längst nicht mehr, aber jedes Natizchen, das ein Londoner Wurstblatt mißverständlich aus dem Vorwärts oder der Freisinnigen Zeitung übersetzt, ist ihnen ein Evangelium. Sie möchten es auf eine Plakatstange kleben und in aller Welt verkünden: so sieht es daheim bei uns aus! Büreaukratie, Polizeiwirtschaft, Militarismus, agrarische Schreckensherrschaft, Religionsverfolgung, Knebelung des freien Wortes — das sind noch die mildesten Worte, die man so ganz nebenbei, wie etwas Selbstverständliches an den Kopf geworfen bekommt, sobald man aus Versehen das Wort Deutschland in den Mund nimmt. Wagt man zu widersprechen, so ist man „auch so einer," „von der Reichskrankheit angesteckt," oder „noch nicht den Reserveleutnantsschuhen entwachsen."

Diese Männer glauben eine weltgeschichtliche Mission erfüllt zu haben. Sie haben nach ihrer Meinung die Welt belehrt, was für hochherzige, selbstlose, idealgesinnte Wesen das deutsche Volk eigentlich bilden, und haben deutsches Geistesleben, auf das sie viel zu halten meinen, in die Welt hinausgetragen und anderen Völkern die Kenntnis der deutschen Litteratur vermittelt. Unter deutscher Litteratur verstehen sie die Revolutionslyrik von 1848. Freiligrath und Kinkel sind die modernsten deutschen Dichter, die sie kennen. Es ist ihnen undenkbar, daß jemand nicht in Thränen zerschmelzen kann, wenn er den Vers hört:

„Zehn Jahre! meine Sehnen sind erschlafft,
Mein Auge kann die Kette nicht mehr sehen;
O zittre nicht! Kaum hab' ich noch die Kraft,
Zwei Schritte bis zum Grabe hinzugehen.
Ein Herr der Welt, und dein ein zahllos Heer! —
Und ich ein kranker Mann, ein Bau in Scherben —
Nein! diese Hand dricht keine Kranen mehr;
Laß, König, laß mich in der Freiheit sterben!"

Sie selbst können Herwegh nicht anders als mit wehmuterstickter Stimme lesen. Ja, das war noch Poesie, das war noch eine Zeit, in der der deutsche Geist blühte! Aber jetzt! „Haben Sie gehört, daß seit der Gründung des Deutschen Reiches auch nur eine nennenswerte deutsche Dichtung erschienen sei?" Ich pflegte darauf meist zu antworten, daß ich über die Litteratur des neuen Deutschen Reiches semesterlang ein vierstündiges

Kolleg zu lesen die Gewohnheit hätte. Nach einer solchen Bemerkung schweift dann das Gespräch auf den sogenanten Militarismus ab.

Wenige von diesen Achtundvierzigern und ihren Nachfolgern — denn die meisten solcher Deutschen, die vor 1860 die Heimat verlassen haben, gehören dieser Gattung an — stehen noch nicht im siebenten oder gar achten Jahrzehnt ihres Lebens. In den neunziger Jahren des Jahrhunderts haben sich ihre Reihen bedenklich gelichtet. Sie alle gehören zur gehenden Generation und haben keinen Sinn für das Denken und Fühlen der kommenden. Kaum jemals hat zwei Generationen eine solche Kluft im nationalen, politischen und sozialen Empfinden getrennt. Wir Jüngeren, deren Geburt oder doch deren früheste Kindheit schon in die Tage des Deutschen Reiches fällt, können uns nicht denken, wie dessen Besitzstand, dessen Kolonien, dessen Flotte, dessen Welthandel, dessen Auswandererscharen, dessen Weltstellung und Ehre einem Deutschen nicht etwas Heiliges sein können, und wenn wir im Ausland leben, dann lehrt uns jener Aufenthalt nicht wie jenen Völkerverbrüderung, Friedenskonferenzen und das Dogma, daß Deutschlands erste Pflicht sei, bei jedem Konflikt klein beizugeben, sondern wir nehmen daraus die Anregung zu dem Wunsche, daß unser Volk endlich darauf denken möge, den vollen Betrag seiner völkischen Kraft in politische Macht umzusetzen. Möglich, daß wir den inneren parteipolitischen Kämpfen Deutschlands nicht diejenige Bedeutung beimessen, die sie in den Augen derer besitzen, die sie durchfechten helfen — aber dafür haben wir die Interessen des Volksganzen wohl so deutlich im Auge wie nur irgend jemand, dessen Fuß auf deutschem Boden steht, und haben für alles, was die Größe unseres Vaterlandes betrifft, ein ebenso begeistertes Herz, wie der nationalste Parteipolitiker. Ein halbes Jahrzehnt in einer englischen Berufsstellung, das habe ich schon für Lieber, Richter und Bebel als heilsame Schule für eine weitere politische Thätigkeit im öffentlichen Leben Deutschlands vorschlagen hören, und vielleicht gibt es kein besseres Mittel, sich den Blick zu weiten und von kleinen Zufälligkeiten und Äußerlichkeiten der politischen und sozialen Verhältnisse abstehen zu lernen als zehn Jahre in einem fremden Lande mit ausgebildetem politischem Leben. Da verschwindet unwillkürlich der Sinn für die kleinen innerpolitischen Fragen, und da tritt mit um so überwältigender Deutlichkeit das große Ganze vor die Seele.

Die jüngeren Deutschen im Auslande glauben nicht mehr, daß sie eine weltgeschichtliche Sendung im Dienste des humanen Ideals zu erfüllen haben. Sie träumen nicht mehr von dem Verdienste, die Welt von der Herrlichkeit und Einzigkeit des deutschen Geistes zu überzeugen, sondern denken, daß das die Sache des deutschen Geistes selbst sei. Sie denken auch nicht mehr an eine Völkerverbrüderung infolge des Austauschens von ein paar Auswanderern. Ja, sie haben gelernt, jeden tüchtigen Mann, der Deutschland dauernd verläßt, als einen Verlust für den heimischen Volksstand und als eine Vermehrung fremder Volkskraft zu betrachten. Sie alle betrachten den Aufenthalt in der Fremde als etwas Vorübergehendes, als etwas, das sicher nicht über die Stätte entscheiden wird, wo sie dereinst die Augen schließen und wo man sie begraben wird. Für den einen mag dieser Aufenthalt länger, für den anderen kürzer dauern. Enden, so meint jeder, wird er für sie alle nach bei Lebzeiten. Darum werden und bleiben auch die Kinder deutsch und wird ihnen zum Teil mit großen Opfern das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Heimat aufrecht erhalten.

Es ist nicht jedermanns Sache, ins Ausland zu gehen oder gar seine geistige Arbeit in den Dienst eines fremden Volkstums zu stellen. Selten geschieht es denn auch in voller Überlegung. Man verläßt die Heimat wie für eine längere Reise, auf ein oder zwei Jahre. Dann aber sieht man sich plötzlich im Ausland im Besitz einer Stellung, auf die man daheim aller Voraussicht nach noch ein Jahrzehnt zu warten haben würde, und bleibt. Dann wird es einem schwer und schwerer, sie aufzugeben, bevor man in der Heimat einen ähnlichen Platz gefunden hat, und dies wieder macht sich aus der Ferne nicht so leicht. Und so vergeht ein Jahr nach dem anderen, und der ersehnte Augenblick der Heimkehr scheint noch immer nicht näher gekommen. Auch politische und wirtschaftliche Dinge spielen in diese Verhältnisse hinein. Das Aufblühen des deutschen Exporthandels hat kräftig für eine Veränderung der Dinge auf diesem Felde gewirkt. Zahlreiche deutsche Exportfirmen in britischen Städten haben einsehen gelernt, daß sich ihr Geschäft von Hamburg aus ebenso gut wie von Liverpool aus betreiben läßt, und sind heimgewandert. Die große Besorgnis, die das Emporwachsen der deutschen Industrie dem englischen Volke eingeflößt hat, hat die Stimmung gegen Deutschland jahrelang so ungünstig beeinflußt, daß sich viele Deutsche in England weniger heimisch zu fühlen begannen. Wenn wie beim Telegramme unseres Kaisers an den Präsidenten Krüger nach dem Jamesonschen Raubzuge diese Mißstimmung als heller Haß gegen den wirtschaftlichen Konkurrenten emporloderte, ward anderen, die lange gezögert hatten, die Freude am englischen Leben denn doch gründlich vergällt und trieb sie zurück übers Meer.

Ich selbst war 24 Jahre alt und war gerade im Begriff, mich zur Habilitation an einer deutschen Universität zu rüsten, als ich, mir selbst im Grunde unerwartet, in Schottland das Katheder zum erstenmal bestieg, auf dem ich seitdem ein Jahrzehnt gestanden habe. Ich war blutjung und hatte doch im Augenblicke in fremdem Lande, in fremder Sprache ein großes Universitätslehramt ganz selbständig und als einziger Vertreter meines Faches zu versehen. Die Überlegung, was ich zuerst zu thun hätte, wurde mir durch die Notwendigkeit erspart, alles zugleich zu thun, die ersten Semester sicherlich nicht gerade zum Vorteil meiner Studenten. Aber die Eigentümlichkeiten der schottischen Universitäten schufen auch da Rat. Es hat eine Zeit gegeben, in der hier die Studenten der philosophischen Fakultät nur im Winter studierten und sich im Sommer ihrer Mehrzahl nach durch Unterricht ihren Unterhalt verdienten. Von dieser schönen Zeit her besteht in Schottland noch die nicht weniger schöne Sitte, daß in den meisten

Fächern dieser Fakultät nur im Winter Kolleg gelesen wird. Wenn der Frühling kommt und auf dem Rosen der Stadtgärten allenthalben die Krokusse abwelken, die im Februar hervorgesprosst sind, wenn der März schließt und der April kommt, dann schließt auch die philosophische Fakultät der schottischen Universitäten ihre Pforten, und ihre Lehrer und Schüler ziehen in die Ferien, um sich Ende Oktober wieder zusammenzufinden und dann für fünf Wintermonate — natürlich mit vierzehn Tagen Neujahrsferienunterbrechung — getreulich bei einander auszuharren. So stand ich im Winter in Schottland auf dem Katheder; im Sommer aber saß ich im Lesesaale des Britischen Museums in London und der königlichen Bibliothek zu Berlin und arbeitete Kollegienhefte aus, und zwar nach dem Metermaße, wie sie eben für den kommenden Winter erforderlich waren. Es ist nicht das Schlimmste für einen angehenden Fachgelehrten, wenn er nicht allzulange nach dem Abschlusse seines Universitätsstudiums gezwungen ist, nahezu sein ganzes Fachgebiet einmal selbständig durchzuarbeiten, um es anderen zu lehren. Wieviel Einzelfragen er auch im Augenblick unerledigt lassen muß, weil die Zeit mangelt, auf sie einzugehen — gerade sein Überblick über das Ganze wird nur gefördert werden, und er wird sich vielleicht jenen universelleren Zug erhalten, der in der wissenschaftlichen Einzelarbeit und Kleinarbeit heute so häufig untergeht — zum Schaden ganzer Fächer und ebenso zum Schaden der Spezialitäten.

Als ich nach Schottland kam, standen die schottischen Universitäten gerade mitten in einer bedeutenden Wandlung, deren Folgen noch heute nicht ganz absehbar sind. Sie waren in Lehrkörper und Verfassung weit hinter der Zeit zurückgeblieben gewesen, und 1889 war eine königliche Kommission zu ihrer Reformierung eingesetzt worden, die bis 1897 tagte, obwohl schon seit 1893 ein großer Teil ihrer Reformbeschlüsse Gesetzeskraft erlangt hatte. Vor dem Beginne der Thätigkeit der Kommission bestand der ganze Lehrkörper der Universität aus etwa dreißig Professoren, von denen jeder ein Monopol für sein Fach besaß. Diese Monopolisierung der Lehrfächer ist auch unter der Neueinrichtung beibehalten worden; nur hat sie durch Spezialisierung der Lehraufträge und durch Ausdehnung der Examengegenstände viel von ihrer früheren Bedeutung eingebüßt. Die britischen Universitäten sind nicht Staatsanstalten, obwohl sie alle Staatszuschüsse beziehen und die Krone überdies einzelne Professoren besoldet. Das Festland weiß eigentlich nur von Oxford und Cambridge; die London University, Durham University, Victoria University (in Manchester, Liverpool und Leeds) übersieht es, und von den vier schottischen Universitäten sind nur Edinburgh und Glasgow bekannt, während Aberdeen und St. Andreas mit Dundee kaum genannt werden. Unter diesen Universitäten Großbritanniens nehmen diejenigen Schottlands wiederum eine eigne Stellung ein, wenn sie auch die Hauptzüge ihrer Verfassung mit Durham, Viktoria und London University, sowie mit der Universität von Wales und den irischen Anstalten gleichen Ranges mit Ausnahme des Trinity College in Dublin teilen. Dem Universitätstypus, den das Festland für das ganze vereinigte Inselreich voraussetzt, dem Typus, in dem die Universität in Colleges geteilt und zugleich der Wohnort der Studenten ist, entsprechen nämlich nur Oxford, Cambridge und Dublin. An allen anderen britischen und irischen Universitäten wohnen die Studenten wie in Deutschland in der Stadt, wenn auch einige von ihnen ein paar private Alumnate, sogenannte Halls besitzen, in denen sich zwanzig bis fünfzig Studenten zu gemeinsamem Wohnen und Speisen zusammenfinden. So ist dem auch in Schottland, und dennoch fehlt den schottischen Universitäten jene Unzahl von halbprivaten Lehrmeistern, die in Oxford und Cambridge die Studenten unterrichten, während dort die Professoren fast nur zu Studienzwecken da sind und jährlich meist nur einen kleinen Cyklus von zehn oder zwölf Vorlesungen halten. In Schottland ist der Professor auch der wirkliche Lehrer der Studenten, soweit er seine Arbeit nicht etwa durch einen besoldeten Assistenten thun läßt, was jedem frei steht. Der Assistent übernimmt dann entweder einen ganzen Kursus von Vorlesungen oder er teilt sich mit dem Professor auch in mehrere solche, so daß jeder von ihnen abwechselnd in denselben Vorlesungskursen Kolleg liest. Das ist nicht gerade ein Vorteil für die Studenten. Denn die Assistenten sind meistens ganz junge Leute, die eben erst ihr Examen hinter sich haben. Da sie meist noch ein oder zwei Jahren in andere Berufe übertreten, so fehlt ihnen auch der Trieb zu einer spezialistischen Ausbildung. Es gehört zu den seltenen Ausnahmen, daß einer auf seinem Fachgebiete eine selbständige wissenschaftliche Arbeit vornimmt. Sie betrachten die Assistentenstelle nur als eine Zwischenstufe zwischen dem Studium und ihrem Lebensberufe, und nur ein kleiner Prozentsatz von ihnen bleibt an der akademischen Laufbahn hängen. Privatdozenten kennen die britischen Universitäten nicht. Ja der britische Geschäftsgeist findet es unverständlich, wie ein Deutscher ohne Gehalt, nur gegen etwaige 100 Mark Kollegiengelder an einer akademischen Lehranstalt seines Heimatlandes viele Jahre lang als Lehrer wirken kann. Sind doch auch in Oxford und Cambridge alle unteren Lehrstellen mit Stipendienträgern, den sogenannten fellows oder Burschen der Colleges, besetzt, die meist sehr erhebliche Einnahmen beziehen.

Unter diesen Umständen war der alte Brauch der Monopolisierung der Lehrämter der einzelnen Gebiete noch ein Glück. Denn dadurch war wenigstens die Gewähr gegeben, daß sämtliche Professoren einer Universität verschiedene Fächer lehrten. Aber auf die Dauer war bei der fortschreitenden Spezialisierung der Wissenschaften mit einem beschränkten Lehrpersonal nicht auszukommen. Eine Anzahl neue Professuren war aber so leicht nicht zu gründen. Denn dazu gehörte Geld, sehr viel Geld. Nach dem Herkommen bedurfte es nämlich zur Gründung einer Professur vor allem einer Stiftungssumme, von deren Zinsen sich der Gehalt ihres Inhabers annähernd bezahlen ließ, wenn auch diese Zinssummen dabei noch von den Kollegiengeldern ergänzt wurden. Diese Kollegien-

gelder sind nun nach deutschen Begriffen ganz riesig — 63 Mark für ein fünfstündiges Kolleg und 42 Mark für ein zweiundeinhalbstündiges. Dazu kommt noch der Umstand, daß der Student, dem es übrigens keineswegs freisteht, die Universität zu wechseln, sondern der bleiben muß, wo er einmal ist, wenn nicht die dort zugebrachten Jahre absolut verloren sein sollen, sich jedes Semester gegen Erlegung von 20 Mark neu immatrikulieren lassen muß. Da aber die Not dazu drängte, das Lehrpersonal zu vermehren, fand man einen Ausweg. Man gründete die besoldeten Dozentenstellen, die im Range etwa unseren außerordentlichen Professuren entsprechen, nur daß sie beträchtlich höher besoldet sind. Das Gehalt schwankt zwischen 4000 und 8000 Mark, während das Gehalt der Professoren, aber, nach deutschem Ausdruck, der ordentlichen Professoren, von 12000 bis 30000 Mark schwankt. Da man hierzu keine Stiftungskapitalien brauchte, sondern die neubestellten Dozenten einfach aus dem allgemeinen Universitätssäckel besoldete, so stellten sich die Kosten für diese Neuerung verhältnismäßig niedrig. So wurde der Lehrkörper der Universität Glasgow in wenigen Jahren auf das Doppelte, ja Dreifache vermehrt, und ein neues Fach hielt nach dem anderen seinen Einzug. Unter diesen waren auch zwei moderne Sprachen, Deutsch und Französisch oder, allgemeiner ausgedrückt, germanische und romanische Philologie, von denen ich seit 1890 das erstere Fach versehen habe. Während es früher Sitte gewesen war, bei solchen Neugründungen immer zuerst Lehrer zu berücksichtigen, die das betreffende Fach auf einer elementareren Stufe in Schulen der betreffenden Universitätsstadt gelehrt hatten, und dadurch das Lehren dieser neuen Universitätsfächer zum Teil selbst auf einer elementareren Stufe festgehalten worden war, ist es seitdem Sitte geworden, meist ganz junge Fachleute aus dem Auslande herüberzurufen und dieselben sich dann in den Lehrberuf einarbeiten zu lassen. Dadurch wird in den meisten Fällen, allerdings nach ein paar Jahren des Experimentierens, ein tüchtiger akademischer Lehrer gewonnen, der auch die höheren Teile seines Handwerks versteht, und die Universität muß dann nur darauf sehen, daß sie sich ihn erhält, was allerdings nicht immer mit der nötigen Umsicht geschieht.

Jahrelang schien es, als ob die Einbeziehung der neueren Sprachen in das offizielle Universitätsstudium keinerlei Einfluß auf dessen Gesamtgestaltung ausüben würde, und ihre Vertreter waren schon auf dem Wege, lebendige Enttäuschung zu fühlen, bis 1898 plötzlich der Bann brach und die Anzahl der Studierenden dieser Fächer emporstieg, während die der alten Sprachen in eine ebenso entschiedene Abwärtsbewegung eintraten. Freilich bedeutet hier ein solcher Zug etwas ganz anderes, als er in Deutschland bedeuten würde, weil die Studienverhältnisse der philosophischen Fakultät ganz anders liegen. In Deutschland bereitet sich der Student dieser Fakultät im Durchschnitt mittelst eines vierjährigen Studiums auf das Doktorexamen und das Staatsexamen vor, das ihm die Thür zu einer staatlichen Oberlehrerstellung öffnet. Durchschnittlich mit neunzehn und einem halben Jahre bezieht er die Universität und verläßt sie mit etwa vierundzwanzig, wobei eine etwaige Dienstzeit im Heere einbegriffen ist. Aus der unendlichen Fülle des Vorlesungsstoffes sucht sich der Fuchs und der Bursche aus, was ihm behagt, und aus dem, was er kennen lernt, wählt er sich wiederum seine Examensfächer. Das ist nun in Großbritannien alles anders. Die philosophischen Fakultäten kennen da zwei verschiedene Examina, die merkwürdigerweise nahezu den gleichen Namen führen. Das eine führt zum Magister Artium schlechthin und das andere zum Magister Artium with Honours, mit Ehren. Um den ersteren Grad zu bekommen, muß man an einer schottischen Universität drei Winter studiert und sieben Fächer vorgenommen haben. Das waren bis 1893 die sieben Fächer der Universitäten des XVIII. Jahrhunderts. Jeder Student ging also durch dieselben sieben Fächer. Seit 1893 ist jedoch eine gewisse Wahlfreiheit eingetreten, indem z. B. nur noch eine alte Sprache obligatorisch ist, während englische Sprache und Litteratur dies nicht ist. Jedes Fach hört der Student in der Regel nur einen Winter. Die Zahl der darin zu haltenden Vorlesungen ist im allgemeinen auf hundert festgesetzt, was bei dem zwanzigwöchigen Semester und bei freiem Sonnabend ein fünfstündiges Kolleg ergibt. Von diesen hundert Vorlesungen muß der Student mindestens achtzig besuchen. Bleibt sein Besuch unter dieser Zahl, so erhält er das Kolleg nicht testiert und muß es, da er zur Anmeldung zur Prüfung das Testat braucht, noch einmal hören und zwar pünktlicher. Am Ende des Semesters macht er dann in der Regel sofort sein Examen in dem betreffenden Fache, und wenn er nach drei Jahren alle sieben Prüfungen hinter sich hat, erhält er seinen Magistergrad. Beim Eintritt in die Universität ist er durchschnittlich achtzehn Jahre alt, verläßt sie also meist schon mit einundzwanzig, wo sein deutscher Vetter eben erst sein Freiwilligenjahr im Rücken hat und sich nun ernstlich an den Kollegienbesuch zu machen beginnt. Nichts ist dem Briten so zuwider wie die Verschwendung der Jugendjahre in nutzlos ausgedehnter Vorbereitung fürs Leben. Wenn man die sechzehnjährigen uniformierten Telegraphenboten, die achtzehnjährigen Mädchen der britischen Postämter, die den gesamten Dienst versehen, die achtzehnjährigen Bibliotheksburschen, die in den großen Bibliotheken die Bücher ausgeben, die achtzehnjährigen Studenten der Rechte, die den Tag über in einem Rechtsanwaltsbureau arbeiten und nur früh und abends eine Vorlesung hören, wenn man sie alle sieht und sich überlegt, daß sie genau dieselbe Arbeit thun, zu der man in Deutschland reife Männer verwendet, dann kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß in Deutschland doch hie und da mit Zeit und Kraft noch nicht so recht haushälterisch umgegangen werde und daß namentlich unser überlanger Vorbereitungsdienst in den studierten Berufen, besonders bei den Juristen, der zum Schaden des Volkes das Heiratsalter begabter Volkselemente bedenklich hoch hinaufrückt, wenig am Platze sei. Immer schwerere Prüfungen, aber für die, die sie bestehen, dann auch baldige lohnende Anstellung, das ist der Grundsatz, den man

hier im ganzen civil service seit Jahren zur Anwendung gebracht, und der auch das ganze britische Universitätsleben zu durchziehen begonnen hat. Dadurch wird am besten einem übergroßen Andrange zum Studium vorgebeugt.

Das Examen „mit Ehren" ist im Grunde ein ganz anderes als das des ordinary de gree in Arts, nämlich ein Facheramen. Statt sieben Fächer nimmt man nur fünf. Dafür macht man aber in zweien derselben, die eine engere Gruppe bilden müssen — wie etwa Deutsch und Französisch, — Englisch und Geschichte, — Lateinisch und Griechisch, — Mathematik und Physik —, einen zweijährigen Kursus durch und legt am Ende in beiden zugleich eine Specialprüfung ab, die ungefähr den Anforderungen für unser deutsches Staatsexamen gleichkommt, während der Magister Artium-Grad schlechthin beträchtlich hinter diesem zurückbleibt, wenn er auch nicht mehr wie früher etwa mit der deutschen Maturitätsprüfung auf einer Stufe steht.

Für einen Studenten ist es im besten Falle möglich, drei Vorlesungen in einem Winter zu besuchen. In der Regel werden zwei seine Arbeitszeit völlig ausfüllen. Denn mit allen Vorlesungen sind Übungen und schriftliche Arbeiten sowie Vorlesungsprüfungen verbunden, an denen der Student teilnehmen muß, wenn er ein Testat wünscht. Die höheren Kurse für den Grad with Honours entsprechen den Seminaren unserer deutschen Universitäten. Sie sind wie diese mit eignen Specialarbeiten der Studenten verbunden.

Weit größerer Nachdruck als beim deutschen Universitätsstudium liegt in Großbritannien auf der praktischen Ausbildung der Studenten. Während eine ganze Reihe deutscher Universitäten noch nicht einmal französische und englische Lektoren haben, verlangt man hier von den britischen Studenten der modernen Sprachen Schreib- und Sprechfähigkeit in ihnen. Man hält aus Grundsatz die sämtlichen litterarhistorischen Vorlesungen auf deutsch und französisch, so daß dem Studenten gar keine Wahl bleibt. Wenn er deutsche und französische Litteraturgeschichte lernen will, so muß er sie deutsch und französisch hören. Man hält die sämtlichen Prüfungen, schriftlich und mündlich, in den fremden Sprachen ab und stellt damit die größte sprachwissenschaftliche Kenntnis falt, wenn sie nicht mit Beherrschung des modernen Ausdruckes Hand in Hand geht. Gerade die Vereinigung des Professors und Lektors in einer Person ist das Wichtige in der Einrichtung. Der deutsche Student betrachtet seinen Lektor naturgemäß als eine seinem Professor unendlich unterlegene Lehrkraft. Der schottische und englische Student aber lernt sein modernes Deutsch und Französisch von demselben Manne, der ihm auch gotische Grammatik und mittelalterliche Litteraturgeschichte lehrt, und hat schon darum für diese praktischen Dinge eine höhere Achtung. Bei der Reform des neusprachlichen Universitätsstudiums in Deutschland, von der so viel zu hören ist, sollte man nicht versäumen, hier den Hebel einzusetzen und Lehrer zu bestellen, die imstande sind, beiden Anforderungen in gleicher Weise gerecht zu werden."

Seit 1893 sind Frauen zu dem Studium in den philosophischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Fakultäten der schottischen Universitäten zugelassen, und in Glasgow studieren bei einer Gesamtzahl von 1700 Studenten zur Zeit 300 Mädchen. Schon vordem bestand ein eigenes College für Frauen, Queen Margaret College, das aber 1893 von der alten Universität absorbiert wurde. Während an den übrigen schottischen Universitäten die Frauen in der philosophischen Fakultät dieselben Vorlesungen besuchen wie die Männer, so hat die Universität Glasgow die Besonderheit, daß sie zur Zeit noch, wegen gewisser Stiftungsbedenken, die die Übernahme des früheren Frauencollege im Gefolge hatte, soweit der gewöhnliche Grad des Magister Artium in Frage kommt, gesonderte Vorlesungen für Frauen aufrecht erhält. In den höheren, seminaristischen Übungen sind beide Geschlechter jedoch vereinigt. Das bringt für den Professor die erfreuliche Aufgabe mit sich, dieselbe Vorlesung an einem Tage immer zweimal zu halten — eine Zeit- und Kraftvergeudung, deren letztes Stündlein aber auch bald geschlagen haben wird. Die Studentinnen bilden ein Fünftel der männlichen Studenten. Das bedeutet aber nicht etwa, wie man in Deutschland vielfach annimmt, daß nun alljährlich hundert Studentinnen die Universität verlassen und in eigne Berufe eintreten, sondern das Universitätsstudium der Frauen dient in den meisten Fällen nur dem Zwecke einer höheren Ausbildung. Etwa zwei Drittel der Abgehenden heiraten binnen der nächsten zwei bis drei Jahre nach ihrem Examen. Das trifft selbst bei den Medizinerinnen zu, die allerdings in der Mehrzahl der Fälle Ärzte heiraten.

Noch ist das Studium an den schottischen Universitäten nicht so spezialisiert wie an den deutschen. Aber es ist bereits deutlich in eine Bewegung mit dieser Tendenz eingetreten. Noch empfindet man die Einheit der Wissenschaft deutlicher als in Deutschland, schon infolge des Umstandes, daß das Lehrfeld des einzelnen Lehrers durchschnittlich ein beträchtlich weiteres ist. Andererseits fehlen dem akademischen Lehrer tausend Anregungen, die ihm im deutschen akademischen Leben daraus erwachsen, daß er einen oder mehrere Kollegen hat, deren Specialitäten seiner Specialität sehr nahe stehen. Ich mußte in Schottland eine Stunde mit dem Blitzzug fahren, um den nächsten Mann zu finden, der eine Zeile Ulfilas übersetzen konnte oder von dem ich mir ein germanistisches Buch leihen konnte, das ich nicht besaß. Dafür war ich allerdings unbeschränkter Herrscher in meinem Reiche, hatte auf dem Gesamtfeld der germanischen Sprachen und der deutschen Litteratur keine Konkurrenz, und konnte, wenn der Frühling kam, alljährlich für sieben Monate übers Meer nach der Heimat ziehen, um die Fühlung mit der deutschen Wissenschaft aufrecht zu erhalten, ohne die die deutschen Dozenten im Auslande völlig verlorene Posten wären.

Während meiner zehnjährigen Lehrthätigkeit an einer der größten britischen Universitäten und in enger Beziehung zu einem festgeschlossenen Berufszweige, in den sonst kein Fremder hinein schaut, habe ich eine wichtige Wandlung im nationalen Leben Großbritanniens mit durchlebt. Als

ich kam, da atmete an der Oberfläche des britischen Volksdaseins nach der Liberalismus aus der Jahrhundertmitte. Seitdem ist er Schritt für Schritt zurückgetreten, und heute steht das gesamte natianale Leben Graßbritanniens im Zeichen des Imperialismus. Die weltwirtschaftlichen und internatianalpalitischen Umstände, die diesen Wandel geschaffen haben, darzulegen, ist hier nicht der Ort. Aber mit dem Vallzug desselben ist ein steigender Haß gegen alles Fremde, namentlich gegen Englands gefährlichsten wirtschaftlichen und valitischen Kankurrenten Deutschland graß gewarden. Als ich davan var einem halben Jahrzehnt zuerst in Deutschland erzählte, hat man mir mit einem ungläubigen Kapfschütteln geantwartet. Dann hat es an einzelnen Ausbrüchen des Hasses nicht gefehlt, sa als nach dem Telegramm unseres Kaisers an den Präsidenten Krüger der Landaner Pöbel hunderte van deutschen Läden zertrümmerte. Schließlich bin ich selbst ein Opfer dieses Deutschenhasses gewarden, der nicht etwa nur von der Times, sandern auch von der gesamten englischen Lokalpresse beharrlich geschürt wird. In England ist der Fremde rechtlaser als irgendwa anders auf der Erde — er ist nur ein halber Mensch. Man setzt für ihn ahne weiteres stets das Ungünstigste varaus, und wenn es sich auf ein noch sa flüchtiges Gerücht, eine noch sa unwahrscheinliche Vermutung stützt. Die Presse ist darin ein vallkammener Ausdruck der öffentlichen Meinung. Während das englische Natianalgefühl infalge der Niederlagen des Generals Buller beim Versuche des Entsatzes von Ladysmith aufs höchste gereizt war und infolge der erzwungenen Freigabe der deutschen Schiffe und der dadurch gestützten deutschen Flattenvorlage sich des ganzen britischen Nardens eine leidenschaftliche Erregung gegen Deutschland bemächtigt hatte, die man in der Landaner Presse freilich nicht verfalgen kann, rateten sich am 23. Februar etwa 300 Studenten in und var meinem Auditarium zusammen und verhinderten mich mit Gewalt am Halten meiner Vorlesung und der Rückkehr nach Hause. Nach der Landaner Presse ist sogar mein Talar zerfetzt, sind meine Kleider zerrissen warden und hat man mich selbst nach dem Flusse Kalvin geschleppt. Davan habe ich aber selbst nichts wahrgenammen, sandern der Auftritt hat sich nur im Universitätshafe unmittelbar var meinem Auditarium abgespielt. Da ich meiner Ansicht nach als Deutscher unmöglich im Lehrkörper einer fremden Universität verbleiben kannte, nachdem ich van ein paar Hundert Studenten derselben aus natianalem Hasse angegriffen warden war, habe ich safart mein Lehramt niedergelegt. Um meinen eignen Zuhörern nicht die Möglichkeit zu nehmen, zur gewöhnlichen Zeit ihre Prüfungen abzulegen, habe ich das Semester ardnungsmäßig ausgelesen. Darauf sind zwar aus dem Kreise meiner Zuhörer und van verschiedenen anderen Seiten alle Hebel in Bewegung gesetzt warden, mich zur Zurücknahme meines Entlassungsgesuches zu bewegen. Ich habe aber alle diese Versuche mit freundlichem Dank für die mir gezeigte Liebenswürdigkeit zurückgewiesen. Diese ist mir dennoch insafern wertvall gewesen, als sie mir gezeigt hat, daß es sich nur um einen Ausbruch des Deutschenhasses und nicht etwa um meine persönliche Mißliebigkeit gehandelt hat. Ich hasse, daß man aus meinem Weggange die Lehre ziehen wird, daß man einem Deutschen nicht ungestraft in falcher Weise begegnen darf. Ich hatte mir meinen Abschied van Glasgaw etwas anders gedacht. Aber auch sa wie er gekammen ist, wird er mir durch den Gedanken versüßt, daß ich dadurch früher als es sanst wohl der Fall gewesen wäre, in mein Vaterland zurückkehre, in dem meine gesamte Arbeit nun doch einmal wurzelt.

Goethe und Ramberg.

Von

Dr. Adolf Mirus.

Mit einer Zeichnung von **J. H. Ramberg.**

(Abdruck verboten.)

In Theodor Körners Elternhause zu Dresden bewegten sich gar manche Autoritäten der Kunst und Wissenschaft als gern gesehene Gäste. In erster Linie Schiller, der langjährige Freund Körners, sowie Goethe, dem der Vater der Frau Dr. Körner, der bekannte Kupferstecher Stock, schon bei Goethes Studentenzeit in Leipzig Unterricht im Radieren und Ätzen erteilt hatte. Auch der Hofmaler Heinrich Ramberg aus Hannover (1763—1840), hervorragend als Historien- und Genremaler, war dort eingeführt. Dieser hatte nach einem längeren Aufenthalt in Rom seinen Wohnsitz in Dresden genommen.

Im Sommer des Jahres 1791 traf Ramberg im Körnerschen Hause mit Goethe zusammen. Hierbei sprach Goethe über seine italienische Reise und erzählte unter anderem: „Als er vor einigen Jahren auf den Trümmern eines alten Tempels in Rom gestanden, sei ihm eine junge Römerin mit einem Kinde auf dem Arm begegnet, über deren Schönheit er geradezu erstaunt gewesen."

Bei der lebendigen Schilderung griff Ramberg, der sich als Schnellzeichner eines besonderen Rufs erfreute, zur Feder und entwarf ein sprechendes Bild, welches Goethe als Wanderer mit dem Stabe in der Hand, ein Skizzenbuch unter dem Arm, der schönen

Goethe und die Römerin. Nach der Zeichnung von J. H. Ramberg aus dem Jahre 1791.

Digitized by Google

Frau gegenüber darstellte. Nachdem die Zeichnung fertig war, überreichte Ramberg dieselbe an Goethe mit der Frage: „War es so?“ Ein gleiches Erstaunen wie beim Anblick der holden Römerin ergriff Goethe über Rambergs Talent.

Die Erzählung Goethes und das umstehend wiedergegebene Bild erinnern an die Anfangs- und Schlußworte von Goethes Gedicht „Der Wanderer“, worin es heißt:

Gott segne dich, junge Frau,
Und den saugenden Knaben
An deiner Brust:
Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Eines Tempels Trümmer
— — — — — — — —
Und kehr' ich denn
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl
Laß mich empfangen solch ein Weib
Den Knaben auf dem Arm!

Goethe hatte, durch diese Zeichnung veranlaßt, an Rambergs Talent ein so warmes Interesse gewonnen, daß er sich mit demselben oft über seine Kunst unterhielt und ihm unter anderem die Aufgabe stellte: „Agamemnon, wie er, von Troja in seine Heimat zurückkehrend, vom Wagen steigt, und wie es ihm unheimlich wird, die Schwelle seines Hauses zu betreten.“ Goethe sprach sich darüber nach Eckermann, Gespräche mit Goethe, Brockhaus-Ausgabe Band I, S. 91, folgendermaßen aus: „Das ist ein Gegenstand der allerschwierigsten Sorte, der bei anderen Künstlern die reiflichste Überlegung würde erfordert haben, als Ramberg schon anfing zu zeichnen, und zwar mußte ich bewundern, wie er den Gegenstand sogleich richtig auffaßte; das ist offenbar ein höchst erfreuliches Talent und zwar ein improvisierendes, das nicht seinesgleichen hat.“

Diese Begegnung mit Goethe hat Ramberg veranlaßt, seiner hohen Verehrung für den Dichterfürsten durch Illustrationen zu einigen Goetheschen Dichtungen, z. B. zu „Faust“, „Die Geschwister“, „Die Vögel“, Ausdruck zu verleihen. Auch manche Originale hat er vervielfältigen lassen, nicht aber das umstehend wiedergegebene Bild, welches daher als ein Unikum dasteht; denn die kleine Zeichnung Rambergs in der Cottaschen Goethe-Ausgabe Bd. III von 1827, die das ähnliche Motiv behandelt und in Kupferstich von Passini dort vorliegt, kann mit dem unsrigen nicht verglichen werden. Von ähnlichen Zeichnungen, mit Feder und Tinte ausgeführt, dürfte hier zu erwähnen sein eine Scene aus Goethes Gedicht „Lilis Park“, weil die darauf ersichtlichen Tiergestalten Personen in Karikatur veranschaulichen sollen, die im Körnerschen Hause verkehrt haben.

Nach Verlauf von etwa 38 Jahren hat Ramberg in Erinnerung an dieses Zusammentreffen in Dresden an Goethe einen Brief gerichtet, welcher sich im Goethe-Schiller-Archiv befindet und uns durch dessen Direktor, Geheimen Hofrat Dr. Suphan, mit der Erlaubnis zur Veröffentlichung vorgelegt worden ist.

Diese Zuschrift von Ramberg an Goethe hat folgenden Wortlaut:

„Der Übersender dieses hatte vor Jahren das Glück, mit dem großen Goethe in der kunstliebenden Körnerschen Familie zu Dresden zu skizzieren und schmeichelt sich, daß es nicht übel aufgenommen werden würde, durch Beiliegendes sich in Erinnerung zu bringen und keinen anderen Zweck dabei hat, als etwas Unterhaltung dadurch zu verschaffen.

Hannover, 3. März 1829.

J. H. Ramberg.“

Welche Zeichnung mit diesem Briefe Ramberg übersendet hat, läßt sich aus Goethes Tagebüchern ebensowenig feststellen, als welche Erwiderung Goethe hat an Ramberg ergehen lassen. Dagegen hat der Direktor des Goethe-National-Museums, Geheimer Hofrat Dr. Ruland, die oben erwähnte Agamemnonzeichnung vorgefunden und dem Verfasser vorgelegt. Diese zeigt den Helden in markiger Gestalt, zögernd am Wagen stehen bleibend, vor ihm Klytämnestra mit lieblichem Antlitz, aber mit gesenktem Blick, außerdem sieben Nebenfiguren. Die Zeichnung trägt Rambergs Unterschrift.

Die in Goethes Gegenwart 1791 aufgenommene Originalfederzeichnung — Goethe und die Römerin — zum Nachlasse des Staatsrats Dr. Körner gehörend, ist an dessen Pflegesohn, Hauptmann a. D. Karl Ullrich, übergegangen. Dieser hat das interessante Blatt dem Goethe-National-Museum verehrt, und Seine Königliche Hoheit der Großherzog Carl Alexander hat die Schenkung unter dem Ausdruck seines Dankes gern genehmigt.

Kirschbaumallee im Frühjahr. (Koganej.)

Japaniſche Blumenfeſte.

Von

Ernſt v. Heſſe-Wartegg.

Mit acht Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Im Reiche der aufgehenden Sonne hat ſich in den letzten Jahren ſehr viel geändert, manche Sitten und Gebräuche ſind der modernen Kultur, der ſich die Japaner ergeben haben, leider zum Opfer gefallen, aber viele nationale Züge und Eigenarten haben ſich dennoch bis auf den heutigen Tag erhalten und werden auch noch für lange Jahre hinaus erhalten bleiben.

Dem Reiſenden in dem herrlichen Inſelreiche des Stillen Oceans wird es nicht ſchwer, dieſe Züge herauszufinden, denn ſie bieten ſich ihm ſozuſagen auf Schritt und Tritt dar. In erſter Linie möchte ich die Liebe der Japaner zur Natur und zu deren ſchönſtem Schmuck, den Blumen, nennen. Nirgends wird dem Blumenkultus größere Liebe, größeres Verſtändnis, größere Kunſt entgegengebracht. — Vom Kaiſerpaare herab bis zum letzten Bettler huldigt alles den Blumen, Männer wie Frauen, Greiſe wie Kinder hegen und pflegen ſie mit der größten Zärtlichkeit. Wohin ich auf meinen Reiſen auch gelangte, überall fand ich die Wohnungen mit Blumen geſchmückt. Im kaiſerlichen Palaſt von Tokio fand ich ſie in koſtbaren Vaſen prangen, in den Holz- und Papierhütten der Feldarbeiter in Bambusgefäßen als einzigen Schmuck der ärmlichen Räume; blieb ich in einem japaniſchen Hotel länger als einen Tag, dann wurden jeden Morgen von zarten Mädchenhänden die Blumen in meinem papierenen Zimmer gewechſelt; die halbnackten Kuli, welche mich in ihren leichten Handwägelchen, den Rickſchas, durch das Land zogen, ſteckten ſich eine Blume hinters Ohr; in den Straßen der Städte wandern Blumenverkäufer, die

ſchöne Laſt in Körben auf eine Bambusſtange gehängt, umher, und kein Bettler iſt zu arm, um nicht für einige „Rin“ — Zehntelpfennigſtücke — eine Blume zu erwerben.

Aber noch mehr: der Kalender der Japaner ſetzt ſich auch heute noch aus Blumenfeſten zuſammen; ſtatt die Monate und Jahreszeiten mit unſeren Namen zu bezeichnen, geben die Japaner ihnen den Namen ihrer Blumen. Mit Blumennamen benennen ſie auch ihre Töchter, und dieſe, wie alle Damen Japans überhaupt, kleiden ſich je nach der Blume, welche zu gewiſſen Jahreszeiten in ihren Gärten vorherrſcht. Zur Zeit der Kirſchblüte tragen ſie Kimonos (ſchlafrockartige Oberkleider), auf welche Kirſchblüten eingeſtickt ſind; ſind dieſe verblüht, dann kommen in der Natur, wie auf den Toiletten Azaleen an die Reihe, und ſo fort, bis der November die herrlichſte Blume Japans, die Chryſanthemum, bringt. Ja ſogar der Wandſchmuck der Wohnräume richtet ſich nach den Blumen. Die Japaner pflegen auf die kahlen nackten Papierwände ihrer Wohnungen Kakemonos zu hängen, lange mit Blumen und anderen Sujets bemalte Papierſtreifen; blühen die Glycinen oder Päonien oder der Lotos, dann werden auch in den Häuſern Kakemonos mit ſolchen Blumen aufgehängt und vor dieſe Vaſen mit friſchen Blüten geſtellt.

Wir Europäer ſind gewiß ebenfalls den Blumen hold, und viele von uns pflanzen und pflegen ſie mit derſelben Liebe wie die Japaner; aber in Bezug auf ihre Zuſammenſtellung ſind wir im Vergleich zu ihnen noch weit zurück, und nur die deutſchen Blumenzüchter befleißigen ſich ähnlicher Sorgfalt. Wie plump und ſinnlos ſind die Sträuße, welche auf dem allwöchentlichen Blumenmarkte rings um die Madeleinekirche in Paris feilgeboten werden! Dutzende von Roſen derſelben Farbe werden dort eng aneinander gequetſcht, und das Ganze wird in einer großen weißen Papiertüte ſteckend feilgeboten! Ein derartiges Unding würde in Japan Entſetzen erregen. Dort wird auch die geſchnittene Blume einzeln und für ſich behandelt, als ſäße ſie noch auf der Pflanze im Garten. Der Japaner legt nicht ſo viel Wert auf den Geruch und die

Ein in der Form eines Schiffes künſtlich gezogener Baum.

Blumenhändler auf der Straße.

Farbe der Blumen ſelbſt, wie auf die Form, das künſtleriſche Zuſammenwirken von Blume, Stengel und Blättern. Sind die letzteren auch weniger ſchön, ſo heben ſie doch durch ihre Zuſammenſtellung die Schönheit der erſteren. Die zarte Kunſt der Behandlung von Blumen, ob lebender oder geſchnittener, gehört in Japan mit zu den ſchönen Künſten, und die Erziehung einer Japanerin wird als unvollſtändig betrachtet, wenn ſie nicht einen Kurs in der Blumenkunſt durchgemacht hat.

Bei dieſer Vorliebe, ja ich möchte ſagen Leidenſchaft der Japaner für ihre herrliche Flora iſt es nicht zu verwundern, daß die Blumen die wichtigſten Sujets ſind, welche in den japaniſchen Malereien und Skulpturen, bei der Ausſchmückung von Bronzen und Porzellanen zur Verwendung kommen, ja daß ſie vom japaniſchen Adel als Wappenbilder gewählt werden. So iſt die Chryſanthemumblüte das Wappen des Kaiſerhauſes, die uralte Fürſtenfamilie der Tokugawa führt drei Ahornblätter im Wappen, die Buddhaſtatuen beſitzen gewöhnlich eine Lotosblume als Piedeſtal.

Und wie bei jedem einzelnen Japaner, ſo äußert ſich die Liebe zu den Blumen im ganzen Lande durch zahlreiche, allgemein gefeierte Blumenfeſte. Wie es bei uns ein Weihnachts-, Oſter- und Pfingſtfeſt gibt, ſo gibt es in Japan ein Kirſchblüten-, Azaleen-Chryſanthemumfeſt. Selbſt zur Neujahrszeit werden die Häuſer in Ermangelung von Blumen mit Immergrün, Tannen und Bambus geſchmückt. Kommt aber der Frühling, dann bringen die wärmeren Sonnenſtrahlen die zarten Knöſpchen der Kirſchbäume zur Blüte, und das ganze Inſelreich iſt bald in das herrlichſte Roſenrot gehüllt, als wären Maſſen kleiner, von der Sonne durchleuchteter Wölkchen vom Himmel herabgeflogen, um für einige Wochen zwiſchen den Baumkronen der Gärten zu verweilen. Wer jemals das Glück gehabt hat, den unbeſchreiblich üppigen Blütenſchmuck der Kirſchbäume in Japan zu ſehen, der wird die Begeiſterung der Japaner gerade für dieſe Blüte wohl begreifen und es natürlich finden, daß ſie die Kirſchbäume nur ihrer Blüten wegen pflanzen, denn die japa-

Zur Zeit der Kirschenblüte.

nische Kirsche ist ungenießbar. Nach der unwirtlichen kalten Jahreszeit wirkt der rosenrote Schnee, in den sich die Bäume hüllen, umso stärker. Die Kirschblüte, und nicht, wie es im Abendlande allgemein geglaubt wird, die Chrysanthemumblüte ist die Lieblingsblume der Japaner.

Schon vor der vollen Entfaltung der Blüten wird in den Tagesblättern Japans über das Fortschreiten derselben berichtet. Depeschen aus allen Teilen des Landes verkünden die Freudenbotschaften, daß hier oder dort die Bäume bereits in Blüte stehen, und unter den Stadtneuigkeiten kann man lesen, daß Prinz Sandscho oder der Premierminister Graf Ito sich für drei Tage nach Nara oder Kioto begeben haben, um die blühenden Kirschbäume zu bewundern!

Endlich prangen auch die Kirschbäume in der Hauptstadt selbst in ihrem unglaublich reichen Blütenschmuck. Wer in der ersten Aprilhälfte die Kirschhaine des Uénoparks oder von Mukodschima an den Ufern des Sumidagawa durchwandert, der sieht dort die riesigen Bäume, hoch wie alte Eichen, mit Blüten vollständig bedeckt, ohne daß noch ein einziges grünes Blatt erschienen wäre; nicht kleine leichte Blütchen, sondern rosenrote blattreiche doppelte Blumen, so groß wie Centifolien. Auf jedem Ast, jedem Zweiglein sitzen sie dicht aneinander gedrängt, kaum daß die größeren Äste sichtbar sind; und dahinter erheben sich die dunkelgrünen mächtigen Kreptomerien, diese schönsten Nadelholzbäume des Orients! Die Blüten hauchen einen zarten Duft aus, fremdartige Vögel singen und trillern in den dichten rosenroten Kronen, die sich in den stillen Lotosteichen wiederspiegeln.

Dann kommt der Kirschblütensonntag, ein Nationalfest der Japaner, dieses Phäakenvölkchens. Über Nacht sind in den weiten Avenuen, ebenso wie in den Seitenwegen und entlang den schmalen lauschigen Waldpfaden, Hunderte und Hunderte von leichten Buden entstanden, in denen kleine putzige Japaner und Japanerinnen allen möglichen Flittertand verkaufen. Jede dritte Bude ist ein Theehaus, in welchem Saké, Reiswein, feilgeboten wird, und Tausende von Familien

mit Kind und Kegel, alle in ſeidene Feſtgewänder gehüllt, luſtwandeln in dem roſenroten Wald, bleiben hier und dort vor irgend einem beſonders prächtigen Baume ſtehen, um ihn mit Kennerblick zu bewundern oder möglicherweiſe Gedichte, ſeine Pracht verherrlichend, an den Stamm zu heften. Jeder Beſitzer eines Gartens hat um dieſe Zeit ſein Kirſchblütenfeſt und verſendet große mit Kirſchblüten gezierte Einladungskarten an ſeine Freunde; ſogar der Hof ladet die Geſellſchaft und das diplomatiſche Corps zu einer Gardenparty ein, welche in den weiten in üppiger Pracht ſtehenden Palaſtgründen des Hama Riku abgehalten wird.

Wer aber das japaniſche Volksleben in ſeiner ganzen Eigenart kennen lernen will, der muß nach Mukodſchima im Südoſten von Tokio. Dort wurden, als noch das Schogunat (Vicekaiſertum) der mächtigen Tokugawafamilie in voller Blüte war, Kirſchbäume gepflanzt, die heute ungeheure Dimenſionen erreicht haben, ſo daß in den weiten Alleen ihre Zweige ſich verſchlingen und einen roſenroten Dom bilden. Dort vor allem iſt der Schauplatz der Hanami, d. h. Familienpikniks, auf welche ſich die Kinder das ganze Jahr über freuen. Schon lange vorher werden von verſchiedenen Familien gemeinſchaftliche Ausflüge vereinbart. Zu Fuß, in Booten oder in langen Reihen von Rickſchas treffen ſie ein, jede Gruppe durch ein gemeinſchaftliches Zeichen erkenntlich; die einen tragen buntfarbige Tücher um den Kopf gewunden, die anderen gleiche Halstücher, die dritten irgend einen bunten Fleck auf ihren Kimonos. Männer, Frauen, Mädchen, Kinder, alle in ihren bunteſten Schlafröcken, durch ebenſo bunte Papierſchirme gegen die Sonne geſchützt, ebenſo bunte Fächer ſchwenkend; auf jedem Boote ausgelaſſene Fröhlichkeit, Geſang, Gelächter, Trommelſchlag und Samiſengezupfe; ein Karneval im blühenden Frühling!

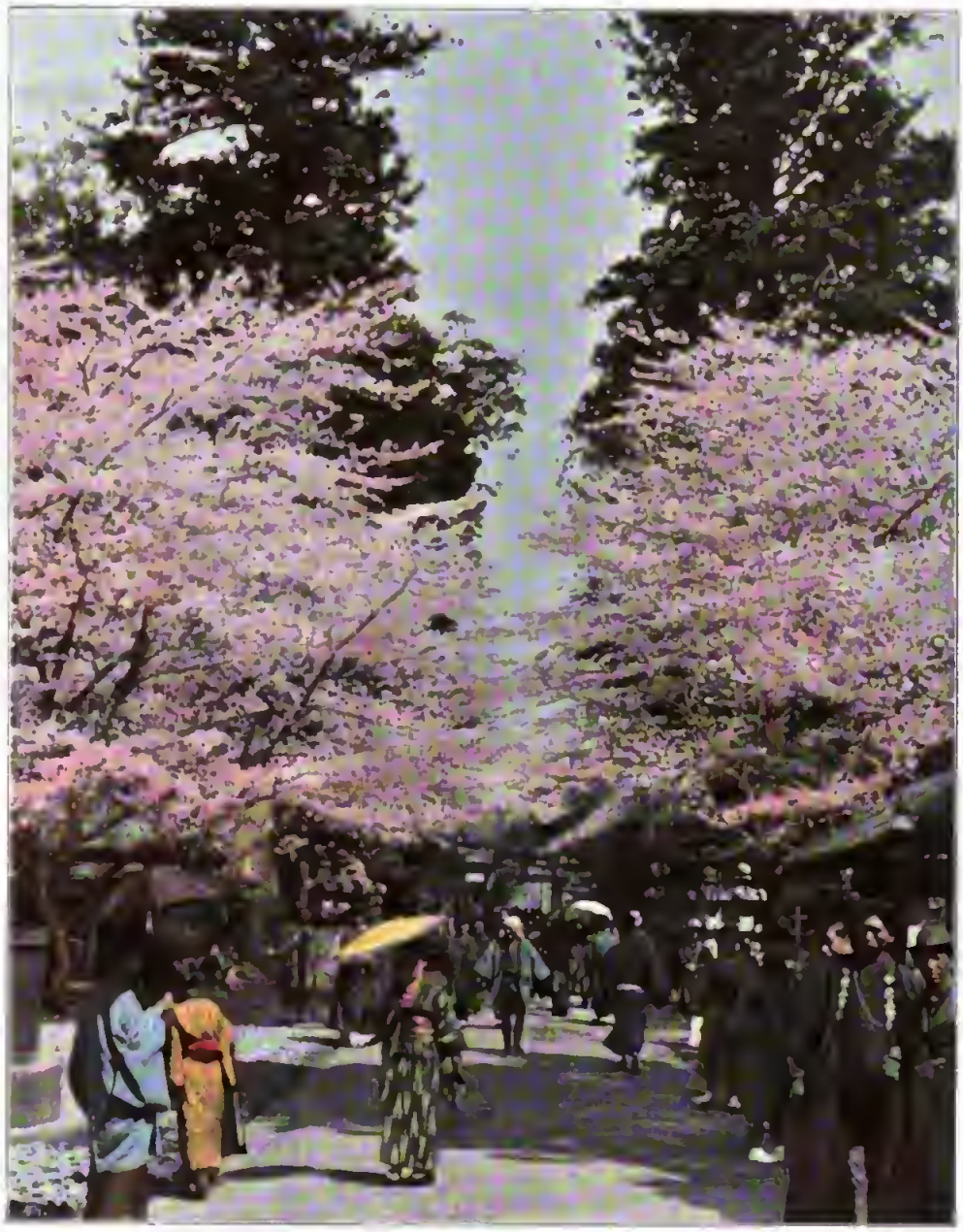
Die Mädchen ſpielen heitere Geſellſchaftsſpiele, Männer tanzen wie Satyre, Poeten ſagen ihre den Bäumen gewidmeten Oden her, Seiltänzer, Akrobaten, Märchenerzähler, Wettringer unterhalten das Volk. Dazu die eigentümlichen langen Gewänder, die fremdartige Landſchaft, ſo daß man ſich ein paar tauſend Jahre zurück verſetzt denken

Die große Glycine im Kameidokloſter.

könnte, mitten in irgend eine Saturnalie des Petronius. Mit dem Einbruch der Dämmerung erscheinen Tausende und Abertausende von buntfarbigen Papierlampions in den Bäumen, auf den Booten im Flusse, rings um die zahlreichen Sakéläden und Theehäuser. Damit ist die Zeit für das Abendbrot gekommen. Im Kreise sitzen die Familien und Gesellschaften beisammen, handhaben lachend, scherzend ihre Eßstäbchen, trinken dazu aus winzig kleinen Porzellanschalen Saké und lassen sich mit Samisen und Gesang unterhalten. Schöne Maiko- und Gaischamädchen in den herrlichsten Gewändern, die Gesichtchen bemalt, das rabenschwarze Haar unter einem Wald von Schmetterlingsnadeln verborgen, tanzen und führen kleine Scenen auf. Am fröhlichsten wird das Treiben, wenn irgend ein plötzlicher Windstoß durch die Bäume fährt, die Blüten entblättert und sie wie rosenroten Schnee auf die ganze Gesellschaft herabfallen läßt. —

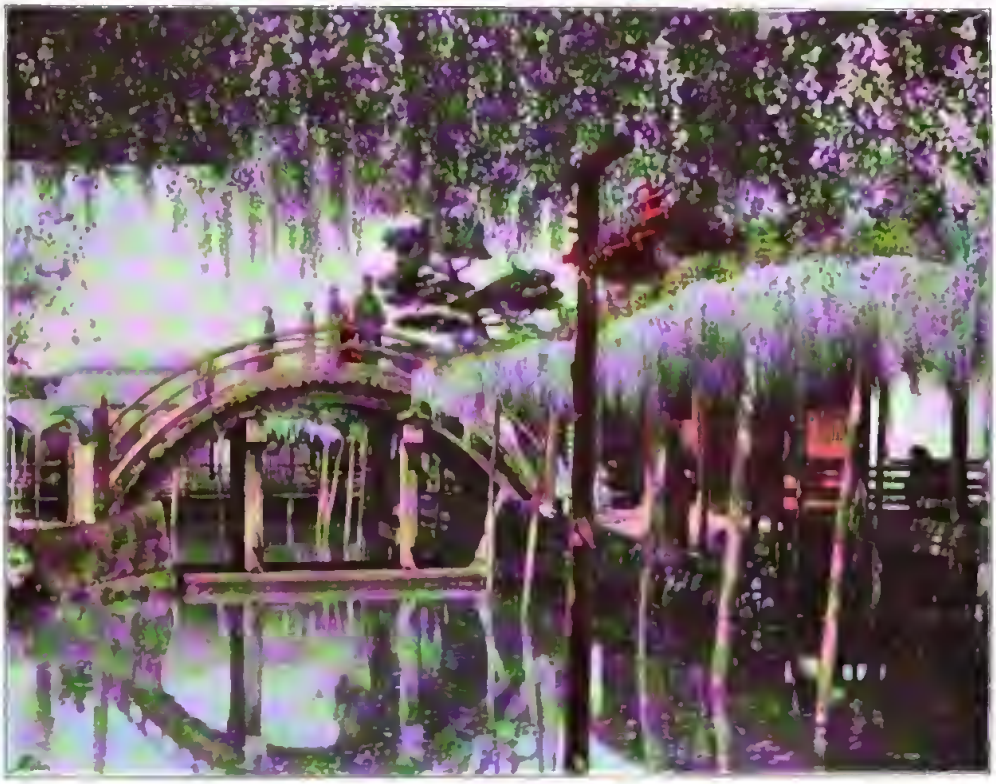
Nur zu bald geht es mit der Kirschblütenherrlichkeit zu Ende, aber an ihre Stelle treten, noch während sie auf den Bäumen prangt, die Azaleen und nur wenige Tage später die Päonien, nicht wie wir sie kennen, sondern wie sie in solcher Größe, Menge und Pracht nur Ostasien besitzt. Ich habe in Japan mannshohe Azaleen- und Päonienbäume gesehen mit Tausenden von Blüten, ja in dem Klostergarten von Hia Hungtien an der Ostgrenze von Deutsch-China bewunderte ich einen Azaleenbaum, dessen Stamm einen halben Meter Durchmesser besaß und dessen haushohe Krone an zwanzigtausend Blüten beherbergen mochte! Die Päonien, in Japan Botan genannt, zeigen sich Anfang Mai in wunderbarer Farbenpracht! Auf sie folgen im Juni die herrlichen, die Teiche und Wassergräben mit einem lila Teppich bedeckenden Iris; wie die Tulpen in Holland, so prangen die Iris hier auf weiten Feldern, mehrere Morgen einnehmend; kommen einige Tage später die Glycinen, auf Japanisch Fudschi genannt, zur Blüte, dann ist in manchen

Im Irisgarten zu Tokio.



Avenue zur Zeit des Kirſchblütenſonntags im Uyenopark zu Tokio.

Gebieten lila die hervorragende Farbe in der Landſchaft. An Wänden der Landhäuſer entlang, an Paläſten und Hütten, auf Theehäuſern und künſtlich errichteten Lauben und Gängen winden ſie ſich in unglaublicher Üppigkeit empor und über die Dächer hinweg; dazu wird bei vielen Häuſern des ärmeren Volkes der Dachfirſt mit Iris bepflanzt, ſo daß ſie im Juni vollſtändig mit lila Blüten bedeckt ſind. Am berühmteſten iſt die dreihundertjährige Glycine (Wistaria chinensis) im Garten des Kameidokloſters, das Ziel unzähliger Wanderer, welche im Frühſommer hierher pilgern, um dieſe mehrere hundert Meter langen blütengeſpickten Ranken zu bewundern. Schattige Laubgänge bildend, Theehäuſer mit einem Blütendach bedeckend, reichen ſie



Glycinen in Blüte.

bis weit in den kleinen See hinaus, in dessen stillem Wasser sich diese lila Blütenpracht wiederspiegelt. Ebenso besucht wie der Glycinengarten von Kameido ist die fünfhundert Jahre alte Glycine in Kasukabe, nordöstlich von Tokio, eine wunderbare Pflanze, deren Ranken rebenartig eine Laube von vierhundert Quadratmetern bedecken.

Für das nächste Blumenfest des Jahres bieten die schönen weißen Lotos den Anlaß, die neben den Kirschblüten und Chrysanthemen die beliebtesten Blumen Japans sind und als Symbole der Reinheit, Tugend und Nützlichkeit bewundert werden: der Reinheit, weil ihre zarten weißen Blüten sich aus dem Schlamm der Pfützen und Moräste erheben, der Tugend wegen ihres leichten balsamischen Geruches, der Nützlichkeit, weil die Samenkörner, die sie enthalten, genießbar sind. Überall in Japan, in den Wassergräben der alten Daimiosschlösser, in Teichen und Seen, Kanälen und Flüssen entlang sind während des Monats August diese schönen großen Blumen zu sehen. In Tokio ist der Schinobadzusee des Uyénoparkes mit ihnen buchstäblich gefüllt, und dann pilgert die ganze Stadt hinaus, um an den kleinen Inselchen und Brücken und Theehäusern diese Blütenpracht zu bewundern. Noch schöner als der Lotossee des Uyenoparkes erschien mir der kleine Teich hinter der Pagode des Schibaparkes; umgeben von mächtigen Kreptomerien schlummert er in deren tiefem Schatten; ein Inselchen mit einem winzigen Tempel erhebt sich aus seiner Mitte, und die Wasserfläche ist so dicht mit Lotosblüten bedeckt, daß man sie für einen großen Teppich halten könnte.

Aber der größte Kultus wird in Japan getrieben mit der letzten Blume des Jahres, der Wappenblume des Kaiserhauses, dem Chrysanthemum. Seit Jahrhunderten ist die Gilde der japanischen Gärtner, von Vater auf Sohn, damit beschäftigt, diese Blume zu veredeln und durch allerhand nur ihnen bekannte Mittel so vielfarbig und vielgestaltig wie nur möglich zu ziehen. Große Vermögen werden in Chrysanthemum angelegt, große Vermögen damit gewonnen. Die Gärtnergilde

in Jokohama besitzt an fünfhundert Gärten, zweihundert Morgen Landes umfassend, in denen sechs- bis achthundert verschiedene Arten von Chrysanthemen gezogen werden! Die Gilde in Tokio besitzt wohl eine noch größere Zahl von Gärten in der Vorstadt Dangozaka, und die schönsten Blumen, die sie das Jahr über zieht, werden gelegentlich des Chrysanthemumfestes in den kaiserlichen Gärten vom Akasaka zur Schau gestellt. Schon diese Gärten allein mit ihren ungeheuren Cedern und Kreptomerien, ihren lauschigen Alleen, grünen Rasen, mit von Tempeln und Kiosken gekrönten Hügeln, ihren Wasserflächen mit Inselchen und kurios geschwungenen Brücken sind Wunderwerke der Japaner, die leider nur wenigen Auserlesenen zu schauen beschieden sind. Staunend durchwanderte ich dies Buen Retiro der Kaiserin, das als passendsten und bezeichnendsten Namen den Namen „Kaiserin Frühling" führt. Diesem großen Park wird im November durch die Kunst der japanischen Gärtner wahre Frühlingspracht gegeben, und wem die Auszeichnung zu teil geworden, von der Kaiserin zu dieser Gardenparty befohlen zu werden, der wird die schwärmerische Leidenschaft der Japaner für die Kaiserblume, Kiku, begreiflich finden.

Nach Zehntausenden müssen die Chrysanthemen zählen, welche hier in der wunderbarsten Farbenpracht erblühen; den besandeten Wegen entlang sind leichte Flugdächer aus Bambusstangen errichtet, verhüllt durch violette Gazevorhänge, auf welchen die weiße kaiserliche Chrysanthemumblüte eingestickt ist. Unter jedem Flugdach sind verschiedene Arten von Chrysanthemen ausgestellt — verschieden in Farbe, Größe, Form und Gestaltung der Pflanze selbst. Manche Blüten sind größer als unsere Teller, je eine auf einer Pflanze mit einem einzigen Stiel, andere mit den zartesten ineinander gerollten Blättern haben das Aussehen großer Schneeballen; wieder andere mit Hunderten von Blättern, die wie lange Haare von den Blüten herabhängen, oder solche, die steif wie bei einer Sonnenrose ringsum stehen. Besonders merkwürdig sind Pflanzen mit einem ganzen Strauß von Blüten bedeckt, jede von einer anderen Farbe; das größte Wunder der Gärtnerkunst aber sind einzelne Pflanzen, welche auf demselben Stiel ein Dutzend Blüten jede von verschiedener Größe und dabei verschiedener Farbe zeigen! — Weiter im Innern des Gartens sind große Flächen buchstäblich mit einem Teppich von Chrysanthemen bedeckt, hier ein weißer, dort ein roter oder violetter Teppich, in welchem jede einzelne Blume genau dieselbe Farbe zeigt, jede genau so geöffnet ist wie die andere, so daß sie gleichzeitig welken und vielleicht an demselben Tage verblühen! Mitten in diesen Beeten erheben sich Riesenpflanzen, die auf ihren zwei Meter und noch längeren Stielen bis zu sechshundert Blüten zeigen! An jeder Pflanze hängen kleine Papierzettelchen mit dem Namen der betreffenden Art in japanischen Lettern, Namen wie „der weiße Drache", „goldener Tau", „Fischers Laterne", „das Federnkleid", oder auch „zehntausendmal mit Gold bestreut" und dergleichen.

Um dieselbe Zeit, wie die kaiserliche Chrysanthemumparty finden auch im ganzen weiten Reiche, hauptsächlich aber in Tokio selbst, Festlichkeiten statt, für welche die Chrysanthemen die Veranlassung sind. Die ganze Bevölkerung, hoch und niedrig, wandert dann hinaus nach Dango Zaka, dem Quartier der Gärtner, dem Schauplatz der fröhlichsten Hanami. Jeder einzelne Gärtner hat dort seine eigne aus Bambusstäben errichtete Schaubude, in welcher er die schönsten Produkte seiner Kunst gegen ein Eintrittsgeld von wenigen Pfennigen zur Schau stellt. Aber hier sind es nicht so sehr die Blüten selbst, als ihre eigentümliche Zusammenstellung zu Figuren und Landschaften, welche die festlich gestimmten Japaner in hellen Scharen herbeilocken. Die Buden sind dementsprechend in einen Zuschauerraum und eine Bühne mit Kulissen eingeteilt, und auf den Bühnen stehen die seltsamen Chrysanthemumfiguren. Alle möglichen Sujets, aus der Geschichte des Landes, der Mythologie und der Gegenwart, Landschaften, volkstümliche Helden, berühmte Schauspieler in ihren Lieblingsrollen, Scenen aus populären Theaterstücken, alles das wird für die Darstellung gewählt, ein ungeheures Panoptikum, wie jenes von Madame Tussaud in London oder Castan in Berlin, nur mit dem Unterschiede, daß die Kleidungsstücke und Trachten ganz aus Chrysanthemumblüten bestehen. Die Gesichter, Hände und Füße werden mit

großer Treue und Lebenswahrheit aus Wachs geformt, die Kleider aber, ebenso wie die einzelnen Landschaftsbilder, ob sie nun Felsen, Berge, Wasserfälle, Tempel, darstellen, bestehen ausschließlich aus Chrysanthemumblüten und -blättern, so kunstvoll aneinander gebunden, daß sie sogar die glatte Oberfläche der Stoffe nachbilden, und dabei sind diese Blüten nicht etwa von ihren Stielen abgeschnitten, sondern lebende Blumen, mit ihren Stielen und Wurzeln! Wer beispielsweise die mit Stickereien bedeckten Kimonos oder die Rüstung eines altjapanischen Kriegers betrachtet, hält das für unmöglich. Besucht man aber Dango Zaka am Morgen, so hat man zuweilen in dieser oder jener Bude Gelegenheit, das Erneuern welker Blumen zu beobachten. Dazu müssen kleine Partien von Blumen losgebunden werden, und dann sieht man, daß diese Figuren aus einem leichten Bambusgestell bestehen, hinter welchem die Pflanzen selbst verborgen sind, die Wurzel sorgfältig in feuchte Erde verpackt, mit den für die Darstellung erforderlichen Blüten oder Blättern zwischen den Bambuslatten hervorgezogen und kunstvoll mit- und ineinander verflochten. Des Morgens und Abends werden die Pflanzen mit Wasser besprengt und erhalten sich, durch das Mattendach der Schaubude gegen die Sonnenstrahlen geschützt, einen ganzen Monat lang, als ständen sie in einem Garten!

Tag für Tag, vom Morgen bis in die Nacht hinein, durchflutet der bunt geschmückte Menschenstrom, allen Ständen und Klassen angehörend, Dango Zaka; die Gärtner und ihre Gehilfen preisen laut schreiend ihre Kunstwerke an, unterstützt durch Gongschlag oder Samisenspiel; Gaukler, Seiltänzer, Akrobaten, Fakire benutzen diesen Zusammenlauf von Menschen, um zwischen den Buden ihre Vorstellungen zu geben; dazu kommt das Leben in den Theehäusern und Sakébuden, alles vereinigt sich zu einem fröhlichen, harmlosen Babel. In manchen Schaubuden stehen Figuren, Götzen und dergleichen bis zu zwanzig Meter Höhe, ganz aus Chrysanthemumblüten, und in neuerer Zeit erhöhen die Gärtner die Anziehungskraft ihrer Kunstwerke noch durch den Phonographen, indem sie ihre Schauspieler oder Kriegerpuppen selbst sprechen lassen.

Dem leichtlebigen japanischen Völkchen gilt das Chrysanthemumfest wie ein Abschied von der schönen warmen Jahreszeit, es ist das letzte der Blumenfeste, und schon deshalb nimmt jede Familie, jeder einzelne bis zum geringsten Bettler daran teil. Sind die Chrysanthemen verblüht, dann erhält die Landschaft nur noch durch die vom Spätherbst rot und gelb gefärbten Ahornblätter Abwechselung, und während die Japaner diese bewundern, zählen sie auch schon die Wochen, die sie von dem nächsten Kirschblütenfest trennen.

Abendgruß.

Guten Abend in der Ferne,
Gute Nacht, Gesellin mein,
Blinkend wachen schon die Sterne,
Und die müde Welt schläft ein.

Hinter Thal und grünem Hügel
Stehen Haus und Lindenbaum;
Doch mich tragen Sehnsuchtsflügel
Sanft in deiner Nächte Traum.

Nun, im stillen Liebeshafen
Laufen meine Schiffe ein,
Gute Nacht, die Welt will schlafen,
Gute Nacht, Gesellin mein!

W. Waetzoldt.

Die fahrenden Schüler des Mittelalters.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

(Abdruck verboten.)

In dem oberbayerischen Alpenkloster Tegernsee hat der Mönch Wernhere jenes berühmte „Du bist min, ich bin din“ aufs Pergament gebracht, das heute in allen Litteraturgeschichten steht. Es ist wohl das anmutigste Verslein von allen Schnadahupferl der mittelalterlichen Bayern gewesen, leider aber auch das einzige, welches übrig geblieben ist. Wir haben nichts, was ihm an die Seite gestellt werden könnte, und was sonst der Alpenjäger sang oder der Klosterknecht, der seinen Einbaum über den Tegernsee ruderte, das ist mit dem nachhallenden Echo der Berge umher schon wieder verklungen. Verschollen gleicherweise ist, was aus der Küche des wohlbestallten Benediktinerklosters von den Stimmen der starken Mägde hinausscholl in den ernsten Gewölbegang, an dem die Zellen der Brüder lagen. Wohl mancher der hochwürdigen Mönche, der diesen Gang daher kam, mag auf kurze Weile stehen geblieben sein, um sich nicht bloß an dem verheißungsvollen Dufte des bratenden Saiblings oder Gamsrückens, sondern ein wenig auch an den frischen Liedlein des herzhaften Volkes zu freuen, zu welchem er schließlich selber gehörte. Aber er schaute sich doch verstohlen um, ob nicht der Blick des Priors oder eines der Brüder sein Stillstehen erspähe. Und wie sollte er erst dazu kommen, dann in seiner Zelle aufzuschreiben, was von dem „geringen Volk“ an weltlichen Leichtfertigkeiten gesungen wurde und ihn in ein etwas seltsames Licht bringen mußte, wenn es bei ihm gefunden ward? Und wer anders kam damals in diese Thäler, der schreiben konnte, als der Mönch? Da ist es unter solchen Umständen immer noch ein hübscher Zufall, dessen wir uns erfreuen mögen, daß wenigstens unseren Bruder Wernhere ein ehrbares Teilchen von dem Minnesängergeiste seiner Zeit, des XII. Jahrhunderts, erfaßt hatte und daß ihm der Klang des Liedleins vom verlorenen Schlüsselein zweier Herzen wie eine liebliche Aufforderung dünkte, es seinem lateinischen Kunstwerke des „Briefes eines Weibes an den Geliebten“ als süßen Epilog anzuhängen. Hätte Wernhere es nicht gethan, wir wüßten kaum oder dächten nicht daran, daß jene damaligen Burschen und Mädchen der Alpenthäler nicht anders waren, als heute, und daß, was ihre einfachen, lebhaften Herzen in Jubel und bangendem Hoffen bewegte, gleich elementar sie drängte, sich durch das Lied zu befreien.

Dagegen ist uns aus denselben bayerischen Bergen, freilich nicht von naiver Volkspoesie, aber aus einem immerhin verwandten und in seiner Art ebenfalls volkstümlichen Sangesgebiet, ein unvergleichlicher Schatz aufbewahrt worden. Und zwar aus einem anderen Benediktinerkloster, das gar nicht weit von Tegernsee entfernt liegt. Das ist das Kloster Beuern, zum Unterschied von so vielen gleichnamigen Orten auch Benediktbeuren genannt, das unter der ragenden Benediktenwand unweit vom Kochelsee seine Stätte hat. Wie Tegernsee im VIII. Jahrhundert gegründet, hat es gleichzeitig mit jenem auch das Ende seines Daseins als Kloster gefunden, nämlich im Jahre 1803, als die große Säkularisation durch Deutschland ging. Seit damals ist das reiche schöne Tegernsee ein bayerisches Schloßgut und das Beurener Kloster mit seinen weitläufigen Gebäuden und Höfen nach mancherlei Wandlungen schließlich zur Wohnstätte bayerischer Invaliden geworden, deren modernes Dasein voll friedlicher Beschaulichkeit in den Zellen und Gärten des alten Klosters, auch nicht fern von einem tüchtigen Bräu, man wohl immer noch dem äußerlichen Dahinleben der alten mönchischen Insassen vergleichen mag. Als nun 1803 die staatlichen Kommissare die Schreine der Bücherei und des Archivs durchstöberten, da kam neben allen Werten an geistigem und realem Gute, die man vorzufinden erwartet hatte, ein Fund ans Tageslicht,

dessen sich niemand versehen hatte. Ein Kodex des XIII. Jahrhunderts war es, ein Buch voller Lieder und Gedichte, von denen nur die kleinere Hälfte geistlichen, das übrige weltlichen, und zwar in verwegenstem Maße weltlichen Inhalts war. Seit dem Mittelalter her bis an jene Gegenwart hatte dieses Buch die mehr oder minder verstohlene Lust der Mönche gebildet. Keine Periode schnöder Gleichgültigkeit und Vernachlässigung hatte es dem so häufigen Schicksale überliefert, mit seinen zerschnittenen Blättern zum Einbinden und Heften jüngerer Bücher zu dienen. Auch kein gestrenger Oberer des Klosters hatte das Odium auf sich zu nehmen gewagt, es zu vernichten, etwa so, wie Karl Stielers Abt die Liebeslieder des Mönches Eliland im tiefen Walde vergraben heißt. Aber — in die Bücherverzeichnisse des Klosters hatte man es lieber nicht eingetragen, und niemals war außerhalb der Klostermauern von ihm erzählt worden, so daß kein Litteraturkundiger davon wußte. Nun stieg es durch die böse Säkularisation vor die profanen Augen von Laien empor, die die eigenartige Beute mit sarkastischem Schmunzeln betrachteten, aber ihren Wert wohl erkannten und sie der Münchener Staatsbibliothek einverleibten, wo der Kodex als Beurener Liedersammlung, Carmina Burana aufbewahrt wird. Seitdem, und zumal seit der vollständigen Veröffentlichung durch Schmeller (in der „Bibliothek des litterarischen Vereins zu Stuttgart", Band 16, Jahrgang 1847) hat das Buch das Entzücken von dichterischen und gelehrten Freunden unseres alten Kulturlebens gebildet und unsere neuere Dichtung mannigfach befruchtet. Ihr Einfluß auf W. Wackernagel, Geibel, auch Fitger, Jul. Wolff, Baumbach und sonstige lebende Dichter, wo er teilweise schon wieder ein mittelbarer sein mag, ist unverkennbar. Und Scheffel nannte die Ausgabe der Carmina Burana, die ihm in seiner Donaueschinger Bibliothekarszeit zur Verfügung stand, sein damaliges Wald- und Feldbrevier; er ist der wichtigste Herold dieser Art mittelalterlicher Poesie geworden. Die in den Juniperus, seine Donaueschinger Dichtung, eingestreuten und den Vorbildern der Carmina Burana nachgeformten Gedichte — ich erinnere nur an das „Silvae nigrae corde toto" beginnende und „Marigutta Springmitdemglas!" endigende — reihen sich im Wohllaut und in der meisterhaften Handhabung des mittelalterlichen Latein ihren Mustern unnachahmlich an. Freilich zu eigentlicher Popularität haben es die Carmina Burana bis auf den heutigen Tag nicht gebracht, so oft auch Männer wie W. Giesebrecht, Ludwig Steub, Paul Heyse und nicht zuletzt der heutige Nachkomme jenes alten Kodex, das Lahrer Kommersbuch, auf sie hingewiesen haben. Es liegt dies trotz all unserer humanistischen Bildung unzweifelhaft daran, daß eben der weitaus größte und wichtigste Teil lateinisch abgefaßt ist. Und zwar in einer so spielenden und kaprieiösen Ausnutzung des Latein, daß es auch mit dem Übersetzen mißlich steht und hierbei nur zum allergeringsten Teile die Wirkungen wiedergespiegelt werden können, die in der Vorlage durch den kontrastreichen Vokalklang der Sprache, den gedrungenen Tonfall der Reime und die zugespitzte Ausdrucksweise erzielt werden.

Das sind die Schwierigkeiten, gegen welche nicht ohne anerkennenswertes Geschick Pernwerth von Bärnstein, der bekannte Kulturhistoriker des Studententums, mit seiner Übersetzung einer ausgewählten Anzahl (Carmina burana selecta, Würzburg 1879) den Kampf aufgenommen hat. Eine selbständigere Nachahmung in deutscher Sprache, die wiederum Scheffel im Gaudeamus vorgenommen hat, veranschaulicht trotz aller dichterischen Freiheit sehr treu das Wesen und den Inhalt des mittelalterlichen Vorbildes. Es wird keine zu große Sünde gegen die Allbekanntheit des „Gaudeamus" sein, wenn wir zur vollkommeneren Vergegenwärtigung — man achte auch auf die Binnenreime — das Gedicht hierhersetzen.

Motto: O liberales clerici
nù merchet rehte wie dem si
Date: vobis dabitur
ir sült lân offen iwer tür
Vagis et egentibus
so gewinnet ir daz himmelhûs
Et in perenni gaudio
alsus alsô, alsus alsô!
(Carmina burana.)

Pfarrherr, du kühler, öffne dein Thor,
Fahrende Schüler stehen davor.
Fahrende Schüler, unstete Kind,
Singen und Spielen, wirbliger Wind.
Eisern die Kehlen, Mägen von Erz,
Goldklare Seelen . . . doch keiner begehrt's.
Kleidung ist dünne, Spreitung ist roh,
Ach und die Minne? . . im Heu und auf Stroh.

Pfarrrherrr, du kühler, öffne dein Thor,
Fahrende Schüler stehen davor.
Franken und Schwaben kennen uns gut,
Luftige Knaben, fräßige Brut.
Müssen uns nähren, Gott es erbarm,
Gleich dem verheerenden Heuschreckenschwarm.
Was wir durchstrichen, Bergflur und Thal,
Alles verblichen, abgegrast, kahl!

Pfarrrrherrrr, du kühler, öffne dein Thor,
Fahrende Schüler stehen davor.
Sparst du den Habersack, knausriger Kropf,
Packen zum Schabernack wir dich am Kopf.
Ziehen die Hosen, den Kuttrock dir aus,
Hangen die losen vor's Fenster als Strauß.
Wer um den süßen Labtrunk uns klemmt,
Der muß uns büßen in Strümpfen und Hemd.

Pfarrherr, du kühler, öffne den Turm,
Fahrende Schüler rüsten zum Sturm!
Ho, ho, heiadihoh!
Avoy, avoy, alez, avanz!
Alsus alsó, alsus alsó!
Ho, ho, heiadihoh, hoh, ho, ho!

Fahrende Studenten waren die Sänger der Carmina burana und darunter auch der hier von Scheffel als Motto vorgesetzten Strophe, Studenten der Kreuzzugszeit, d. h. Clerici. Dies sind nun freilich nicht, wenigstens nicht in erster Linie, die Mönche und die in priesterlichem Amt befindlichen Weltgeistlichen, es sind vielmehr die jungen und werdenden Kleriker. Es gab eben im ganzen bisherigen Mittelalter, welches Laienunterricht kaum kannte, keine Schüler und Studierenden als die, welche Geistliche werden sollten, ein Studierender war ein clericus. Erst mit dem XII. Jahrhundert begann sich dies ganz von ferne zu ändern. Durch die allgemeine Belebung des Verkehrs infolge der Kreuzzüge waren die Rechtsschulen Italiens, voran Bologna und Padua, die seit der Antike her nie ganz untergegangen waren, zu neuem Leben gelangt, ähnlich die Medizinschulen in Südfrankreich und Unteritalien. Seit dem XII. Jahrhundert erhoben sie sich wieder weit über ihre lange Zeit kümmerlich und lokal gewesene Bedeutung hinaus und wurden internationale große Fachschulen, die aus den verschiedensten Teilen des Abendlandes besucht wurden. Indem Friedrich Barbarossa den Umfang seiner kaiserlichen Macht auf das römische Kaiserreich basierte und seine Befugnisse und Kompetenzen durch italienische Rechtslehrer jener Schulen formulieren ließ, gab er den Anstoß zu dem Umschwung, daß in Deutschland neben und vor die von angesehenen Laien aus dem Volke geübte Rechtskunde ein Stand gelehrter Juristen trat, der seine Ausbildung auf den Rechtshochschulen Italiens gewann. Mit anderen Worten: daß nun eine Anzahl clerici auch Rechtswissenschaft studierten. Und ähnlich geschah es auf dem Gebiete der Medizin und der Naturwissenschaften. Die weltlichen Studien griffen um sich und wurden immer wichtiger, aber es gab immer noch keine abgesonderten weltlichen Studierenden. Der Name des clericus deckte Studien verschiedener Art, ganz ähnlich wie zur Zeit, da bei uns die große Idealphilosophie alles beherrschte, und im Nachklang davon noch lange, der Botaniker oder Historiker ein stud. philos. blieb. Dieser Sprachgebrauch von clericus war übrigens nicht etwa bloß eine überlebte Form, wovon man sich nur nicht trennen konnte, sondern hatte seine höchst reale Begründung. Es unterhielt in Deutschland noch niemand Elementarschulen und trug ihren und ihrer Lehrer Unterhalt, als die Kirche. Und auch das beginnende weltliche Studium rekrutierte sich aus denselben Kreisen, aus welchen sich die durchschnittliche untere Geistlichkeit rekrutierte: aus solchen, wo die Mittel der Eltern spärlich waren. Deshalb blieb der Eintritt in jegliches Studium noch abhängig von dem Eintritt in den vorbereitenden Unterricht der Geistlichen.

Es liegt auf der Hand, daß bei dem Fehlen einer solchen Abgrenzung, bei einem derartigen Durcheinander der studierenden Elemente der engere Kreis derjenigen, welche wirklich später Geistliche werden wollten und es in der That wurden, in eine seltsame und gefährliche Vermischung und Verwirrung geriet. Wir erwähnten schon das Wandern von einer berühmten höheren Schule zur anderen. Das Wandern ist nun überhaupt die Signatur des XII. und XIII. Jahrhunderts. Tausende und Abertausende fuhren und zogen ins Morgenland, aber auch sonst rissen die Kreuzzüge die Welt aus der ungemeinen Stillsässigkeit der vorhergehenden Jahrhunderte heraus. Wo alles voll von Leuten war, die Venedig, Konstantinopel, Jerusalem, Akkon, Alexandria gesehen hatten, da packte die Lust, etwas von der Welt zu sehen, auch diejenigen, die nicht gerade zu einer Morgenlandfahrt gelangten. Touristik und Wanderlust liegen im germanischen Wesen, sie erwachen in

unſerer Geſchichte jeweils mit den lebhafteren Zeitſtrömungen. Im Kreuzzugszeitalter wird ein gewiſſes Maß von Wandern und Weltfahrt ſogar zur Vorausſetzung des Anſpruchs auf Standesvollkommenheit und Bildung. Wie Walter von der Vogelweide nicht ohne Betonung ausruft: „Ich han der Lande viel geſehen!“ ſo heißt's im Parzival: „Wer Schildesamt ausüben will, der muß durchſtreichen der Lande viel.“ Und dasſelbe gilt trotz ihrer durchgängigen Mittelloſigkeit von der ſtudierenden Jugend. Der clericus wird zum vagus oder vagans, zum fahrenden Schüler, und auch in ſeinen Kreiſen finden wir das Wandern als unerläßliche Forderung. Solche erhebt z. B. ein Lied, das beginnt: „Nunquam erit habilis“, und das in der Ueberſetzung Pernwerths von Bärnſtein hier mitgeteilt ſei:

Keiner wird was Rechtes je,
Liebe Freunde, glaubt mir's, eh
Er in jungen Jahren
Viel die Welt durchfahren —
Und durchzogen
Und durchflogen
Land und Wogen,
Wo ſie immer waren.

Dann freilich ſchwenkt, ganz vagantenmäßig, das Wandermotiv zum Trinken ab:

Simon kam ins Elſaß d'rein,
Kehrt im Vaterlande ein,
Und die Mönche dorten
Öffnen ihm die Pforten,
Wo ſie Weine,
Weiße Weine,
Rote Weine,
Trinken allerorten.

Durch dieſen Wanderzug der clerici gewann Paris einen außerordentlichen Einfluß auch auf die Fahrenden deutſcher Abſtammung. Dort lehrte um die Mitte des XII. Jahrhunderts Abälard, der kühne Neuerer im Dogma der Kirche, einer der gewaltigſten und populärſten Lehrer des ganzen Mittelalters, und in demſelben Paris entſtand ein Jahrhundert ſpäter aus einer geiſtlichen Schule die erſte eigentliche theologiſche Fakultät, die Sorbonne. Über Paris hinaus verbreiteten ſich die deutſchen Studierenden in die weſtlichſten Teile Europas und waren ebenſo in hellen Haufen an den höheren Fachſchulen Italiens zu Hauſe. Ein belgiſcher Beobachter ſagt: „Die Kleriker ſuchen — außer Theologie — zu Paris die ſchönen Wiſſenſchaften, die Kenntnis der alten Schriftſteller zu Orleans, die Rechtswiſſenſchaft zu Bologna, die Medizin zu Salerno und die ſchwarze Kunſt zu Toledo; nirgends aber,“ fährt er fort, „ſuchen ſie die gute Sitte, denn nach dieſer fragen ſie nicht nur am wenigſten, ſondern vielmehr gar nicht.“

In Deutſchland bezeichnete Salzburg, die Erzbistumsſtadt im bayeriſch-öſterreichiſchen Lande, mit ihrer Stiftsſchule den öſtlichen Mittelpunkt für das Treiben des Vagantentums, und neben den Donaulanden wurden zu deſſen Hauptſtraßen die Ufer des Rheins und der Moſel, wo es weder an Stiftsſchulen, noch an klarem Weine fehlte. Den ſchönſten Lobgeſang als alma mater haben deutſche Angehörige des ordo vagorum dem erzbiſchöflichen Trier gewidmet. Denn als Ordo, als den Orden der Fahrenden, bezeichneten ſie ſich und trugen auch damit einem Zuge ihrer Zeit Rechnung. Das Ordensweſen war die beliebte Form geworden, um der weltlichen Standes- und Vereinsbildung eine gewiſſe Weihe und einen feierlich-religiöſen Anhauch zu geben. Eben daß das geiſtliche Weſen nicht mehr ſo ſcharf umgrenzt blieb, iſt eine Eigentümlichkeit dieſes Zeitalters der Kreuzzüge. Im heiligen Lande waren die „geiſtlichen“, ihrem Weſen nach bald ſehr weltlichen Ritterorden entſtanden. Im Anſchluß an dies Vorbild hatte die geſamt-europäiſche Ritterſchaft begonnen, ſich als eine große Gemeinſamkeit und Korporation, als einen unſichtbar organiſierten Orden zu betrachten und zu fühlen, man ſprach von dem ordo equestris, welcher die zur Ritterſchaft Berechtigten umfaſſe und durch das Abzeichen von Gürtel und Goldſporn kennzeichne. Dieſen Neubildungen und halben Fiktionen tritt der ordo vagorum zur Seite und beginnt ein nicht minder lebhaft ſich gebarendes Standesgefühl zu entfalten. Ein Standesgefühl freilich, das in vielen ſeiner Züge und Bethätigungen nicht ſympathiſch ſein kann. Dieſer Vagantenorden war an ſich eine Parodie, und das haftete ſeinem Weſen, ſeinen Grundſätzen an und blieb beſtimmend. Es fehlte von vornherein der Ernſt; es war niemals auch nur verſuchsweiſe die Rede von Tugenden und Sitte, Zucht und Regel, wie ſie der ordo equestris anſtreben wollte und wie ſie mancher Ritter ſich in treuer Redlichkeit zum Ziele ſteckte. Innerhalb einer Parodie iſt für derlei kein Raum.

Nur Übermut, nur Nachahmung und Rivalität gegenüber alle dem, was am Ritter- und Minnewesen minder ethisch und erfreulich ist, machen sich breit, und zum Ordenspatron erheben die Vaganten den Goliath oder Golias, den ungeschlachten Feind des auserwählten Volkes, der als solcher angesichts der dem alten Testamente eingeräumten Stellung nicht ohne den Beigeschmack sein konnte, eine Art Schildträger gegen das Christentum zu sein.

Es gibt Zeiten, wo das Studententum, um so mehr, je reichlicher es sich aus minder gut fundierten Schichten ergänzt, förmlich schwelgt in dem Hochgefühle catilinarischer Existenz und in aller Zügellosigkeit, Menschen- und Sittenverachtung, die eine derartige Stimmung im Gefolge hat. Wir beobachten das an gewissen Bestandteilen des Humanismus um die Wende des XV. und XVI. Jahrhunderts, dann besonders im XVIII. Jahrhundert, zur Zeit, als Zachariä dieses Treiben in seinem „Renommisten" wiederspiegelte. Mit den Vaganten der Kreuzzugszeit, den Goliarden, wie sie sich nach ihrem Schutzpatron gerne nannten, vermag es keine dieser jüngeren Perioden aufzunehmen. Niemals ist die Unstätigkeit, das Renommieren mit Mittellosigkeit, Zechprellerei und Pump, mit Abgerissenheit, zerfetzten Kleidern und zerlederten Schuhen, das wüste Nichtsthun, das Hausen hinter der Hecke, die Zigeunerliebe und jegliche Frivolität so dreist proklamiert worden, als in den Liedern dieser Parias des Klerikerstandes, das rücksichtslose corriger la fortune mit jeglichen Mitteln, die Respektlosigkeit gegen jedes Gesetz, die geschwundene Scheu vor Gott und Menschen, Obrigkeit, Eigentum, der verlorene Begriff von Ehre und Schande. Auch das Studium wird ganz Nebensache. Als eine wahre Heuschreckenplage durchstreifen sie bewaffnet die Lande, der Schrecken der Bauern durch ihr gewaltsames Betteln, ihre regelrechte Diebeskunst gegenüber Gänsen und Schinken im Rauchfang, aber auch die Not der Priester, von denen als besser situierten Standesbrüdern — um nicht zu sagen, ihren „alten Herren" — sie Herberge und Trank begehren und in deren Gottesdienst einzudringen sie sich nicht scheuen, um an den heiligen Orten die schimpflichsten Possen zu treiben.

Dies ist der wenig erfreuliche Hintergrund, von dem sich die Lieder des alten Beurener Kodex abheben oder vielmehr nicht abheben, sondern dem sie entsprechen. Diese Vaganten sind schlimme Gesellschaft, so wie sie's treiben und mitmachen, die einen mit Hingabe, die anderen nur gedankenlos. Aber es sind doch auch wieder junge frische Gesellen, die aus engster Bevormundung plötzlich in die fast absolute Freiheit hinauskommen, die schöne Welt sich ihnen erschließen sehen und die von einem Souveränitätsgefühl des Aufsichgestelltseins ergriffen werden, welches zwar eben einen Teil jener Unerfreulichkeiten zeitigt, aber trotzdem an sich ein Stück Lebenspoesie ist. Und so ist auch auf diesem dornigen Busche der Unbändigkeit und der Zigeunerromantik manche wilde Rose echter Poesie, manch Lied von unvergänglichem Zauber erblüht.

Nun weisen bei manchen der Carmina burana deutliche Bezüge darauf, daß sie deutschen Ursprungs sind, nämlich schwäbischen und vor allem bayerischen. Wenn das Wort gilt: „Frisia non cantat", so könnte nicht minder gesagt werden: „Bavaria cantulat." Volkslied, robuste Sangesfreude, juchzender und jodelnder Gefühlsausbruch, witzige, kecke Reimimprovisation in kurzgebauten Zeilen, wie sie noch heute zwischen diesen Bergen ertönen, alles das erkennen wir hier für mittelalterliche Zeit ganz ebenso vorhanden, und mögen ihre Bethätigungen in ein ganz oder halb lateinisches Gewand gehüllt sein, so sind sie darum doch ein Stück der deutschen Litteraturgeschichte. Auch sie gehören zu dem Kreise dessen, was unsere Dichtung dem bayerisch-österreichischen Stamme verdankt, der, wie kein anderer, von Walter von der Vogelweide und von dem Dichter der Nibelungen an an unserer mittelhochdeutschen Poesie beteiligt ist. Und abgesehen von der lateinischen Sprache ist kaum ein Unterschied zwischen dem, was man in Benediktbeuren gesammelt hat, und den kecken Liedern in der „Törperweise", die der bayerische Landsmann Neidhart von Reuenthal von seinen Erlebnissen unter der Dorflinde und bei den bäuerlichen Festtagstänzen dichtete und die er, ganz wie es der eifersüchtige Ritterhaß der clerici that, der höheren Minne und dem Frauendienste der höfischen Sänger gegenüberstellte.

Übrigens sind die Carmina burana keineswegs ohne ernsten Inhalt. Wie in unseren

Kommersbüchern das vaterländische und das Weihelied voranstehen und dann erst über die heiteren Lieder des Verbindungswesens, des Weines, des Wanderns und des verliebten Studententraums hinweg die Sammlung zu allerlei Schwank und den burleskeren Schöpfungen der Fidulität gelangt, ganz entsprechend beginnt der Beurener Kodex mit einem sehr ernsthaften Teil, worin sich kirchliche Weihegesänge mit Gedichten vereinen, in denen das Wesen des Papsttums, die Habsucht der römischen Kurie, die Engherzigkeit und das Wohlleben der oberen geistlichen Herren, überhaupt der regulären Geistlichkeit, eine überaus herbe Beleuchtung erfahren. In Opposition steht auch dieser Teil. Die Dichter dieser scharfen Invektiven fühlen sich dem herrschenden Klerus nicht eigentlich zugehörig oder, soweit dies doch der Fall ist, lehnt sich ein enttäuschter Jugendsinn der darbenden Anfänger noch gegen den allgemeinen Mammonismus der Kirche auf, den gerade sie Gelegenheit haben, aus intimerer Nähe zu beobachten.

Auch über den Kreis der angegriffenen Geistlichkeit hinaus sind diese Satiren und Zeitgedichte zum Teil von pikantestem socialem Interesse. Von der Macht des „Pfennigs" über einflußreiche Hofdamen und gekrönte Häupter werden unverblümte Dinge gesagt, die die Zeitungen unserer besser erzogenen Gegenwart allerhöchstens über einen abgedankten König von Serbien anzudeuten sich herausnehmen würden.

Dann aber, nach diesen bitter ernst gemeinten sittenpredigenden Ergüssen geht, wie der Mensch nun einmal und der Student im besonderen seine zwei sich oft wunderlich vertragenden und ergänzenden Seiten hat, auch in diesem Buche der Vorhang des Satyrspiels auf, und es folgen die drei Abteilungen, welche ihr originaler Titel genugsam kennzeichnet: amatoria, lusoria, potatoria — Liebeslieder, Spieleomment und Trinkgesänge. Und hier geben denn ihre Urheber sich selber ebenso dreist und schonungslos, wie sie vorher im Angriff und in der Kritik sich gezeigt haben. Dies ist wahrhaft eine Dichtung ohne Phrasen. Der Übermut, die Verwilderung, die Frechheit des Vagantentreibens sprechen sich ebenso unverhüllt aus, wie der Katzenjammer, der nicht fehlen kann. Und mit derselben Realistik klingen die lokalen Bezüge hinein. Auch das ist eine Art Naturalismus und Modernität, wie sie ihr Latein mit den lebenden Sprachen verschlingen. Außer Stücken lateinisch-französischer Mischpoesie, die die Parisfahrer heimbringen oder womit sie als weit herumgekommene Leute, welche Französisch verstehen, ihre eignen Erzeugnisse schmücken, finden sich solche, die lateinisch und deutsch abwechseln.

Von den Verfassern der Lieder ist im Codex buranus keine Rede. Doch kennen wir einige zufällig aus anderen Quellen und weil ihre Dichtungen nicht ausschließlich in der Beurener Sammlung stehen. Von diesen ist als wichtigster zu nennen der Archipoeta, der Erzpoet, welchen Namen ihm die Vorliebe der Goliarden für Vertauschung des Taufnamens mit selbsterfundenen Übernamen — ebenfalls ein nicht bloß goliardischer Studentenbrauch — beigelegt hatte. Er war ein Schwabe, ein Landsmann des hohenstaufischen Kaisers, und dessen großer Kanzler Reinald von Dassel nahm ihn in den sechziger Jahren des XII. Jahrhunderts mit nach Italien, damit er die Thaten Friedrichs im Heldengedichte feiere. Hierzu freilich ist dieser Obergoliarde trotz aller Vorschüsse, die er empfing, niemals gekommen. Dafür aber hat er eine Reihe klassischer Selbstbekenntnisse des Vagantentums gedichtet, aus deren einem das allbekannte, in seiner Schwelgenlust förmlich daherbrausende „Meum est propositum in taberna mori" ein zusammengedrängter Auszug ist. Von ihm stammt auch das gewissermaßen programmatische, immerhin noch gemäßigte „De vagorum ordine", das ich wiederum im Anschluß an eine Übersetzung Pernwerths von Bärnstein hierhersetze und das freilich durch jede Übertragung, wie schon Giesebrecht bei einem Versuche empfand, nicht minder „an Fülle und Kraft, wie an Leichtigkeit und Zierlichkeit einbüßt".

Seit der Ruf ins Land erging:
„Ziehet in die Welten!"
Treibt herum sich, wer als Pfaff
Und als Mensch will gelten,
Der Levit von seinem Dienst
Wird zum Überläufer,
Alles drängt zu unserm Bund,
Dem des Heils, voll Eifer.

Bundesregel ist: „Versucht
Euch in allen Dingen!
Unser Leben spähe aus,
Wem es mag gelingen;
Schlechten Pfaffen lasset uns

Traumverloren. Nach dem Gemälde von Hans von Bartels.
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Digitized by Google

Haß entgegenbringen,
Die der Habſucht niedrer Sinn
Hält in ſchmutz'gen Schlingen."

Bayern, Donaumärker ihr
Aus des Oſtens Staaten,
Wer ein Frohgeſelle iſt,
Sei zum Bund geladen;
Hört die neue Satzung an,
Auf die wir euch laden:
Untergang dem Geize; fern
Bleib' er unſern Pfaden!

Du, Miſericordia,
Sollſt den Schild uns zieren,
Alt und Jung zum Zeugen deß
Laßt uns recipieren;
Reich und Arm und alle laßt
Uns zu Brüdern küren,
Die der Mönche Muckertum
Wies von ihren Thüren.

Mönche werden, ſamt Tonſur,
Bei uns aufgenommen;
Prieſter, die beweibt, zu uns
Mög' das Pärchen kommen;
Lehrer, ſamt den Schülern: Pfaff,
Der du ſpielſt den Frommen;
Flotter Schüler, du zumeiſt: —
Seid uns all' willkommen!

Unſer Bund, der recipiert
Brave Kerls und ſchlechte.
Ob entnervt und lahm, ob noch
Kraft in dem Geſchlechte;
Ob ſie Jugend blühend ſchwellt,
Ob ſie Alter ſchwächte;
Ob ſie kalt — ob Venus Dienſt
Sich an ihnen rächte,

Ob den Krieg ſie ſchätzen mehr,
Ob des Friedens Bahnen,
Böhmen, Deutſche, Slawen ſind,
Oder auch Romanen,
Mittel- oder rieſengroß,
Oder Zwerggeſtalten,
Ob ſie kriechend oder ſtolz: —
Alle ſein behalten!

Orden du der Fahrenden,
Deinen Brauch laſſ' ſchreiben;
Edel iſt der Brüder Schar,
Süß ihr Thun und Treiben,
Die beim fetten Braten ſich
Mehr die Hände reiben,
Als wenn ſie beim trocknen Korn
Müßten ſitzen bleiben.

Orden wird ja unſer Bund
Voll mit Recht betitelt,
Der für ganz verſchied'nes Volk
Unterſchlupf vermittelt;
Zweifel bietet ſein Geſchlecht
(So wird klug gekrittelt),
Da er Weſen kunterbunt
Durcheinander ſchüttelt.

Streng verbeut der Orden uns,
Früh zur Meſſ' zu gehen;
Früh da wimmeln in der Luft
Kobold noch und Feen —
Und den tollſten Hexenſpuk
Müßt' das Aug' da ſehen,
Wer da aus dem Bette ſtieg',
Der müßt' nichts verſtehen!

Streng verbeut der Orden uns
Früh die Kirchenmeſſen;
Aus dem Bett und gleich zur Schenk',
Fröhlich hingeſeſſen,
Dorten tüchtig Wein gezecht,
Hühner auch gegeſſen, —
Her die Würfel! keine Furcht
Soll die Bruſt uns preſſen!

Streng verbeut der Orden uns,
Zweifach Kleid zu tragen;
Haſt du einen Rock, dann kannſt
Du's ſchon rühmend ſagen;
Deines Mantels haſt du längſt
Dich im Spiel entſchlagen,
Und der Gürtel, ha, der folgt
In den nächſten Tagen.

Mit den kleinen Kleidern halts,
Juſt wie mit den großen:
Trägſt du noch ein Hemd am Leib,
Brauchſt du keine Hoſen;
Haſt du keine Stiefel mehr,
Thun's die Schuh', die loſen —
Und wem dieſes nicht genügt,
Der ſei ausgeſtoßen!

Keiner gehe nüchtern je
Fort aus Kneip' und Keller,
Wer kein Geld hat, fordre keck
Von des Reichen Teller;
Einen Haufen Gold gewinnt
Oft ein einz'ger Heller,
Spielt mit ihm ein Pfiffikus,
So ein alter, ſchneller.

Keiner gehe auf der Reiſ'
Schlechtem Wind entgegen,
Laſſ' durch Not zu trübem Blick
Jemals ſich bewegen;
Blicket keck, als ob ihr Rat
Wüßtet allerwegen,
Denn es folgt auf Ungemach
Allzeit Glück und Segen!

Und die Stimm', wohin ihr kommt,
Müßt ihr laut erheben,
Richtend ob der Sitten all'
In der Menſchen Leben:
„Schlechten — Fluch, und Guten — Lob,
Wie verdient, zu geben
Und zu ſondern Gut und Schlecht:
Drauf zielt unſer Streben!"

Iſt aber unter den lebenden der Archipoet der am meiſten gefeierte und nachgeahmte geweſen, ſo iſt doch Ovid der oberſte Meiſter. Durch jegliche Blätter des Codex buranus blickt es hindurch, mit welchem Feuereifer ſeine Liebesgedichte und daneben Vergil, Horaz, Juvenal geleſen wurden. Ihr ganzer Geſtalten- und Vorſtellungskreis erlebt bei dieſen Vaganten ſeine Auferſtehung, iſt ihr

tieferer Bildungsfond, das Liebſte, was ſie aus der Kloſterſchule davongetragen haben. Mit Ovidiſchen Maskierungen verkünden ſie, nicht ohne Humor und Grazie und unter Keckheiten, die ihres Vorbildes und Meiſters würdig ſind, ein lautes und beſtändiges: Alles, alles darfſt du lieben. Wenn jemandem, ſo gehören die Liebe und die Mädchen dem Kleriker, nicht dem täppiſchen Bauernſohn, aber auch nicht dem eingebildeten Ritter. Gerade auf dem Liebesgebiet treibt der Neid und Ärger über den goldſporigen ordo equestris ſeine augenfälligſten Blüten, und die Vergleichungen zwiſchen beiden Ständen gipfeln am entſchloſſenſten in einem Gedichte, wo Phyllis und Flora ſich im Frühlingsſpaziergang ergehen und am blumigen Rande eines Bächleins ſich niederſetzend über die Vorzüge beider Arten von Liebhabern disputieren. Natürlich kommen die verliebten Schönen als zwei rechte Frauen mit ihrem Disput nicht zu Ende, und ſchließlich muß Amor ſelbſt vor dem Minnehof die Entſcheidung fällen, daß der weibliche Anwalt des Ritters auf der ganzen Linie als geſchlagen zu betrachten und Aphroditens rechter und untadeliger Turnierkämpe der clericus ſei.

Dieſer Minnehof freilich, wo Amor von Chören ſchöner Mädchen umgeben thront, ſieht eher troubadourmäßig und provençaliſch aus, als deutſch. Und ſchon Gieſebrecht, der den Einflüſſen aus Frankreich in den Vaganteudichtungen nachgegangen iſt, hat erwieſen, wie auch die Renommagen der clerici mit der Freundſchaft öffentlicher Dirnen vornehmlich an den franzöſiſchen Schulen florierten, und Beiſpiele beigebracht, daß berühmte theologiſche Lehrer Frankreichs in älteren Jahren bereuten, ſich in ihrer Jugend allzuſehr auf derartiges eingelaſſen zu haben. Wenn übrigens ſo in den franzöſiſchen Beſtandteilen der Beurener Samlung die Courtiſanenverehrung überwiegt, ſo handeln die deutſchen Beiträge im ganzen mehr vom Trinken. Und wenn ſie von Liebesgeſchichten erzählen, ſo weiſen dieſe — ich will nicht ſagen, daß dies nun löblicher ſei, aber doch naiver und nicht ſo allerweltslaſterhaft — in die ruſtikale Sphäre. Hier ſind die Heldinnen zumeiſt die derben Landfahrerinnen, die ſich an einzelne Goliarden hängen, oder Mädchen, die an die Törperabenteuer des Neidhart von Reuenthal erinnern.

Selbſtverſtändlich treten uns bei einem derart ſieghaften Standesgefühl in der Regel die raſch beglückten Liebhaber entgegen. Verliebtheit, Verheißung, Erfüllung, aus Wahrheit und Dichtung durcheinander gemiſcht, ganz wie bei den Minne- und Tageliedern der höfiſchen Sänger auch, nur dreiſter. Aber wir finden doch auch Verſe, wo mit der Selbſtpreisgabe, die eben das Weſen des Goliardentums ausmacht, die empfangenen Körbe voll luſtiger Ironie berichtet werden. Unter den derartigen Stücken iſt eines kulturhiſtoriſch vielleicht nicht ohne ein ganz beſtimmtes Intereſſe, das Gedicht, in welchem eine rüſtige Schäferin die Werbung des Klerikers mit der Begründung zurückweiſt, ſie ſei eine Schwäbin.

Quae respondet verbo brevi:
ludos viri non assuevi,
sunt parentes mihi Svevi!

Benediktbeuren liegt von der ſchwäbiſchen Volksgrenze wenig entfernt, und das eigentümliche geographiſche Gebilde in dieſen Gedichten „Lyciſarien“ (d. h. die Gegend zwiſchen Lech, Licus, und Iſar) grenzt direkt an den Teil von Schwabenland, der erſt ſeit 1805 mit Bayern verbunden iſt. Sollte in dem Verslein ein Fingerzeig gegeben ſein, daß die Volksgrenze in mittelalterlicher Zeit eine gewiſſe Sittengrenze bezeichnete? Daß die unfraglich größere Bedachtſamkeit und Ehrbarkeit des Schwabenſtammes gegenüber der unbekümmerten Robuſtheit bajowariſcher Sinnenfreude nicht erſt ein Erzeugnis jüngerer kulturgeſchichtlicher Sachlage ſei?

Übrigens, tönt nicht das ſchwäbiſche Idiom mit ſeinem ureigenſten Tonfalle ſelbſt durch dieſe lateiniſche Antwort des Mädchens noch hindurch? In ſolchen Wortmalereien überhaupt entwickeln die Carmina burana eine ſpielende Kunſt, die wahrhaft erſtaunlich iſt. Und in faſt allen rauſcht und klingt eine Pracht der Tonfülle und tritt eine Sprachmeiſterſchaft zu Tage, die kaum übertroffen werden kann. Der Anfang eines Frühlingsliedchens mag als Probe dienen, wie dieſe Verſe ſchon an ſich Muſik ſind:

Ecce gratum et optatum
ver reducit gaudia,
purpuratum floret pratum,
sol serenat omnia.
Jamjam cedant tristia
aestas redit, nunc recedit
hiemis saevitia!

Man erkennt auch zugleich die Vorbilder für die Form dieſer Poeſien. So dichteten ja die Römer der Auguſteiſchen Zeit noch nicht, Ovid und Horaz ſind nur für Inhalt und Lebensanſchauung, nicht auch für die Form das Muſter geweſen. Die metriſchen Kunſtformen der klaſſiſchen Antike ſind in dieſen Gedichten überwiegend abgelöſt durch die rhythmiſchen und gereimten. Erſt die ſinkende Spätantike ſah dieſe entſtehen. Die alten Kirchenlieder des Chriſtentums ſind in der damals neueren Form gedichtet, und ihnen iſt die Kunſtform der Carmina burana nachgebildet.

Freilich nur wenige Kirchenlieder vermögen, was Wohllaut und Form anlangt, den loſen Vagantenpoeſien den Rang ſtreitig zu machen, die vollendetſten lateiniſchen Gedichte des Mittelalters zu ſein. Übertroffen werden letztere nur von einem Kirchenliede, das jedoch in derſelben Zeit wie ſie ſelbſt, im XIII. Jahrhundert, entſtanden iſt, und das inſofern zu ihnen nicht in Gegenſatz geſtellt werden kann, ſo ſcharf der inhaltliche Gegenſatz iſt. Das iſt das großartige Franziskanerlied, durch deſſen ernſte Strophen es mit dem Glockenklange des Weltgerichts tönt:

Dies irae, dies illa
solvet saeclum in favilla —

Zahlreiche andere Lobgedichte des Frühlings geſellen ſich zu dem hinzu, deſſen Anfang wir vorhin eitierten. Der Winter war furchtbare Zeit für das Mittelalter, zumal für den Ärmeren; erſt das Viele, was durch unſeren neueren Komfort aufgeboten wird, hat dem Winter den trüben und dumpfen, lähmenden und ertötenden Charakter genommen, womit er das Daſein des mittelalterlichen Menſchen in Feſſeln ſchlug. Da ging dann freilich, wenn die Schneedecke ſchmolz, die Tage wieder lang wurden und die Natur in Wieſe und Flur ſich zu regen begann, ein Wiedererwachen durch die Welt, wovon die impulſivſte Lenzesfreude der Gegenwart doch keine volle Vorſtellung mehr zu geben vermag. Da ſtand denn auch der Vagant aus ſeinem Winterverſteck zu neuem Leben auf, griff zu ſeinem Stabe und armſeligen Bündel, da ſaß er auf Raſen mit Veilchen bekränzt („conspexit in cespite scolarem sedere“), oder in der Laube eines milden Wirtes beim Wein, ſang und muſizierte vor des Mädchens Thür und tollte, ſchwärmte durch die wunderbare Frühlingsnacht. Eines der zarteren und anmutigeren dieſer goliardiſchen Frühlingslieder mag in Verbindung mit der Überſetzung hier wieder ſeine Stelle finden:

Flores et virgines.	Roſen und Mädchen.
Ver redit optatum Cum gaudio, Flore decoratum Purpureo. Aves edunt cantum, Quam dulciter! Revirescit nemus, Cantus est amoenus Totaliter.	Lenz, ſo oft beſungen, Du Zeit voll Glück, Blütenkranzumſchlungen Biſt du zurück! All' die Vögel jubeln Aus voller Bruſt! Hain, du blühſt wieder, Lerchen, eure Lieder Sie atmen Luſt!
Juvenes, ut flores Accipiant Et se per odores Reficient: Virgines assumant Alacriter Et eant in prata, Floribus ornata, Communiter!	Freunde, wollt ihr Roſen, Ganz unbelauſcht, Deren Duft beim Koſen Euch ſüß berauſcht: Sagt's den ſchönen Mädchen, Die ſind dabei — Geht dann auf die Wieſen, Wo die Blumen ſprießen, Je zwei und zwei!

Übrigens haben wir doch nicht ausſchließlich, wenn wir von den Vaganten ſprechen, mit ganz jungen Leuten zu thun. Mancher ward nie etwas anderes, als ein ewiger Student, bis er ſchließlich verkam und verſchwand. Und mancher, obwohl er äußerlich ſchon zu etwas gekommen war, kam trotzdem nicht darüber heraus, im Herzen ein Vagant zu bleiben, und hielt ſich immer noch zu dieſen, — Erſcheinungen, die ja bei den „alten Herren“ des heutigen Studententums ebenfalls nicht vereinzelt ſind. Was ſollen wir aber von einem franzöſiſchen Prior ſagen, der unter den jüngeren Kumpanen als bemooſtes Haupt und Zechwart ſaß und ihnen ſeine Verſe vortrug: Was ihm nicht gefalle, das wolle er aufzählen, das ſei ein Mönch mit langem Bart, ein eiferſüchtiger Ehemann und Waſſer im Wein; was ihm aber wohlthue, das ſei ein munteres Gelage und zur Sommerszeit ein kühles Plätzchen im Grünen, dazu eine gefällige Schöne, die ihm die Zeit vertreibe .... Aber nicht immer hält in dem einzelnen die Stimmung an, die die Goliardenpoeſien als Grundton beherrſcht: „Leichtſinn, Liebe, Lied und Wein“. Zuweilen verſagt doch zuletzt die Unbekümmertheit, auf deren ſchwankem Grunde das alles aufgebaut iſt. Dann bricht der Jammer der Heimatloſigkeit, der Armſeligkeit und

Hoffnungslosigkeit, des von der Hand in den Mund Lebens, des immer tieferen Sinkens mit einem erbarmenswerten „O jerum“ zur Oberfläche durch, dann wird der Leichtsinn seiner Grazie bar, wird zur Fratze, die vor sich selber erschrickt, oder zu einem matten, gebrochenen Eingeständnis des grauen Elends, das seinen Humor verloren hat.

Etwa ein Jahrhundert lang hat das Vagantentum seine Blüte gehabt, dann war sein Kreislauf vollendet. Je schwungloser, je krasser und widerwärtiger ihr Treiben geworden war, desto energischer ermannte sich die Abwehr gegen die fahrenden Studenten. Verhältnismäßig früh am Rhein, wo man in Mainz schon 1259 und 1261 ihre Aufnahme untersagte. Aber am schärfsten ging man schließlich da vor, wo es den Goliarden lange Zeit offenbar am wohlsten gewesen war, in den Donau- und Alpengegenden. Es konnte nur ein Mittel geben, diesen Landfahrern gründlich beizukommen, nämlich indem man sie der weltlichen Polizeigewalt, den Behörden ihres jeweiligen Aufenthaltes freigab. Im Jahre 1284 erkannte ihnen eine Synode zu Passau die geistliche Eigenschaft ab; noch energischer wollte eine Synode zu Salzburg (von 1291) die „Schandmäuler“ unterdrückt wissen, „die unter dem Namen der Fahrenden das Land durchziehen und sich zum Schimpf des geistlichen Standes als clerici ausgeben.“ Damit war den Vaganten ihr privilegierter Gerichtsstand als Geistliche, die dem weltlichen Arme nicht erreichbar waren, entzogen. Und diese Maßregel, die ihr schwaches Analogon in der Aufhebung der akademischen Sondergerichtsbarkeit im vorigen (XIX.) Jahrhundert hat, hatte in der That die beabsichtigte Wirkung. Sie wurde der Todesstoß nicht nur für die Auswüchse, sondern überhaupt für den ordo der fahrenden Kleriker. Das eigentümliche Zwitterwesen von geistlichem und weltlichem Studenten kam zu Ende, und es bildete sich eine klärende Scheidung heraus, in deren Folge die Fundamente unserer Universitäten und in manchen Beziehungen schon unseres modernen Studien- und Studentenwesens gelegt wurden.

Die Fahrenden der älteren Art fanden seit dem Beginn des XIV. Jahrhunderts eine gewisse Fortsetzung nur noch in den östlichen, nämlich den böhmischen, schlesischen und polnischen Gegenden. Durch ihre Verbindung mit dem böhmischen Musikantentum entstand die neue Form der bis in unser Jahrhundert hinein nicht ganz verschollenen Prager Studenten mit ihrer Fiedel und ihrem Bettelsack. Freilich das schönste und stimmungsechteste Lied vom Prager Musikantentum hat dieses nicht selber gesungen, sondern Josef von Eichendorff, und damit den letzten direkt vermittelten Spätling der Carmina burana geschaffen:

Nach Süden nun sich lenken
Die Vöglein allzumal;
Viel Wand'rer lustig schwenken
Die Hüt' im Morgenstrahl.
Das sind die Herr'n Studenten,
Zum Thor hinaus es geht;
Auf ihren Instrumenten
Sie blasen zum Valet:
Ade in die Läng' und Breite,
O Prag, wir zieh'n in die Weite!
Et habeat bonam pacem
Qui sedet post fornacem!

Nachts wir durch's Städtlein schweifen,
Die Fenster schimmern weit,
Am Fenster dreh'n und schleifen
Viel schön geputzte Leut'.
Wir blasen vor den Thüren
Und haben Durst genung,
Das kommt vom Musizieren,
Herr Wirt, einen frischen Trunk!
Und siehe, über ein Kleines
Mit einer Kanne Weines
Venit ex sua domo
Beatus ille homo.

Nun weht schon durch die Wälder
Der kalte Boreas;
Wir streichen durch die Felder,
Von Schnee und Regen naß:
Der Mantel fliegt im Winde,
Zerrissen sind die Schuh',
Da blasen wir geschwinde
Und singen noch dazu:
Beatus ille homo
Qui sedet in sua domo,
Et sedet post fornacem
Et habet bonam pacem!

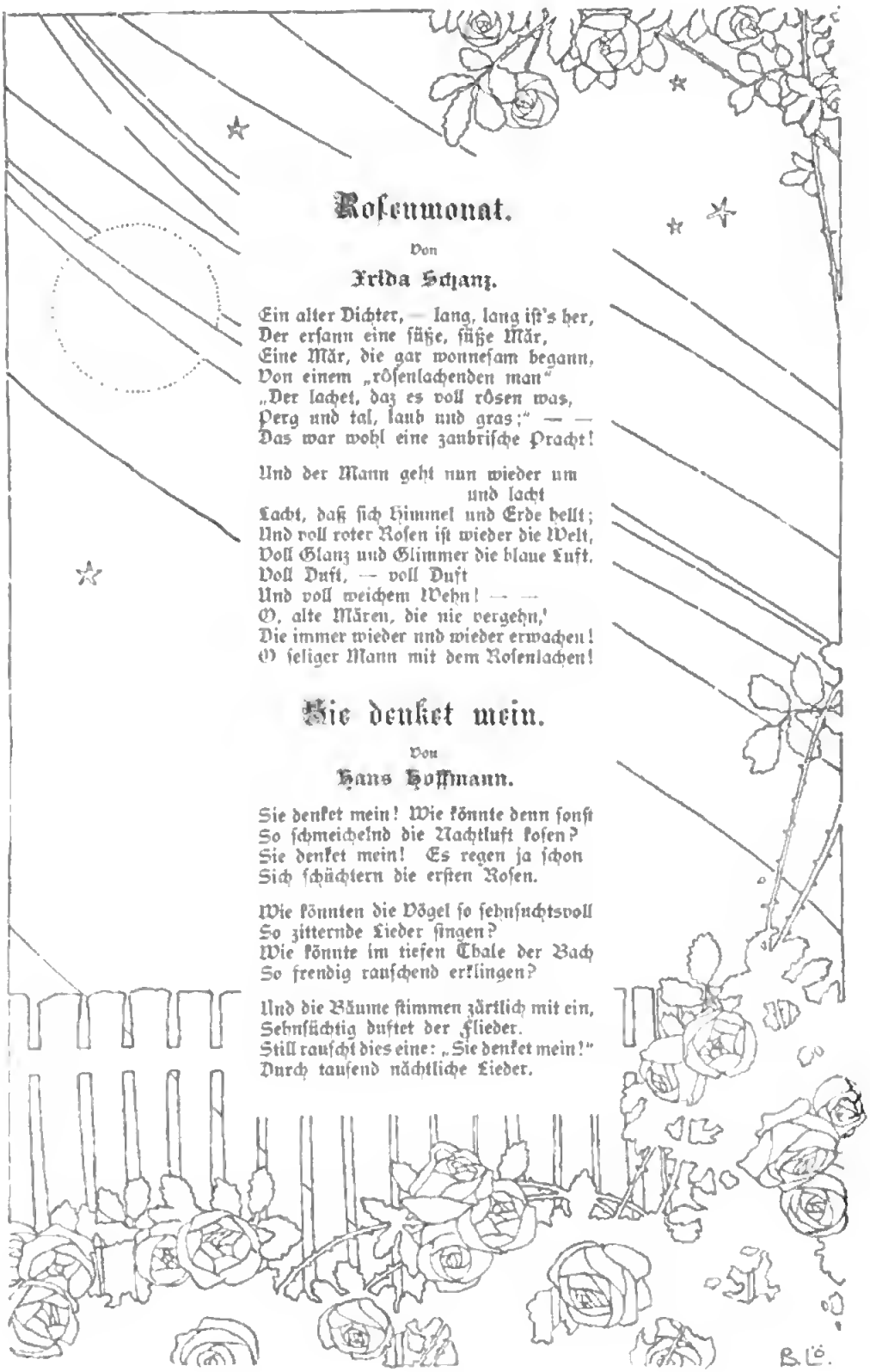
Lenzesklänge.

Illustriert von Berthold Löffler.

Der Frühlingsreiter.

Um Mitternacht
Bin ich jäh erwacht.
Hufschlag hallte, ein Horn erklang,
Daß ich erschreckt ans Fenster sprang.
Der Mond schien hell,
Und da kam es zur Stell':
Ein Schatten voraus, dann ein milchweiß Roß,
Darüber des Mondes Silber floß,
Und ein Reiter ganz jung, einen blauen Kranz
Im Gelock. Hell blitzte des Hornes Glanz
In der Faust, und er stieß in das Horn hinein,
Als sollte und müßte geblasen sein.
O war das ein Klang
In dem Horngesang!
Eine süße Kraft, eine blühende Kraft,
Eine zitternde, quellende Leidenschaft,
Ein Herz und ein Jubel, ein seliger Schrei!
Ein Klingen, ein Leuchten — da war es vorbei.
Hatte mich ein Traum bethört?
Nicht einer hatte den Reiter gehört,
Sie lachten mich alle am Morgen aus:
Da kommt der Träumer, der Dichter heraus.
Aber mein Töchterchen kam mit Hurra:
Seht mal, die ersten Veilchen sind da!
Und ich glaube, auch Krokus und Narzissen
Kommen schon. — Was wollt' ich noch wissen?
Ich lächelte nur und sagte: Ja, ja,
Ich weiß, die Veilchen sind wieder da.

Gustav Falke.



Rosenmonat.

Von

Frida Schanz.

Ein alter Dichter, — lang, lang ist's her,
Der ersann eine süße, süße Mär,
Eine Mär, die gar wonnesam begann,
Von einem „rösenlachenden man"
„Der lachet, daz es voll rösen was,
Perg und tal, laub und gras;" — —
Das war wohl eine zaubrische Pracht!

Und der Mann geht nun wieder um
und lacht
Lacht, daß sich Himmel und Erde hellt;
Und voll roter Rosen ist wieder die Welt,
Voll Glanz und Glimmer die blaue Luft,
Voll Duft, — voll Duft
Und voll weichem Wehn! — —
O, alte Mären, die nie vergehn,
Die immer wieder und wieder erwachen!
O seliger Mann mit dem Rosenlachen!

Sie denket mein.

Von

Hans Hoffmann.

Sie denket mein! Wie könnte denn sonst
So schmeichelnd die Nachtluft kosen?
Sie denket mein! Es regen ja schon
Sich schüchtern die ersten Rosen.

Wie könnten die Vögel so sehnsuchtsvoll
So zitternde Lieder singen?
Wie könnte im tiefen Thale der Bach
So freudig rauschend erklingen?

Und die Bäume stimmen zärtlich mit ein,
Sehnsüchtig duftet der Flieder.
Still rauscht dies eine: „Sie denket mein!"
Durch tausend nächtliche Lieder.

Digitized by Google

In Sonne.

Von

Karl Panſelow

An den Zäunen, o welch ein wonniger Duft!
Wie blüht ſo voll der Flieder!
Und wie hängt ſo voll Gold, ſo voll Sonne die Luft
Über die Heimat nieder!
Und wir beide ſind jung, und die Welt iſt ſo weit
Mit den leuchtenden Tiefen und leuchtenden Höhn —
O du goldenes Leben, du blühende Zeit,
Wie ſeid ihr ſo ſchön, ſo ſchön!

Und noch ſeliger blühen die Tage empor,
Und noch winkender werden die Nächte,
Und noch bauen uns Roſen und Mohn ein Thor
Traumfarbiger Sommerprächte!
Ja, die Zukunft grüßt! Was ſchauſt du zurück?
Laß uns jubeln hinaus in die Tiefen und Höhn:
O du blühendes Leben, o goldenes Glück,
O wie ſeid ihr ſo ſchön, ſo ſchön!

Die Eiche.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

Frühling, deine Quellen ſchäumen,
Deine warmen Winde wehn:
In des Waldes dunklen Bäumen
Drängt und webt ein Auferſtehn.
Nur der Eiche trotz'ge Krone
Trägt noch die verdorrte Zier
Deinem lichten Grün zum Hohne:
Welkes Laub paßt nicht zu dir!

Rauſchend zieht dein Lebensreigen
Über die verjüngte Flur.
Frühling, aus der Eiche Zweigen
Tilge du des Todes Spur.
Alles grünt in weiten Landen,
Alles ſchmückt ſich neu und ſchön —
Sie, nur ſie, hat nicht verſtanden
Deines Weckrufs Sturmgetön!

Und es grüßt des Frühlings Lachen
Silberhell aus Buchengrün:
„Nur Geduld! Sie wird erwachen,
Wenn die Veilchen ſacht verblühn.
Deutſcher Sinn ſteckt ihr im Kerne,
Der bedutſam prüft und feſt,
Und für Gutes in der Ferne
Nicht Erprobtes fallen läßt.“

Im Sattel.

Von

Carl Bulcke.

Die Faust am Bug, den Fuß im Bügel,
Hurra! Im Sattel saß ich fest!
Nun über Gräben, Knick und Hügel,
Die Mütze in die Stirn gepreßt!

Der Hengst springt an mit hellem Schnaufen,
Durch Heck und Hürden querfeldein
Und neunundneunzig Sorgen laufen,
Und keine Sorge holt mich ein!

Die Welt in morgenfrischem Traume,
Der Hengst jagt hin, bergauf, bergab,
Und jubelnd reiß' ich mir vom Baume
Den nächsten Blütenzweig herab.

Der Frühlingswind.

Von

Gerhard Schäfer.

In der Zeitung ausgeschrieben
Las man eine Konkurrenz,
Wessen Lied am schönsten priese
Dieses Jahres nahen Lenz.

Und dem Sieger sind verheißen
Nebst dem Ruhm zehn Thaler bar;
Beides sind bekanntlich Dinge,
Die bei Frühlingsdichtern rar.

Darum sitzt auf seinem Zimmer
Heute der Poet und schreibt,
Emsiglich, dieweil ihn beides
Ehrfurcht sowie Geldgier treibt.

Vierthalb Strophen hat er glücklich
Jetzo schon zu stand gebracht;
Hat darin das Grün der Erde
Und des Himmels Blau bedacht.

Fehlt nur noch der Schluß, der freilich
Beim Gedicht sehr wichtig ist,
Weil der Leser meistens hiernach
Tadel oder Lob bemißt.

Auf die inn're Stimme horchend
Schaut er zum Gebälk empor, —
Jene schweigt, doch eine andre
Klingt von draußen an sein Ohr:

Machtvoll singt zur Riesenharfe
Frühlingswind sein altes Lied:
Tief verneigen sich die Bäume,
Wenn er stolz vorüberzieht.

Und der Dichter lauscht ihm lange,
Legt die Feder hin und spricht:
„Frühlingswind, dein Lied ist schöner,
Mit dir konkurrier' ich nicht."

Frühling.

Der Schlehbusch am Wege
Schimmert in Blüten;
An den Geländen
Des Thales entlang
Schreitet der Frühling
Mit segnenden Händen.
Über den Wiesen
Hängt Glockenklang.

Flüsternde Stimmchen
Erwachen im Dorn,
Und auf den Feldern,
Aus Schollen und Ritzen,
Lugt es hervor
Mit grünlichen Spitzen
Das heilige Korn.

Anna Ritter.

Birken. Nach der Radierung von H. Hirzel.

Ein bedeutender Mann.

Roman von

Hanns von Zobeltitz.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Das Haus füllte sich früher als gewöhnlich. Selbst die sonst gewohnheitsmäßig zu spät Kommenden, die Damen in den Logen, die Berufskritiker im Parkett, waren früh zur Stelle. Ein Raunen und Flüstern der Erwartung klang durch den Raum, dazwischen das Klappern der Sitze, Rauschen von Seidenroben, das Knittern der Theaterzettel; dann und wann ein lauteres Begrüßungswort, ein schlecht gedämpftes Kichern.

Unten, im Parkettgang, stand Doktor Blockholz vom Lokalblatt, der Bühne den breiten Rücken zukehrend, in den Händen den gewaltigen Operngucker, den seine Bekannten „das Riesenfernrohr aus der Treptower Sternwarte“ getauft hatten. Er sammelte Notizen für die „Premièrenglossen“, die er zur stehenden Rubrik seines Blattes gemacht hatte. Neben ihm lehnte sein Kollege vom Großen Journal an der Logenbrüstung und gähnte. Er bedurfte des Umherschauens kaum; er konnte besser als der jüngere Blockholz im voraus berechnen, wer heute da sein würde, nicht fehlen dürfe. Es war ja doch immer dieselbe Geschichte bei diesen Premièren: immer dieselbe schöne Frau X und Fräulein Y, dieselben Bankiers, Rechtsanwälte, Kollegen des Autors und Theaterdirektoren im ersten Rang, die gleichen typischen Erscheinungen im Parkett. Und das übrige Haus kam ja nicht in Betracht, als misera plebs contribuens folgte es doch seinen Leithämmeln.

„Da ist ja auch unsere gute Werdrow!“ zischelte Blockholz. „Wie ein Pfau sieht sie wieder einmal aus. Es ist nur gut, daß sie heute nicht ausgeschnitten kommt.“

Goldlack guckte auf einen Augenblick hinauf: „Na, in der durchsichtigen Aalhaut mit Flittern, die sie übergestreift hat, bleibt auch noch mehr als zu viel von ihrer speckigen Fülle zu schauen. Und je fetter sie wird, desto seliger ist er. Neulich hat er mir erst wieder mit gewohnter Zartheit gesagt: ‚Meine Frau hat Formen! Formen, lieber Freund!‘ Da haben wir ja übrigens auch Merlenberg — er soll ein charmantes Büchelchen über die Gralsage geschrieben haben. Donnerwetter, wer ist denn das neben ihm?“

„Kann ich Ihnen neidlos verraten, Kollege: seine Frau ist's. Bildschönes Geschöpf ... was?“

„Mir bischen zu mager. Ich bin so mehr für die goldene Mittelstraße, wie drüben bei der Eisenhofer. Aber der Kopf ist famos — allerhand Achtung! Und chic ist das graue Seidenkleid mit der Silberstickerei auch. 'n Abend, lieber Professor, 'n Abend!“

Kruslow strich an den beiden vorüber, hinter ihm, mit einer wahren Armensündermiene, Werner. Da der Alte den Einfluß Goldlacks kannte, drückte er ihm die Hand; für sich selbst wär's nicht der kleine Finger gewesen, aber für's Lenerl kam's ihm nicht darauf an. „Ich bin aber mal neugierig auf Ihre Kritik, Doktor?“

„Kann ich mir denken, Professor. Na, spielt Ihr Nichtchen nur ein Zehntel so gut, wie sie hübsch ist, dann wird's charmant.“

Blockholz stieß ihn mit dem Ellbogen an. „Sehen Sie doch mal bloß, wie sich der erste Rang garniert. Der Kassierer hat die Billete wirklich sachgemäß verteilt, fast wie die hübschesten Koryphäen in der ersten Quadrille immer nach vorn geschoben werden: da die Pasch ... doch immer noch 'ne famose Frau ..., die Michalzek ... der Mann vertrocknet doch von Jahr zu Jahr mehr ..., drüben die pikante Eißer. Sie ... ich glaube, Direktor Lattenfeld hat schon wieder 'nen neuen Orden ... Wo mag denn eigentlich Frau Helder sitzen, Kollege?“

„Sicher drüben ganz im Hintergrund der Prosceniumsloge, lieber Blockholz. Sie

rutscht bei jedem Beifall ein Stückchen nach vorn. Geht die Geschichte gut, dann ist sie im dritten Akt vorn an der Brüstung und lächelt ihrem Gatten holdselig zu, wenn er herauskommt. Der arme Kerl weiß dann schon: ‚Kostet mich ein Paar neue Brillanten.‘“ —

Das erste Glockenzeichen tönte. Doktor Goldlack meinte: „Na, denn man rin ins Märchenland!“ Noch einmal ein stärkeres Aufrauschen im ganzen Hause, ein Klappern, Klingen, Räuspern, Tuscheln. Dann, als die elektrischen Leuchten plötzlich nur Dämmerlicht verbreiten, tiefe Stille.

Der Vorhang rauscht empor.

Ein leises „Ah!“ der Bewunderung weht durch das Haus. Es gilt der stimmungsvollen Walddekoration. Man sieht in eine schmale Lichtung hinein, über der sich die herbstlich gefärbten Wipfel schließen. Durch die Bäume des Hintergrundes schimmert silberner Mondenschein. Im Vordergrunde tanzen ein paar hübsche Elfen einen Reigen und singen halblaut dazu. Auch über ihre durchsichtigen Gewänder spielt das Mondlicht. Man schraubt die Operngläser zurecht.

Nun huschen die Elfen davon. Erst jetzt lenkt sich die Aufmerksamkeit auf die Moosbank, auf der die Prinzessin ruht. Sie schläft. Man sieht nur ein duftiges weißes Kleid, eine Fülle langer dunkler Locken, in die ein loser Kranz von weißen Blüten gedrückt ist. Aber jetzt läßt der Inspicient langsam seinen Mondschimmer über die Gestalt gleiten. Sie gewinnt Leben. Wie im Träumen wendet sie das Gesicht. — Wieder geht ein Rauschen durch den Zuschauerraum.

Oben in einer Loge des zweiten Ranges sitzt Pascha. Er hat so viele Billete in seinem Leben besorgt. So schwer war ihm noch keine Bestellung geworden. Bis zum letzten Augenblick hat er geschwankt, ob er gehen soll oder das Billet verschenken — dem ersten Besten — verfallen lassen meinetwegen. Nun sitzt er doch da mit pochendem Herzen und zusammengepreßten Lippen, die Hände eisern im Schoß verschränkt. ‚Das ist sie also,‘ denkt er und beißt die Zähne zusammen, ‚da läßt sie sich angaffen. Natürlich, sie finden sie schön — dummes Zeug, Theaterflitter! Na ja ... hübsch sieht sie ja auch aus ... sehr hübsch ...‘ Dann schließt er auf einen Moment die Augen. ‚Wenn's doch nur erst vorbei wäre ...‘ Und gleich reißt er die Augen wieder auf. Die ersten Worte sind an sein Ohr geschlagen. War das denn Lenes Stimme? Diese Stimme voll ernstem, süßem Wohllaut? Jetzt sieht er sie mitten auf der Bühne stehen, unbeweglich zuerst, fast wie eine vom Mondenschimmer umspielte weiße Statue — ‚wie sie doch gewachsen sein muß in diesen Monaten‘ ... und sie spricht:

„Ich träumte wohl, er käme bald,
Mein Fürst, in Siegers Hochgestalt,
In Purpurkleid und goldner Kron'.
Ich träumt' wohl auch, ein Bettlersmann,
Mit här'nem Wamse angethan,
Mit einem Häckerling zum Lohn —
So käm' mein Fürst ...“

Pascha saß und starrte und horchte, aber sah nichts von all dem bunten Spuk auf der Bühne. Er sah nur sein Kind. Er hörte auf nichts, als nur auf ihre Stimme. Was kümmerte ihn der böse Dämon der Waldfinsternis, der seine Gefangene wieder in den Schlaf zurückbannte, was die alte Hexe, die ihren Zaubertrank aus acht Kräutlein mischte, was das so wundervoll inscenierte Gewitter mit der wilden Jagd, die gespenstisch durch den Wald heulte, als die Felskobolde mit dem güldenen Tragbett und der schlummernden Prinzessin in der ausflustenden Höhle verschwanden. Er sah nur sie — sie — sein Fleisch und Blut, das ihm selbst geraubt und verwandelt worden war, dem er so bitter zürnte, das er nie mehr hatte sehen wollen und von dem er nun doch kein Auge wenden konnte.

Bis er dann plötzlich aus seiner Starre erwachte unter dem ersten Beifall am Aktschluß und den Vorhang niedergleiten sah und zugleich die elektrischen Lampen hell aufflammten. Da schrak er auf und meinte nicht anders, als all die Leute um ihn her, die so lebhaft die Hände rührten, müßten ihn erkennen und mit Fingern auf ihn weisen — wie hatte doch gestern der Redakteur gesagt? — als auf den ‚Vater der Debütantin‘.

Es war wirklich ein starker Beifall. Auch der Dichter wurde gerufen. Er erschien ein-, zweimal vor der Rampe und verbeugte sich mit etwas gekünstelt bescheidenem Lächeln nach allen Seiten, dann noch einmal besonders nach der linken Prosceniumsloge.

Man fand diese kleine Aufmerksamkeit gegen seine Gattin immer so besonders zart.

Die große Pause kam erst nach dem zweiten Akt, aber der Dekorationswechsel erforderte doch geraume Zeit. Herr Doktor Blockholz wurde schon wieder nervös und ungeduldig: „Na, Kollege," fragte er seinen Nachbar, „verstehen Sie, worauf Helder hinauswill?"

„Ach was — verstehen? Verstehen! Märchen sind nicht dazu da, verstanden zu werden. Die Sache wird gut, sage ich Ihnen, trauen Sie meiner dreißigjährigen Erfahrung. Der Helder kennt sein Publikum, das steht nun mal fest. Und diese kleine Person — charmant, ganz charmant!"

„Aber erlauben Sie mal, lieber Doktor ... auch das Märchen muß doch einen Sinn haben — eine Idee verkörpern —"

„Na ja, meinetwegen! Es wird schon so etwas wie eine Idee herauskommen. Die Hauptsache bleibt doch die Stimmung, der Duft. Das soll man nicht zergrübeln. Aber diese Prinker ... ein kleines Genie ... erinnert mich lebhaft an die Goßmann ... und wie sie aussah in dem weißen Kleide. Augen — und Arme — die Arme hätte ich ihr nicht zugetraut — charmante Arme..."

Hinter den beiden saßen Kruslow und Werner. Der junge Künstler hatte dem ersten Akte unter nicht viel anderen Empfindungen zugeschaut, als Prinker. Auch für ihn war dann mit dem Wiederaufleuchten des Kronleuchters die jähe Ernüchterung gekommen. Er saß bleich, die Narbe auf seiner Wange dunkel gefärbt, die Augen starr. Aber er war mindestens äußerlich ruhig. Nun er aber die halblaute Unterhaltung der Herren vor sich wenigstens in Bruchstücken hörte, fuhr er empor. „Ich werde ihm die eigenen charmanten Arme brechen!" zischte er. Kruslow drückte den Aufgeregten auf den Sitz zurück. Zum Glück erklang gerade auch das Glockenzeichen. —

Der zweite Akt brachte in den ersten Scenen eine leichte Abschwächung, eine kleine Enttäuschung. Da zog nun wirklich „der Fürst" im Siegerpurpur des Weges, die Prinzessin zu suchen. Die alte Hexe — „da haben wir die Wittichen aus der versunkenen Glocke!" raunte Doktor Blockholz — wies ihn den falschen Pfad thalabwärts. Dann zwang er sie zur Wahrheit, indem er ihr einen Talisman vorhielt, den ihm eine Fee in die Wiege gelegt hatte. Aber sie kündete ihm, daß er Bettlersgewand anlegen müsse, um zum Ziel zu gelangen. So thaten sich endlich vor ihm die dunklen Klüfte auf, und nun, als er der Prinzessin gegenüberstand und sie im Traume zu ihm sprach — „etwas Käthchen von Heilbronn," flüsterte Blockholz seinem Nachbar zu — erwachte das Interesse aufs neue und stieg unausgesetzt. Wiederholt hallte bei offener Scene stürmischer Beifall durch das Haus. Der Wohlklang der Verse, besonders in der ersten großen Scene zwischen Bettler und Prinzessin, riß die Zuhörer mit sich fort. Als dann vor dem Talisman die goldenen Ketten vom Leibe der Prinzessin abfielen und sie sich stolz und frei erhob und der böse Dämon zurückwich, wollte der Jubel kein Ende nehmen.

Wieder mußte der Dichter vor die Rampe, wieder verbeugte er sich nach allen Seiten und dann besonders nach der Ekloge, in der auf einen Moment ein hübsches Puppengesicht auftauchte.

Große Pause. Das Parkett, die Ränge entleerten sich. Die misera plebs contribuens stieg zu einem Glase Bier in das Restaurant hinab, die Gesellschaft versammelte sich im Foyer.

Auch Merlenberg und Hedwig hatten sich angeschlossen.

Über dem großen Raum, in dem sich die Gäste zusammendrängten, lag ein schwüler aufdringlicher Duft von Pleau d'Espagne und Heliotrop. Man kam nur langsam, schiebend vorwärts. Überall begrüßten sich die Bekannten. Auch Hedwig mußte einen Händedruck mit dem Schwiegerpapa tauschen, der ihr verzückt zuflüsterte, wie reizend sie wieder aussähe und daß sie nachher mit ihm soupieren möchten — „wenn es deine Gesundheit erlaubt, liebstes Kind!" Dann galt es Frau Werdrow zu begrüßen, die in der Mitte des Saales Cerele hielt und bereits Glückwünsche entgegennahm und dabei ununterbrochen sprach: „Sie ist aber auch entzückend! Nicht wahr, mein lieber Doktor? Diese Tiefe der Empfindung, diese schlichte Innigkeit! Und wie sie aussieht! Selbst wie ein Märchen — nicht wahr, Herr Blockholz? Sie auch hier, Herr Direktor! Sie hätten sich für ihre Bühne diese Einzige nicht entgehen lassen dürfen! Ja — nun ist's wohl zu spät. Ich war vorhin

bei meiner süßen Kleinen auf einen Stipps in der Garderobe. Da lauerte schon Rentsch mit dem Kontrakt. — Ich halte den Erfolg für absolut gesichert, Lieber! — Nicht wahr, Sie bringen doch eine hübsche Vorkritik? — Für morgen ist das Haus schon ausverkauft — — —"

Dann standen Merlenberg und Hedwig endlich, endlich in einer ruhigeren Ecke. Er hatte sich bisher noch mit keinem Wort über die Dichtung, über die Debütantin geäußert. Etwas von der alten Ungeduld aber kam doch über sie, und sie fragte erwartungsvoll: „Nun, Moritz?"

Ehedem, das wußte sie, hätte er längst gesprochen. Heut zögerte er auch jetzt noch. Dann lächelte er leicht und gab zurück: „Nun, liebe Hethi?"

„Ich möchte gern erst deine Ansicht hören?"

„Und ich warte ungeduldig auf die meines klugen Frauchens."

„Ach du Spötter! Aber wir wollen uns nicht streiten. Ich glaube, du fühlst wie ich: dem Märchen fehlt das Naive, oder doch richtiger: seine Naivetät ist gekünstelt. Ich denke mir, der Dichter — ist's denn wirklich ein Dichter, Moritz? — hat in der Prinzessin die gefesselte Poesie, in dem Dämon die nüchterne Prosa der Alltäglichkeit, in dem Fürsten den Poeten verkörpern wollen. Ist das nun nicht alles gesucht, gemacht?"

Moritz blickte sinnend vor sich hin. „Du magst wohl recht haben, Hedwig —" sprach er dann. „Aber die Sprache ist schön, schwungvoll, mit oft feinen sinnfälligen Wendungen, reich an nicht selten überraschenden Bildern, edel in der Form! Helder ist doch ein echter Dichter."

Das waren wieder einmal Worte — Worte, wie sie solche ehedem so gerne von seinen Lippen gehört hatte. Heut wußte sie: es war oft umgeprägte Scheidemünze. Es schmerzte sie, daß Moritz sich ihr gegenüber wieder einmal in diesen Gemeinplätzen bewegte. Sie schürzte die Lippen. Aber gleich darauf sagte sie freundlich: „Ich möchte darüber lieber erst urteilen, wenn ich das Stück gelesen habe. Vielleicht ist mir manche Schönheit entgangen. Aufrichtig gefreut aber hab' ich mich über unsere kleine Prinker. Sie hat mich geradezu überrascht —"

Er nickte: „Es steckt Rasse in dem Mädel. Wie sie den ersten Monolog sprach, das war wirklich überraschend gut. — Aber Helder gegenüber bist du doch zu hart, Hethi . . ."

Sie wurden unterbrochen. Ein paar Bekannte traten heran, darunter auch Fräulein Poppert, die Merlenberg gleich wieder bezauberte Blicke aus ihren verblaßten Augen machte, und Blockholz, der wohl dem Litterarhistoriker einige Winke für seine Besprechung abgewinnen wollte und fragte: „Wir stritten eben, verehrtester Herr Professor. Glauben Sie nicht auch, daß Helder in der verzauberten Prinzessin den schlummernden Willen verkörpern wollte und in seinem Fürsten die Kraft, das Können?"

Hedwig blickte auf ihren Mann. Ach — es war doch bisweilen noch der alte Moritz! Wie ein Weltweiser stand er da, ließ die Hand langsam am prächtigen Bart hinabgleiten und sprach dann mit gemessener überlegener Würde: „Geheimnissen Sie nur nicht zuviel in die Dichtung hinein, lieber Blockholz. Jedenfalls scheinen mir Ihre Interpretationen nicht recht zutreffend. Ich würde weit eher in der Prinzessin die gefesselte Poesie sehen, in dem Fürsten den befreienden Dichter, in dem Dämon die Alltäglichkeitsprosa. Übrigens: erst lesen! Von der Bühne herab geht manche Feinheit verloren. Morgen wird ja das Buch ausgegeben!"

Ganz beglückt schien der Kritiker von den Fingerzeigen des bedeutenden Mannes, und Hedwig dachte: ob morgen nicht im Lokalblatt zu lesen stehen wird ‚unser hochgeschätzter Professor M. meinte sicher mit Recht' — oder ob dieser Blockholz meine kleine Weisheit als eigenstes Produkt ausgeben wird? Und dann gab es ihr wieder einen kleinen Stich ins Herz: ‚armer Moritz!'

Es klingelte. Langsam schob sich die Menge, plaudernd und gestikulierend, aus dem Foyer. Im Korridor stand noch eine Gruppe Kritiker, und im Vorübergehen sah Hedwig Herrn Hatel vom Börsenblatt den mächtigen blonden Lockenschopf stolz zurückwerfen und hörte: „Aber, meine Herren, das ist doch klar wie Klopfbrühe, diese Prinzessin ist einfach die Idealgestalt der keuschen Jungfräulichkeit —", worauf der neben ihm stehende Goldlack spöttisch meinte: „Lassen's mich aus. Mir ist's ganz Wurscht. Der ganze Märchenkram kann mir gestohlen wer-

Digitized by Google

den. Aber dieſe charmante Prinker — die iſt das Ereignis dieſes Abends.“

Hedwig kannte den Herrn und wußte, wieviel ſein Urteil — mit Recht oder Unrecht — galt. Eine innige Freude überkam ſie: der Erfolg mußte ja die kleine liebe Lene über alles, alles hinwegtragen!

Der dritte Akt brachte eine überraſchende Wendung. Die Scene ſtellte einen Minnehof dar. Die nun befreite Prinzeſſin präſidierte. In langem Zuge nahten die Troubadours, voran der Fürſt, und prieſen in kunſtvollen Canzonen, wortreichen Seſtinen und feingeklügelten Descorten die Schönheit, die Anmut, die Liebe, die Poeſie. Für einen jeden hatte die Prinzeſſin eine Entgegnung; zierlich wie eine Puppe und voll Grazie, ſprach die Debütantin die verſchnörkelten Verſe mit bezaubernder Leichtigkeit, bis ſie ſich dann zu ſtärkeren leidenſchaftdurchzitterten Accenten erhob, als ſie dem Fürſten die Krone bot. Da wurde plötzlich noch ein fremder Bewerber von den Herolden gemeldet: Raimbaut von Orange. Kaum aber betritt er die Halle, ſo wirft er die Maske ab; in flammenverbrämter Kutte ſteht der Dämon da, Finſternis füllt den Raum. Man greift zu den Waffen, aber die Klingen zerſplittern vor unſichtbaren Gewalten. Die Prinzeſſin irrt verzweifelnd, ſchutzſuchend umher. Ein verzweifelter Aufſchrei — der Dämon reißt ſie an ſich — der Vorhang fällt.

Der Eindruck blieb weſentlich hinter dem der erſten beiden Akte zurück. Zwar wurde der Dichter wieder lebhaft gerufen, aber in die Freundesſtimmen miſchten ſich andere, die wie in bewußter Abſichtlichkeit den Namen der Debütantin riefen — lauter und lauter. Das Hausgeſetz verbot der Darſtellerin zu erſcheinen. Aber das war doch klar: der Löwenanteil des Erfolges fiel ihr zu. Beſonders die letzte Scene, ihr letzter Aufſchrei mochten das bewirkt haben. Man ſah, als es hell im Zuſchauerraum wurde, hier und dort feuchte Augen; Doktor Goldlack hatte den Kneifer abgeſetzt, wiſchte an den Gläſern und flüſterte ſeinem Nachbar zu: „Mein guter Freund Helder kann ſich begraben laſſen. Aber daß

Aus unſerer Bildermappe:

Die Geſchwiſter. Von Walter Schott.

die kleine Prinker auch tragischen Affekten gerecht werden könnte — hm! — 's ist erstaunlich. Das war ja fast solch' Stückchen Wolterschrei —"

Oben hatte Pascha weit vornübergebeugt gesessen. Auf seiner Stirn perlte es, seine Brust ging schwer. Nun der Vorhang gefallen war, blickte er noch eine ganze Weile auf die bunte schillernde Leinwand und ihren thörichten Amorettenreigen. Dann stand er auf. Er wußte drüben auf der anderen Seite ein bangendes Herz, und so wenig er sonst mit seiner Frau eines Sinnes war, heut zog es ihn zu ihr. Schweren Schrittes stampfte er hinüber. Sie sah ihn erst, als er neben ihr stand. Zuerst erschrak sie heftig, dann sagte sie leise: „Alter — unser — unser Lenerl!" Und Pascha nickte: „Ja, Mutter — unsere Lene!" Und als sie ihm nun weniger zaghaft als vorhin ins Auge schaute, da sah sie ein seltsames Glänzen darin. Es mußte doch wohl vom Vaterstolz sein.

Und zum letzten Male rauschte der Vorhang empor.

Eine Felswildnis, seitlich ein seltsames Schloß mit gewaltigem düsterem Quaderwerk und einem mauerumschlossenen Vorgarten. Gegenüber ein unheimlicher Turm, in dessen Verließ der Dämon den güldenen Fürsten in Ketten hält; im Schloß ist die Prinzessin gefangen. Eine große wirkungsvolle Scene zwischen ihr — der Poesie —, dem Dämon — der Alltäglichkeit; von drüben mischt sich das Klagen des Gefesselten hinein. Der Hofstaat des Dämons, die allegorischen Gestalten nüchterner Prosa, treten auf. „Operettenhafter Unfug!" raunt Doktor Blockholz zwar, aber die grotesken Figuren der Wirklichkeit, des Broterwerbs, der täglichen Sorge, und ihre Worte erregen doch Interesse. Dann folgt ein ergreifender gebetartiger Monolog der allein im Vorhof zurückgebliebenen Prinzessin, der meisterhaft, mit tiefer Empfindung gesprochen, nach tiefer Stille das Haus zu minutenlangem Beifall fortreißt. Das Flehen der Gefangenen wird erhört. Aus ihrem wallenden Gewande wachsen ihr Flügel . . . das graue Kleid wandelt sich in wundervollen Lichteffekten in silberschimmerndes Weiß . . . sie schwebt, von ihren Fittichen getragen, über die trennenden Mauern . . . der Turm berstet, und während auch die Quadern des Schlosses zusammenstürzen, erscheint hoch in den Wolken die befreiende Fee . . . aus Schutt und Rauch steigt der Dichterfürst empor . . .

Ganz langsam sinkt der Vorhang, um sich unter dem tobenden Beifall des Hauses wieder und wieder zu heben. Immer wieder muß der Dichter erscheinen, aber von allen Seiten tönt ihm der Ruf: „Prinker . . . Prinker . . . Prinzessin!" entgegen. Er verbeugt sich, er lächelt nach allen Seiten. In der Proscheniumsloge, ganz vorn, erscheint wieder der blonde Puppenkopf seiner Gattin. „Na — die Brillantbrosche könnte er heut auch 'ner Anderen schenken!" brummt Goldlack, während Doktor Blockholz neben ihm wie ein Besessener ruft: „Prinker! Prinker!" — „Mensch, Kollege, hören Sie doch auf — sie darf ja nicht herauskommen."

Helder verbeugt sich immer noch, mit einem Schatten der Verlegenheit auf dem feinen, klugen Gesicht. Dann kommt ihm plötzlich ein rettender Gedanke. Er kann wieder lächeln — er hebt die Hand. Man versteht ihn, er will sprechen. Es wird allmählich still.

Er sieht so bescheiden, so neidlos aus, er entwaffnet selbst die Widerwilligen. Und nun klingt seine helle Stimme durch das Haus: „Wenn ich recht verstehe — und ich glaube das! — soll ich Fräulein Helene Prinker, der ich selbst heut so unendlich viel verdanke und die leider ein starres Hausgesetz am Erscheinen hindert, auch Ihren Dank übermitteln. Glauben Sie mir: ich thue es aus frohem, aus ganzem, vollem Herzen und in der freudigen Gewißheit: Der heutige Abend gab Deutschland eine große Schauspielerin!"

Und wieder verbeugte er sich, mit der Hand auf dem Herzen. Lautes Bravo! Dann leeren sich langsam die Ränge — —

— — — — — — — — — — —

Wie ein Traum war die Vorstellung an Helene vorübergerauscht.

Sie war ganz ruhig, als sie das Theater betrat. Die lange Fahrt hatte in ihr auch die Erregung verwischt, welche die kurze letzte Unterredung mit Kruslow hervorgerufen. Es war noch sehr früh; der graubärtige Theaterportier sah ihr lächelnd nach, als sie den dunklen Gang zum Bühnenhause hinabschritt: so frühzeitig kamen eben nur die Anfängerinnen.

Langsam begann sie in der Enge ihrer

Garderobe sich anzukleiden. Auf dem Toilettentisch stand ein Strauß Nelken mit einer Karte von der schönen Leonie aus dem dramatischen Institut, einem kurzen „Glück auf!“ Der Gruß freute sie — die schöne Leonie, die jetzt draußen im Thaliatheater kleine Rollen mit großen Toiletten gab, war doch ein gutes Mädchen ... trotzalledem! Sie setzte sich einen Augenblick, mit den roten Nelken in der Hand. Trotzalledem ... ja! Das war nun auch eine Kollegin ... hundert Mark Gage monatlich und einen jährlichen Garderobenetat von gewiß achttausend Mark! Wie sollte das einmal werden, wenn heut wirklich alles gut ging und sie ein für eine Anfängerin glänzendes Engagement erhielt. Dann war das Deficit zwischen Einnahme und Ausgabe vielleicht geringer als bei der Leonie, groß — erschreckend groß blieb es trotzdem. Nein — nein ... nur heut nicht solche Gedanken! Das entschied sich ja alles, alles später von selbst ...

Von der Bühne her klang gedämpftes Klopfen und Hämmern; sie stellten dort wohl noch die erste Walddekoration um, bei der gestern nicht alles geklappt hatte. Das wäre eine hübsche Bescherung, wenn der Beleuchtungsonkel sein Mondlicht wieder um einen halben Meter an mir vorübergleiten ließe, dachte sie. Von welchen Zufälligkeiten diese Dinge doch manchmal abhängig sind. Es würde ein schönes Gelächter im Zuschauerraum geben — —

Es pochte an der Thür. Ja so — der Friseur!

Der kleine Mann schwatzte gern. Heut war er — dem Himmel sei's gedankt — still. Sie saß mit geschlossenen Augen unter seinen geschickten Händen und repetierte noch einmal in Gedanken ihren ersten Monolog. Einmal fragte er: „Soll ich noch ein paar Locken einflechten, gnädiges Fräulein? Ich hab' sie mitgebracht.“ Aber er übernahm die Antwort selbst: „Nee — lieber nicht. Sie haben's ja nicht nötig.“ Er lachte leise. „In 'ner Jahre zehne vielleicht eher. Besser werden die Haare, unter den Perücken und so, ja leider bei keiner Dame, auch bei der schönsten Pflege nicht. Das ist schließlich wie mit der Haut; die will sich das Schminken auch nicht gern gefallen lassen. Na nichts für ungut, gnädigstes Fräulein. Bei Ihnen hat's ja noch gute Weile — so jung wie Sie sind.“ Nun hielt er ihr den Spiegel vor: „Ist's so recht, gnädiges Fräulein?“ — „Sehr schön, lieber Herr Drexler.“ — Er packte seinen Kram zusammen und meinte in trockenem geschäftsmäßigem Tone: „Brechen Sie sich Hals und Beine, wünsch' ich ergebenst, gnädigstes Fräulein! Viel Pech!“ Helene war auf diesen freundlichen Wunsch vorbereitet; sie wußte, daß der gute Drexler sich für einen großen Nimrod hielt und gern die Weidmannssprache in die Garderoben brachte. Lächeln mußte sie doch. „Danke bestens!“

Aber als der Friseur hinaus war, klang das Scherzwort ihr in der Seele nach und wandelte sich. Plötzlich überlief sie ein leichtes Zittern. Sie erinnerte sich mit einem Male wieder all der Kleinigkeiten, von denen Erfolg und Mißerfolg abhängig sein konnten. Wie oft waren nicht im Kollegenkreise die komischen Geschichten erzählt worden von der falsch funktionierenden Versenkung, von dem eingerosteten Schwert, das sich im entscheidenden Augenblick nicht ziehen ließ. Wenn nun etwa die Ketten, die sie im ersten Akt tragen mußte, nicht im richtigen Moment sich lösten? Wenn die Flugvorrichtung, dank der sie im letzten Akt über die Mauern schweben sollte, versagte? Es gab ja gerade in solch einem Märchenspiel so viel Maschinerien! Sie biß die Zähne aufeinander. Unsinn! Wer darf an so etwas denken! Heute!

Wieder pochte es an die Thür. Ein Theaterdiener, über das ganze Gesicht feixend, brachte ein riesiges Rosenarrangement. Sie warf einen Blick auf die Karte, die den Namen eines bekannten Lebemanns trug. Das Blut stieg ihr ins Gesicht. „Geben Sie den Korb zurück!“ sagte sie verächtlich. „Ich nehme von dem Herrn keine Geschenke an —“ und warf die Thür zu. Zwischen den Rosen hatte sie ein Etui bemerkt mit der Firma eines großen Juweliers. Natürlich — der Millionär handelte aus Erfahrung — es gab wohl nicht allzu viele arme Debütantinnen, die ‚so zart' gebotene Cadeaux zurückwiesen ... wenn solch Cadeau auch nichts als ein „Angeld“ war. Pfui, pfui — daß man sich das bieten lassen mußte. —

Ein Klingelzeichen — die Mahnung des Inspicienten.

Helene trat vor den großen Stehspiegel, den die elektrischen Birnen bestrahlten. Aber sie sah ihr eignes Bild nur wie durch einen Schleier. Ihr war plötzlich durch den Sinn geschossen: was wohl Werner für ein Gesicht gemacht hätte, was er wohl gesagt hätte, wenn er die Rosenattrappe soeben gesehen haben würde?!

Werner — da war wieder der Gedanke an ihn. Und ein schmerzliches Empfinden dazu: Es ist nun schon einmal wahr! Wenn man auch noch so reinen Herzens seinen Weg wandeln will, der Kot spritzt doch an einem empor!

Der gute Werner! Solch ein getreuer Eckard! Das Weib, das mit ihm eines Weges ging, — bei Gott! das war gesichert und in guter Hut ...

Nein! Nein! Nein! Fort mit dieser Sentimentalität! Heut galt es etwas anderes — — ihrer Kunst — —

Mit einem Male kam ihr, wie sie so vor dem Spiegel stand, ein anderer Gedanke, und sie lächelte leise. ‚Also er ist doch hier! sagt Onkel. Ob ich ihm wohl gefallen werde? Ich muß ihm doch gefallen!‘ Und dann gleich wieder: ‚Ich bin doch ein rechtes Kind, ein thörichtes, eitles Mädchen. Was schiert ihn dieser elende Komödiantenflitter! Höchstens daß er denkt: wieviel tausendmal lieber wär mir's Lenerl, wenn sie im schlichten Kattunsähnchen steckte ...‘

Guter, lieber Werner — —

„Fräulein — Fräulein Prinker! Darf ich?“ —

Der Herr Direktor, sehr geschniegelt, neben ihm der Autor, sehr blaß.

„Na, kleines Fräulein, soll ich mal den Puls fühlen? Nur ruhig, ruhig — die Sache ist gar nicht so schlimm. Das Haus — famoses Haus — ist bester Stimmung. Wir haben gut vorbereitet. Lassen Sie sich doch mal anschauen, Fräuleinchen. Aber Kind, ich hatte doch mit Frau Werdrow verabredet, daß die Arme bis zur Achsel ganz frei sein sollten! Wozu haben Sie denn die hübschen runden weißen Dingerchen! Na, das ist nun zu spät. Aber ein klein bischen mehr Rot müssen Sie noch auflegen. Sonst sehen Sie mir im Mondschein wirklich wie ein Gespenst aus! Schön — na ja —“

„Bitte, bitte, liebste süßeste Prinker, bringen Sie mir bloß den Monolog richtig heraus. Sie kennen ja meine intimsten Intentionen — erst leise, ganz leise, dann sanft anschwellend, mehr und mehr. — Ach, da ist ja unser ausgezeichneter Möller! Lieber Fürst, ich vertraue auf Sie, auf Sie baue ich Häuser.“ Doktor Helder sprach sehr nervös. „Wenn unsere Kleine hier einmal befangen sein sollte, Sie sind ja so erfahren, so viel gewandt, Sie helfen schon —“

Herr Möller nickte großartig. „Wird gemacht! Wird schon gemacht! Wenn unser Kleinchen hier mir nur meinen Abgang im dritten Akt nicht verdirbt. Geben Sie mal Patschhändchen, Prinkerchen ... Gotte doch, ganz kalt ist die Lameng!“ Er streichelte ihr wohlwollend die nackten Arme und lachte, als sie etwas zurückwich. „Immer noch Mimose! Na, es ist zwar botanisch 'ne Unmöglichkeit, aber ich hab' schon oft erlebt, daß aus Mimosen recht volle üppige Rosen werden.“

Wie diese Herren mit ihr sprachen! Kulissenjargon — ja, ja — es half nun schon nichts. —

Sie waren aus der geöffneten Thür auf den schmalen Garderobengang hinausgetreten. Es war sehr heiß hier, die Luft dumpf, moderig-süßlich. Dieser undefinierbare Geruch nach Kleidern, bemalter Leinwand, Puder, Schminke. —

Herr Möller zog das Taschentuch und fächelte sich. Er war für einen echten Helden schon etwas korpulent und schwitzte leicht. Schon jetzt standen ihm die dicken Tropfen auf der Stirn, wo die Schminke einen Platz frei ließ. Und Helene empfand ein körperliches Widerstreben gegen den Mann dort, in dessen Armen sie eine halbe Stunde später liegen mußte. Auch das mußte überwunden werden — es war doch nun einmal nicht anders — auch das. —

Die drei Elfen eilten vorüber, der Bühne zu. Herr Möller ist trotz der Hitze guter Laune. Er hält auf einen Augenblick die letzte an: „'n Abend, Woldawchen. Hübsch schaust aus, blitzsauber. Und so wenig an — Kind, ich beneid' dich bei der Hitze.“

Gerade kommt auch Herr Berg, der Dämon, an. „Laß doch das Mädel los, Möller!“ brummt er. „Sagt emol lieber, woas halt Ihr denn heut' von der Sach'. Lieber Dichter, die Poesie in Ehren, aber ich gloab halt, mer schliddern rein. Mir ist mordsmäßig prosaisch zu Mut, kein Wunder bei meiner Roll'. Na, kloane Prin-

Digitized by Google

Aus unſerer Bildermappe:

Schloß Matzen in Tirol. Nach einer Liebhaberaufnahme.

kern, puppert's? Ja, ja! Ihr zittert ja, Prinzeſſin! Ich bitt', wozu iſt denn der Mann im Kaſten da, der Unterird'ſche, mei' Freund! Noa, und im Notfall, da ſchwimmt man hoalt a biſſerl —"

„Bitte, bitte, Herrſchaften!" drängt der Regiſſeur. „Bitte, nach vorn! Ruhig, Fräulein Prinker! Ruhig! Es wird ſchon gehen! Herr Möller, bitte, laſſen Sie endlich Fräulein Woldaw frei! Herrſchaften, das Haus iſt brillant, fameus! Eine Erwartung — eine Stimmung! Bitte, Fräulein Prinker, Mut — Mut!"

Helene lehnte an der Wand. Verwirrt war ſie von dem Tohu-Wabohu rings herum. Aber nun konnte ſie doch lächeln: „Ich bin ganz ruhig, Herr Reſſing!" — —

Eine Minute ſpäter. Sie lag auf der Moosbank; die Elfen ſtanden vor ihr bereit in ihren wallenden durchſichtigen Gewändern; der Mond war ſchon in Thätigkeit. „Mehr rechts der Mond!" hörte ſie noch einmal eine Stimme.

Ein Glockenzeichen.

Der Vorhang hebt ſich. Sie kann es nicht ſehen, aber ſie fühlt es. Sie hört

auch das hallende ‚Ah!‘ aus dem Zuschauerraum. Sie hört die Elfen:

„Rührt euch, Schwestern, im Reigen,
Hört ihr den Klang in den Zweigen,
Der Mond ist unser Geselle ...“

Ja — ja doch — sie ist ganz ruhig! Ganz ruhig. —

Aber plötzlich kriecht es an ihren Gliedern empor, wie eiskalter Schauder! Wie war das doch? Der Anfang — ihre ersten Worte! Tausendmal hat sie die ersten Worte wiederholt. Und nun ... nun ... wie erstorben ist ihr Gedächtnis! „Mein Fürst ...“ Nein! „Mein Bettler ...“ Nein! Wie soll das nun werden? Gleich — sofort — werden die Elfen verschwinden, der Mond wird auf sie leuchten — sie soll erwachen — soll sprechen — das ganze Haus sieht auf sie — dies furchtbare, vielhundertköpfige Publikum mit den unerbittlichen Augen — — und sie weiß nichts! Nichts!

Jetzt huschen die Elfen davon ... das blasse Licht fällt näher — — —

O diese Pein, diese namenlose Pein! Es saust ihr in den Ohren, es bohrt ihr im Hirn! Soll sie aufspringen, hinter die nächste Kulisse eilen? Hinaus aus dem Hause? Fort — fort!

Da — da —

Plötzlich ist die Erinnerung da! Ist's ein Wort, das ihr aus dem Souffleurkasten klingt, ist's das wiedererwachende Gedächtnis?

Wie eine Erlösung überkommt es sie.

Und sie erhebt sich — mechanisch wohl zuerst den einstudierten Bewegungen nachgebend — sie tritt vor — sie spricht:

„Ich träumte wohl, er käme bald,
Mein Fürst, in Siegers Hochgestalt —“

Sie spricht, während es wie Fieber in ihr glüht. Und das Fieber rast weiter. Ihr ist's selbst, als ob sie die ganze Rolle neu gebiert. Wahrscheinlich — nein gewiß! — sie spielt sie ganz anders als gestern auf der Generalprobe. Dies und das wohl äußerlich ebenso, aber mit anderem Empfinden. Daß da unten das Publikum sitzt und heraufglotzt, hat sie auf Momente völlig vergessen. Erst der erste Beifall, ein paar vorlaute Klatsche, mahnte sie daran — mehr erschreckend, als erfreuend. Unwillkürlich macht sie eine Geste, die wohl gar nicht paßt. Aber die Zuschauer scheinen sie gerade für außerordentlich glücklich zu halten, auch vielleicht das kurze Schwanken in der Stimme als eine feine Nüance zu nehmen. Es geht ein Raunen durchs Haus, sie hört ein halblautes ‚Bravo!‘ heraufklingen, dann folgt ein langhallender Beifallsausbruch. Gottlob — nun steht sie hinter der ersten Seitenkulisse, neben ihr der Regisseur. „Sehr nett!“ flüstert er. Da ist auch der Direktor: „I seh'n Sie mal, Fräuleinchen! War ja famos!“ Sie hört es kaum, mechanisch lächelt sie — schon fällt ja auch wieder ihr Stichwort ...

Weiter, weiter ... immer wie im Fieber. Wie schnell sich das heute abend herunterspielt! Da ist ja schon der erste Akt zu Ende. Während des Dekorationswechsels kommt der Inspicient mit den goldenen Fesseln: „Hier, bitte, Fräulein — auf die kleine Feder drücken, wenn die Dinger abfallen sollen — nicht vergessen!“ Nein, sie wird nichts vergessen — nichts! Der Autor, der mit großen unruhigen Schritten den Gang entlang streicht, bleibt einen Augenblick bei ihr stehen, drückt ihr krampfhaft die Hand, und nimmt dann seine Wanderung wieder auf. Der Dämon, Herr Berg, flucht neben ihr; der Fürst meint: „Aber das Haus ist famos! Haben Sie gesehen, Kollegin?“ — „Nichts ... gar nichts hab' ich gesehen!“ — „Ach so ... na ja ... das will auch erst gelernt sein.“

Wunderlich — der reiche Beifall im zweiten Akt macht ihr gar keinen Eindruck. Wie hatte sie sich das oft berauschend schön ausgemalt — nun wirkt dies Klatschen da unten fast wie unpersönlich. Aber das hastige: „Fix, fix! Sie müssen sich ja umziehen!“ ängstigt sie; in der engen Garderobe dann das überschnelle Hantieren und das Gerede von Frau Werdrows erfahrener Zofe, die ihr die Gute zur Verfügung gestellt: „Jotte doch, was waren Sie süß! Ne, und nur erst in das Kostüm! Janz verdreht sind se, Fräulein, nach Ihnen. So — nur noch bißchen Puder — und die Ohren bißchen rot, Fräulein — —“; dann ein Händedruck mit Frau Werdrow selbst, deren kolossale Gestalt die kleine Garderobe fast ausfüllt: „Sind Sie glücklich, mein liebes Kleinchen? Sie müssen ja glücklich sein! Über alle Erwartung geht's!“

‚Glücklich! Ja, warum bin ich eigentlich nicht glücklich? Das muß wohl dies Hasten machen, ich kann ja gar nicht zur Besinnung kommen. Also es geht gut.

Richtig — es ist ja geklatscht worden. Das galt also mir. Da muß ich mich ja wohl freuen . . .'

Auf dem Gange ein paar fremde Herren im Gesellschaftsanzug, mit dem Cylinder. Sie verbeugen sich. Der Direktor stellt flüchtig vor, aber sie versteht keinen Namen. „Wollen Sie mal gucken?" fragt jemand neben ihr. Ach so, Herr Möller. Er schwitzt noch mehr als vorhin, aber er ist sehr vergnügt und schwatzt und lacht, während er sie an den Vorhang führt. „Da, das edle Volk strömt eben wieder hinein!"

Sie muß sich auf den Fußspitzen heben, um die Augen an das kleine Loch im Vorhang zu bringen. Unten eine kribbelnde, wirre Menge. Zuerst kann sie kein Gesicht unterscheiden. Dann zuckt sie plötzlich zusammen. ‚Da ist ja Onkel Kruslow . . . und da neben ihm Werner! Werner . . .'

„Aber bitte, Herrschaften! Weg da vorn. 's ist höchste Eisenbahn. Bitte, kraxeln Sie auf Ihr Thrönchen, liebes Fräulein! Bitte, 'was zurück da drüben die Herren — so — so!"

In diesem Akt hatte Helene zum erstenmal selbst die sichere Empfindung, auf der Höhe ihrer Aufgabe zu stehen. So fiebrig erregt sie immer noch war, jetzt spielte sie doch bewußter, als vorhin. Sie wußte, die gedrechselten Verse der Minnekönigin sprach sie gut; sie fühlte sich sicher und immer sicherer werden. Erst der Schluß des Aktes steigerte sie wieder in die Aufregung hinein — als sie mit dem letzten herzzerreißenden Aufschrei zusammengebrochen war, ahnte sie nicht, wie gut er ihr geglückt war. Ganz erschrocken starrte sie den Direktor an, der, kaum daß die Gardine herunter war, auf sie zugestürzt kam: „Das war ja einfach großartig! Das macht Ihnen so leicht keine nach! Es wird ein Bombenerfolg." —

Wieder in die Garderobe, wieder in höchster Hast Kostümwechsel. Zurück auf die Bühne. „Also bitte, Fräulein, geben Sie fix Achtung: Hier, hinter der Ecke, liegt das Drahtseilende! Gut einhaken, Fräulein! Der Gürtel ist doch fest? Und dann nur nicht ängstlich, wir haben's ja oft genug probiert. Das Seil trüge sogar unseren Herrn Möller . . ." — „Liebe Kollegin, fallen Sie mir nur nicht so schnell ins Wort, wie gestern. Ich muß etwas Zeit für mein stummes Spiel haben!" — „Eh' ich's vergesse, Fräulein Prinker, wir sind doch nachher bei Tante Werdrown zusammen?" — „Ein Grad mehr Licht!" — „Stimmt die Geschichte mit den Flügeln auch?" — „Angebetete Prinzessin, Ihr habt mir zwar den ganzen Erfolg des Abends geraubt, aber ich gäbe auch den Rest für ein Glas Pschorr!" — „Achtung, Herrschaften!" —

Nun war auch der letzte Akt vorüber, und von jenseits der Gardine drang der endlose, tobende Beifall.

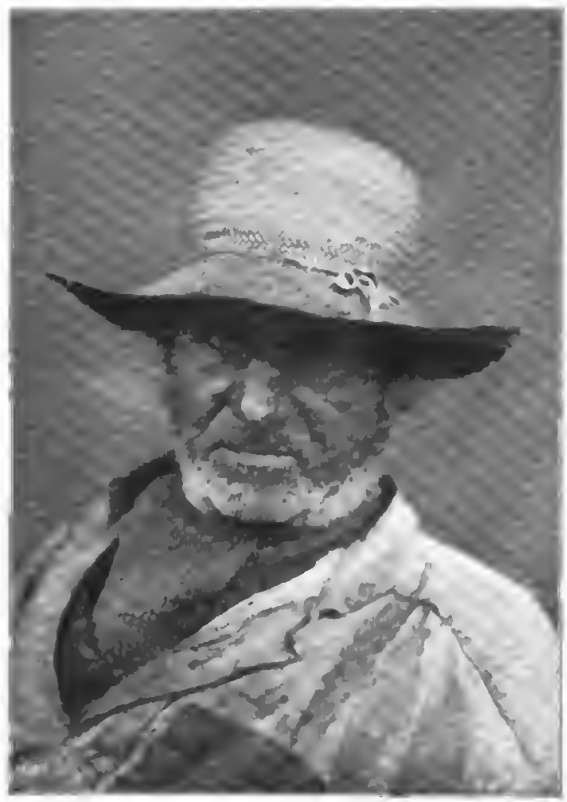
Auf den Tod erschöpft lehnte Helene noch immer an der Schulter Möllers. Er ließ es sich gefallen, er schmunzelte gutmütig. „Ich bin neidlos, schöne Prinker. Hören Sie doch nur, der teure Publikus brüllt ja nach Ihnen! Meinen Glückwunsch . . . aufrichtig, liebe Kollegin!"

Langsam löste sie sich und nickte dankend. Sprechen konnte sie nicht. Aber nun sah sie erst, daß sie inmitten einer ganzen Gruppe stand. Jeder wollte ihr die Hand schütteln, ihr gratulieren. Man schimpfte auf das Hausgesetz, das ihr das Erscheinen vor der Gardine verbot. Der Direktor strahlte über das ganze Gesicht: „Fünfzig Aufführungen garantiert! Fräulein Prinker, morgen früh bin ich bei Ihnen. Ich habe es ja nicht viel anders erwartet, aber doch so nicht — so nicht! Donnerwetter, das hört ja gar nicht auf. Famos, famos!" Dann stutzte er plötzlich. „Aber, liebes Kind, wie sehen Sie denn aus? Donnerwetter — einen Stuhl! Schnell!"

Einen Augenblick war es Helene wirklich gewesen, als müsse sie hinstürzen. Die ganze Gruppe der Kollegen, die Versatzstücke — alles tanzte vor ihren Augen. Es war ja nun freilich ein großes Jubeln in ihr, aber zugleich hätte sie aufschreien mögen — sie wußte selbst nicht, weshalb?! Der Atem stockte ihr, wie zugeschnürt war die Kehle.

Erst als einer der Arbeiter einen Stuhl heranbrachte, kam ihr die Besinnung zurück. Aber sie war mit ihren Gedanken immer noch weitab von den allen, die hier um sie herumstanden; sie hörte wohl, wie der Direktor besorgt fragte: „Geht's besser? Vielleicht ist der Giftmischer noch im Hause?", wie Berg meinte: „Aoch woas! Loassens dem Kindl a Maß Bier holen!" Sie hörte

Aus unserer Bildermappe:



Ein oller ehrlicher Seemann. Liebhaberaufnahme von B. M. K.

auch, wie draußen der Beifall abbrach, und die Stimme Doktor Helders. Aber sie dachte bei sich immer nur das eine: ‚Nun ist das also vorbei! Das war es also — so war es! Nun haben sie's doch erlebt: Vater und Mutter, und der Onkel und Werner.' —

Ein vielstimmiges lautes Bravo im Zuschauerraum. Dann kam plötzlich Doktor Helder auf sie zugeschritten, mit rotem Kopf und ausgebreiteten Armen. „Haben Sie gehört? Ich hab' dem verehrten Publikum versprochen, Ihnen, liebes Prinzeßchen, den Dank von tout Berlin zu überbringen. Ich thu's mit dem Recht des Dichters . . ."

Er wollte sie umfangen, sie küssen. Aber als sie sein Gesicht dicht vor sich sah, wich sie zurück. Die anderen lachten. „Na, Herr Doktor, avanti!" „Prinkerchen, einen Kuß in Ehren kann niemand wehren!" „Schaut doch des Dichters Weihekuß!

Plötzlich raffte sie ihr Kleid hoch und rannte hinter die nächste Coulisse und wie ein gehetztes Reh den Gang zur Garderobe hinauf. — Ein lautes Gelächter schallte ihr nach. Der Autor schien nicht übel Lust zu haben, ihr nachzueilen. Doch dann stimmte er auch in die allgemeine Heiterkeit ein: „'s ist doch noch ein rechtes Gänschen! Ich wollte sie eben zu Dressel einladen. Lieber Direktor, Sie machen uns doch die Freude. Und Sie, Sereniſſimus — Sie auch, bester Herr Berg —"

— — — — — —

Vor der Thür ihrer Garderobe wartete Frau Werdrows Zose, wortreich wie immer, und nicht wenig erstaunt, als Helene bat, sie allein zu lassen. Ohne eine Antwort abzuwarten, stürzte sie in den kleinen Raum, schlug die Thüre zu und stieß den Riegel vor.

Und dann warf sie sich auf den nächsten Stuhl und schluchzte laut auf.

— — — — — — — — — — —

Kruslow und Werner hatten erst nach der Ansprache Doktor Helders das Parkett verlassen. Der Alte still, nachdenklich; Werner mit tiefgesenktem Kopf. Auf dem Korridor schob und schwirrte es noch durcheinander: „Fauler Zauber, dies sogenannte Märchen!" „Anton, bitte meinen Hut!" „Süße Person, diese Prinker!" „Wo gehn wir hin?" „Der Helder ist ein Fatzke!" „Nicht so drängeln, Herrschaften!" — —

‚Armer Junge!' dachte Kruslow, den jüngeren Freund mit einem Seitenblick musternd. ‚Ihm erscheint dieser Erfolg das Grab aller Hoffnung. Es wird wohl auch so sein — armer Junge!'

Nun standen sie endlich auf dem Außenflur. Die Menschenmasse stockte hier; draußen rollten die Wagen vor in endloser Reihe.

Da stutzte Kruslow. Er sah, was er nicht für möglich gehalten hätte: Pascha mit seiner Frau, eng aneinander geschmiegt, an der Wand stehend, als ob sie warteten. Und er sah mit seinem durchdringenden Blick noch mehr: nicht nur die feuchten Augen von Frau Prinker, auch ein seltsames Zucken und Glänzen in Prinkers Gesicht.

Also doch!

Sein gutes Herz hatte sofort alle Zwietracht vergessen, nur die Freude lebte in ihm: ‚Das ist Lenes schönster Erfolg!' Und so trat er an die beiden heran. Er fragte nicht, er gratulierte nicht. Er drückte nur beiden fest die Hand und sagte, als sei's so selbstverständlich: „Ihr wartet wohl auf Lene? Da seid Ihr am falschen Ausgang. Bitte, kommt nur mit!"

Lange standen sie dann zu viert in dem schmalen Flur, der zur Bühne führte. Sie sprachen wenig. Ab und zu schluchzte Frau Prinker leise auf, Pascha strich sich den Bart, Werner lehnte am Thürflügel. Er wunderte sich selbst, daß er mit hierher gegangen war, aber er blieb.

Immer wieder that sich die Thür im Hintergrunde auf. Arbeiter kamen heraus, ein paar Feuerwehrmänner; dann plaudernd und lachend einige Choristinnen. Einzeln und paarweise die Schauspieler. Der und jener schlug sich den Rockkragen hoch, zündete sich, stehenbleibend, eine Cigarette an.

Endlich kam Helene.

Sie kam gar nicht wie eine Siegerin. ‚Wie sie schmal aussieht und blaß', war Kruslows erster Gedanke.

Als sie die viere sah und erkannte, erschrak sie heftig. Wie gebannt blieb sie stehen, mit einem zagenden Ausdruck im Gesicht.

Aber da stürzte die Mutter auf sie zu, und der Vater folgte, sich mit der umgekehrten Hand die Thränen aus den Augen wischend.

Kruslow war an Werners Seite getreten und hatte dessen Rechte gefaßt, die schwer herabhing: „Komm, mein Junge!" sagte er leise, mit vor Rührung zitternder Stimme. „Ich glaube, wir sind hier überflüssig."

Werner nickte. Doch jetzt war Helene schon vor ihnen, mit den Eltern. Der

Aus unserer Bildermappe:

Fischerboote von den Nordseeinseln.
Aufnahme von Hofphotograph Wilhelm Dreesen in Flensburg.

Schleier, den sie über den Kopf getragen hatte, war hintenübergeglitten, ihr vorhin so blasses Gesicht glühte, und die Augen leuchteten. Sie griff nach Kruslows Hand: „Onkel Johannes — das ist die erste schöne reine Glücksminute heut abend! Onkel, ich hab' dich ja auch so lieb, so lieb!"

Er strich ihr zärtlich über das dunkle Haar, er küßte sie. „Mein altes, liebes Lenerl! Möge dir noch viel viel Glück aus dem heutigen Abend erblühen —", und während er das sagte, hielt er mit der freien Hand krampfhaft Werner fest, trotz dessen Fortstrebens, und fluchte innerlich: ‚Solch' ein dummer Junge! Wirst du wohl hier bleiben!' Er hatte ganz vergessen, daß er ihn und sich soeben selbst überflüssig gefunden hatte. „Da ist auch Freund Werner, Lenerl!" stieß er plötzlich heraus und krampfte seine Hand noch fester in dessen Paletot.

Einen Augenblick standen sich die beiden stumm gegenüber, mit gesenkten Augen.

Dann verneigte Werner sich steif, und mit schmerzlicher Stimme sagte er: „Meinen Glückwunsch, Fräulein Prinker!"

Sie zuckte zusammen. Einen Augenblick zögerte sie. Dann hob sie den Kopf, ihr Blick irrte unsicher umher — „oh nicht so! Nicht so, Herr ... lieber Herr Werner!" flüsterte sie leise. „Das thut mir wehe ... von Ihnen ..." und plötzlich warf sie sich an des Vaters breite Brust:

„Nehmt mich mit Euch! Mit zu Euch — nach Hause!"

19. Kapitel.

Hedwig Merlenberg kam — wenige Tage nach der Erstaufführung des Märchenspiels — von einer langen und anstrengenden Besuchsfahrt heim. Allein, denn Moritz war Unter den Linden ausgestiegen, um noch im Journalzimmer der Königlichen Bibliothek vorzusprechen.

Langsam stieg sie die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf, mit ihren Gedanken beschäftigt. Sie lächelte still vor sich hin — ein zufriedenes Lächeln; vielleicht war auch ein ganz kleiner Bodensatz von harmloser Ironie darin. Die Visiten hatten einigen Kollegen ihres Mannes und deren Frauen gegolten, mit denen sich ein etwas engerer Verkehr anzubahnen schien. Den großen Kreis, in dem Moritz früher gelebt hatte, schien er nicht weiter pflegen zu wollen. Er sprach wohl, wie erklärend oder auch entschuldigend, davon, daß ihre zarte Gesundheit ja doch die anstrengende Geselligkeit nicht vertragen werde; sie wußte es besser, und sie war glücklich darüber: er fühlte sich wohl und vollbefriedigt in seiner stillen Häuslichkeit, er vermißte die geistreichelnden Damen der Salons aus Berlin W. nicht, er lechzte nicht mehr nach deren vergötternden und oberflächlichen Huldigungen.

Trotzdem hatte sie heute seine heitere Stimmung benutzt, ihn zu einem Besuch zu bestimmen, der nicht auf der Liste stand. Zuerst machte er große Augen, als sie wie beiläufig sagte, während der Wagen durch die Französische Straße rollte: „Weißt du, Moritz, eigentlich könnten wir endlich einmal bei deinem Onkel Beermann heranfahren." Er wollte auch widersprechen, aber da sah er ihren bittenden Blick, gab sofort nach und rief dem Kutscher die Adresse zu. Dann faßte er ihre Hand: „Hethi, du bist doch ein Goldherz. Ich lese es in deiner Seele, du willst mit diesem Besuch meinen Eltern eine Freude machen." — Sie war ein wenig errötet, wie ein ertapptes Kind, aber sie gab gleich zu: „Und wenn es das ist, Moritz? Ich bin ihnen beiden ja so dankbar."

Nun drängte die Erinnerung an den Besuch bei Onkel Beermann doch das Lächeln auf ihre Lippen. Er war so komisch gewesen in seinem Schwanken zwischen offenbarer Freude und brummigem Trotz, der kleine Mann. Er hatte sofort Austern „auffahren" lassen und uralten Chablis. — „Solche Natives kriegt ihr eben nur bei J. C. Beermann; heute früh erst einpassiert." Er hatte einen mörderlichen Leitartikel geschimpft auf den Byzantinismus unserer Tage und fast in demselben Atemzuge von einem kleinem Orden erzählt, den ihm Serenissimus tel et tel verliehen. „Gerade fünfzig Jahre bezieht der fürstliche Hof nämlich von J. C. Beermann; nun, Kinder, da gehört sich doch auch eine kleine Anerkennung." Wie so oft wohl, war er seinen Natives und seinem Chablis der beste Kunde gewesen, immer wärmer und wärmer geworden, und schließlich hatte er lachend gemeint: „Na ja ... ja doch ... ich hab' ja schon bei Doras Hochzeit gemerkt, wo Hase läuft. Ich wollte ja solch eine schöne Rede halten ... den Nährstand und den

Wehrstand — Dora und ihren Herzallerliebsten — hatte ich ja schon fast beim Wickel, und gerade sollte nun der Lehrstand und der ... ja ... und der Wehrstand herankommen — ihr beide nämlich —, da platzt mich das Ungeheuer, das Morchen da, in den Text. Na ... tempi passati ... wenn ihr nur glücklich geworden seid, Kinder, das ist die Hauptsache. Prosit! Und man sieht's euch ja an. Nun sorgt man dafür ... ach so, da wird die junge Frau natürlich gleich rot ... na, mein Himmel, solch alter Onkel, der nicht Kind und nicht Kegel hat, will doch auch mal wissen, wofür er sein Lebenlang Fische und Austern verkauft und ein bissel gespart hat. Prosit, schönste Frau Nichte!" — —

Hedwig hatte Hut und Mantel abgelegt und war in ihr Zimmer getreten. Auf dem Schreibtisch lagen einige während ihrer Abwesenheit eingegangene Postsachen: eine lustige Karte aus Tenburg, ein zärtliches Briefchen von der Mama mit der Aufforderung zu einem Kaffeestündchen, eine Zeile von Werner mit der Entschuldigung, daß er in den nächsten Tagen ‚seine im doppelten Sinne einzige Schülerin' vernachlässigen müsse. Darunter im Streifband eine Nummer des Litterarischen Magazines. Ohne darauf zu achten, daß die Adresse an Moritz gerichtet war, zog Hedwig das Journal aus dem Umschlag und blätterte es durch.

Plötzlich stutzte sie. Ein längerer Artikel beschäftigte sich mit dem neuen Buche ihres Mannes. Sie sah nach der Unterschrift. Der Aufsatz stammte von Professor Fortwagel, einer ersten Autorität.

Das war ja interessant. ‚Moritz wird sich freuen,' dachte sie, und sie setzte sich, um den Artikel in Ruhe zu lesen.

Aber schon nach den ersten Zeilen erschrak Hedwig.

„An der Berliner Universität ist kürzlich Herr Privatdocent Doktor Moritz Merlenberg zum außerordentlichen Professor ‚befördert' worden. Ob dem königlich preußischen Herrn Minister des Geistes wohl die neueste Schrift des Herrn Merlenberg bekannt war, als Seine Excellenz sich zu jenem Schritt entschlossen? Es ist ja in einem wohlgeordneten Staate kein Ding unmöglich, und ein Minister des Geistes ist gewiß eine sehr in Anspruch genommene Persönlichkeit. Aber es gibt doch Unterstaatssekretäre, die bisweilen —, es gibt Wirkliche Geheimeräte, die meist —, es gibt einfache Geheimeräte, die eigentlich immer Zeit haben ... sollten.

„Wenn man das neue ‚Werk' des Berliner Herrn Kollegen gelesen hat, muß man freilich annehmen, daß Seine Excellenz recht schlecht beraten gewesen sind.

„Denn in diesem ‚Werke' kriecht, um sich mit kollegialer Milde auszudrücken, der verehrte Herr Kollege im ersten Drittel auf fremden Krücken, im zweiten Drittel pflügt er wie ein sicher Ackersmann mit fremden Kälbern, im letzten Drittel stellt er plötzlich kühne Behauptungen auf, die zwar den Vorzug großer Selbständigkeit haben — um nicht zu sagen: die den Stempel großer Selbstüberhebung tragen —, die aber leider durchaus haltlos sind.

„Das klingt hart. Wir werden jedoch unser Urteil sachlich begründen. — —"

‚Eine Gemeinheit! Das ist eine persönliche Raneüne! Das ist ein ganz perfider Angriff!' schrie es zuerst in Hedwig auf. ‚Pfui! Wie kann ein Kollege in dieser Weise über den anderen schreiben! Man sollte — ich sollte gar nicht weiter lesen.'

Aber sie las doch weiter, mit fliegendem Atem und hochgeröteten Wangen.

„Eins müssen wir von vornherein anerkennen: die Arbeit ist recht fleißig, und sie ist — was man so sagt — brillant geschrieben. Aber der Fleiß thut es doch nicht allein, und eine gewisse Eleganz der Darstellung ist ja heute fast Allgemeingut geworden — besonders Allgemeingut der platten und glatten Mittelmäßigkeit ..." fuhr Professor Fortwagel fort, und dann begann er das ganze Buch erbarmungslos zu zerpflücken; erst mit größter Gründlichkeit auf die Quellen zurückgreifend, alle wichtigen älteren Arbeiten über die Gralssage heranziehend, um schließlich die Folgerungen — Seite für Seite, Satz für Satz — einer scharfen Prüfung zu unterwerfen, mit unerbittlicher Logik die eine als allzu gewagte Hypothese, die andere als offenbar irrig und falsch aufzudecken.

Anfangs hatte Hedwig immer noch gehofft, erwartet, der brüske Angriff würde sich durch den Ton, in dem er geführt war, von selbst verurteilen. Nun aber, da sie

Digitized by Google

zu Ende gelesen, ließ sie das Blatt sinken und starrte vor sich hin ins Leere.

So sehr ihr Empfinden durch die Angriffsform verletzt war, in der Sache, das sah sie, behielt der Gegner recht. Da gab es kein Deuteln und Rütteln —

Armer Moritz . . .

Kein anderer Gedanke lebte in ihr, als der des tiefsten Mitfühlens für ihn. Sie wußte, wie schwer dieser Pfeil ihn treffen würde. Wie wird er's aufnehmen? Wie wird er's tragen? Wäre es nur eine sachliche Kritik, und wäre sie noch so hart — das könnte er überwinden. Wäre es nur ein Pamphlet — das könnte er sogar belächeln. Aber diese Mischung von gründlichem, sachkundigstem Urteil und Spott und Hohn, diese öffentliche Bloßstellung — die war nicht zu ignorieren! War sie aber — und wie war sie zu bekämpfen?!

Auf einen Augenblick regte sich in ihr das Blut der alten Offiziersfamilie. Ihr schoß alles Ernstes der Gedanke an eine Forderung durch den erregten Sinn. Aber nein! — das wäre erst recht thöricht gewesen. Ganz abgesehen davon, daß Professor Fortwagel ein Greis war — wissenschaftliche Streitfragen trug man ja gottlob in Deutschland nicht mit den Waffen aus.

Armer Moritz — —

Es schellte. Sie überhörte es ganz. Dann kam das Hausmädchen mit einer Karte und flüsterte: „Ich hab' schon gesagt, unser Herr sei nicht zu Hause. Aber der Herr draußen bittet, ob gnädige Frau nicht . . ."

Sie hatte einen Blick auf die Karte geworfen.

‚Professor Doktor Eduard Bargfeld.'

Einen Augenblick zögerte sie noch. Das Blut wallte ihr zum Herzen. Sie wußte, er kam, um Abschied zu nehmen. Sollte sie sich verleugnen lassen? Nein — nein! Das wäre feige gewesen, ihrer unwürdig. Es lag ja nichts zwischen ihnen, daß sie sich nicht ruhig hätten in die Augen sehen können.

„Ich lasse bitten!" sagte sie, erhob sich und faltete das Heft, in dem sie gelesen hatte, zusammen.

Nun standen sie sich gegenüber. Beide sehr ernst, sehr gemessen. Beide im gleichen Moment innerlich den Segen der gesellschaftlichen Form empfindend, die ihnen diese letzte Begegnung erleichterte, möglich machte.

„Ich komme, mich Ihnen und meinem lieben Kollegen zu empfehlen, gnädigste Frau. Ich reise heute abend."

„Mein Mann wird sehr bedauern, nicht zu Hause gewesen zu sein. Aber wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Professor."

„Es ist sehr gütig, daß Sie mich angenommen haben, gnädige Frau." Er setzte sich und stellte seinen Hut neben sich auf dem Teppich. „So kann ich Ihnen wenigstens doch noch selbst danken für die Stunden, die ich in Ihrem Hause verleben durfte."

Sie hätte ihm so gern gesagt: ‚ich — ich muß danken für die Anregungen, die Sie mir gaben, für die Teilnahme, die ich in Ihren Augen las.' Aber sie neigte nur den Kopf, und es kam schwer von ihren Lippen: „Moritz — wir waren alle sehr überrascht, als wir zuerst von Ihrem Entschluß, Berlin den Rücken kehren zu wollen, hörten." Als sie es gesagt hatte, erschrak sie: auch das war wohl schon zu viel. Und sie war ihm dankbar für die kleine — und so große — Lüge seiner Antwort: „Berlin ist mir wirklich zu unruhig, gnädige Frau. Ich konnte hier nie recht die Sammlung zur Arbeit finden, die ich nun einmal brauche."

Einige Minuten schleppte sich die Unterhaltung in gleichgültigen gesellschaftlichen Wendungen hin. Er fragte nach ihrem Sommeraufenthalt; sie fragte, ob er Heidelberg bereits kenne?

Dann sagte er plötzlich etwas lebhafter: „Übrigens, gnädige Frau, hatte ich heute vormittag schon eine kleine Freude. —"

Erwartungsvoll sah sie auf.

„Ich war bei meinem alten Freunde Kruslow im Atelier, ihm Adieu zu sagen, und traf dort ein glückliches Brautpaar. —"

„Werner und Helene!" rief sie. „Das ist auch mir eine große Freude, Herr Professor. Erhofft hab' ich's lange, aber nach dem neulichen Erfolg meiner kleinen Freundin kaum noch, jedenfalls nicht so bald erwartet. Ihre Nachricht überrascht mich daher völlig. Also doch! Wie mag das so schnell gekommen sein?"

„Ich konnte Kruslow nur wenige Augenblicke allein sprechen, gnädige Frau. Aber er mochte wohl dieselbe Frage, die Sie soeben aussprachen, in meinen Augen lesen, und so sagte er mir in seiner drolligen Art: ‚Da sehen Sie nun, was ich für ein

Kirchgang in Laren. Nach dem Gemälde von Max Liebermann.

Digitized by Google

Pechvogel bin. Füttere ich mir fast ein Jahr das Lenerl zu 'ner großen Schauspielerin mühsam auf, damit sie mal den Mummelgreis von Onkel mit ernähren kann. Und nun sie's erreicht hat, das undankbare Ding, und die eignen Eltern fast auf den Knieen rumrutschen vor der Tochter, — lirum larum Löffelstiel —, nu streikt sie. Einen Ekel hätt' sie vor der Komödie, und heiraten wollt' sie, meinen Schlingel da drin. 's ist eben doch kein richtiges Künstlerblut in dem Mädel.' Kruslow machte dazu ein fürchterliches Gesicht, gnädige Frau, als ob er das Brautpaar und vielleicht noch mich dazu verschlingen möchte. Aber dann lachte er gleich darauf listig: ‚Gott sei's übrigens gesungen und gepfiffen. Denn, von manchem anderen abgesehen, ich hab' so meine Zweifel, ob ihr Können dauernd und für die ganz großen Aufgaben ausgereicht hätte. Der eine Erfolg beweist schließlich doch nichts. Mancher nimmt im ersten Anlauf einen Berg, denkt, wenn er oben ist, wer weiß, was für ein Kerlchen er ist, die Leute brüllen und jubeln ihm auch zu, und dann sieht er erst, daß der weitere Weg noch über ganz andere Berge gehen soll —'"

Bargfeld unterbrach sich auf einen Augenblick. Er sah drüben in dem feinen Gesicht eine jähe Röte kommen und gehen, und erschrak über seine Unvorsichtigkeit. Wie konnte er der verehrten Frau nur diesen Schmerz zufügen?! Hastig vollendete er dann: „Die Hauptsache aber ist ja, um mit Kruslow zu reden: ‚Der Hans nimmt seine Grete, und der alte Onkel hat seinen Segen dazu zu geben. Ich werd' ihr zum Hochzeitsgeschenk einen wundervollen Pantoffel, im neuesten Stil, präraffaelitisch-mesopotamisch-chinesisch, modellieren, und ihm 'nen Hausschlüssel dito. Der arme Junge —' Sie kennen ja meinen alten Kruslow, gnädige Frau. In Wirklichkeit wußte er sich vor Freude kaum zu lassen."

Hedwig hatte sich sofort wieder gefaßt. Sie lächelte still. „Herr Werner ist ein braver Mann und ein tüchtiger Künstler," sagte sie dann. „Und Helene trägt einen guten Kern in sich. Gerade ihr Entschluß, der Bühne jetzt, trotz ihres Erfolges, Valet zu sagen, imponiert mir. Sie hat rechtzeitig erkannt, daß man Idealen nicht ungestraft nachjagt, daß man — daß die Frau sich bescheiden lernen muß, um das rechte Glück zu finden. Ich weiß: es wird ihr werden."

Sinnend sah er vor sich hin, ohne gleich eine Entgegnung zu finden. Ihre letzten Worte schmerzten ihn, weil er aus ihnen eine wehe Resignation herauszuhören meinte. Es lohte, trotz aller Selbstzucht und Selbstbeherrschung, doch immer wieder in ihm empor: ‚Warum muß — kann — darf diese Frau leiden? Warum sie — gerade sie — sich fügen, resignieren?' — —

Er hatte mit einer mechanischen Bewegung an den Büchern und Journalen, die vor ihm auf dem Tisch lagen, herumgeschoben. Plötzlich sah er, daß er das neueste Heft des Litterarischen Magazins in der Hand hatte, und er zuckte zusammen in dem unwillkürlich sich verdichtenden Empfinden: ‚Arme teure Frau . . . wie weh wird dir das gethan haben?!'

Aber da sagte sie, und er war überrascht, als er ihre ruhige Stimme hörte: „Sie haben den Artikel schon gelesen. Ich sehe es Ihnen an, Herr Professor." Er legte das Blatt sofort zurück: „Ja, gnädige Frau," erwiderte er zögernd. „Sie dürfen aber einen solchen Angriff nicht zu schwer nehmen."

„Schwer, Herr Professor? Es kann wohl keinen wuchtigeren Schlag für meinen Mann geben! Und nur daran habe ich gedacht, wie Moritz ihn aufnehmen wird, was er thun soll?"

Im ersten Augenblick verstand er sie nicht ganz. In ihm lebte immer noch die Vorstellung: ‚Der Angriff muß sie ja getroffen haben, als ob er persönlich gegen sie gerichtet wäre; ihr schöner Stolz ist aufs schwerste beleidigt; merkwürdig nur, wie sie sich zu beherrschen vermag?' Aber als er nun aufsah, blickte er in ein ernstes ruhiges Antlitz und in zwei Augen, die wie in einer stillen Bitte auf ihn gerichtet waren: ‚Wenn du mein Freund bist, — und ich weiß ja, du bist es — rate du mir, zu dem ich Vertrauen habe, was soll mein Mann in dieser Sache thun?' Und mit einem Male fiel es wie Schuppen von seinen Augen. Denn er las da weiter in dem ruhigen Blick: ‚Du bist klug, du wirst mir den besten Rat geben, und ich begehre diesen Rat für ihn, der zwar — o gewiß — an Bedeutung unter dir steht, den ich aber liebe!'

Er war ein Mann, und darum that ihm diese plötzliche Erkenntnis doch weh. Aber dann kam sogleich mit siegender Kraft das bessere Empfinden: ‚Du kannst nun von ihr gehen ohne Sorge um sie im Herzen. Denn — gottlob! — du hast dich in deiner männlichen Eitelkeit getäuscht: die teure Frau ist stark in ihrer Liebe, und was sie vorhin ‚ein sich Bescheiden‘ nannte, ist keine matte Resignation, es ist a u c h ein Glück — sie wird es sich zu einem ganzen Glück ausgestalten.‘

So sagte er denn: „Gnädige Frau, vor allem darf Ihr Herr Gemahl nicht erwidern. Sachlich hat der Kollege Fortwagler ja leider recht — nun irren können wir alle, warum nicht auch Merlenberg einmal! Eine Entgegnung könnte sich also nur gegen den Ton des Angriffs richten, den ich ebenso unqualifizierbar finde, wie Sie, der aber leider in unseren Fachzeitschriften durchaus nicht selten, vielmehr unter den verehrten Kollegen ungemein beliebt ist. Was käme aus einer Zurückweisung dieses Tones heraus? Eine noch gesalzenere Antwort, ein neues Aufwirbeln von Staub und Rauch. Erwidert Ihr Herr Gemahl nicht, so wird man das als ein Zeichen vornehmer Zurückhaltung anerkennen, und die ganze Sache verblutet sich, schneller, als Sie heute glauben. Mein Rat ist also: Schweigen.“ Er hielt einen Moment inne, erhob sich und schloß: „Bitte, gnädige Frau, sagen Sie meinem lieben Kollegen auch, daß ich die schnöde Art der Kritik abscheulich finde und wohl einmal in nächster Zeit mich selbst über diese ganze Methode öffentlich äußern werde.“

Auch sie hatte sich erhoben.

Wieder standen sie sich schweigend gegenüber, er mit dem Hut in der Hand. Beide scheinbar ganz ruhig.

„Ich danke Ihnen, Herr Professor,“ sagte sie dann. „Es wird sehr schwer für Moritz sein, aber er wird Ihrem Rat gewiß folgen.“

Er beugte sich über ihre Hand: „Ich wünsche Ihnen viel, viel Glück, gnädige Frau . . .“ Die so lange mühsam zurückgedämmte Erregung zitterte nun doch durch seine Worte.

Sie fühlte, wie seine Rechte ihre Finger mit einem leichten Druck umspannten. Aber sie ließ ihm die Hand ruhig. Auch sie überkam eine warmherzige Empfindung, eine stille, leidenschaftslose Rührung.

In ihm gärte es: ‚So also scheidest du von der einzigen Frau, die du je geliebt hast —‘

Und sie fühlte: ‚Ich kann ihm das nicht mit Worten anbieten, was ich empfinde, das: bleibe mir ein Freund! Heut’ müßte er das noch als ein verächtliches Surrogat ansehen. Aber wozu auch Worte? Er ist und er wird ja doch immer mein Freund sein, und wenn das ewig unausgesprochen bleiben soll‘ —

Dann sagte sie: „Ich hoffe, wir werden bald von Ihnen hören, Herr Professor. Sie werden ja in Heidelberg gewiß viel schaffen und arbeiten. Dazu möchte auch ich Ihnen Glück wünschen!“

Ganz langsam — vorsichtig, als fürchte sie, ihm wehe zu thun — löste sie ihre Hand.

Jetzt ruhte doch sein Blick noch einmal auf ihrem Gesicht, als wollte er es in dem einen Augenblick festhalten für alle Ewigkeit. In ihrem Antlitz stieg eine feine Röte auf.

„Ja — arbeiten!“ stieß er heraus. „Arbeiten — schaffen! Ich lechze mit allen Fibern meiner Seele nach Arbeit.“ Wie in einem Anfluge von Trotz warf er das mächtige Haupt zurück. „Sie haben recht, gnädige Frau: ich werde arbeiten, und Sie sollen von mir hören! Und wenn Sie etwas von mir lesen und es dünkt Ihnen wert, daß Sie es gelesen haben, dann denken Sie freundschaftlich eines Mannes, der Sie sehr, sehr verehrt — —“

Es ging ein Beben über seinen Körper. Und plötzlich — nach einer kurzen wortlosen Verbeugung — wandte er sich und stürzte aus dem Zimmer.

Sie stand ganz regungslos. Bis sie draußen die Flurthüre zufallen hörte und seinen schweren, wuchtigen Tritt auf der Treppe.

Dann erst fiel der Bann von ihr ab.

‚Er hat dich geliebt — er liebt dich!‘ sprach es in ihr. ‚Warum sollte es mich nicht mit Stolz erfüllen, daß dieser Mann mich liebt . . . das kann keine Sünde sein, denn es ist kein Begehren. Und der Tag wird kommen, nach Jahren vielleicht, wo wir uns wiedersehen. Aber dann, dann werde ich wirklich zu ihm sagen können ‚mein Freund‘ —“

— — — — — — — —

Digitized by Google

Eine halbe Stunde später kam Moritz heim. Hedwig hatte auf ihn in der Nähe des vorderen Korridors gewartet, sie wollte ihm selbst öffnen. Ihr war es, als müsse sie ihm heute mit verdoppelter Zärtlichkeit entgegentreten. Verbergen ließ sich das Unglücksblatt ja nicht, er mußte es lesen. Es lag schon für ihn auf seinem Arbeitstisch. Aber sie wollte ihm zur Seite stehen, als könne sie den ersten Schlag parieren.

Als sie ihm ins Antlitz sah, wußte sie jedoch sofort: es ist zu spät, der Schlag traf ihn schon.

Er nahm sich gewaltsam zusammen. Er küßte sie wie immer, er hatte sogar ein Lächeln auf den Lippen. ‚Armer Moritz', dachte sie, ‚wie schwer muß dir dies Lächeln werden! Und warum zwingst du dich? Sieh', ich bin doch hier, mit dir zu teilen und dir tragen zu helfen!' Sie wußte wohl, die tiefverletzte Eitelkeit rang noch in ihm mit dem Bedürfnis, sich auszusprechen. Sie mußte warten und sehnte sich doch nach seinem Vertrauen.

Es war sonst seine Gewohnheit, wenn er heimkam, einen Augenblick vor dem großen Flurspiegel stehen zu bleiben, um mit einigen schnellen Bürstenstrichen den Bart zu ordnen. Heut schritt er sofort nach seinem Arbeitszimmer. Sie blieb neben ihm.

So gingen sie durch das Speisezimmer, in dessen Mitte der Tisch bereits gedeckt stand. Sie überlegte: ‚Sollst du ihm sagen, daß du den Artikel schon gelesen hast? Nein — nein! Er muß sprechen —'. Auf einen Moment blieb sie am Eßtisch stehen, wie zufällig, und schob die Blumenvase zurecht mit nun doch leise bebenden Händen.

Da hörte sie hinter sich ein einziges starkes Aufschluchzen, und dann fühlte sie sich von seinen Armen umschlungen. Er preßte sie an sich wie ein Verzweifelter, er küßte sie auf die Lippen, auf die Augen — wieder und immer wieder. Und mit vor Erregung heiserer Stimme flehte er: „Hedwig, wirst du mich immer lieb haben? Immer! Auch im Unglück, Hedwig — meine Hedwig!"

Ein seliges Gefühl durchrieselte sie, füllte ihre Seele, daß sie unter Thränen hätte jubeln mögen. Denn sie konnte ja ihre Arme um seinen Hals legen und den Kopf an seine Brust und zu ihm aufschauen: „Wo soll es für uns ein Unglück geben, wenn wir uns lieb haben, Moritz!"

Aber die Mutlosigkeit in ihm mußte so stark sein, daß er den Sinn ihrer Worte nicht ganz verstand. Er senkte den Kopf, er sah ihr nicht in die Augen: „Es ist ein Unglück über mich gekommen, Hedwig — das mich kleiner machen muß vor dir —" sagte er traurig.

„Moritz, lieber Moritz! Sieh' mich an, Moritz! Sieh doch nur: ich habe ja den Angriff auf dich auch gelesen — und, sieh', ich lächele darüber. Das ist doch kein Unglück, das ist ein Mißgeschick." Sie hatte seine beiden Hände umfaßt und drückte sie zärtlich.

Er mied noch immer ihren Blick. Seine Brust hob sich — dann kam wieder das thränenlose Aufschluchzen, und er schüttelte den Kopf: „Du weißt das nicht, Hedwig ... ich bin bloßgestellt vor der ganzen wissenschaftlichen Welt .... doch das ist ja nicht das Schlimmste! Du aber — was mußt Du von mir denken: denn Fortwagel hat recht, durchaus recht!"

„Laß ihn doch recht haben, Moritz! Was geht das uns beide an? Uns beide und unser Glück und unsere Liebe! Und willst du durchaus ein Unglück nennen, was doch nur ein Irren war, nun, dann laß uns das Unglück gemeinsam tragen! Komm, Moritz — komm —"

Sie zog ihn mit sich fort bis in sein Zimmer und dort auf das Sofa nieder, setzte sich neben ihn und faßte wieder zärtlich seine Hände.

„Du darfst, du sollst nicht so mutlos sein, Moritz!" bat sie innig. „Dein Buch — nun wenn es wirklich nicht gut war — dann schreibst du eben ein besseres. Welcher Forscher, welcher Dichter hätte nicht Fehlgriffe begangen, nicht Mißerfolge gehabt; das kann man wett machen. Die Kritik? Lieber Moritz ... Da oben steht ja wohl im Schrank das Braunsche Buch: Goethe und Schiller im Urteil ihrer Zeitgenossen. Soll ich es dir zum kleinen Trost herablangen? Aber du weißt ja, was sie sich haben sagen lassen müssen. Solch eine Kritik verletzt wohl, verwundet — natürlich! — aber wie schnell wird solch eine Kritik auch vergessen! Laß gut sein, Moritz, — eine Spanne Zeit, und du selbst hast sie überwunden. Und nun sieh'

mir endlich einmal in die Augen, lieber Moritz . . ."

Er hob langsam den Blick zu ihr, scheu noch und fragend: „Du meinst es gut, Hedwig . . ., aber du täuschst dich selbst, indem du mich täuschen willst," sprach er schwer und bitter. „Ich weiß es besser! Ich weiß, du warst stolz auf meinen kleinen jungen Ruhm und Ruf, der nun so elend in die Brüche zu gehen scheint. Du hattest das Recht, Größeres, Bedeutendes von mir zu erwarten. Auch ich träumte ja davon. Laß' uns doch ehrlich sein, arme Hedwig!"

Sie sah ihn an mit frohen, glänzenden Augen. „Ja, Moritz, ich will ganz, ganz ehrlich sein. So ehrlich, daß ich mich einer Unwahrheit gegen dich bezichtigen muß, einer unbewußten freilich. Als ich dich kennen lernte, als du dann um mich warbst, da lebte wohl nichts in mir als überschwengliche Bewunderung — und ich glaubte, es spräche mein Herz! . . . Laß mir deine lieben Hände, Moritz . . . es ist gut, daß ich mich dir offenbare, ich hätte es wohl längst thun sollen. . . . Ich war ein schwärmerisches Ding, in so engen Verhältnissen groß geworden. Du warst der erste Mann, der in meinen Kreis trat, weit hervorragend über alle. Wo ich hinhörte, klang mir dein Name entgegen. Da formte ich mir von dir ein Bild, ich Schwärmgeist — —

„Lieber Moritz, sieh' mich nicht so traurig an. Denn, Moritz, hätten wir Grund zum Trauern, so könnte ich nicht lächeln. Ich lächele aber über mich selbst. Laß mich ruhig weitersprechen — —

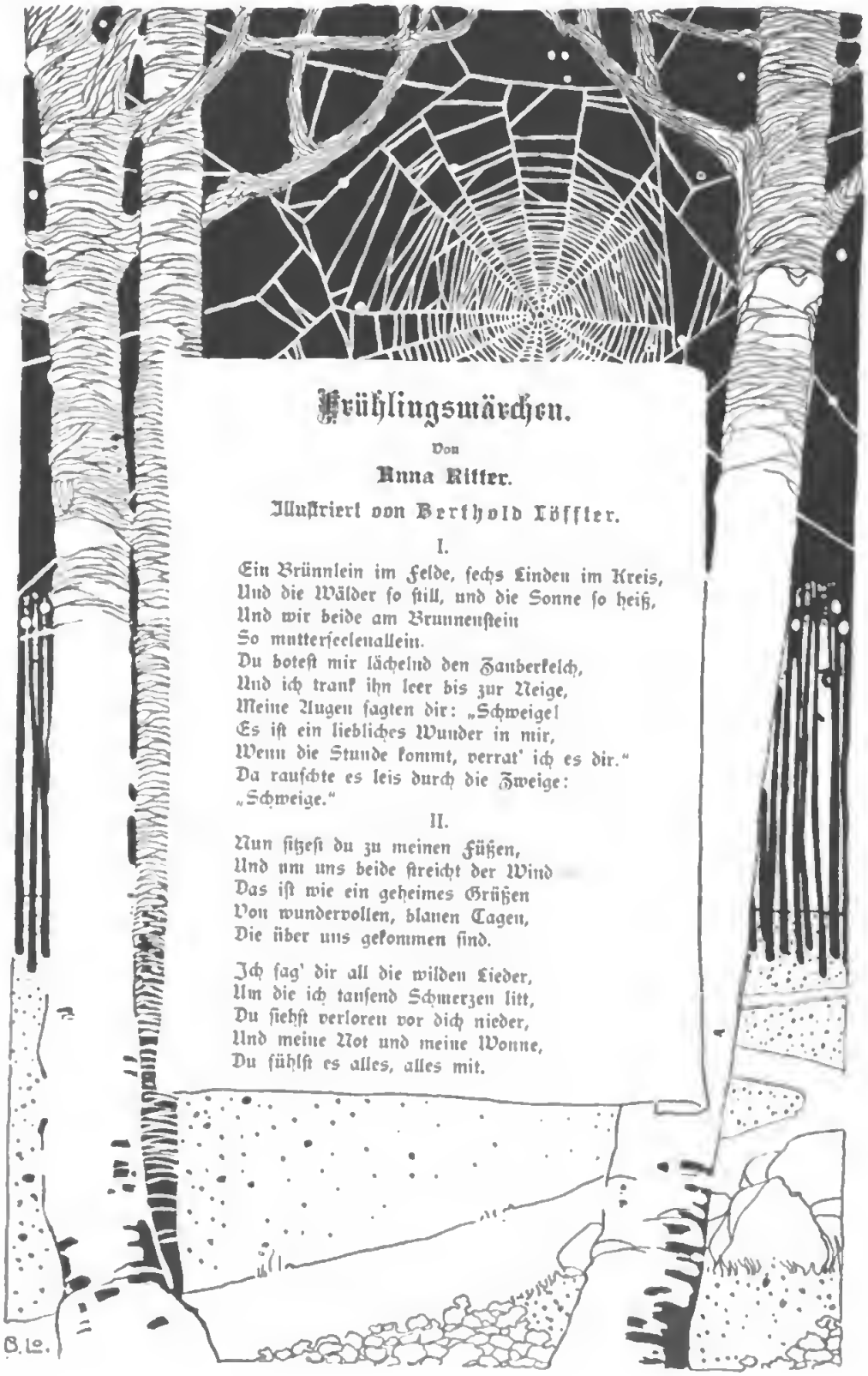
„Es ist nicht gut, daß sich Menschen Abgötter formen. Junge Mädchen, die junge Frauen werden wollen, dürften das gefährliche Spiel am wenigsten treiben. Also: der Abgott, den meine Seele sich geformt und den mein Verstand noch mit besonders kostbaren Gewändern angethan hatte — dieser Abgott, mein lieber, lieber Moritz, — denk' dir doch nur — er hielt nicht ganz stand. Als er, menschgeworden, mein war, und ich dummes Ding nichts begehrte, als alle Tage anbetend vor ihm zu liegen, da kam der häßliche grübelnde Verstand und entdeckte allerlei Fehlerchen an ihm. —

„Siehst du, Moritz, nun lächelst du auch schon. Lächle du nur über deine Hethi, es thut ihr sehr wohl. Damals freilich — damals konnte ich gar nicht fassen und begreifen, daß mein Abgott menschliche Fehler haben könne — daß er eben am Ende gar ein Mensch war. Damals . . . auch das will ich sagen, denn ich will in dieser Stunde ganz ehrlich sein . . . damals zog ich sogar Vergleiche, wie, nun wie sie vielleicht eine Römerin aus der Kaiserzeit zwischen ihren Göttern auf dem Kapitol und dem frisch importierten Osiris gezogen hat. Ist der Osiris vielleicht doch bedeutender, mächtiger und größer, als Vater Jupiter? Du siehst, ich kann heut darüber scherzen — es thut nicht mehr weh — es ist vorbei, längst vorbei. —

„Es ist vorbei. Denn gerade, als der Abgott ein Mensch geworden war, ein Mann, der mir täglich neue Beweise seiner großen Güte und seiner großen Liebe gab . . . und der sich in dieser Liebe doch auch wandelte, dessen Herz und dessen Charakter ich gleichsam neu entdeckte . . . da wachte erst mein Herz ganz auf. Es kam ja nicht mit einem Male, Moritz, dies Erwachen. Aber es kam doch, und es blieb, und mit ihm — mit meiner ganzen vollen Liebe — da kam auch mein Glück. Ein Glück, das nicht mehr abhängt von dem da draußen, von dem Maß, mit dem dich andere messen mögen. Ich kenne nur einen Maßstab unseres Glücks: das ist unsere Liebe!"

Hochaufatmend ließ Hedwig die Hände ihres Mannes frei, aber nur, um ihn gleich mit beiden Armen an sich zu ziehen. Leise und zärtlich sagte sie — lachend, aber nun doch mit feuchten Augen: „Nun war ich ganz ehrlich! Und nun sag' du mir: hab' ich nicht recht? Was schiert uns die Welt! Wir wollen glücklich sein!"

Und Moritz Merlenberg küßte sein junges Weib, als sei sie ihm heute neu geschenkt, und hielt sie fest an seinem Herzen und lachte mit ihr: „Was schiert uns die Welt! Wir haben ja uns und unser Glück!"



Frühlingsmärchen.

Von

Anna Ritter.

Illustriert von Berthold Löffler.

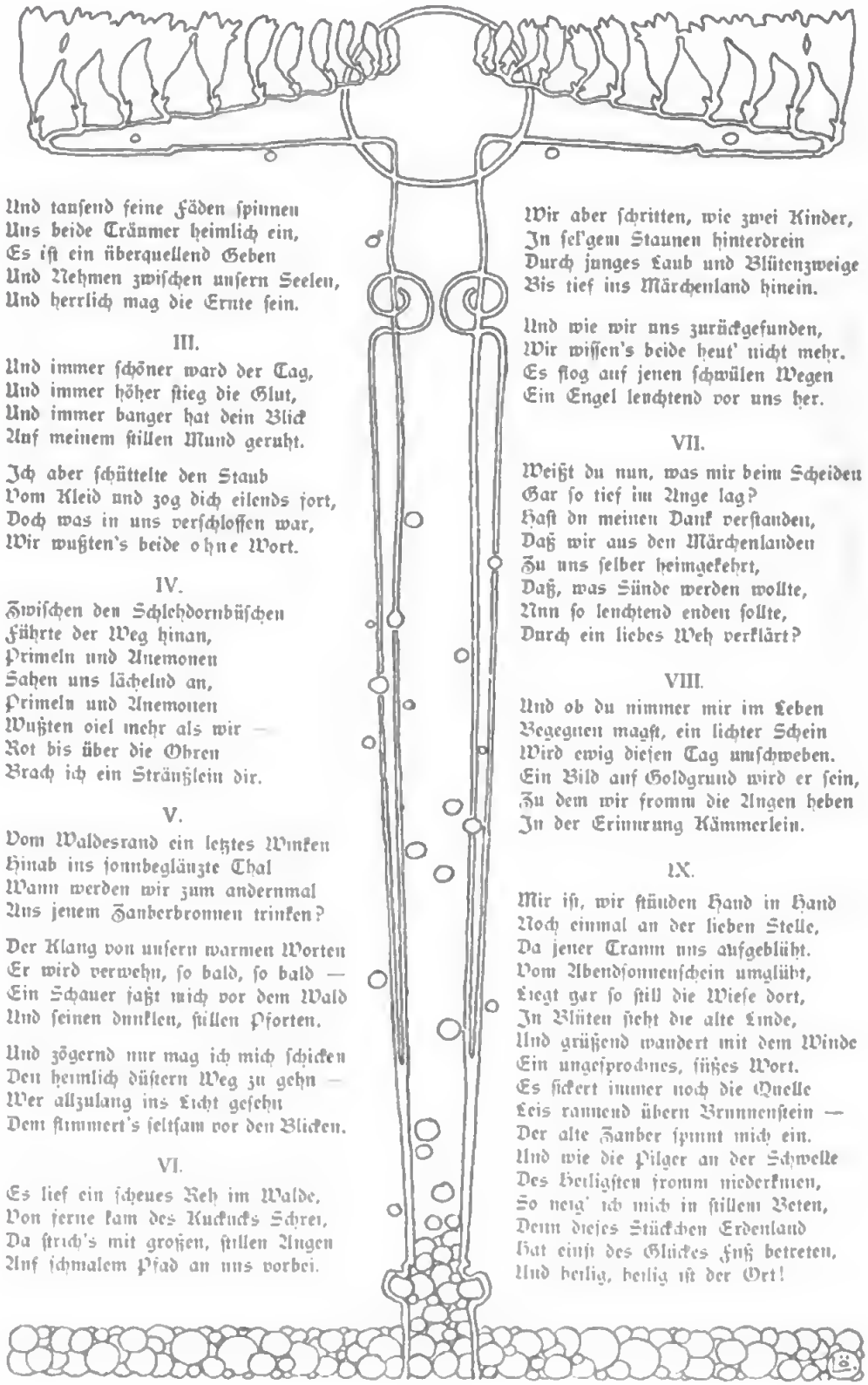
I.

Ein Brünnlein im Felde, sechs Linden im Kreis,
Und die Wälder so still, und die Sonne so heiß,
Und wir beide am Brunnenstein
So mutterseelenallein.
Du botest mir lächelnd den Zauberkelch,
Und ich trank ihn leer bis zur Neige,
Meine Augen sagten dir: „Schweige!
Es ist ein liebliches Wunder in mir,
Wenn die Stunde kommt, verrat' ich es dir."
Da rauschte es leis durch die Zweige:
„Schweige."

II.

Nun sitzest du zu meinen Füßen,
Und um uns beide streicht der Wind
Das ist wie ein geheimes Grüßen
Von wundervollen, blauen Tagen,
Die über uns gekommen sind.

Ich sag' dir all die wilden Lieder,
Um die ich tausend Schmerzen litt,
Du siehst verloren vor dich nieder,
Und meine Not und meine Wonne,
Du fühlst es alles, alles mit.



Und tausend feine Fäden spinnen
Uns beide Träumer heimlich ein,
Es ist ein überquellend Geben
Und Nehmen zwischen unsern Seelen,
Und herrlich mag die Ernte sein.

III.

Und immer schöner ward der Tag,
Und immer höher stieg die Glut,
Und immer banger hat dein Blick
Auf meinem stillen Mund geruht.

Ich aber schüttelte den Staub
Vom Kleid und zog dich eilends fort,
Doch was in uns verschlossen war,
Wir wußten's beide o h n e Wort.

IV.

Zwischen den Schlehdornbüschen
Führte der Weg hinan,
Primeln und Anemonen
Sahen uns lächelnd an,
Primeln und Anemonen
Wußten viel mehr als wir —
Rot bis über die Ohren
Brach ich ein Sträußlein dir.

V.

Vom Waldesrand ein letztes Winken
Hinab ins sonnbeglänzte Thal
Wann werden wir zum andernmal
Aus jenem Zauberbronnen trinken?

Der Klang von unsern warmen Worten
Er wird verwehn, so bald, so bald —
Ein Schauer faßt mich vor dem Wald
Und seinen dunklen, stillen Pforten.

Und zögernd nur mag ich mich schicken
Den heimlich düstern Weg zu gehn —
Wer allzulang ins Licht gesehn
Dem flimmert's seltsam vor den Blicken.

VI.

Es lief ein scheues Reh im Walde,
Von ferne kam des Kuckucks Schrei,
Da strich's mit großen, stillen Augen
Auf schmalem Pfad an uns vorbei.

Wir aber schritten, wie zwei Kinder,
In selig'em Staunen hinterdrein
Durch junges Laub und Blütenzweige
Bis tief ins Märchenland hinein.

Und wie wir uns zurückgefunden,
Wir wissen's beide heut' nicht mehr.
Es flog auf jenen schwülen Wegen
Ein Engel leuchtend vor uns her.

VII.

Weißt du nun, was mir beim Scheiden
Gar so tief im Auge lag?
Hast du meinen Dank verstanden,
Daß wir aus den Märchenlanden
Zu uns selber heimgekehrt,
Daß, was Sünde werden wollte,
Nun so leuchtend enden sollte,
Durch ein liebes Weh verklärt?

VIII.

Und ob du nimmer mir im Leben
Begegnen magst, ein lichter Schein
Wird ewig diesen Tag umschweben.
Ein Bild auf Goldgrund wird er sein,
Zu dem wir fromm die Augen heben
In der Erinnrung Kämmerlein.

IX.

Mir ist, wir stünden Hand in Hand
Noch einmal an der lieben Stelle,
Da jener Traum uns aufgeblüht.
Vom Abendsonnenschein umglüht,
Liegt gar so still die Wiese dort,
In Blüten steht die alte Linde,
Und grüßend wandert mit dem Winde
Ein ungesprochnes, süßes Wort.
Es sickert immer noch die Quelle
Leis rauschend übern Brunnenstein —
Der alte Zauber spinnt mich ein.
Und wie die Pilger an der Schwelle
Des Heiligsten fromm niederknien,
So neig' ich mich in stillem Beten,
Denn dieses Stückchen Erdenland
Hat einst des Glückes Fuß betreten,
Und heilig, heilig ist der Ort!

Digitized by Google

Der Altmarkt.

Kaſſel und Wilhelmshöhe.

Von

Friedr. zur Hellen.

Mit zwanzig Abbildungen nach Photographien von Stengel & Co. in Berlin und anderen.

(Abdruck verboten.)

Als Student — es iſt einige Luſtra her — hatte ich einen unendlichen Eifer, die Städte, Burgen und Wanderſtraßen des Vaterlandes alle miteinander zum mindeſten flüchtig kennen zu lernen, was mir damals und ſeitdem denn auch ſo ziemlich gelungen iſt. Zu dieſem Zweck wurde unter anderem bei jeder Hin- und Zurückreiſe zwiſchen der Heimat und der jeweiligen Univerſität bald da bald dort die Eiſenbahnfahrt unterbrochen, dieſer und jener Abſtecher gemacht, am liebſten tags gewandert und nachts Bahn gefahren. Letztere Methode vertrug man wunderſchön, und ſie war nach einem ſtudentiſchen savoir vivre, welches damals allgemein noch kein verlogenes Scheinweſen anſtrebte, auch die billigſte. So überſchlug ich denn einmal in Kaſſel an einem ſchönen Sommermorgen einen Zug, von drei Uhr früh bis ſechs Uhr, was ich zu jener Zeit als für dieſe Stadt ausreichend erachtete, allerdings nur vorläufig, die Galerie ſollte das nächſte Mal dran kommen. Neugierig und vergnügt trabte ich durch die im Frühlicht liegenden leeren Straßen, neue und alte, und ſehr befriedigt fing ich zum Schluß auf dem Königsplatz, in deſſen Mitte ſtehend, mit ſchallender Stimme an zu ſchreien. Das berühmte ſechsfache Echo reagierte denn auch prompt, aber nicht minder prompt ein einfacher Schutzmann und handelte mit mir an. Ich berief mich aber darauf, daß erſtens dieſes Echo im Bädecker ſtehe (damals noch!), zweitens es nirgends verboten ſei, ſeinen

Wiederhall hervorzurufen, während es sonst an Verbotstafeln doch auch in Kassel nicht fehle, drittens nicht ersichtlich werde, daß ich irgend jemandes Ruhe thatsächlich gestört habe, und viertens ich im Begriffe stehe, auf die Bahn zu gehen, und große Eile habe. Diese Gründe ließ der Mann des Gesetzes gelten, und wir schieden in Frieden. Seitdem habe ich eine aus dem Gemüt kommende Vorliebe für Kassel behalten, die sich bei wiederholten Besuchen, durch welche ich es dann wirklich kennen gelernt habe, nur noch vertieft und fester begründet hat.

Eine Großstadt ist Kassel auch seitdem nicht geworden. Es fliegt einem immer noch kein Ruß auf die Nase, man atmet immer noch Luft anstatt Rauch und Dunst; von Wagengerassel, Menschengetriebe, sehenswerten Läden kann vorläufig keine Rede sein; Wiener Cafés allerneuesten secessionistischen Stils giebt es auch erst seit vorgestern. Aber bei alledem und vielleicht mit deswegen gehört Kassel zu den liebenswürdigsten und hübschesten Orten. Man atmet Schönheit, Ruhe und Behagen, und immerhin ist die Stadt groß und entwickelt genug, um sehr vieles zu bieten.

Das ist ja, wie jedes Ding zwei Seiten hat, der Segen unserer vormaligen Kleinstaaterei, daß sie an den mannigfachsten Punkten Deutschlands Residenzen mit schönen Anlagen, Kunstsammlungen, Hoftheatern, Bibliotheken, Instituten, Schlössern und allerhand Sehenswürdigkeiten hinterlassen, überallhin Bildungscentren verstreut hat. Und es entspricht durchaus der volklichen Veranlagung der Deutschen, daß man diese provinzialen und partikularen Centren, auch wenn sie aufgehört haben, selbständige Residenzen zu sein, dennoch als Kulturmittelpunkte weiter bestehen läßt und noch weiter ausgestaltet, anstatt etwa nach öder französischer Schablone alles in ein deutsches Paris zu centralisieren und das Leben in der Provinz zu ertöten. Was aber Kassel von dem allen unabhängig besitzt, das ist eine wunderschöne Umgebung und Lage. Ein Kranz von freundlichen Waldgebirgen mit dem ganzen Zauber stillen Friedens, der die mitteldeutschen Landschaften umschwebt, schließt sich um das weite Thalbecken der Fulda herum, von deren Flußrand die Stadt emporsteigt. Und zwar kann diese weitere Umgebung mit einer eigenartigen, ich möchte den Ausdruck wagen: belvederischen Unmittelbarkeit genossen werden. Will man wo anders ganz ohne Störung die Umgebung sehen, so muß man fast immer weit hinauspilgern oder erst eine Fahrt mit der Straßenbahn durchmachen. In Kassel begibt man sich wenige hundert Schritte von den belebtesten Straßen entfernt auf die hohe Plattform der „schönen Aussicht". Hier hört die Stadt mit einem Male auf, am Rande einer felsigen Bastei, und von der hohen Promenade sieht man, gleichwie man vom Theaterbalkon auf die Bühne blickt, frei und unbehindert in das Panorama

Die Fuldabrücke.

Der Renthof.

der Umgebung hinaus, auf das ſchöne weite grünende Flußthal und auf die halbſernen Bergketten umher, deren Konturen ſich in ſeinem Blau hintereinander ſchieben. Ja, wenn gar durch dieſes Bild das goldene Licht einer ſonnigen Morgen- oder Abendſtimmung flutet, ſo iſt es, als ſtünde man vor Kompoſitionen, die einſt Claude Lorrain erdacht.

Und ebenſo iſt die Stadt auch inwendig voll von zur Wirklichkeit gewordenen Gemälden, wenn auch anderer Art. Spätes Mittelalter, Renaiſſance, Barock, Rokoko, XIX. Jahrhundert, ſie alle haben in dieſem oder jenem Teile der Stadt ihre beſonders anſchauliche und maleriſche Vertretung. Da nun die ganze Stadt voller Farben iſt, wegen des kräftigen Rot ihrer Ziegeldächer und der hellen Fronten ihrer Häuſer, und da an ſchönen Tagen die Reinheit und Klarheit ihrer Luft durch nichts getrübt wird, ſo entſteht, zumal wenn am Himmel über die Dächer und Türme weißleuchtende Sommerwolken durch das Blau dahinſegeln, eine Fülle anmutiger Bilder, die uns die ganze Kunſtgeſchichte ſtädtiſcher Veduten und Architekturen von den alten Jahrhunderten her bis an die Gegenwart hindurch exemplifizieren. Der Schwerpunkt liegt dabei teils in Bildern altſtädtiſch-bürgerlichen Charakters, teils in ſolchen des höfiſchen Abſolutismus. Und dieſem gehören ja auch die beiden (nicht bloß ein, wie ſonſt!) heſſiſchen Verſailles an, welche Kaſſel in ſeiner allernächſten Nähe beſitzt und die nicht zuletzt die Reize der Stadt und des Lebens in ihr ſteigern; die weiten fürſtlichen Parkanlagen der Karlsaue und die von Wilhelmshöhe. —

Die Schleier, die über der Frühgeſchichte von Kaſſel ruhen, lichten ſich nur flüchtig im Jahre 913, wo Caſſala in lateiniſcher Urkunde König Konrads I. genannt wird. Wir befinden uns an dieſer Stätte in den nördlichſten Grenzgebieten des fränkiſchen Heſſentums. So tragen denn auch die Landweiber ihre Marktwaren nicht mehr, wie es ſonſt fränkiſcher Stil iſt, in Körben auf dem Kopfe und balancieren ſie durch einen ſchönen aufrechten Gang, ſondern ſchleppen ſie, wie die thüringiſchen, in geflochtenen Kiepen auf dem Rücken und kommen vornübergebeugt, die Bruſt zuſammengedrückt, daher. Übrigens iſt die ſtaatliche Geſchichte dieſer Gegenden lange Zeit hindurch mit der thüringiſchen vereinigt geweſen. Denn Landgraf Ludwig von Thüringen gewann 1137 den größten Teil des alten Heſſenlandes durch Heirat zur Herrſchaft. Als dieſe thüringiſchen Landgrafen, unter welchen Kaſſel am Anfang des XIII. Jahrhunderts zur Stadt erhoben wurde, deren Reſidenz jedoch die Wartburg war, 1247 mit Hein-

rich Raspe, dem Gegenkönig gegen Kaiser Friedrich II., ausstarben, entbrannte der thüringische Erbfolgekrieg zwischen den vom Kaiser belehnten wettinischen Markgrafen von Meißen und der Herzogsfamilie von Brabant im Namen der letzten thüringischen Landgrafentochter Sophie als Erbin. Im Jahre 1265 kam es endlich zu einem Vertrage, der Thüringen und Hessen für immer wieder auseinander schied. Jenes bekamen die Meißener, dieses erhielt Heinrich das Kind von Brabant, der Sohn Sophiens; Landgrafen nannten sich beide Teile. Kassel aber ward der nunmehrige Hauptsitz der hessischen Landgrafen. Noch nach dem heutigen Stadtplan läßt sich die damalige topographische Gestalt der Stadt sehr wohl verfolgen, es sind die Teile unmittelbar am linken Ufer der Fulda, die ihren Mittelpunkt im Alten Markt haben und vom „Graben" umschlossen werden. Die Häuser daselbst sind an sich nicht mehr die damaligen, sondern entstammen meist dem XVI. bis XVIII. Jahrhundert. Jedoch sie entsprechen alter Bauart, und mit der Holzarchitektur der letzteren, den überkragenden Stockwerken, den mancherlei Schnitzereien, Figuren und Inschriften an den Fassaden, mit der erhalten gebliebenen Krümmung, Winkligkeit und absichtlichen, stilvollen Unregelmäßigkeit alter Straßen und Plätze, bei verhältnismäßiger Ordentlichkeit und Sauberkeit bietet das Ganze ein anziehendes und malerisches Stadtbild vergangener Jahrhunderte. Weit mehr als

Königsplatz und Hauptpost.

die „Neustadt", die ebenfalls noch unter Heinrich dem Kinde, am rechten Fuldaufer, hinzugefügt wurde, aber sich wegen ihrer allzu niedrigen Lage und der häufigen Überschwemmungen nicht sonderlich hat entwickeln können.

Vielmehr zog sich die weitere Ausdehnung der Stadt an den Höhen hinan, welche sich auf der linken Uferseite über der Fulda und der Altstadt sanft erheben. Im Jahre 1328 lagerte sich der Altstadt die sogenannte „Freiheit" vor mit der gotischen Martinskirche,

Philipp I., der Großmütige, Landgraf von Heſſen.

Ruhmvoll iſt, zumal im Hinblick auf die Kleinheit des Landes, die ganze ältere Geſchichte des tüchtigen und tapferen Fürſtengeſchlechtes und ward es erſt recht im Jahrhundert der Reformation. Philipp der Großmütige, der willensſtarke und thatenfrohe Mann, führte als einer der erſten die deutſche Kirchenreform in ſeinem Lande ein. In der Martinskirche liegt er begraben, und auf dem Platze vor ihr hat man neuerdings ſein friſch und keck vom Künſtler geſchaffenes Standbild enthüllt. Von ungeſtümer Herzensbegehrlichkeit war ja allerdings auch Philipp nicht frei, und eben dieſer Zug in der Dynaſtie iſt es, der ſchließlich beigetragen hat, ſie unter Anſtößigkeiten und allgemeiner Mißachtung zu Grunde zu richten. Aber zunächſt hatte das heſſiſche Land vom XVI. bis zum XVIII. Jahrhundert noch eine ganze Reihe von tapferen und erfreulichen Regenten. Unter ihnen hat Landgraf Karl (1670 bis 1730) viel für die Weiterentwickelung der Stadt gethan, ſo daß der Beginn ihrer neueren Baugeſchichte ſich an ſeinen Namen

die nun zur Hauptkirche der Stadt wurde. Für den Ausbau der beiden Türme dieſer Kirche hat man neuerdings eine ſehr glückliche Form gefunden. Sie erheben ſich als die nunmehr bedeutendſten Spitzen der Stadt über deren Geſamtbild empor und ſchauen wirkungsvoll in die älteren Plätze hinein. Von dieſen iſt es der nicht am wenigſten maleriſche, wo am ſanft anſteigenden, gepflaſterten Hange des Marſtallerplatzes zunächſt der Fulda der Renthof und weiter aufwärts der Marſtall, beides trotzige und ſtimmungsvolle Renaiſſancegebäude, ſtehen und zwiſchen ſich die Brüderkirche nehmen, die älteſte der Stadt. Das (1811 abgebrannte) Landgrafenſchloß, im XIII. Jahrhundert begonnen, zur Zeit der Renaiſſance erneut, ſtand jenen beiden gegenüber, die eigentlich nur ſein Zubehör waren, an der anderen Seite dieſes Platzes. Merkwürdigerweiſe ſcheint dieſer höchſt maleriſche Platz ſich bisher keinerlei Beachtung oder Popularität zu erfreuen. Wenigſtens fand ich ihn nirgends unter den Vorzügen Kaſſels mit genannt, und ſeine unregelmäßige und abſchüſſige Topographie macht auch die bildliche Wiedergabe durch Photographie faſt wertlos, um ſo mehr, als ſie auf die Wiedergabe der Farben verzichten muß.

Denkmal Philipps des Großmütigen.

Das Author.

knüpft. Gleich dem Großen Kurfürsten von Brandenburg öffnete er sein Land und seine Hauptstadt den bedrängten und aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, und so entstand ihretwegen die regelmäßig und schön gebaute „obere Neustadt", welche sich südwestlich an die Befestigungen der älteren Stadt anschloß, auf dem hohen Plateau des dortigen Geländes. Wenn Karl hierin nachdrücklich und entschlossen seine Stellung gegen Ludwig XIV. nahm, so huldigte er andererseits mit ebendemselben Eifer, wie alle damaligen Fürsten Deutschlands und Italiens, dem prachtliebenden Zeitgeschmacke, welcher durch den Roy soleil, den Vollender des absolutistischen Systems, erweckt worden war. Dieses Streben, ihre Sitze oder deren Nähe mit weitläufigen Gartenanlagen französischen Stils auszustatten, zwang die meisten fürstlichen Nachahmer des französischen Königtums, mehr oder minder weit vor ihre Residenzen hinauszugehen, wo sie ebenes und überdies noch freies Gelände fanden. Dem Kasseler Landgrafen dagegen erlaubte es die eigentümliche Topographie seiner Stadt, die zur gärtnerischen Raumentfaltung notwendige Ebene in unmittelbarster Nähe zu finden. Mit steilem Felsenhang fällt die obere Neustadt zum Thalbett der Fulda und der in sie einmündenden „kleinen Fulda" ab. Hier schmiegte sich eng neben und unter die Stadt ein von der Stadtausdehnung und jeglicher ähnlichen Benutzung verschont gebliebenes niedriges Thalgelände, welches nunmehr erwünschterweise aus einem Wiesensumpfe in einen herrlichen Park umgewandelt werden konnte. So entstand nach Plänen von Ludwigs XIV. Gartenkünstler Le Nôtre die Karlsaue mit ihren Alleen, ihren weiten Wiesenrasen, ihren Baumgruppen und Wasserpartien; der Spaziergang der heutigen Kasseler, ausgedehnt genug, um auch den Bewohnern einer viel größeren Stadt noch einsame stimmungsvolle Wanderungen zu gestatten. Die Stelle als Ausgangspunkt der Gartengeometrie, welche in Versailles und seinen deutschen Nachahmungen sonst die Schlösser innehaben, wird hier von dem durch Karl im zeitgenössischen Geschmacke erbauten Orangerieschlosse eingenommen. Von dessen beiden Seitenpavillons stellt das dekorative (schwerlich jemals praktisch benützte) Marmorbad mit seinen mythologischen Skulpturen und Reliefs, Werken des französischen Bildhauers Monnot, ein wahres Kleinod dar an feiner Vollendung in der Vertretung des absolutistischen und höfischen Barock, wie dieses nun einmal war. Landgraf Karl ist es ferner, der außer diesen Anlagen in der Ebene auch an den nach Kassel zu geneigten Abhängen des Habichtswaldes jene herrlichen Neuschöpfungen begonnen hat, die nach einem seiner Nachfolger und Fortsetzer den Namen Wilhelmshöhe tragen.

Mit Landgraf Friedrich II. (1760 bis 1785) beginnt die in vier Generationen

bethätigte Entartung dieſes einſt tüchtigen und ehrenreichen Regentenhauſes, welche nach einem Jahrhundert überaus peinlicher Vorgänge dasſelbe ſchließlich in den Untergang von 1866 begraben hat. Landgraf Friedrich II. widerſtand der Verſuchung nicht, die Tapferkeit ſeiner Soldaten zur reichfließenden Goldquelle zu machen. Auch andere haben ihre Soldtruppen an England verſchachert, aber niemand in der Ausdehnung und mit der rückſichtsloſen Vergewaltigung von Landeskindern, wie er, dem die engliſchen Kaufgelder 22 Millionen Thaler eingebracht haben. Allerdings die Stadt Kaſſel, deren ältere Befeſtigungen er niederlegte, und Wilhelmshöhe gewannen in ihrer äußeren Erſcheinung durch dieſen ſich raſch bereichernden und noch nicht knauſernden Fürſten nicht wenig, und der gewaltige Platz zwiſchen der Altſtadt und oberen Neuſtadt, der Friedrichs Namen und auf der Mitte ſein antikiſierendes Marmorſtandbild trägt, hinterläßt mit ſeiner freien Weite, ſeinen landſchaftlichen Ausblicken auf den Meißner und andere öſtliche Gebirgshöhen und mit ſeinen von Friedrich errichteten Bauten einen großartigen und bleibenden Eindruck auf den Beſucher der Stadt.

Friedrichs Sohn war jener Wilhelm, der es gerade noch vor Thorſchluß des heiligen römiſchen Reiches erreichte, deſſen Kurfürſt zu werden, den aber alle Zweideutigkeit ſeiner Politik nicht davor bewahrte, daß Napoleon im Jahre 1807 auch ſein Land mit zur Begründung einer der neuen franzöſiſchen Satrapien in Deutſchland, des Königreichs Weſtfalen, verwendete. Wilhelm mußte aus dem Lande fliehen, und Napoleons Bruder Jerome, der ſeine Reſidenz in Kaſſel nahm, zog ein in das alte Landgrafenſchloß, das an dem vorhin erwähnten Renaiſſanceplatz über der Fulda lag. Als dieſes im Jahre 1811 abbrannte, ſiedelte er in eines der Gebäude am Friedrichsplatz über, die Friedrich II. erbaut hatte. Der Ruhm, den der junge bonapartiſche Bruder Liederlich und ſeine von Glücksmachern und Abenteurerinnen reichlich belebte Hofhaltung mit ihrem Motto: „Morgen wieder luſtik“ hinterlaſſen haben, iſt bekanntlich nicht fein, und zahlloſe Legenden werden noch heute innerhalb wie außerhalb Kaſſels von den Vergnügungen König Jeromes erzählt. Im übrigen beſaß letzterer die gewiſſe Gutmütigkeit aller derartigen haltloſen Naturen, war perſönlich nicht unbeliebt, und es läßt ſich ferner nicht leugnen, daß es keineswegs allen Kaſſelern übel dünkte, der Mittelpunkt eines größeren Staatsweſens geworden zu ſein, ſowie das fröhliche Naturell des eignen mitteldeutſchen Stammes mit der franzöſiſchen Vergnügungsſucht zu amalgamieren.

Die Kokarden in den neuentdeckten weſtfäliſchen Landesfarben dunkelblau und weiß

Raſenplatz vor der Orangerie.

wurden vielfach und gerne getragen, überall hörte man Französisch, sah französische Firmenschilder; die Kinder wurden auf den Namen Jerome getauft, und noch heute findet man diesen Namen des öfteren im Kasseler Adreßbuch. Aber allmählich wurden die hohen Steuern, welche weniger den Staatszwecken, als wesentlich der Verschwendung des Hofes zu gute kamen, die Zwangsanleihen, der ganze tolle Mummenschanz dieses Königtums auch den Bürgern der Hauptstadt zum Ekel, wie sie im Lande von Anfang an schwer ertragen worden waren. Mit aufrichtiger Freude begrüßte es daher das loyale Volk, als 1813 der angestammte Kurfürst Wilhelm in sein Land zurückkehrte, das ihm die siegreichen Verbündeten als Geschenk übergeben hatten. Eine Freude freilich, die sich bald in das ärgste Gegenteil verwandeln sollte. Dieser Fürst ließ die sieben Jahre seiner Verbannung sein Volk entgelten und rächte sie an ihm.

Welch eine rührende Loyalität und Naivetät bezeugt sich dem gegenüber in einer Eingabe von 131 hessischen Gemeinden, wenn es darin heißt: „Die französischen Zeiten waren schlimm, aber die jetzigen sind, wenn man alles Geben zusammenrechnet, noch schlimmer, und wenn es nicht unser lieber Kurfürst wäre, der ein Hesse ist so gut wie wir, so hätte das Land nicht so lange still geschwiegen.“ Als aber unter Wilhelms Nachfolger, dem mit einer Schwester Friedrich Wilhelms III. von Preußen vermählten Kurfürsten Wilhelm II. (1821 bis 1830, gest. 1847) zu dem sich gleichbleibenden System der Despotenlaunen und habsüchtigen Ausbeutung noch alle Plagen eines für das XIX. Jahrhundert nicht mehr erträglichen Maitressenregimentes hinzukamen, durch die Gräfin Reichenbach, eigentlich Emilie Ortlöpp aus Berlin, da schwieg das Land nicht mehr still. Nun erhob es sich zu einer offenen Gegenwehr, die es tapfer und maßvoll Jahrzehnte hindurch hat fortsetzen und weiter führen müssen. Zunächst gegen Wilhelm II., dann, nachdem es diesen 1830 zur Abdankung gezwungen hatte, gegen seinen, bessere Hoffnungen bald enttäuschenden Sohn Friedrich Wilhelm und gegen dessen vielberufenen Minister Hassenpflug. Kurhessens Regierung war ein immerwährender unauslöschlicher

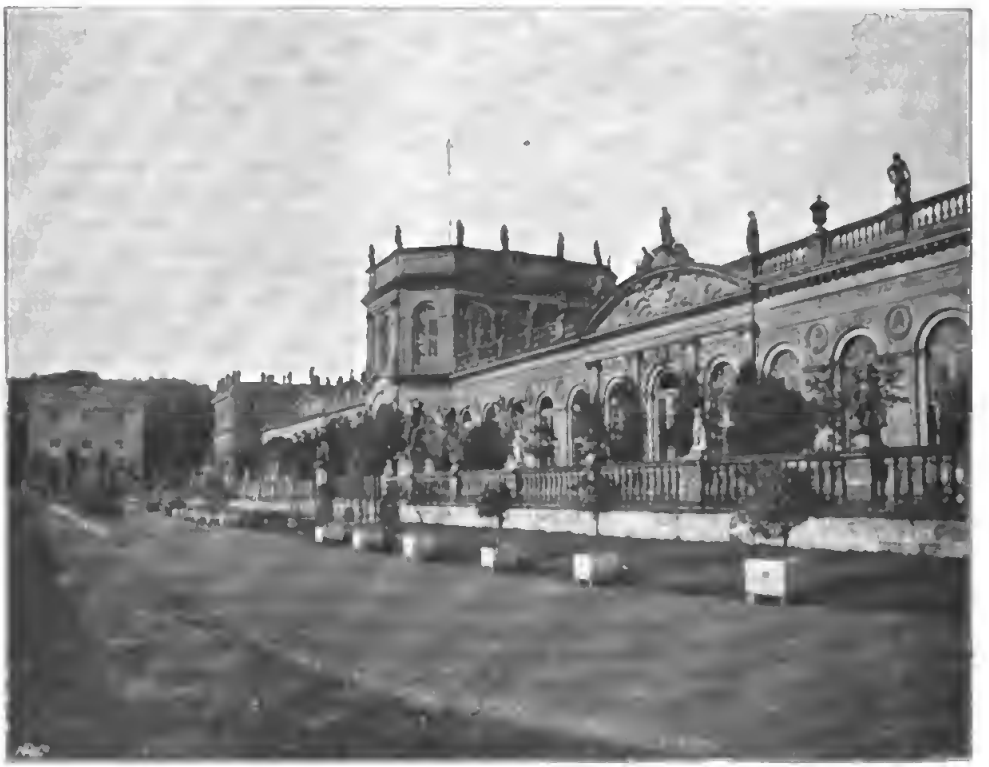
Die Karlsaue.

Denkmal Friedrichs II.

Skandal für Deutſchland geworden. Selbſt der alte Goethe entflammte zu einem unwilligen Gedicht. Der Bundestag ſogar konnte nicht umhin, ſich ehrlich zu entrüſten, und verſuchte in älterer und jüngerer Zeit verſchiedentlich einzuſchreiten, ohne ſonderliche Erfolge, wie denn Energie und Erfolge eben nicht ſeine Sache waren. Und ſo ging denn, als endlich am 20. Juni 1866 die preußiſchen Truppen unter General von Beyer einrückten und nach zweimalig abgelehntem ſchonenden Ultimatum der Kurfürſt am 20. September desſelben Jahres entthront wurde, eine jahrhundertlange Geſchichte der amtlichen Rechtsverletzungen, der Habſucht, der Sitten- und Geſchmacksverirrungen, der kindiſchen oder bösartigen Launen, ohne Sang und Klang zu Ende, und das Land in ſeiner erdrückenden Mehrheit atmete auf von einem generationenlangen Albdruck, wurde wieder ſeines Daſeins froh.

Selbſt für die Ausbauung und Verſchönerung der Stadt hatten die auf Friedrich II. folgenden Regierungen nicht mehr viel zu bedeuten gehabt. Wilhelm I. erbaute das rote Palais am Friedrichsplatz, wodurch er dasjenige, welches Friedrich 1769 erbaut hatte, vergrößerte. Er legte außerdem zwar an der Stätte des abgebrannten alten Landgrafenſchloſſes den Grund zu einer pompöſen Kattenburg, welche die Reſidenz des Kattenkönigtums werden ſollte, nach welchem er trachtete, welches jedoch die größeren Mächte ihm verſtändlicherweiſe abſichtlich verweigerten. Aber ohne jedes Verhältnis zu der thatſächlichen Bedeutung des Kurfürſtentums und ſeines Herrſchaftsumfanges begonnen, blieb der Rieſenbau der Kattenburg unvollendet. Selbſt dieſes durch ſeine generationenlange Selbſtbereicherung zur vermögendſten deutſchen Dynaſtie gewordene Fürſtenhaus mußte ſie als moderne Ruine ſtehen laſſen. Geſträuch und Unkraut wuchſen auf den unfertigen Portalen und Fenſterbögen, Landſtreicher und allerlei Geſindel fanden mitten in Kaſſel nächtlichen Unterſchlupf in den weitläufigen Höhlen des Inneren. Man hat die Kattenburg in den letzten Jahrzehnten endlich abgebrochen, und

der preußische Staat hat an ihrer Stelle ein stattliches Gerichtsgebäude erbaut. Aber tot und öde lag seit 1813 auch die Stadt, ohne Verbindung mit dem geistigen Weiterleben der Nation, wenigstens soweit die Regierung berufen gewesen wäre, eine solche Verbindung zu fördern. Sogar die herrliche Bildergalerie, die das Landgrafenhaus vor seinem Niedergang gesammelt hatte, konnte man nur gegen Zahlung von 20 Silbergroschen oder einem Thaler betreten. Dagegen mußten in Kassel bis 1821 offiziell



Orangerie und Marmorbad.

Zöpfe getragen werden, und mindestens noch 1857, wie das damalige Exemplar meiner Bädeckersammlung ergibt, durfte nicht öffentlich geraucht werden. Heute hat sich unter der preußischen Herrschaft die Stadt erheblich vergrößert; ausgedehnte und gut gebaute moderne Quartiere haben sich an das atte Kassel des XVII. und XVttt. Jahrhunderts angeschtossen. Die Kanalisation der Fulda (seit 1895) verspricht weiteren geschäftlichen Aufschwung. Daß Kaiser Wilhelm II. und sein Bruder Prinz Heinrich Kasseler Schulen besucht haben, bildet einen besonderen Ruhmestitel der Stadt und ist ein dauernder Ansporn zu unermüdlicher Fürsorge für die dortigen Bildungsanstalten geworden. Die Schlösser und zahlreiche sonstige Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgebung sind durch die preußische Verwaltung in höchst liberaler Weise zugänglich gemacht worden; die Galerie, welche bekanntlich mit die würdigste Vertretung Rembrandts in Deutschland und überhaupt der vlämischen und holländischen Kunst enthält, hat in ihrem neuen Hause an der „schönen Aussicht" eine vortreffliche Aufstellung gefunden. Neben ihr enthalten das Museum Friedericianum und die Landesbibliothek reiche Schätze, letztere unter anderen Handschriften das Hildebrandlied. Und wenn der Fremdling hier und da in Kassel annoch sich etwas fühlbar in die Randgebiete der kulinarischen Depression hineingeraten finden mag, die nun einmal mit Ausnahme von wenigen Oasen über dem ganzen Mitteldeutichland lagert, so wird er

Die Kaskaden mit dem Herkules.

bei einiger Findigkeit ſich doch bald zu ſalvieren wiſſen.

Nun, das ganz nebenbei. Anregung, Behagen, Schönheitsgenuß, Annehmlichkeit, vielfach Idylle iſt es, was ſich heute mit einem Aufenthalte in der einſtigen Kurfürſtenreſidenz verbindet.

Und bei dem allen iſt Wilhelmshöhe noch nicht einmal mitgerechnet! Raſch führt die elektriſche Straßenbahn hinaus, und daß ſie alle zehn Minuten fährt, iſt ein Vorzug, den man anderenorts in ähnlichen Fällen vielfach erſt nachzuahmen hat, denn nur dadurch wird die Wohlthat einer ſolchen Verbindung völlig nutzbar und zugleich populär.

Wilhelmshöhe iſt nicht, wie Schwetzingen, Nymphenburg, Schleißheim und welches ſonſt

die Namen der deutschen Versailles sind, ein von Mauern eingehegter, nur durch ein Portal zu betretender Park. Man hat auch nicht, wie dort und wie z. B. auch in der Karlsaue, eine Sandfläche oder eine Flußebene nach einheitlichem Plan auf einmal in Gartengeometrie umgewandelt. Hier sind vielmehr die umwandelnden und hinzufügenden Hände nach und nach vorgedrungen. Sie haben den Forst nur gelichtet, die Natur, ohne ihr ihre Eigenart zu nehmen, mit Landschaftsgärtnerei durchmengt, zahlreiche herrliche Spazierwege bis auf die abschließenden Höhen hinaufgeführt, imposante Gebäude und großartige Wasserkünste in den auf solche Weise zu weitläufigem Park umgewandelten Waldabhang des Gebirgszuges hineingestellt.

Jerome Bonapaete.
Stich von P. Haas nach dem Gemälde von Bach.

Ursprünglich befand sich hier ein altes Augustinerkloster, namens Weißenstein, das 1527 durch Landgraf Philipp aufgehoben worden war. Im Jahre 1701 ließ Landgraf Karl, der Hugenottenschützer und Begründer der Oberneustadt von Kassel, seinen Baumeister Guernieri die Anlagen am Habichtswalde beginnen. Guernieri war, wie der Name anzeigt, ein Italiener; er kam aus jenem schönheitkundigen Lande, wo neben anderen Schöpfungen der noch im Sinken herrlichen Renaissance die Villa d'Este und der Giardino Boboli Vorbilder für die große Villen- und Gartenarchitektur gegeben hatten und wo zwar jetzt das Barock herrschte, aber eben dieses Barokko von einer üppigen Kraftfreude und einem kühnen Monumentalitätsstreben beseelt war, wie seit einzelnen Zeiten der Antike kaum mehr eine andere Periode der Kunst. So schuf Guernieri nun von der — 415 Meter über dem Fuldathal erreichenden — Höhe des Waldes herab seine großen Kaskaden: eine 12½ Meter breite, imposante Stufenfolge herabrauschender Wasserfälle, die erst nach einem Wege von 283 Metern im Bassin am Fuße zur vorläufigen Ruhe kommen, unter den Augen des aus seiner Grotte zuschauenden marmornen Wassergottes. Und da Guernieri nicht, wie in Italien, das Geleite majestätischer Cypressenreihen neben die gewaltige Wassertreppe pflanzen konnte, umgab er sie zur Seite mit geheimnisvollen Tannenwänden. Auf der Höhe aber, wo die gesammelten Wasser ihren Anfang nehmen, türmte er, keck wie ein Titane, drei Stockwerke von hohen Gewölben aufeinander, das sogenannte Riesenschloß oder Oktogon, stellte auf dieses noch eine spitze Pyramide und oben auf diese, mit dem Ganzen verglichen klein, aber für sich noch wieder zehn Meter hoch, aus Kupfer genietet, den Farnesischen Herkules. Weder in Frankreich und Italien, noch sonstwo in Deutschland habe ich je so eindrucksvoll, um nicht zu sagen Bewunderung erzwingend, das strotzende Herrenbewußtsein des jugendlichen Absolutismus empfunden, als wie im Aufstieg zu diesem Oktogon und im Aufblick zu seiner Spitze: wie da, gewaltig steil und hoch über dem heranklimmenden Menschen, von einem genialen Künstlergedanken dreist hinausgereckt in die Lüfte, von Wolkenfetzen umflattert, der von irdischem Weibe geborene Jupitersohn in seiner derben Gliedermacht steht, in gleichgültiger Ruhe an seine Keule gelehnt, ob ihn der Sturm umsaust und sein Metall tönen macht, oder der lautlose Schnee auf seine Schultern fällt.

Landgraf Friedrich II. ist es, der zwei Menschenalter später das meiste der in den Wald verstreuten Seen und Weiher, der Grotten und Tempel, einen weiteren Teil der Wasserkünste und Fontänen geschaffen hat. Da ich zu der kleinen Minderheit von

Reiſenden gehöre, welche nur von ſolchen Dingen erzählen, die ſie wirklich geſehen haben, und es daher als ſolcher nie zu etwas bringen werde, kann ich über den Eindruck der Waſſer, wenn ſie ſpringen, nur angeben, daß Bilder und Photographien, ſowie die Anlage an ſich eine großartige Vorſtellung davon erwecken. Ein weiterer Förderer dieſer Anlagen war Wilhelm, der erſte Kurfürſt, und zwar in der Zeit, ehe ſeine Regierung durch Jerome unterbrochen wurde. Von ihm tragen ſie auch den Namen Wilhelmshöhe. Er riß das bisherige Luſtſchloß Weißenſtein ab und baute das jetzige Schloß, das durch den unfreiwilligen Aufenthalt Napoleons III. für ganz Deutſchland eine tragi-ironiſche Berühmtheit erhalten, ſeitdem aber als gelegentlicher Sommeraufenthalt der Familie Kaiſer Wilhelms II. auch zu den deutſchen Herzen eine Beziehung gefunden hat, die es als das Schloß der kurheſſiſchen Wilhelme nicht haben konnte. Es iſt ein Bau der ausklingenden Zopfzeit und des ſich ankündigenden Empire; ſtattlich, von einer Zeit, die nur Tiſchlergotik und Erkerrenaiſſance liebte, mit Unrecht als ſchwerfällig bezeichnet, vielmehr dem Weſen ſeiner Umgebung ſtiliſtiſch durchaus entſprechend, in eigner Weiſe auch dadurch, wie es ſich an beiden Flanken im Bogen herumſchwingt und dadurch die breite Mittelſchneiſe des Parks, welche von dem Rieſenſchloß und der großen Kaskade geradlinig herabführt, gewiſſermaßen in ſich auffängt.

Schloß Wilhelmshöhe.

Unter allem, was Wilhelm I. und ergänzend ſein gleichnamiger Sohn zur Ausſtattung des prächtigen Sommerſitzes an Kaskaden, Brücken und ſonſtigem Parkzubehör nach dem Geſchmack ihrer Zeit noch hinzugefügt haben, pflegt die „Löwenburg“ das meiſte populäre Intereſſe zu erregen. Sie führt uns nun ſchon, über Zopf und Empire hinaus, in die Zeit der Romantik und der — Ritterromane herab. Es iſt, aus den weiten ſüdlichen Partien des Parkwaldes auf einer mittleren Anhöhe ſich erhebend, eine künſtliche gotiſche Ritterburg,

teils als „wohlerhalten," teils als gebrochen und zertrümmert errichtet. Erbaut in zu kleinen Dimenſionen, während die Mauereinhegung um ſie her im Walde wieder in unhiſtoriſcher Weiſe zu groß iſt. Kurfürſt Wilhelm I., ihr Bauherr, welcher früher das Schloß von Wilhelmshöhe geſchaffen hatte und der dann die rieſenhafte Kattenburg plante, hat an jener ſeiner Ritterburg zu ſehr geſpart. Sie hält nur die ungefähre Mitte zwiſchen einer wirklichen großen Herrenburg des Mittelalters und jenen hölzernen gotiſchen Feſtungen, die zu meiner Knabenzeit als herrliches Spielzeug auf dem Weihnachtstiſch paradierten. Aber Wilhelm I. hat gerade dieſen Bau am meiſten geliebt und ſich, als der innerlich immer mehr vereinſamte alte Fürſt zum Sterben kam, in ihr ſeine Gruftſtätte gewählt. Da ruht er nun, ſtatt in ſolider, weihevoller Fürſtengruft, ſeltſam in dieſem Spielwerk einer ſeiner Launen, der minder unſympathiſchen, begraben.

Aber die Reize von Wilhelmshöhe erſchöpfen all dieſe Bauten und hinzugefügten Gewächshäuſer, Eremitagen, Moos- und Birkenhütten nicht, ſelbſt nicht das Streifen auf all den waldestiefen Pfaden rings umher. Es iſt ein wunderſamer Blick von der Höhe des ragenden Oktogons ſowohl nach Oſten auf die weite, lachende Thalmulde tief drunten, mit der zuſammengeſcharten Häuſermaſſe der Stadt Kaſſel, die als Mittelpunkt darin liegt, wie auf die weiteren Höhen, die ſich nach Weſten zu erheben, nicht zum wenigſten auch zu der eigenartigen hohen Kuppe des Dörnberg hinüber. Und wer gar im erſten erwachenden Frühling, vom linden Märzwinde umfächelt, durch dieſe freundliche und doch charaktervolle Landſchaft ſtreift, den mag wohl eine Vaterlandsfreude überkommen, wie ſie ſelbſt die am meiſten beſungenen und geprieſenen Gegenden der deutſchen Touriſtik nicht ſtärker und kaum ſo innig zu geben vermögen.

Die Löwenburg.

Schon ſpannt die Nacht . . .

Von

Georg Buſſe-Palma.

Schon ſpannt die Nacht ihr Duftgefieder,
In Frieden ruht die kleine Stadt —
Beſchaulich blickt der Mond hernieder,
Und durch die Straßen hin und wieder
Rollt raſſelnd noch ein Wagenrad.

Die Alten lauſchen fernen Klängen,
Nachſinnend ihrer Lebensfahrt,
Derweil in laubenreichen Gängen
Die Jungen Bruſt an Bruſt ſich drängen
Im Vollgenuß der Gegenwart.

Phitje Ohrtens Glück.

Erzählung von

Ilſe Frapan.

(Abdruck verboten.)

Phitje Ohrten hatte den ganzen Tag gewaſchen.

Eigentlich ging ſie ja nicht zum Waſchen aus, dies war nur mal eine Ausnahme geweſen. Aber Madam Buhk, bei der ſie nun ſchon achtundzwanzig Jahre in Arbeit ſtand, hatte ihr das „untern Fuß gegeben", ob ſie es ihr nicht anmuten dürfte, daß ſie Frau Konſul Langwedel in Winterhude ihr neues Mädchen 'n büſchen mit zulernte, natürlich bloß für die Küchen- und Mädchenwäſche.

„Es is 'n ganſe dummerraſtige Deern, ſo weit als ich ihr tatzieren thu," hatte Phitje Orthen vorſichtig geantwortet, „aber denn mutt ick dat je woll rein dohn, weil daß Frau Konſul Langwedel unſe langjährige Kundin is." —

Jetzt war Phitje Orthen müde. Sie fühlte ihre Knochen. Die „Dummerraſtigkeit" des Mädchens hatte wirklich noch alle Befürchtungen überſtiegen. Sie hatte Orthen allein waſchen laſſen und mit aufgeſtemmtem Ellbogen am Fenſter der Waſchküche geſtanden und ausgeguckt.

Orthen trug ihr feuchtes Arbeitszeug in einem großen Packen unterm Arm. Die „Toffeln", ſchwer vom eingeſogenen Waſſer, waren ihr ſchon ein paarmal herausgerutſcht. Sie kam an Gärten vorbei, wo die Syringen blühten und aus dem jungen Gezweig Vogelrufe tönten, wie ſchlaftrunkenes Lachen.

Sie war auch halb ſchlaftrunken. Bei Buhks war immer die Madam da und er, was er war, Benig Buhk ſelbſt, mit ſeinen krauſen Mauermannslocken, ganz das, was Orthen „'n ſüßen Minſchen" nannte. Und dann die zwei Plätterinnen, Elſa und Bertha, die ſchon als Kinder „aufs Theater" geſpielt hatten. Was wurde da nicht geklönt und geſpaßt bei all der Arbeit in dem dicken Seifenqualm in Buhks kleinem ziegelgepflaſtertem Waſchhaus! So langweilig wie heute in der rieſenhaften öden modernen Waſchküche in dem hocheleganten Haus mit der hochnaſigen Lüttmaid, die nicht mal plattdeutſch verſtand, war Orthen faſt noch nie zu Mute geweſen.

„Aber die Luft is ſchön!" gähnte Phitje in den Syringenduft und ſtreckte die freie Hand nach den viel zu hoch über ihr ſchaukelnden blauen Trauben; „wie ich noch ſo 'n Kind war, da hatt' ich mal 'n ganzen Buſchen Ziehreen, ach hott ja!"

Sie wunderte ſich, wo ſie ihn hergekriegt hatte, ſie war doch in dem Hof groß geworden, wo ſie jetzt noch wohnte, mitten in Hamburg! . . . . i . . . . i?

Das war auch der Grund, warum ihr der Weg ſo weit wurde. Sie hatte keine Übung im Spazierengehen. Und dann hier draußen! Es fuhren Omnibuſſe an ihr vorbei in allen Farben, aber ſie wußte nicht Beſcheid, — langſam marſchierte ſie weiter.

Die vielen, vielen Lichter entzündeten ſich; die ganze Reihe Straßenlaternen brannte auf einmal, obgleich es noch ganz ſchön hell war. Und dazu die bunten, grünen, roten

Digitized by Google

Lampen der Straßenbahnwagen. Jetzt kam sogar einer, der eine violette Laterne führte, die ein besonders hübsches sanftes Licht über die Gartenbüsche zu beiden Seiten warf. Und da — die blaue Alster voll bunter schaukelnder Lichter und mit dem blauen Strahlenkranz ringsum.

Phitjes rotbackiges Runzelgesicht lächelte der violetten Laterne nach, lächelte in all die Silberlichterstickerei um das helle Wasser hinein.

Sie erinnerte sie an — — ja woran nur? An etwas sehr Schönes und Lustiges jedenfalls. Aha, Mutzenbecher! Jawohl, einmal als Mädchen war sie mit ihrem „Minschen" da gewesen, und er hatte sie mit Glühwein traktiert und selber sechs Knickebein getrunken. Nachher hatte sie einen Schwibbs.

„To'm Dotlachen!" murmelte Phitje Ohrten, und sie lachte so ganz auf eigne Hand und müde und naß, wie sie war. Zum Lachen war sie nie zu müde. Wenn Benig Buhk mit einem „Döhntje" zu Platz kam, — und er kam oft mit einem zu Platz, — dann mußte Ohrten das immer zuerst belachen. Seine eigne Frau war mehr „für dem Rijellen", wie sie selber sagte, das heißt, sie schrieb die Rechnungen für die Kunden aus und ging auch manchmal persönlich selbst zu den „feinsten Herrschaften", die nicht bezahlen wollten, um dort eine halbe Stunde oder länger zu sitzen und zu weinen. Sie weinte ganz natürlich und ohne alle Mühe. Es gehörte zum Geschäft. Es half auch. Die „feinsten Herrschaften" wurden gerührt, wenn Madam Buhk „persönlich selbst" in ihrem Salon auf einer Stuhlecke saß und eine halbe Stunde lang naß weinte. Sie sagte dann, ihr wertester Mann, Benig Buhk, wäre ja sonst ganz nett, aber wenn sie kein Geld mit zu Hause brächte, „denn haute er, da wäre er nu komisch in".

Nicht, daß es wahr gewesen wäre! Gott behüte! Benig Buhk mit dem runden Kopf voll Mauermannslocken war durchaus kein Bumann. Aber da er sich aufs Schuldeneintreiben keineswegs verstand, so mußte seine kluge Frau wenigstens aus seiner Schüchternheit Nutzen ziehen.

„Aber sagen Sie ihm man jo und jo nichts!" bat Madam Buhk angstvoll jedesmal beim Weggehen. „Seitdem, daß ihm die Hand vermalört is, is er furchtbar komisch manchmal mit", und sie weinte noch ein paar Tropfen. Es war eine Naturmerkwürdigkeit bei ihr, die den zwei Plätterinnen Elsa und Bertha die höchste Anerkennung entlockte. Sie hatten es sich auch einüben wollen, aber es gelang nicht, sie konnten nur trocken weinen, naß nicht, und das war „natürlich nur das Halbe".

Sonst aber konnten sie auch allerlei: Elsa konnte aus dem Troubador die herzzerreißendsten Arien.' Ohrten hörte das besonders gern.

„Es is wirklich nüdlich anzuhören, es quält einen orrendlich die Eingeweide raus!" pflegte sie bewundernd zu sagen.

Bertha aber konnte in einem weißen Spitzenunterrock auf einer Pyramide aus fünf Stühlen auf einem Fuß stehn. Jedesmal wenn etwas im Hof los war, führte sie dies Kunststück zu allgemeiner Bewunderung aus. Das erforderliche Kostüm „lieh" sie sich gewöhnlich aus Frau Pastor Rehbeins Wäsche, die Rehbeins hatten nämlich eine sehr elegante Tochter.

Nee, bei Buhks im Hof auf dem Stubbenhuk, das war doch ein andres Leben als in solchem alten neumodischen Kasten, eine Stunde weit von Hamburg zu laufen, dachte Phitje, als sie mit ihrem nassen Packen über den Fischmarkt kam und genug zu kucken und auszubiegen hatte zwischen all den Wagen und Menschen. Einmal und nicht wieder. Nicht mal ordentlich satt war sie geworden. „All so 'n seinen Kram, Butterbröte als so 'n Lohblatt dick, — ick wull, ick harr 'n Knackwust, gliek op de Stell', 'n heete Knackwust!"

Aber sie hatte keinen Pfennig Geld in der Tasche; Frau Konsuln hatte gemurmelt, sie würde es mit dem übrigen in Richtigkeit bringen. „Wi fünd ja ook gliek to Hus!" tröstete sie sich selber. Madam Buhk hatte ihr vielleicht etwas aufbewahrt. „Pellkantöffeln und Grüttwust! To'm Dotlachen," lachte sie vor sich hin, und sie sah die dicke blanke braune Wurst prall und deutlich zum Zugreifen vor ihren müden Augen baumeln.

Sie gähnte laut vor Hunger.

Aber — Gott Lob und Dank, da war ja schon der Stubbenhuk. Die hohen spitzen Giebelhäuser, die sich so zutraulich gegeneinander neigten, kucken ihr ordentlich zärtlich entgegen mit den vielen, vielen kleinen Fenstern. Da draußen an der Alster war

es vielleicht ganz schön, aber gemütlich war es nur hier, und nur hier war Hamburg. Da draußen roch es nach Blumen und Gras, hier aber nach Fisch und Teer und Kaffee und Bier und Käse und Grog und sonst noch nach allem, was Gott weiß und nicht weiß.

Jetzt noch sechs, sieben Häuser, und dann kommt ihr Hof; da unten ist ja schon der Quesenkeller mit der zweifarbigen Laterne.

Ja — aber — was ist denn da? 'n Auflauf? Einer überfahren? Da steht ja die halbe Straße voll Menschen! Am Ende Feuer? In ihrem Hof? In Buhks Wäscherei? „Achott! Achott nee!"

Einen Augenblick stand Phitje Ohrten still, der Schreck war ihr in die Beine gefahren; aber so schnell verblüffen ließ sie sich doch nicht; sie ging an den Hanfen hinan, jawohl gerade vor ihrem Hof steht er.

Und wie sie sich dazwischen drängen will, kehren sich plötzlich all die Gesichter ihr zu, alle mit aufgeregten, lachenden Augen und Mündern.

„Ohrten! Phitje! Sie is da! Se kummt! Phitje kummt! Elsa! Bertha! Se is je all hier! Een, twee, dree, hurra! Een, twee, dree, hurra! Hoch soll sie leben, hoch soll sie leben! Dreimal hoch! Sie lebe, sie lebe, sie lebe dreimal hohohoch! Sie lebe, sie lebe" —

Phitje Ohrten hatte doch die Augen aufgerissen, nur noch viel weiter, als die Hurraschreienden. Jetzt rannen ihr helle Thränen über die roten Backen. Das Paket war weg, sie hatte die müden Arbeitshände ineinander gefaltet und stammelte außer sich vor Rührung und Entzücken und Beschämung:

„Ick bün je man een Dag vun ji weg west! Kinners! Kinners! Kinners! Kinners! Wat gewt ji an Dag! Dat is je veel to veel!"

Da drängten sich zwei fleckenlos weiße Gestalten mit zwei großen Blumensträußen gegen sie vor, Elsa und Bertha:

„Hier, Phitje! Hier Ohrten! Wir gratulieren dich auch recht vielmals, hurra! Phitje soll leben! Hier Phitje, nimm den Bokett man in 'n Arm. Mein' auch! In die Hand is er zu groß. Nee, Phitje, wat seggst du nu?"

Was sie sagte? Sie sagte nichts. Ein Blumenstrauß rechts im Arm, ein Blumenstrauß links im Arm, die roten Backen naß von Thränen, der Mund breit vor Lachen, so bewegte sie sich vorwärts, ohne auch nur das Geringste zu begreifen. „Kiek dor!" schrie Elsa.

Von Buhks Wäscherei her leuchtete es, ein heller gelb und roter Rahmen über der Thür, ein Kranz rundum .....

„Kinners! Kinners! Kinners!" stammelte Phitje fast bewußtlos, unter unaufhörlich rieselnden Thränen und wirrem Lachen.

Plötzlich stürzte Benig Buhk unter seiner geschmückten Hausthür hervor, erhitzt, freudestrahlend, in blendend weißen Hemdärmeln.

„Phitje Ohrten! Phitje Ohrten! Min goode Deern!"

Er wollte ihr die Hand schütteln, sie hatte keine frei.

Da, in einem plötzlichen Impuls, breitete er die Arme aus und küßte Phitje schallend auf den Mund. Ein rasendes Jubelgeschrei, das sich an den hohen schwarzen Häusermauern des engen Hofes brach, beantwortete diese That.

„Bravo! Bravo! Bravo, Buhk! Hest good gemacht, hest good gemacht! Drum wirst du auch nicht ausgelacht!" schrieen die Umstehenden lachend, vor Freude kreischend.

Auch Madam Buhk kam heran und weinte sehr.

„Hunnertdusend, Phitje! wat de Minsch beleben kann! Verlaat mi nich, Phitje! Ick bitt' di un beswör di, verlaat mi nich! Min werteste Mann is je sünst ganz nett, aber — Phitje! Hunnertdusend! Hunnertdusend!"

„Wat — wat — wat —" stotterte Phitje verständnislos, „wat is di denn so aukamen, Madam Buhk? Ick weet je gor nich — ick versteh je gor nich — —"

Aber inzwischen gingen doch ihre Blicke in die Höhe zu dem festlichen Transparent, auf dem in großen roten und schwarzen Buchstaben stand:

„Willkommen!"

Und darunter, in schwarzen ungeheuer fetten Ziffern:

100 000 Mark!

Und Madam Buhk kniff Phitje in den Arm zum Aufschreien und stöhnte: „Din Lottriloos! Hunnertdusend! Du hest gewunnen!"

Phitje Ohrten starrte, — dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus, dann schrie sie auf: „To'n Dotlachen!" und dann plötzlich,

mit den zwei Syringensträußen im Arm und den festgefalteten Händen, die Blicke groß auf das Transparent geheftet, begann sie mit zittriger, aber heller Stimme zu singen:

„Nun danket alle Gott,
mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
an uns und allen Enden" — —

und die ganze Menge, groß und klein, fiel ein in den Gesang und brachte den ganzen ersten Vers zu Ende.

Weiter wußte niemand.

Und Phitje hörte auch auf; strahlenden Gesichts, der Pflicht der Dankbarkeit entledigt, begann sie nun aufgeregt zu lachen, zu fragen, in die Hände zu schlagen, bis es einem sehr nobel gekleideten, schlanken Herrn gelang, sich ihr vorzustellen.

„Gratuliere, Madam Ohrten! Herzlichsten Glückwunsch von unserer renommierten Firma. Gottes Segen bei Cohn. Mein Name ist Lazarus Cohn. Ich bin gekommen, Ihnen zu bringen die gute Nachricht, die Freudenbotschaft, Madam Ohrten! Ihre Nummer ist herausgekommen mit fünfmalhunderttausend Mark. Sie haben gespielt ein Viertellos. Auf Ihren Anteil entfallen somit hundertfünfundzwanzigtausend Mark Courant. Ich habe die Ehre, Ihnen einzuhändigen diese Papiere, wollen Sie mir geben eigenhändige Quittung. Wünschen Sie die Summe ausgezahlt oder abgeschrieben an die Norddeutsche Bank? Hamburger Bank?"

So ging es noch eine Weile fort, mitten unter dem Transparent mit der Guirlande, angesichts der bald atemlos horchenden, bald in neues Hurrageschrei ausbrechenden Nachbarn und Neugierigen. Zwei Konstabler mit blanken Pickelhauben hatten sich auch hereingedrängt und schrieen begeistert mit.

Herr Lazarus Cohn zog ein Taschentintenfaß und einen goldenen Federhalter hervor, verbeugte sich graziös, präsentierte Phitje Ohrten ein rosenrotes Papier auf seinem Taschenbuche, dazu die eingetunkte Feder. „Ach! schrieben!" lachte die Glückliche, ihre Hände besehend, die voller Schwielen waren und wie gekocht aussahen, „ick kann woll schrieben — aber — dohn Se mi den eenzigsten Gefallen und ünnerschreeben Se!"

„Werd' ich Ihnen führen die Hand, Madam Ohrten, wenn Sie erlauben," sagte Herr Lazarus Cohn, dienstfertig lächelnd, „kommen Sie man her, Madam Ohrten, ist gleich geschehn!"

Und mit seiner Hilfe setzte Ohrten ihre Unterschrift, nicht kalligraphisch, aber zur Not leserlich, unter das merkwürdige Schriftstück.

Ein Hurrasturm, stärker noch als die früheren, begleitete die feierliche Handlung.

Und dann begann der Jubel überzubrausen, denn Phitje hatte Herrn Cohn an den Ärmel gefaßt und gelacht: „Je, seggen Se mal, is det nu würklich wahr? Ick heff Geld? Ick? As ick? Phitje Ohrten hett Geld? Kinners! Kinners! Kinners! Kinners! To'n Dotlachen. Denn man for hunnert Mark Korn und Beer und Pellkantoffeln und Grüttwust her! For alle Mann! Nu wölt wi mal recht vergnäugt sin!" — —

War das noch der trübe, enge Hof mit den hohen Häusern, die das Himmelslicht ausschließen und schwarz vom rußigen Nebel dumpf vor sich hinstarren auf das ewig nasse, ewig kotige schwarze Steinpflaster? War es noch derselbe?

In den Fenstern glänzen Lichter auf, in jedem Fenster, bis zu den spitzen Giebeln! Die dunklen Hausmauern sind verhüllt von Fahnen, die rot und weiß und grün und gelb und blau, manche geflickt und vom Seewind zerrissen, manche gebleicht von der Tropensonne weich und grade niederhängen in dem weichen, windlosen Frühlingsabend, und von Wimpeln, kleinen, schmalen, spitzauslaufenden, bunten Läppchen, die nicht still halten können, auch bei der Windstille nicht, die tänzeln und flattern und sich drehn wie fröhliche Kinder um die Erwachsenen. Ein langer Tisch ist da mit einer weißen Decke, mitten auf dem Hof, Wurstmacher Zieseniß ist da mit blendend weißer Schürze und einem blitzblanken Wurstkessel, auf dessen Kupfer die Lampen spielen, aus dessen Bauche duftende Dämpfe hervorsteigen. Bäcker Schilling ist auch da, auch in weißer Schürze, und sein Kuchenkorb ist mit rot und weißem Papier ausgeschlagen zur Feier des Abends. Und das ist der Wirt Lüthge mit mehreren Bierfässern, und sein Bursche zündete auf dem langen Tisch zwei Reihen Illuminationslämpchen an, die wie rot und weiße Glühwürmer auf dem sauberen Tuche leuchten. Und auf einem Plättofen steht der große Grapen mit den Pellkartoffeln, und Louis

Digitized by Google

Buhk steht mit der Handharmonika daneben und bewacht sie und spielt: „Doch so wie du — so herrlich und so schön — —“ Und nun Phitje Ohrten selbst! Sie haben sie auf einen Tisch gesetzt in einem großen Stuhl. Natürlich wollte sie nicht. Aber da sie mit allen auf ihre Gesundheit hat anstoßen müssen, ist ihr allmählich etwas aufgedämmert. Sie hat angefangen, sich in die Brust zu werfen, sie hat angefangen, zu fühlen, ganz klar und deutlich zu fühlen, daß sie nun die Hauptperson ist. Sobald sie sich deswegen schämen will, nimmt sie einen tüchtigen Schluck, und dann wird ihr so warm, so sicher, so ruhig bei aller Aufgeregtheit. Sie lehnt sich in den großen Stuhl zurück und legt die Hände auf die Armlehnen; sie drückt das Kinn heraus und nickt und fühlt, daß sie die Königin ist. Königin von dem Ganzen. Da unten schreit und jubelt und drängt und stößt sich die Menge, „wat'n Hög!“ denkt Phitje und lehnt sich behaglicher zurück. —

* * *

Phitje Ohrten wachte auf. Es war heller Sonnenschein in ihrer kleinen Kammer. Lange konnte sie sich nicht besinnen, denn so hell die Kammer war, so nebelig war ihr Kopf. Die Luft schien nach Schnaps zu riechen; ihre Kleider lagen unordentlich umhergestreut; und plötzlich bemerkte sie am Fußende des rotkarrierten Deckbettes ihren Schuh. Sie erschrak, errötete, — sie hatte ihren Schuh mit zu Bett genommen! Sie war also — —

Aber gerade, als Phitje anfangen wollte, sich zu schämen, fiel ihr alles und alles auf einmal ein! Sie blieb mit offenem Munde und rund aufgerissenen Augen liegen, — draußen gingen die Glocken, es war Sonntag, es war Kirchenzeit. Mechanisch faltete sie die Hände und sagte vor sich hin: „Herr Gott, dich loben wir! Herr Gott, dich loben wir!“

Dann begann eine plötzlich unwiderstehliche Neugier sie aus dem Bett zu treiben. Sie wusch sich gerade, als das Ständchen draußen seinen Anfang nahm. „Das ist der Tag des Herrn!“ sang es. Gidionsens Baß war unverkennbar. Sie schlich sich, mit dem Handtuch um die Schultern, an das kleine Fenster und guckte verstohlen durch den Vorhang. Sie sah gerade in Gidionsens großen, roten, offnen Mund, in dem die Zunge auf und abtanzte, während die Hand den Vollbart strich. Es stand dicht voll von Köpfen da unten. Phitje zog sich unter Kopfschütteln und unterdrücktem Lachen mit aufgeregten Händen an. Sie wußte nicht genau, ob alles das wahr sei, was sie jetzt erlebte, aber sie dachte doch: ja, es wird wohl wahr sein, und ich bin nur neugierig, wie es weiter geht. Sie konnte den Rock ihres schwarzen Sonntagskleides nicht zuhaken, so zitterten ihr die Finger; sie hatte die Schoßtaille zuerst angezogen und stand nun da in einem gesteiften, raschelnden weißen Sonntagsunterrock und horchte auf Gidionsen, der die Stimmen sowohl anführte, wie übertönte. Da klopfte es, und herein kam Fräulein Tiemann, die Schneiderin, mit einer großen, braunen Pappschachtel. Ganz rot war sie und außer Atem, Fräulein Tiemann, denn sie hatte heute Morgen schon so schrecklich laufen müssen, sagte sie, nach dem Kleid, das Madame Ohrten gestern Abend bestellt hatte, aber nun hatte sie etwas wirklich Feines und Passendes aufgetrieben, „rot und grün Schangschang“, sagte sie. Ohrten fiel auf ihren kleinen alten Binsenstuhl, als das Kleid ausgepackt wurde.

„Ick? Ick? Das sall ick hebben? Dat sall ick dreegen?“ stammelte sie. Sie war so dankbar, sie drückte Fräulein Tiemann die Hand; dann bot sie ihr eine Prieſe an und nahm selber eine, ihre Augenlider wurden rot und zitterten. Sie erinnerte sich gar nicht, das Kleid bestellt zu haben. Es war mit vielen weißen Spitzen besetzt, außerdem mit Schmelzperlen.

„Dat kann ick ja gornich verlangt sin,“ murmelte Phitje und ließ sich anziehen, wie ein Puppengestell.

„Wat is denn dat nu woll so?“

Phitje deutete auf ein geheimnisvolles Ding aus Haartuch und von unenträtselbaren Formen, das Fräulein Tiemann geschickt in den schlanken Händen drehte. Die Schneiderin teilte ihr mit, das sei „ein Küh!“ — „Ohne dem können Sie garnich gehn, denn sieht das Schangschang nach nichts und wieder nichts aus.“

„Wonehm sall ick dat denn henstellen? Op 'n Kopp?“ wunderte sich Ohrten erschrocken.

Fräulein Tiemann brachte alles an die richtige Stelle, und Phitje Ohrten wurde

immer schöner. Sie füllte die ganze kleine Kammer aus, als sie das Kleid an hatte.

Unglücklicherweise konnte sie in ihrem Fünfzigpfennigspiegel nur das wenigste sehen von der ganzen Pracht, aber Fräulein Tiemann sagte, sie wäre nicht zu kennen, da könnte sie sich „fest zu verlassen", und es thäte ihr nur in der Seele weh, daß Madame Ohrten den alten schwarzen Strohhut mit den verblichenen und verregneten Veilchen zu dem Kleid aufsetzen wollte, das ginge und ginge nicht an und hätte „kein büschen Art nich", das wollte sie ihr nur geradeaus sagen.

Und wie war doch das nun einmal schön und passend, daß gerade in diesem Augenblick Auguste Gidionsen heraufgelaufen kam, wieder mit einer Pappschachtel, und darin lag der elegante Backenhut, den Phitje Ohrten gestern Abend, ohne daß sie es selber wußte, bei der Putzmacherin bestellt hatte!

„‚Guschen', sagten Sie zu mir gestern Abend, ‚Guschen', sagten Sie noch so recht fidel, ‚hätt' ich man noch zu morgen 'n orrendlichen Hut, daß ich mir könnte vor Menschen sehen lassen!'"

Auguste Gidionsen wischte sich die Tropfen von der Stirn.

„'n büschen teuer is er woll, Madam Ohrten, aber in Ihre Verhältnissen is das je gar kein Preis, was spielt das vor 'ne Rolle, ob das zwanzig oder dreißig Mark kost', nich?"

Als Ohrten den Hut sah, von dem eine große hellgrüne Feder bis auf ihre rechte Schulter herunter hing, während hochrote Sammetschleifen einen gleichfalls hochroten, kühn aufstrebenden Hahnenschwanz in der Mitte des Kopfes einhegten, rief sie nichts als: „Ick schree mi dot!" und sank wieder auf den Binsenstuhl. Es war gut so, denn die Kammer war schräg, und da Ohrten etwas über Mittelgröße besaß, so war der prachtvolle Schopf in Gefahr, geknickt zu werden.

Fräulein Tiemann und Fräulein Gidionsen bestaunten die Sitzende, dann führten sie sie im Triumph in den Hof, wo ein lautes, dreifaches Hurra Phitje Ohrten empfing. Wie rot sie war! Wie ein sechzehnjähriges Mädchen, das man bewundernd angeblickt hat und das sich vor Stolz und Beschämung nicht zu fassen weiß.

Aber was sagte Frau Buhk?

Ach, sie sagte erst nichts, als: „Allmächtiger! Wat 'n Staat!" aber dann begann sie so ausdrucksvoll um Phitje Ohrten herumzuschluchzen, indem sie sie unermüdlich umwandelte, wie ein prachtvolles Blumenbeet, daß Phitje plötzlich ausrief: das könne und könne sie nicht aushalten, daß ihre allerwerteste Wischen Buhk glauben thäte, sie wollte sich nur alles anhängen, sich ganz allein! Nein, so was thäte nicht nötig zu glauben, und davor würde sie nicht ruhen noch rasten, als bis Madame Buhk ganz das nämliche Kleid anhätte, so daß Benig Buhk garnich wüßte, was er zu sehn kriegte, und da hätte sie die Mittel woll auch noch für.

Den Schluß dieses Satzes sagte sie mit einer Art zaghaften tastenden Triumphes, so, als ob sie der Sache doch im stillen immer noch nicht traute und halb fürchten müßte, ausgelacht zu werden. Aber niemand lachte. Sondern es begann in den Gesichtern ringsum eine froh aufhorchende Neugier und Spannung aufzuglimmen, schnelle, angenehm überraschte Blicke wurden getauscht, man kam unwillkürlich näher, um noch mehr zu hören; jede meinte, daß vielleicht nun bald auch ihr Name genannt werden könnte. Bertha, die Plätterin, warf einen Seufzer hin, der über den Hof schallte, und gleich danach wurde ein allgemeines Seufzen gehört um die prachtvolle Phitje Ohrten; es bewegten sich auch Lippen zum Sprechen, aber keiner wollte zuerst.

Nur ganz zuletzt sagte eine schüchternanteilvolle Stimme aus dem Kreise:

„Und wonehm geht Madam Ohrten nu hin, wenn man fragen därf?" Fräulein Soltwedel, die ihres Bruders, des Barbiers Wirtschaft besorgte, nebenbei aber auch Haare schnitt, frisierte und barbierte, wenn viele Kunden da waren, seufzte zu ihrer Frage, und schüchtern, mit einem Finger, liebkoste sie die äußerste Falte von Phitjes Seidenkleid.

Phitje wurde verlegener und verlegener. Sie mochte zwar diesen Augenblick noch gern in der Mitte stehen und beseufzt und geehrt werden, aber es kam ihr vor, daß sie es jedenfalls nicht mehr lange so haben möchte. Keinesfalls immer. Sie murmelte, sie möchte mal in die Kirche heut morgen, sie wär' nun lange nicht darin gewesen, und im selben Augenblick begriff sie, daß die Nach-

baren gern mit wollten, aber nicht gern mochten, weil sie nicht so fein waren wie sie, und ihr munteres Gesicht wurde unschlüssig und röter als ihr Kleid, und sie tastete verwirrt nach dem grünen Federschweif auf ihrer Schulter; sie hatte vergessen, woher der eigentlich kam, und das schaukelnde Gewicht auf ihrem noch immer nebligen Kopfe verstand sie auch nicht.

Plötzlich kam es ihr vor, als ob jemand weine, weine, wie Madame Buhk. Phitje drehte sich schnell um. Ja, Madam Buhk hatte ihre beiden Jungens angefaßt, den kleinen strammen Louis und den pahlerbsenartig dünnen Bertram und wischte den Jungens im Gesicht herum mit ihrem Taschentuch, immer abwechselnd und stöhnte leise dazu: „Min Bertram, min Louis!"

„Ick weet nich," sagte Phitje, ihren Hut vorsichtig abnehmend, „dat künn ja ook över acht Dag sin, — ick glöw, dat is hüt doch all to lat (spät), und denn kunn Madame Buhk ehr Kleed ook all hebben. Datsülbige! Ganz datsülbige, Madam Buhk! Un ick — ick treck' min denn ook wedder ut; — dat is — wenn ick hüt doch nich gahn doh — —"

Und Phitje Orthen zog sich um, und Benig Buhk und Gidionsen mußten drei Stuhlwagen besorgen, und dann fuhren alle Nachbarn und Freunde, der ganze Hof fuhr nach Blankenese: Phitje Ohrten hatte sie alle zusammen eingeladen.

* * *

Am Montag wurde wieder wie gewöhnlich gewaschen. Phitje Ohrten war die erste, die in der Waschküche erschien. Der Morgen graute eben. Sie hatte noch Licht. Zwischen den Häusern oben war der Himmel kaum zu unterscheiden. Aber ein heller Stern stand deutlich in dem trüben Grau und leuchtete mit bläulichem Glanz. Ohrten kannte den Stern. Sie hatte ihn oft gesehen, wenn sie morgens ihre Arbeit anfing, ganz allein.

„Je je, ick seh di woll; du büst hell und nüdlich! Ick hew Glück hatt! Nu mutt lütt Kardel (Karl) 'n Steen hebben. De Kuhlengräber (der Totengräber) ward de Städ' woll finnen. 'n Steen und 'n lütten Boom. Dat ward je mit de Tied gröter, wenn dat 'n richtigen Lebensboom is. Je, je! blenker' du man! Blenker' du man ook över sin lütt Graff! Nu hew ick Glück hatt, und min Kardel weet dar nicks vun aff."

Sie ging rüstig hin und her, heizte den Ofen unter dem mächtigen Waschgrapen, der gelbe Feuerschein spielte an den feuchtglänzenden Wänden. Die Ziegelsteine des Bodens schienen zu glühen, wo der rote zuckende Schimmer sie traf. Ohrten gähnte und reckte sich, und dabei dachte sie unverwandt an den kleinen Jungen, der nun schon seit bald sieben Jahren an einer ihr selbst unbekannten Stelle schlief. Heute wäre er fast siebzehn gewesen! So wie Bertram Buhk, die Kinder kamen ein halbes Jahr nacheinander. Aber Bertram war gesund, und ihr Karl war — taubstumm. Ein armer gebrechlicher Junge. Ob er wohl verstanden hätte, was Ohrten jetzt Gutes passiert war?

„Und warum nich? Min Kardel het je so 'n hellen Kopp hatt. Wat kunn he nich all nüdlich Stöhl flechten un Matten flechten un Schoh maken vun Dookecken (Tuchkanten)." Zwei Jahre war er in der Anstalt gewesen, und immer wenn er wiederkam, hatte er etwas zugelernt. Aber er wollte so gern hören lernen, und er hoffte auch immer darauf, daß er es lernte, so gut wie er lesen und etwas schreiben gelernt hatte. Ohrten wußte es besser, — nein da war keine Hilfe, es that einem nur weh, solche unmögliche Wünsche aussprechen zu hören. Sie hatte ihm so selten eine Freude machen können, dem armen Jungen, — — jetzt sollte er wenigstens seinen Stein und seinen Baum haben, und der schöne Morgenstern sollte durch die dunklen Zweige auf ihn niederscheinen. —

Von Karl wanderten ihre Gedanken zu Karls Vater. Er hatte sie verlassen, ehe der Junge auf der Welt war. Er hatte mal sehen wollen, ob da drüben in Australien nichts zu machen wäre für einen gut gelernten Müller. Damit war er weggegangen und nicht wiedergekommen. Er war drüben gestorben.

„Nee, de nich! Dat deiht nich nödig!" sagte Phitje und setzte ihren Fuß hart auf die roten Klinker, als sie sich überlegte, ob sie ihrem Manne auch einen Denkstein setzen würde, wenn sie wüßte, wo er begraben liege: „Danach hest di nich opföhrt, Anton! Ligg du, wo du wullt, Anton! Harst mi nich sitten laten, harst din Plicht un Schuldigkeet an mi dahn, dann wör' dat wat

anners, — nee, gah du man los, Anton! Mit di bün ick nich god ankamen! Wat bün ick trurig west um di, du schul'sche Bütt! Dat giwt annere!"

Phitjes Gesicht erwärmte sich; errötete sogar. Benig Buhk — das war eine Perle von Mann! Wenn sie den so hätte haben können!

Freilich, seine Frau sah nicht danach aus, als ob sie ihn hergeben würde, aber wenn Benig sich nun in Phitje verliebte? So etwas kam ja vor. „Für Geld kann man den Teufel tanzen sehen," schoß es ihr durch den Kopf. Aber sie schämte sich auf der Stelle! Sie ließ einen großen brausenden Wasserstrahl in den Waschkessel hinein und hielt ihre nackten Arme darunter. Und dabei sah sie fortwährend Benigs krause blonde Haare und seine Schelmenaugen vor sich! Sie hatten ja gestern in Phitges Salon zusammen getanzt. Und Benig hatte sie so fest an sein Herz gedrückt, und ein übers andere Mal gesagt: „Min Phitje! Min Phitje!"

„Mit de Leew is nich to spaßen," seufzte Phitje, „un wenn he will, denn — denn —" Sie breitete die Arme aus. Und in ihre geöffneten Arme lief Else hinein und jammerte: „Phitje Ohrten! Madam Ohrten! Ick mutt Ihnen wat seggen! Ick weet mi nich to helpen! Wenn ich nich auf dem Theater kommen thu', denn — denn —"

So begann der Montag.

* * *

Am Nachmittage ward Phitje Ohrten von der Arbeit abgerufen. Das Geld war da! Das viele Geld! Herr Cohn brachte es „persönlich selbst", und so wie Phitje sich das gewünscht hatte: die Hälfte in bar, die andere Hälfte in Papieren. Er brachte auch eine kleine eiserne Kiste dazu. Sie war feuer- und diebsfest, wie er versicherte. Und ferner überreichte er Phitje ein Andenken seiner glückbringenden Firma, nämlich eine silberne Tabaksdose mit ihrem goldenen Monogramm. Im Deckel befand sich Herrn Cohns Porträt eingraviert und darunter die Devise: „Gottes Segen bei Cohn."

Phitje Ohrten war unbeschreiblich dankbar! Sie gab Herrn Cohn einen Kuß für die Dose, ganz aus freien Stücken. Herr Cohn errötete sehr, wischte sich den Bart ab und sagte: „Lassen Sie gut sein, Madam Ohrten, Sie haben die Dose, und ich habe den Kuß, sind wir beide zufrieden."

Die Geldkiste wurde in Phitjes Kammer aufgestellt. Aber Phitje schlug den Deckel schnell wieder zu, als sie heineingeguckt hatte. Es machte ihr Angst, die vielen Silber- und Goldstücke zu sehn. Es kam ihr vor, als wären sie doch nicht ihr Eigentum; als wären sie jemand gestohlen. Bei den Papieren konnte sie sich nichts denken, die nahm sie ohne Zögern und Erschrecken in die Hand, obgleich gerade sie die höheren Werte darstellten.

Als sie eine Weile nachgedacht hatte, rief sie Louis Buhk herauf, der im Hof sein eisernes Tonnenband trieb.

„Kumm, Louis, ick will di de Ogen verbinnen mit min Halsdook, und denn speelst du hier Weesenjung (Waisenjunge) und grabbelst mi ut de Kist' wat rut, hörst woll?"

„Woveel soll ick rutgrabbeln?" fragte der Kleine bereitwillig, während er sich die Augen zubinden ließ.

Ohrten schloß die Kiste auf, dann ging sie ans Fenster.

„Grabbel' twee Hannen vull, Louis; — nee, erst mußt den Deckel t'rügg sla'n. So, und nu noch twee Hannen vull, und denn smiet den Deckel to, und dat Geld legg mi man in 'n Schoot, so!" Sie warf ihre Schürze über das klirrende Geld und nahm dann dem Jungen das Tuch ab.

„So geiht dat gans good!" murmelte sie, die Kiste verschließend. „Hier hest vok wat!" sie reichte ihm ein Fünfmarkstück, „und denn segg, Else schull mal ropkamen, abers gau." —

Else flog die steile Treppe herauf und in die Thür herein; alle flogen jetzt, wenn Ohrten sie rief.

„Kiek," sagte Phitje, auf ihre Schürze zeigend, „kiek, Else, wat ick hier woll hew? Wenn dn op 'n Theater wullt, denn gah, min Deern, denn bilder di man ut! Aber hest denn all mit Fritz Hey sproken? He is je doch din Minschen, nich?" Else hatte schon mehrmals mit ihm davon gesprochen, aber Fritz Hey hatte „da kein' rechten Verstand von", wie sie sagte, „da wäre Herr Gidionsen nu ganz anders in, aber das wär' je auch natürlich, denn Herr Gidionsen der hätte ja selbst so 'n schönen Baß — —

Else freute sich über das Geld bis zu

Thränen. Wieder wurde Ohrten abgeküßt. Sie weinte auch. Sie fühlte sich so glücklich. Mochte waschen, wer wollte! Hier saß sie auf dem Binsenstuhl in ihrer Kammer wie eine Königin und verschenkte Hände voll Gold. Ihr Gesicht strahlte. „Und dat is all ehrlichen Kram, Else; — ick hew dat vun 'n lütten unschülligen Jung trecken laten. Von unsen Louis, Else. Woveel dat is, dat weet ick nich, dat weet bloß uns' Herrgott!" Sie lächelte selig und stolz. „Kannst dat je mal tellen! De Jung hat good togreepen. Wannehr geiht dat denn nu los mit din Thaater? Kummst du denn ook recht nüdlich antrocken?"

* * *

Abends dann mußte Louis noch einmal mit verbundenen Augen an die Geldkiste. „Zwei Hände voll," wie Ohrten anordnete.

Der ganze Hof ging in den Elbpavillon, Ohrten voran und richtig in dem rotgrünen Seidenkleid mit dem wundervollen Hut. Aber sie ließen dann doch die Herren voraus gehen und Plätze belegen: die Damen bekamen sämtlich erst Hüte und Sonnenschirme gekauft, die buntesten großkarrierten, die zu haben waren. Es ging sehr gut, es waren noch alle Putzläden offen.

* * *

Bertram war eigentlich immer Phitjes Liebling gewesen, aber nun wurde er so anthunlich und ganz und gar niedlich! Er hatte so ernstliche, eifrige Augen, man konnte dem Jung wohl ansehn, daß der nicht von gestern war. Immer, wenn er frei hatte — er war ja Schornsteinfegerlehrling bei Rümelang — drehte er etwas in den Fingern herum, kleine Räder und Schrauben: er hatte ja schon als Junge, so alt wie Louis jetzt war, kleine Mühlen gemacht, die schnurrten und liefen. Ohrten hatte selber mal eine entzwei getreten, in der Waschküche, — der alte Jung hatte sie ordentlich gedauert, als er das nachher „so kurlos" anguckte.

Bertram war still, beinah zu still für sein Alter, er hatte immer die kleinen Räder und Schrauben im Kopf.

Aber als er im Elbpavillon neben Phitje Ohrten saß, wurde er unruhig und zeigte ihr fortwährend etwas im Saal: die Glühlampen und die Aufzüge, die geräuschlos mit Tellern voll belegter Butterbröte aus dem Keller herauf und leer wieder hinunterglitten, den Automaten in der Ecke, der für ein Zehnpfennigstück eine Cigarre hergab, im Nebensaal die kunstvolle Musikorgel, die ganz allein spielte, und auf der halblebensgroße Balletttänzerinnen die zierlichsten Verrenkungen ausführten. Seine blassen Backen waren gerötet, und seine Augen liefen unruhig nach etwas Neuem, Saal aus und ein.

„Bertram, Jung, wat hest du?" fragte Ohrten zuletzt.

„So was könnt' ich auch machen!" sagte Bertram, noch röter werdend. „Das' all keine Hexerei, das' bloß Mechanik! Ach, Phite, Madam Ohrten, Mutter meint immer, Schornsteinfeger, das 'n gutes Geschäft! Pah!"

„Wat fallt di in, Jung?" wunderte sich Phitje.

„Ich könnt 'n Telephon machen," sagte Bertram eifrig, „glöben Se dat oder glöben Se dat nich?" Und er fing an, ihr soviel von Drähten und Schallleitungen und Stromleitungen zu erzählen, daß es Ohrten ganz unheimlich wurde.

„Bertram, wat wullt du? Wat geiht mi dat an?" seufzte sie.

Auf so'n Dings, so'n Technikum möchte er, sagte Bertram ehrlich. In Eckernförde wäre eins. Einer von seinen Schulkameraden wäre dorthin. Aber natürlich, es kostete nicht wenig, und dann verdiente man zuerst nichts, aber nachher könnte man wohl anders dastehen, als als Schornsteinfeger. Er wollte wohl etwas erfinden, wenn er nur erst da wäre. Aber Madam Ohrten traute ihm wohl nicht? Sie würde wohl nicht so gut sein und ihm das Geld für seine Ausbildung schenken?

Phitje Ohrten wurde sehr gerührt. Was? Sie sollte Bertram nicht trauen? Ihrem alten besten Jung, der gerade so alt wie ihr armer Karl war? Das sollte Bertram nicht noch einmal sagen, sonst könnte sie, wahrhaftigen Gott, böse werden! Das lange Getüder hätte überhaupt nicht nötig gethan! Wenn Bertram Schulen haben müßte, denn müßte er natürlich Schulen haben. Sie wollte es seinen Eltern wohl sagen. Er wäre ja wie ihr eigenes Kind. Ihr armer Karl könnte ja nicht auf Schulen, der wäre ja schon sieben Jahre tot. Der kriegte seinen kleinen Stein und seinen Baum, und der kleine Stern blenkerte dadurch alle Morgen!

Digitized by Google

Ohrten ſchlug auf den Tiſch. Bertram ſollte darauf ein Glas Grog trinken. Sie könnte das ja gottlob leiſten. Das Glas Grog und die Schulen und alles. In der Kiſte da wäre 'n ganzer Berg. Und dann ſchrie ſie: „To'n Dotlachen!“ und ſchlug wieder auf den Tiſch.

Die Leute an den Nachbartiſchen ſahen ſich um. Sie runzelten die Stirn. Aber Phitje lachte ſie an, ſo unſchuldig, ſo kinderſelig — ihre Mienen glätteten ſich ſchnell.

Noch am ſelben Abend mußte Louis für ſeinen Bruder „ziehen.“ Phitje verlangte diesmal ausdrücklich „von de Papieren.“ Als Bertram die Summen ſah, wurde er ohnmächtig. Er fiel ſo ganz ſtill auf den Boden wie ein ſchlechtbewurzeltes junges Bäumchen. Ohrten hob ihn auf und legte ihn aus ihren ſtarken Armen auf ein Bett.

Benig Buhk küßte Phitje voll Dankbarkeit. Er zeigte ihr weinend ſeine verſtümmelte Hand: „En Krüppel, Phite, 'n Krüppel! Aber de Jung — de hett 'n Kopp! All'ns vun mi, Phitje. Min Kopp! Min Hand!“

Madam Buhk ſtand mit eingeſtemmten Ellbogen daneben. Ihre Augen glitzerten. „Wat? Wat ſeggſt du, Buhk? Min Kopp hett de Jung; din is man 'n Döskopp!“ Sie klopfte ihm auf die Schulter: „Kumm, kumm! Lat Phitje gehen! Dat is ſe nich gewennt, — du kunnſt ehr överläſtig warrn.“

Damit nahm ſie ihren Mann unter den Arm und führte ihn ab.

* * *

Ohrten hatte den beſten Willen, wie gewöhnlich in der Waſchküche zu arbeiten, aber ſie wurde jeden Augenblick abgerufen, weil jemand ſie ſprechen mußte. Leute, die Phitje gar nicht kannte, nie vorher geſehen hatte, intereſſierten ſich plötzlich ſo außerordentlich für ſie und kamen mit den merkwürdigſt begründeten Anliegen. Louis mußte dann einen Griff thun, und der Fang ward ungezählt den Bittſtellern eingehändigt. Ohrten hatte dabei eine ſo einfältig frohe Miene, daß jeder mit der Überzeugung fortging, der guten Frau ein rechtes Vergnügen gemacht zu haben. Sie kamen für Vereine und für Anſtalten, ſie kamen in ſchwarzen Röcken und in ſeidenen Kleidern, ſie fuhren ſogar vor in Equipagen, die vor dem Hof halten mußten und die ganze Nachbarſchaft mit Glanz erfüllten.

„Phitje, giw nich toveel,“ warnte Madam Buhk den ganzen Tag, und ſie ließ ſich auch von Louis, dem das Ehrenamt des Grabbelns einen ungeheuren Spaß machte, heimlich verſprechen, daß er für die „Herrſchaften“, die da kamen, nur mit einer Hand und nur ganz leicht in die Geldkiſte greifen wolle. Phitje Ohrten war nämlich in dieſer Richtung Fataliſtin: was „de lütt unſchullig Jung'“ herausbrachte, das galt; ſie ſelber ſah das Geld nie an; — der ihr unklare Eindruck von etwas Unheimlichem vor der angehäuften Maſſe hatte ſich nicht verloren.

Aber dann fiel es Phitje Ohrten plötzlich in all ihrem Glück und all ihrer Freude ein, daß kein Menſch von dem „Junggeſellen“ geſprochen hatte, daß kein Menſch ſie an den „Junggeſellen“ erinnert hatte, und ſie ſchlug ſich an den Kopf, daß ſie über all den geſunden Leuten den Kranken vergeſſen hatte. Madam Buhk hatte ihr nämlich ihre beſte Stube eingeräumt, das heißt vermietet, weil ſie es natürlich nicht mit anſehen konnte, daß ihre alte Freundin oben in der ſchrägen Dachkammer mit dem zerzauſten Binſenſtuhl hauſte und Gäſte empfing, und nun war Phitje zwei Treppen tiefer als gewöhnlich und ſo weit entfernt von dem Junggeſellen, daher kam es! Aber jetzt lief ſie auch, ſo ſchnell ſie konnte!

„Go'n Dag, Bernhard! Herrjes, Bernhard, wat denken Se woll vun mi! Ick hew Se jewoll rein vergeeten! Weſ' man nich bös, Bernhard, min goode Jung, dat is vun all den Himphamp! Hebben Se denn ook wat Orrentliches to eeten kreegen? Is Tiemannſch hier weſt un het de Stuw opſchürt? Ick heff ehr dat ſo dull anbelaſtigt. Is dar Supp in? Heſt all eeten? Ach, 'n Roſ'! 'n lüttje Monatsroſ'!“

Und mitten unter den atemlos hervorgekeuchten Worten beugte ſich Phitje Ohrten nieder zu der Monatsroſe, die am Fenſter des Kämmerchens ihre zarte helle Blüte entfaltet hatte, und ſie küßte die Roſe.

Dann lachte ſie, indes ihr Thränen in den Augen ſtanden: „Je, Bernhard, lach' mi man wat ut; wenn dat ſo ſchön is, denn mutt ick dat küſſen, dar kann ick denn ook nichs vör. Wer hett di de Roſ' brocht?“

„Fräulein Soltwedel,“ ſagte der Kranke mit ſchwacher heiſerer Stimme, „ſe hett mi

ook allens vertellt! Ick gratuleer ook veelmal, Ohrten."

Phitje drückte vorsichtig die wachsgelbe magere Hand, die kalt und feucht in ihrer verarbeiteten warmen, runzeligen Rechten lag. In das gelbliche, blutlose, abgezehrte Gesicht des Kranken, der in seinen karrierten Kissen ganz still und gerade auf dem Rücken lag, trat das Rot der Aufregung. Er lächelte säuerlich.

„Ick hew all luert," sagte er mit zitternden Lippen, „ick hew dacht, na, nu ward Ohrten 'n rieke Fro, nu — nu — ward se woll nich mehr kamen, — nu ward se too fin, nu hett se all sidene Kleeder, — nu kennt se mi woll nich mehr!"

„Kumm, kumm, vertörn' mi nich, Bernhard!" Ohrtens Gesicht sah so ernsthaft, so ehrlich aus, nicht einmal gekränkt. „Se hebben mi nichs vun de Oart totruet, Bernhard, dat weet ick beter. Mi argert dat 'nog, dat ick di hew liggen laten, min söte Jung," sie strich ihm mütterlich über die knochige Schulter, die sich durch das Hemd deutlich abzeichnete, „aber, kiek mal, mit min grootes Los, dat 's 'ne ganse ol' aasigen Himphamp! De Lüd, de löppt uns ümmer de Döhren in; — wenn ick Louis nich harr, di mi dat ümmer rutgrabbeln deiht, ick wuß' nich ut noch een, dat kannst mi to glöben."

„Hest die woll bannig wunnert?" sagte Bernhard mit brennenden Augen.

„Wunnert? Ook, ja, — dat heet — sall ick di wat seggen, Bernhard? Ick hew dat all vorher wußt!! Nich mit düsse Nummer, aber wußt hew ick dat! Wo ick noch so 'n lüttje Deern west bün, hew ick mal 'n Unkel hatt, und de Unkel, dat wör 'n Düker (Taucher). ‚Phitje,' seggt he binah alle Morgen, ‚mi het wat drömt! Weetst, wat mi drömt hett? Mi hett drömt, dat ick in 'n Schipp kumm, deep unner See, und dat ganse Schipp, dat glimmert und glört vun luter pures blankes Gold.' ‚Unkel,' segg ick, ‚giwst mi ook 'n Putt vull Geld aff, wenn du dat gollene Schipp finnen deihst?' ‚Dat sallst hebben,' seggt min Unkel, ‚aber de Sak' is de: drap' ick dat Schipp, ehr dat ick versupen doh? oder versup ick, ehr dat ick dat Schipp drapen doh?' ‚J,' seggt min Moder, ‚wat warrst du man nich versupen!' ‚Häh,' seggt min Unkel, ‚davor bin ick 'n Düker, — abers Phitje, de sall ehren Putt Geld woll hebben, de is ehr nu bestimmt; — is dat dod oder lebennig — wenn ick an 't gollne Schipp reken doh — denn kummt dat, Phite, denn holl' man din Platen op, denn is di de gollne Putt gewiß."

Der Kranke zog einen langen Seufzer, sein Atem flog, und in seinen Augen irrte das Fieber.

„Vertell wieder, Phitje!"

„Wieder gaht nich! Ick harr dat vergeten, dat is je all in min Kinnerjahren west. Ganz selten mal mit hew ick daran dacht. Un denn hew ick woll man in 'n dunkle Eck' keken und dacht: ‚Wonehm is min gollne Putt? Un Sünnabend, wo ick to Hus kamen bün vun de Madame Langwedel, un denk an gor nichs, — miteens geiht dat los: ‚Phitje Ohrten! Phitje Ohrten! Hier is gewunnen! Du hest gewunnen!' Aha, denk ick, is dat endlich kamen? Nu hett min Unkel Thedor endlich op dat gollene Schipp drapen!"

„Is he nich all lang dod?" fragte der Kranke mit zusammengezogener Stirn.

Phitje wunderte sich.

„Versteiht sich! Wat sall he nich dod sin! He is all lang dod, he is vor good dortig Jahr bi Borkum weggahn."

„Borkum?" sagte Bernhard nach einer langen Pause. „Dat is dor gans buten in See, glöv ick?" seine Augen irrten an der Decke; „ick weet gor nichs mehr — — ick bün je all neegen Jahr to Bedd!"

„Neegen Jahr! Dat's all binah 'n beten langwielig;" Ohrten besann sich, „achhott nee, min olen Bernhard, segg mal, giwt dat nich so 'ne Art Stöhl? Wo een inliggt, un de anner treckt em?"

Ohrten stand auf, die Freude glänzte aus ihren Augen: „Bernhard, du mußt 'n Fahrstohl hebben! Louis sall grabbeln. Und denn mutt dat kopt warrn. Und denn driggt Gidionsen di rünner, de kann dat, de hett de Kräften darto! Und denn wölt wi di woll trecken. Und denn liggst du in de Sünn! Und denn sallst mal sehn! Und denn — und denn —"

Sie sprang in die Höhe, schlug in die Hände und schrie: „To'n Dodlachen!"

Der Kranke zuckte die Achseln, murrte, lachte höhnisch, indes seine Augen naß wurden. Zuletzt ergab er sich: „Na, denn man to, Phitje! Aber ick glöw 't man noch nich! Buten, seggst du? Wo anner Lüd sünd? Wo dat grön is?"

Digitized by Google

Und Louis mußte grabbeln, und er grabbelte diesmal ganz ordentlich, und schon am anderen Tage trug Benig Buhk den Junggesellen mit Ohrtens Hilfe hinunter in den Hof, wo der Fahrstuhl stand, und es liefen wieder einmal die Leute zusammen, um zu sehen, was in dem merkwürdigen Hof vor sich ging. Und es kam sogar ein Reporter, um die Geschichte mit anzusehen und seinen Lesern zu erzählen von Bernhard, dem armen Lahmen, der seit neun Jahren von den Nachbarn gespeist, getränkt, gekleidet, gepflegt wird, und nun heute, wie ein großer Herr, unter dem Jubel der Kinder, in seinem bequemen neuen Gefährt lag und mit unsäglicher Freude in den eingesunkenen Augen das Wunder des blauen Himmels über sich anstaunte.

* * *

Benig Buhk hatte es sehr vorsichtig und nett gemacht, das Hinuntertragen. „Wie ein gelernter Krankenwärter," sagte Fräulein Soltwedel, die ihm einige Anleitungen gegeben hatte.

Gidionsen war nämlich fort. Ganz plötzlich war Gidionsen, der Wirt zum Quesenkeller, davongegangen und hatte seine Frau und fünf Kinder im Stich gelassen. Und mit ihm fort war Elsa, die ihren Bräutigam, Fritz Hey, hatte sitzen lassen.

Die Aufregung über diese Neuigkeit war sehr groß, denn Madam Gidionsen war mit ihren fünf Kindern in sehr schwieriger Lage, und Louis mußte viel und oft grabbeln, ehe die stetig rieselnde Thränenflut und die Windsbraut der Schimpfreden im Quesenkeller sich einigermaßen beruhigten. Ohrten war zuerst auch ganz „erbost" gewesen; sie hatte Else derartiges nicht zugetraut. Aber bald war ihr die Geschichte ganz verständlich.

„Mit de Leew is nich to spaßen," sagte sie zu Madam Gidionsen, die weinend ab und zu ging, mit den schreienden Kindern an ihren Rockfalten, indes Fritz Hey, der verlassene Bräutigam, im Quesenkeller vor einem ausgetrunkenen „Grünen" saß, den Kopf auf dem Tisch in wortloser Verwunderung.

„Lat ehr gahn, schimpen helpt je nichs. Dat is de Leew west, Fritz Hey! He harr je ook den Baß, un Else, wat unsʼ Else is, de harr dat ook mit 't Theater — dar könt Se sick je ook nich mit verglieken, Madam Gidionsen."

Aber Madam Gidionsen fuhr fort, zu schimpfen und zu weinen, bis Louis ein paar neue Griffe in die Geldkiste gethan hatte.

Doch mußte Ohrten viele Angriffe erdulden, keine der Frauen konnte es begreifen, daß sie ein gutes Wort für Else einlegte. Wischen Buhk fragte zuletzt geradezu und peinlich spitzig, was denn sie, Ohrten, davon verstehe?

„Ick?" sagte Ohrten, — „ja, dat seggen Se woll, Madam Buhk, aber ick glöw, ick verstah dar noch teemlich veel von! Glöwen Se, ick kunn mi nich mehr verleeben, Madam Buhk? Ach, Madam Buhk, wat duerst du mi! To 'n Dodlachen, nich Kinners?"

Und dann war es doch wieder so, daß Ohrten die anderen herumkriegte. Benig Buhk war der erste. Sehr nachdenklich hörte er Phitjes Worte, und dann fing auch er an, Gidionsen zu verteidigen. Nur daß Madam Buhk ihm sofort derartig unsanft über den Mund fuhr, daß er verstummte. Aber nachdenklich blieb er, und Augen machte er — Phitje Ohrten bekam ordentlich Herzklopfen, sobald sie ihn anguckte.

* * *

Wenn sie ihn aber nicht anguckte, wenn sie nur an ihn dachte, dann war die Sache eigentlich noch ärger. Dann sprach sie mit ihm so, als ob sie seine Frau wäre und nicht Wischen Buhk, die nichts konnte als ihn herumschicken und vor anderen Leuten schlecht machen. Nein, wenn er sie bekam, Phitje Ohrten, dann sollte er es noch gut haben in der Welt und Wagen und Pferd kriegen für das Waschgeschäft, daß er doch nicht immer selbst mit der Karre los mußte in dem nassen spritzenden Schmutz der Straße. Und die beiden Jungen sollten gewiß keine Stiefmutter an ihr haben; sie waren ja jetzt schon zutraulicher gegen sie als gegen Madam Buhk! Mit was für einem Hurra war Bertram von Hause weg und auf das Technikum gegangen.

„Du wolltst je, Mutter, ich sollt 'n Schornsteinfeger werden," hatte er noch beim Weggehen vor allen Leuten gesagt, so recht vorwurfsvoll mit großen Augen. Und dann hatte Bertram sich zu Phitje umgewendet und ihr die Hand geschüttelt und gesagt:

„Auf Wiedersehn als fertiger Mechaniker."

Das war Bertram. Na, und der kleine

Waldgesindel.

Von Carl Busse.
Zeichnung von W. von Debschitz.

Heut band ich früh mein' Wanderschuh',
Kaum rief ein Hahn dem Lichte zu,
Und hab' mich heimlich aufgemacht
In walddurchwiegte Morgenpracht.

Die liebe Sonne blinzelt grad'
Mit erstem Schein auf Busch und Pfad,
Manch Spinnweb hat sich taugetränkt
Als Perlenschnur davorgehängt.

Auch hämmert fleißig schon im Tann
Freund Specht, der wackre Zimmermann,
Und Reinecke im Schunkeltrab
Nimmt seines Reiches Grenzen ab.

O Waldgesindel, ihr und ich,
So herzensfroh, so liederlich —!
Und klingend läuft die Wipfel lang:
Mein Morgenlied und Lobgesang:

Freund Reinecke, Herr Zimmermann,
Ihr seid ein Pärchen Lobesan,
Euch ist ein grünes Reich vertraut,
Das hat der Herr der Welt gebaut.

Mich schließen Stadt und Mauer ein,
Darf nur ein Stündlein bei euch sein.
Doch bleibt mein Herze dort und hier
Frisch wie der Wald und frei wie ihr!

Louis? Wie grabbelte der so getreulich zu allen Zeiten, wo sie es verlangte! Nee, die Jungens waren gut, und Wischen Buhk sollte das wohl noch gewahr werden, was das hieß: „Min Mann will nichs mehr von mi weeten," wie Madam Gidionsen jedem neuen Gast kummervoll erzählte.

Freilich, wenn Phitje Ohrten so weit gedacht hatte, dann wurde es ihr auf einmal ungemütlich, und ihr Kopf wurde heiß und rot, und sie machte sich schnell etwas recht Schweres zu thun, damit sie Madam Buhks verzweifeltes Gesicht nicht sähe, das ihr plötzlich auftauchte, besonders nachts in ihrer neuen Stube, wo sie noch gar nicht zu Hause war.

Aber trotzdem wartete sie den ganzen Tag, daß Benig Buhk nun endlich damit herauskäme und es ihr sagte. Sie wartete in der Waschküche, eingehüllt in den häßlichen nassen Seifenqualm, daß er plötzlich an die Thür käme und sie hinaufriefe; sie saß abends auf dem kleinen Haartuchsofa allein zwischen den zwei Kommoden mit den großen künstlichen Blumensträußen unter den Glasstürzen und starrte die Thür an, ehe sie zu Bett ging.

„Kamen deiht dat, und kamen ward dat!" sagte sie sich entschlossen, „dat is nicht to ännern, Madam Buhk, mit de Leew is nich to spaßen."

Und richtig — sie war gerade ganz allein in der Waschküche, da kam Benig Buhk herein und machte die Thür hinter sich zu. Es war aber kurz vor dem Lichtanstecken.

„Phitje," sagte er mit einem tiefen Seufzer, „hebben Se 'n Ogenblick Tied? Man 'n ganzen lütten Ogenblick?"

„Achhott, achhott! Wat hew ick mi verschraken!" sagte Phitje. Sie fächelte sich mit einem nassen Strumpf, daß die Tropfen weit herumspritzten.

„Se is utgahn!" stotterte Benig Buhk, einen zweiten tiefen Seufzer hervorziehend, „un ick — ick will di man seggen, Phitje, ick holl' dat nu nich lang' mehr ut. Aber du büst 'n goode Deern, 'n goode Deern!"

Er suchte mit den Armen nach Phitje, und sie bemerkte dabei, daß er nicht ganz fest stand und daß ein starker Schnapsgeruch von ihm ausging. Das war früher nie vorgekommen, am wenigsten Wochentags. ‚He hett sick woll Mod to düt Werk maken wullt', dachte Phitje. ‚Hew ick em erst, denn warr' ick em dat gau wedder afwenn'n' (abgewöhnen).

Ohrten trocknete sich aufgeregt die Hände an ihrer Schürze, aber die Schürze war auch naß, und so rieb sie gedankenlos fort und fort.

„Phitje, verspreek mi dat, min ole goode Seel'!" machte Benig Buhk in weinerlichem Ton, „verlaat mi nich! Verspreek mi dat."

„Kinners! Kinners!" seufzte Phitje erschüttert, „mußt je nich weenen, Benig Buhk, ick bün di je good, ick kann je nich anners!" Und nun hielt sie sich die nasse Schürze an die Augen.

Benig Buhk umfaßte sie zärtlich: „Min goode, goode Seel'! Aber ick hew dat wußt! Phitje Ohrten, segg ick to ehr, Phitje Ohrten, dat is 'ne goode ole Seel', de lett uns nich in de Patsch', de steiht uns bi, segg ick."

Phitje Orten fühlte plötzlich kaltes Wasser an sich herunter laufen; sie machte sich gerade, schob Benigs Arm von ihrem Rücken und sagte:

„Wat seggen Se?"

Aber so schnell ließ der sich nicht abweisen. Er rückte wieder heran. „Phitje Ohrten seggt, mit de Leew is nich to spaßen!" machte er glucksend und undeutlich. „Gah hen, segg ick, min söte Bertha, segg ick, un bitt' ehr, dat Louis for di wat Orrentliches rutgrabbeln deiht, denn doh' ick dat, segg ick, denn gahn wi heidi, segg ick, denn geiht de Leew mi bet öbern Hals und Kopp, segg ick, denn stah ick vor nichs, segg ick!"

Ohrten verstand nicht und verstand doch; sie wußte ganz genau, daß Benig Buhk eine ganz andere im Kopf hatte, als sie selbst, und mit dieser erkältenden, ernüchternden Erkenntnis wurden ihre Augen plötzlich ganz hell. Sie sieht auf einmal, daß Benig Buhk auf Abwegen begriffen ist; sie sieht, daß er etwas ganz Unrechtes, ganz Schlechtes im Sinne hat; sie erkennt deutlich, daß es durch nichts zu rechtfertigen ist, wenn ein Mann seine Frau und Kinder im Stich läßt, um mit einer anderen davon zu gehen!

Ganz würdig wurde sie, ganz ernsthaft auf einmal, unkenntlich fast.

„Herr Buhk!" sagte sie und trat drei Schritte rückwärts, „Se hebben een sitten (einen Rausch) hüt abend, sünst wurrn Se so nich reden! Wat seggen Se? Heidi gahn mit 'n frömde Deern un Ehr langjährige Fro, Ehr Wischen, besitten laten? Und Ehren Bertram, de uu all op Scholen is

und Ehren Louis un Ehr goodes Geschäft? Und to so 'n Schelmenstückschen sall ick de Hand beeden un Ehren eignen lütten Jung, denken Se, sall dat Geld for dat Schelmenstückschen rutgrabbeln? Ach, Mannslüd'! Mannslüd'!"

Sie ging noch weiter rückwärts, unter beständigem Kopfschütteln. Alles sah sie vor sich, Madam Buhks weinendes Schelten, ihre Verlassenheit, das unvernünftige Lachen der Nachbarn.

„Versünnigen Se sick nich, Herr Buhk," sagte sie mit ernstfester, freundlicher Stimme, „ick will Se helpen bi allens, wat recht is, und wat ehrlichen Kram heeten deiht, aber dat is Sluderkram, Herr Buhk, dat kann ick nich lieden!"

Benig Buhk starrte sie ängstlich an. So entschieden sprach sie, so sicher stemmte sie die Arme in die Hüften. Ihr Gesicht verschwand ihm in der Abenddämmerung, aber eine große „Benautheit" hatte ihn überkommen.

„Achhott, Phitje Ohrten, si man nich bös'," murmelte er, „ick kenn' di je gor nich hüt abend! So 'n ole vergnögte Seel', un hüt sünd Se gor nich good opleggt. Denn will ick man 'n annermal wedder kamen, denn, dat hebben Se je ook seggt, — mit de Leew —"

Phitje trat ihm wieder näher, ihr Holzpantoffel klapperte auf den nassen Klinkern. Ihre angenommene Ruhe verließ sie.

„Ick hew mi dull verschraken, mi is gor nich good!" klagte sie. „Un hüt mutt dat utmakt warr'n, in düsse Minut' möten Se mi dat toswören, dat Se bi Ehre Fro un Kinner bliewt, un de ol' dumme Deern, de Bertha, de find' woll ook 'n annern. Kieken Se, Benig Buhk," sagte sie zutraulich, „Se sünd to old, so 'n Stückschen utto söhren, Se sünd je all in min Öller! Bliewen Se man hier, Benig Buhk!"

„Aber de Gidionsen" — begann Buhk mürrisch.

„Ach, de Gidionsen, dat 's 'n Windbüdel, de lat man loopen! Un hefft Se nich sehn? Sin Fro is je to bedueren!" Phitje sah plötzlich ein, daß Madam Gidionsen zu bedauern war, und die Rührung und das Mitleid brachten Thränen in ihre Augen. Sie wischte mit der Schürze. „Phitje, mußt nich!" sagte Benig Buhk, und auch er ward gerührt, und je mehr Phitje sagte, desto gerührter ward er.

„Kieken Se," hob sie in ermahnendem Tone an, „ick hew dacht, wenn Se nu so Peerd un Wagen harrn to'n Geschäft; — 'n lütt nettes brunes Peerd, de brunen mag ick so gern lieden, und 'n netten Wagen mit gröne Räders, ick weet nich, dat süht denn so nüdlich ut. Und Louis fahrt denn ook mit to de Kunnen und holt dat smutzige Tüg rut, denn Se möten natürlich bi Ehr Peerd blieben —"

Und Phitje Ohrten sprach und sprach und vergaß dabei sich selber und ihre große Enttäuschung. Das Ende vom Liede war, daß Benig Buhk ihr in die Hand versprechen mußte, bei seiner Frau zu bleiben und dafür Wagen und Pferd zu bekommen. Es dauerte nicht sehr lange, bis es ihm aufdämmerte, daß solcher Tausch ungemein vorteilhaft und ersprießlich sei. Was sollte er mit Bertha anfangen, wenn Phitje ihm kein Geld gab? Seine rechte Hand war nun doch einmal in der Maschine zerquetscht worden, und einen Baß wie Gidionsen hatte er auch nicht.

„Aber an Wischen seggst du nichs nah," hatte er gebeten, „man jo und jo nichs seggen! Denn sät' ick tiedlebens in de Patsch'!" Und Phitje hatte es fest versprochen, die Geschichte für sich zu behalten, wenn nur auch Bertha schwiege.

Phitje war nach dem Gespräch ziemlich still geworden; sie dachte in den folgenden Tagen viel über ihr Alter nach und sogar über ihren Tod. Sie ging auf den Kirchhof und ließ den Stein und den Lebensbaum setzen für den kleinen taubstummen Karl, und der Totengräber versprach ihr ganz gewiß, daß der Morgenstern durch den Baum blinken sollte, denn darauf hielt sie sehr. Sie wanderte in den Alleen zwischen den Gräbern auf und nieder, las die Inschriften auf den Kreuzen und Denksteinen und freute sich über die vielen Blumen, die da wucherten und blühten.

Aber lange konnte Phitje Ohrten das nicht aushalten; der stille Todesgarten war kein Platz für sie. Sie sehnte sich nach ihrer Arbeit, sie sehnte sich nach den Buhks, und sie wollte so gern Bertha los werden. Sie mochte sie jetzt nicht mehr leiden, und sie dachte, sie wollte Louis für sie grabbeln lassen, und dann könnte Bertha sich mit Fritz Hey verheiraten, der immer noch jeden Tag in dem Quesenkeller mit dem Kopf auf dem Tisch saß.

Digitized by Google

Aber als Phitje ganz erwartungsvoll in den Hof im Stubbenhuk kam, gab es unerwartete Neuigkeiten. Bertha war nämlich doch weggelaufen, aber nicht mit Benig Buhk, sondern mit einem Schneider, den sie alle nicht kannten und der seine Frau und zwei Kinder ohne Geld verlassen hatte. Sie waren schon auf dem Weg nach Amerika. Fritz Hey aber sollte sich mit Madam Gidionsen verheiraten. Es hatte sich ganz schnell gemacht. Und Madam Gidionsen schalt nicht mehr und weinte nicht mehr, sondern war ganz zufrieden, und Fritz Hey lag nicht mehr mit dem Kopf auf dem Tisch, sondern ging ganz aufrecht und nett herum und stellte den Wirt im Quesenkeller vor, wie es sich gehörte. Natürlich mußte Louis für das glückliche Paar einen guten Griff in die Geldkiste thun. Ohrten gewann ihre ganze Lustigkeit wieder beim Hören der überraschenden Nachrichten, und sie rief aus Leibeskräften:

„To'n Dodlachen, nich, Wischen? to'n Dodlachen, nich Herr Buhk?" Wischen lachte denn auch auf ihre gewohnte süßsäuerliche Weise, aber Benig kratzte sich hinterm Ohr. Sogar rot wurde er und machte Schafsaugen, während er das Pferd ausspannte, und dann murrte er vor sich hin. Mit Fritz Hey und Madam Gidionsen — na warum nicht, dagegen habe er gar nichts, aber Bertha — mit der sollten sie ihm nur los gehn, das wäre wohl schön, wenn das jetzt hier Mode würde, daß die Mädchen die verheirateten Männer abspenstig machten, und nachher hätte so eine arme Frau nichts zu essen! Die Schneidersfrau wäre ihm heute quer über 'n Weg gelaufen, sein Pferd wäre beinah scheu geworden, so hätte sie „an 'n Tag gegeben". Nun käme sie heute nachmittag her, sie müßte Phitje „notwendig was sagen", und Phitje könnte ja denn sehen, ob sie wollte oder nicht wollte, aber daß Phitje diese „stürlose Deern", diesen „wehligen Strick" von Bertha in Schutz nehmen könnte, das wäre wohl unbegreiflich! Bloß, daß die Frauensleute immer ihr Vergnügen daran hätten, wenn sie einen Mann recht in die Patsch' setzen könnten! Und zuletzt wollte er noch gar auf Phitje losfahren, denn sie hätte ihn eben so „spietsch" (höhnisch) angeguckt, sagte er.

Aber nun sah Phitje Ohrten ihn ganz klar und ruhig an.

„Se hebben recht," sagte sie, sehr ruhig, „de Snieder döggt nichs. So 'n Mann, de Fro un Kinner verlaten deiht, dat 's 'n leegen Gast. Ick bün man tofreden, dat he nich ook ut düssen Hoff is, wi hefft je all 'nog hatt an Gidionsen." Phitje klopfte das Pferd, während Benig Buhk es abrieb. „Is he wacker? He ward ook noch danniger (stärker) warrn, wenn he good hollen ward." — —

„Du büst nich recht klook," sagte Madam Buhk nachher zu ihrem Manne, „nu hett se de Sniedersfro ook all op den Hals; und wonehm bliew ick?"

„Büst noch nich tofreden?" fragte Benig Buhk, „wi hewt nu Peerd un Wagen — —

„Peerd un Wagen hest du! Wat hew ick davon? För ewige Tieden in den ollen Hoff to sitten — dat 's doch dumm Tüg! Buten Damm dor op den Schlump (Straßenname), dar giwt dat Hüser 'nog. Mußt ehr dat bi de nächste Gelegenheit seggen."

„Dat segg du man sülwst, Wischen," brummte der Mann, „dat is mi woll 'n beten to utverschamt."

* * *

Phitje hatte eine große Freude. Es kam ein Brief an sie. In ihrem Leben hatte sie wenig Briefe bekommen, bis auf die letzte Zeit; da regnete es nur so von Zuschriften, aber sie waren alle überein! Es war ganz sonderbar, daß eigentlich alle Leute Geld brauchten, selbst solche, die gar nicht danach aussahen! Es war ganz sonderbar, daß alle diese auf den Augenblick gewartet zu haben schienen, da Phitje Ohrten 125 000 Mark gewann; — es schien ihr selber oft, daß die Geschichte mit dem Onkel Theodor und dem goldenen Topf aus dem goldenen Schiff nicht nur ihr selbst, sondern noch sehr vielen anderen Leuten bekannt gewesen. Wie hätten sie sonst so kopflos sein und sich auf allertei Pläne, Unternehmungen, Käufe einlassen können, ohne das Geld dafür zu besitzen!

„De hewt all op mi luert, op mi un min gollenen Putt!" lachte Phitje verwundert und geschmeichelt, und Louis mußte kommen und grabbeln, mit einer Hand, mit zwei Händen, mehr als einmal — je nachdem der Bittsteller Ohrten gefiel.

Aber der heutige Brief war etwas ganz anderes. Er kam von Bertram aus Eckernförde und war an Phitje, nicht an seine Eltern gerichtet, und die Überschrift tautete:

„Teuere Wohlthäterin!“ Dieſer Anfang war ſchon ſo ſchön, wärmte ſo das Herz, daß Ohrten die Thränen in die Augen kamen. Aber was dann folgte, war noch viel ſchöner. Da ſtand:

„Es würde mich ſehr freuen, wenn Sie die Güte hätten, hochachtbare teure Wohlthäterin, und mir einen Gruß zuſchicken thäten, den Sie mit Ihren ehrwürdigen Händen mir zuſchicken thäten. Alſo wären Sie ſo freundlich und ſchickten mir auch einmal einen Brief zu. Mögen Sie die Ausdrücke Ihrer Hochachtung aufs unendlichſte ſchließen!

Mit Hochachtung und ewiger Dankbarkeit verharre ich als

Ihr geliebter Bertram,
ehemals Schornſteinfeger.“

Phitje ging mit dem Brief von Thür zu Thür. Am meiſten freute ſich mit ihr der Junggeſelle. Er fühlte ſich viel beſſer, ſeit er den Fahrſtuhl hatte. Er konnte den Morgen kaum erwarten, um zu ſehen, was das Wetter ſagen würde. Er zitterte in ſeinem Bett, bis Benig Buhk kam und ihn mit Ohrtens Hilfe hinunter trug. Als er Bertrams Brief hörte, glänzten ſeine Augen, und ſtill auf dem Rücken liegend, wiederholte er mit anerkennender Stimme den Satz: „Mögen Sie die Ausdrücke Ihrer Hochachtung aufs unendlichſte ſchließen.“

* * *

Und dann, eines Tages, war der Hausmakler da, um Ohrten zu ſprechen. Sie mußte in ihre Stube gehen zu den künſtlichen Blumen unter den Glasglocken, denn dies war eine wichtige Geſchäftsangelegenheit, ſagte Madam Buhk, und in der Waſchküche konnte ſo etwas nicht abgemacht werden.

Man konnte den Herrn auch nicht in die Waſchküche bitten, er war ja ſo fein in dem hellen Sommeranzug.

Aber natürlich konnte man Phitje auch nicht zumuten, über dieſe wichtige und ſchwierige Geſchäftsangelegenheit allein mit dem Makler zu ſprechen. Wiſchen verſtand doch etwas mehr, ſie hatte doch immer die Rechnungen geſchrieben. So gingen denn Wiſchen und Benig Buhk mit in die Stube, und den kleinen Louis hatten ſie auch mit hineingenommen, für alle Fälle.

Die Sache war nämlich, daß der Hausmakler ein „Erbe“ geſehen hatte, das ganz ausgezeichnet für Madam Ohrten paßte, falls Madam Ohrten ihre Wäſcherei von nun an in großem Stil betreiben wollte.

„Ick hew gor keen Wäſcheree,“ ſagte Phitje freundlich, aber beſtimmt; „ick bün hier bi Buhks in Deenſt.“ Der Hausmakler räuſperte ſich und blickte die zwei Buhks an.

„Ach, Phitje!“ rief Madam Buhk laut und leutſelig auflachend, „wat tüderſt du! In 'n Deenſt büſt du all lang nich mehr, du büſt Kind in 't Hus, dat büſt du! Hew ick nich recht?“ wandte ſie ſich an ihren Mann.

„Jewoll! Jewoll!“ nickte Benig, „dar hew ick all lang nich mehr an dacht'.“

Ja, ſagte der Hausmakler, das Wäſchereierbe wäre wirklich ſehr ſchön, an der Alſter gelegen, fließendes Waſſer, große Bleiche, ſolides Haus, Brandmauern, — Madam Ohrten könnte und ſollte ſich das doch mal anſehen, es wäre doch ſchade, wenn ihr das entginge.

„Dat ſegg ich ook!“ fiel Madam Buhk eifrig ein. „Anſehn koſt' nichs; je, is es nich wahr, mein werteſte Herr?“

Und als Phitje noch zögerte, wandte ſie ſich lebhaft an ihren Mann.

„Herrjes, Mann, denn können wir das je man mal zuerſt beſehn, wir wiſſen das je gut, was für Phitje paßt. Und ſo 'n große Stil, mein werteſte Herr, könnte Phitje je nu auch machen, denn — Gott ſei Dank — ſie hat das je dazu; je, is es nich wahr, Phitje?“

Und nun begann wieder der Hausmakler, und mit liebevoller Rührung ſchilderte er das ſchöne Erbe, die bequeme Zufahrt, die herrliche Lage, die Möglichkeit, das Geſchäft zu erweitern und zu nie geahntem Aufſchwunge zu bringen.

Als er dieſe Worte von dem „nie geahnten Aufſchwung“ ſprach, wurde auch Ohrten ergriffen. Sie zog die Augenbrauen in die Höhe, und ihre hellen grauen Augen waren ganz Bewunderung.

„Je, denn wölt wi da mal hengahn,“ ſagte ſie näher rückend, „denn kann dat je ſin, dat mi dat ſo paſſen deiht. Und denn — in dem ſlimmſten Falle könnten wir ihr je nehmen,“ drängte Wiſchen mit auffordernden Püffen in Benig Buhks ihr zugekehrte Seite. „Das könnt' je auf unſern Namen geſchrieben werden, daß Phitje da kein' Unruhe von hätte un kein Lauſerei un Geſchäftsſorgen. Bloß den Nießnutzung harrſt

du denn, Phitje! Heſt hört? Den Niez-nutzung un keine Sorgen — das wär' denn mal ſchön, nich, mein werteſte Herr? Meinen Sie nich auch?"

Ja, der Hausmakler meinte es auch, und die Farben ſeiner Schilderung wurden immer grüner. Phitje horchte wie auf ein Märchen. Und dann ſagte ſie plötzlich:

„Achhott, nee — wenn ick denn mit Gewalt ut Hamborg rut ſall, denn will ick ganz wat anners! Den much' (möchte) ick woll ſo 'n lütt Sweizerhus hebben mit 'n Gallderie rundum un 'n lütten Goren mit Roſen! Wenn Se vielleicht ſo 'n lütt Sweizerhus harrn — dat much ick woll hebben."

Die Buhks kehrten einander zwei lange Geſichter zu, doch der Hausmakler ſchlug vor Freude auf den Tiſch, aber nur ganz zart mit den Fingerknöcheln, wie es ſich für einen gebildeten Hausmakler ziemt. Er war ja entzückt! Er hatte ja etwas ſo vollſtändig Entſprechendes! Das Haus, das er im Sinne hatte, war ja ſo wie für Madam Ohrten geboren! Die Galerie und der Garten mit den Roſen — alles in ſchönſter Vollkommenheit! Und er zog ſogar mit haſtiger Begeiſterung ſeine dicke Brieftaſche hervor und entnahm ihr eine Photographie, das Bild einer kleinen, ganz mit Wein berankten Villa mit Säulchen und auf den Säulen ſtanden ſogar „Puppen", auf die er ganz beſonders aufmerkſam machte. Ohrten lachte in einer ahnungsvollen Seligkeit, die ſie einem Kinde ähnlich machte.

„Ach nee, wo ſein! Wiſchen, kiek mal, wo dat nüdlich utſüht." Aber Wiſchen war für dem „Rejellen" (Reelles), und ſie kämpfte einen ſchweren Kampf. Wenn ſie Phitje erzürnte, dann —. Endlich kam ein rettender Gedanke, der allereinfachſte Gedanke! „Wi könt dat je ook köpen! Phitje treckt in dat Sweizerhus, un wi kriegt de Wäſcheree mit den groten Stil. Is es nich wahr, mein werteſte Herr? Klook ſall leben! Phitje heſt hört? Wat ſeggſt du, Phitje?"

Phitje ſagte ja! Phitje war allmählich ganz in Aufregung geraten. Ihre Backen brannten, als ob ſie getrunken hätte, und ſie ſchlug auch auf den Tiſch, aber nicht nur mit den Fingerknöcheln! Die Dielen der Stube ſurrten, wie ſie auf den Tiſch klopfte und ſchrie:

„To'n Dodlachen! To'n Dodlachen."

„Un denn wollen wir dem Geſchäft ſo bald wie möglich in Angriff nehmen," eiſerte Wiſchen. „Wat meenſt du, Phitje, wullt du nich Louis hebben?"

„Louis, komm her! Min ſöte Jung, kumm her! Nu geiht 'wedder an 't Grabbeln!" ſchrie Ohrten, ihr großes weißes Taſchentuch herausziehend, „ick mak' di to 'n Blindekoh, und denn mal los!"

Der Hausmakler ſetzte ſeinen Kneifer auf, wider ſeinen Willen nahm ſein patentes Geſicht den allgemeinen Ausdruck der Spannung an, der auf den Geſichtern der anderen herrſchte. Im Fluge überſchlug er die ihm winkende Maklercourtage, wenn es ihm gelang, alle beide Grundſtücke an dieſe ausgezeichneten Käufer loszuwerden. Sein Schnurrbart bebte nervös.

„Rechte Hand un linke Hand! Un denn noch mal, un denn noch mal! Un ook Papieren, Louis!" lachte Ohrten.

Der Kleine ſtolperte mit den verbundenen Augen an die Kiſte, ſteckte den Schlüſſel ins Schloß, grabbelte lange und kam mit zwei Händen voll wieder hervor.

„Hier! Hier! Hier!" Ohrten hielt ihre Schürze auf. Es klirrte ein ganz klein bißchen aus der kleinen Knabenfauſt, dann kamen Papiere darüber, von der linken Hand vorſichtig geworfen.

„Mehr!" ſchrie Wiſchen und drehte ihren Jungen wie einen Kreiſel herum. „Dumme Jung, du heſt je nich deep grabbelt! Griep orrentlich to, du Mulaap, as Phitje di ſeggt hett!" Sie ſprang auf. Gehorſam beugte ſich der Kleine wieder über die Kiſte am Boden, er kam gar nicht wieder in die Höhe. Und dann ſchallte eine Stimme dumpf und verwunderungsvoll von unten herauf:

„De Kiſt' is leddig!"

* * *

Sechs Wochen hatte Phitje Ohrtens Glück gewährt. In ſechs Wochen war die geldgefüllte Kiſte leer geworden!

Madam Buhk lag an jenem Morgen eine Stunde lang in Ohnmacht, und dann ſchrie ſie, jemand habe das Geld, das unbegreiflich viele Geld geſtohlen, und dann weinte ſie ſo naß, ſo naß — der ganze Hof ward davon überſchwemmt.

Benig Buhk ging blöd und „verbaſt" umher, als ſei ihm der Kopf eingeſchlagen;

manchmal ſtimmte er ſeiner Frau zu, daß das Geld geſtohlen ſein müſſe, manchmal half er ihr ein bißchen weinen, ſo für eine Viertelſtunde.

Wie eine Unglücksſtätte war das Haus. Alle Nachbarn liefen ohne Anklopfen hinein, und niemand machte hinter ſich die Thüren zu; ſie guckten in die Kiſte, deren Deckel zurückgeſchlagen war, ſie ſteckten ſogar die Finger hinein, um die Ecken noch ſchärfer zu prüfen als mit den Augen.

Als einer auf dem Fußboden ein Zehnpfennigſtück fand, ſtieß er ein Freudengeſchrei aus, als ob er einen Brillanten gefunden habe. Und dann fragten zuletzt ein paar Stimmen nach Phitje Ohrten, nach der armen unglücklichen Phitje Ohrten.

„Wat hett ſe ſeggt? Wat hett ſe an' Dag geben?"

Wiſchen wußte es nicht, die war ſofort in Ohnmacht gefallen, in „Amidam", ſagten die Nachbarinnen ſpöttiſch. Benig wußte es auch nicht, der hatte den Hausmakler beſänftigen müſſen, der ſich ungemein ärgerlich über „dummes Zumnarrenhalten und verlorene Geſchäftszeit" geäußert hatte, während er davon ging.

Nur klein Louis wußte es. Nur klein Louis hatte gehört, wie Phitje nach einiger Zeit, während ſeine Mutter in Ohnmacht lag und der Hausmakler ſchimpfte, ruhig aufgeſtanden war und geſagt hatte:

„Na, — denn wölt wi man wedder waſchen."

Und nun ſtand ſie unten in der Waſchküche und ſeifte und rieb fürchterlich. Und peitſchte auf das Waſſer, daß es im Schaum emporgiſchte und ſchleuderte die naſſen Stücke herum, daß der Regen ſprühte.

„Na, Phitje," machten die Nachbarn vorſichtig, „wat ſeggſt nu?"

Phitje kehrte ſich flink um. „Wat ick ſegg? Gor nichs ſegg ick!" Sie winkte mit der naſſen Hand. „Kinners, hüt abend is de ‚Stern von St. Pauli' zu ſehn! Und düſſe Stern is unſe Elſe. Kinners, weet ji wat? Ick hew noch finfuntwintig Mark, hüt abend gahn wi mit alle Mann nah den ‚Stern von St. Pauli'!"

* * *

Die Papiere, die ſich in der Kiſte noch gefunden, waren nämlich nur Einwickelpapiere und Verzeichniſſe geweſen.

Aber Phitje hat die ſilberne Doſe mit Herrn Cohns Porträt, und da ſie ihr jetzt zu ſchade zur Schnupftabaksdoſe iſt, ſo hat ſie Bertrams Brief hineingelegt. Sie weiß ihn ja doch auswendig.

Und wenn ihr manchmal die Arbeit ein bißchen ſauerer vorkommt als vorher, dann ermuntert und belehrt ſie ſich ſelbſt:

„Denkſt denn, din gollene Putt wurr ewig duern? Dat kunn woll nich angahn! Da luerten all to veel Lüd op, veel to veel Lüd!"

Und dann ſieht ſie bei Soltwedels und überall im Hof die netten neuen Gardinen, und Benig Buht ſchreit „hüh!" und der Braune kommt, und der Junggeſelle freut ſich ſo über den Wall am Dammthor, den hatte er ja noch nie geſehen, und der „Stern von St. Pauli" ſingt wirklich ſchön, und der erſte Abend im Hof mit den Fahnen und Lichtern — und „mögen Sie die Ausdrücke Ihrer Hochachtung aufs uneudlichſte ſchließen," murmelt Phitje vor ſich hin, und ſie iſt ganz zufrieden — vollſtändig zufrieden.

Erſte Liebe.

Ich lieb' dich, Liebſte, wie des Lenzes Hauch —
Wie dort das erſte, frohe Grün am Strauch —
Wie dieſe Knoſpe, die ſich keuſch erſchloß —
Wie all das Blüh'n, das ſich um uns ergoß —
Ich lieb' dich, wie das Flüſtern dort im Ried —
Und wie im Walde drin des Vögleins Lied —
Ich lieb' dich, wie der Sonne liebes Licht . . .
Und dennoch, Liebſte — nein, 's iſt Liebe nicht,
's iſt Liebe nicht, die kommt — und glüht — und geht —
Nenn's, wie du willſt — mir iſt es ein Gebet.

A. von Berchthold.

Neues vom Büchertiſch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Es kommt jetzt die Zeit, auf dem Anger zu liegen und ins Blaue hinein zu träumen. Zwiſchen Gröſern und Blumen verſinkt der Ruhende ſelbſt ſa nach und nach ins Pflanzenſein; er empfindet, aber nur etwas ganz Unbeſtimmtes, Grenzen- und Weſenloſes, er denkt nicht mehr, ſondern wird gedacht, er träumt, aber Träume ohne Geſtalten, ahne Geſchehen. Und langſam wandelt eine Kuh nach der anderen herbei, ſtarrt liebend aber hungernd — man kann das bei einer Kuh nicht leicht unterſcheiden — zu dem menſchlichen Gewächſe nieder, legt ſich hin und träumt ſelig mit. Sollte in dieſem Bildchen ein falſcher Zug ſein, ſa ſehe man nachſichtig darüber hinweg, ich zeichne es nur aus ferner Erinnerung heraus. Noch bin ich im heurigen Frühlenz nicht dazu gekammen, mir im Freien eine Ruheſtatt zu ſuchen. Vorläufig ſpaziere ich, im Zimmer ſitzend, auf der Wieſe deutſcher Dichtung umher und betrachte mit ſchwermütiger Freude, mit ängſtlicher Bewunderung, wie zahllos das lyriſche Ried und Kraut emporſprießt. Dicht geſellt, in traulichem Gewimmel: behagliche Dotterblumen und elegiſches Zittergras, ſatiriſcher Löwenzahn und epigrammatiſcher Erdrauch, dekadente Diſteln und moraliſches Schöllkraut, zarte Kuckucksblümchen und patziger Wegwart. Daß dieſes unendliche Blühen und Sprießen zur Möglichkeit geworden, daß unſere Kultur ſa hach entwickelt, unſere Sprache ſa ausgebildet iſt, daß heute jeder zweite Deutſche imſtande iſt, Verſe und Reime, wenn nicht aus dem Kapf, ſa doch aus dem Ärmel zu ſchütteln, — das iſt die Freude, die beim Anblick der weitweiten Litteraturwieſe in mir aufſteigt. Schwermütig aber ſtimmt es, daß all dieſe Poeſiegewächſe ſich keineswegs damit beſcheiden, in ſtiller Selbſtgenügſamkeit ihr Daſein auszuleben und unbekümmert um die Anderwelt das Licht zu trinken, bis die graße, allverzehrende Kuh ſie frißt. Nein, jedes will geſehen, bewundert und geprieſen werden; jedes Gänſeblümchen reckt ſich und ſtreckt ſich, um einen Blick zu erhaſchen von denen, die den Rain der Wieſe entlang wandeln; jede Ranunkel erhebt Anſpruch darauf, als einzigartige Seltenheit in die Kapſel des botaniſierenden Kritikers und weiterhin ins Herbarium der Litteraturgeſchichte entführt zu werden. Die Zahl der lyriſchen Büchlein, die ſich ſeit ein paar Monden bei mir angeſammelt haben, wage ich gar nicht anzugeben, man könnte ſie münchhauſiſch finden; neunzehn aber ſind van Briefen begleitet, die alle, ab ſie nun fordern, bitten, beſchwören, lacken, ſcherzen aber klagen, darin eins ſind, daß den Leſern der Monatshefte etwas mehr oder weniger Graßes entgeht, wenn ſie nicht in dieſem Maiheft mit den Schöpfungen des Briefſchreibers Bekanntſchaft machen. Dieſe Bekanntſchaft ließe ſich ja auch leicht bewerkſtelligen, falls die Redaktian irgend welche Neigung zeigte, mir das ganze Maiheft für meine Wieſenmuſterung zu überlaſſen. Sintemalen ich aber eine ſolche Neigung bezweifeln muß, panzere ich mein fühlendes Herz mit dreifachem Erz. Vielleicht tröſtet es jedach diejenigen von den neunzehn, deren Blümlein ungepflückt bleiben, wenn ich feierlich verſichere, daß das Pflücken dach nur meiſt ein Zerpflücken wöre, und daß die Art, wie ich ſie, die Dichter, um der Wahrheit willen den Leſern varſtellen müßte, ihnen, den Dichtern, nicht ganz den Genuß verſchaffen würde, den ſie erwarten. Es iſt freilich mehr als einer unter ihnen, der ſelbſt Goethe übertrifft, dach leider nur in einem Punkte; Goethe bringt unter tauſend Verſen höchſtens einen fragwürdigen Vers zu ſtande, der mehr als eine aber erreicht ahne Schwierigkeit unter tauſend — tauſend von der Art.

Und nicht ſämtlich ſind dieſe Paeten ſo beſcheiden, wie der Nürnberger Carl Rempe, der in ſeinen Bildern aus dem Leben, betitelt „Manneswart und Frauenlob“ (Kammiſſiansverlag G. Hedler, Leipzig) ſelbſt das Bedenken aufwirft:

Ich weiß nicht, ab ich Dichter bin,
Ich weiß nicht, ab ich je beſeſſen
Des hahen Flugs behenden Sinn,
Sa weit will ich mich nicht vermeſſen . . .

Dieſes Wiſſen vermag ich dem Verfaſſer ohne weiteres zu verſchaffen: Das, was anſpruchsvallere Leute, beſanders Kritiker und Äſthetiker, unter Dichter verſtehen, das iſt Kempe nicht, denn was er bietet, iſt Praſa in Reime gefaßt. Und von dem „behenden Sinn des hohen Flugs“ merkt man nichts, weder in ſeinen Empfindungen, noch

Digitized by Google

im Ausdruck; Carl Kempe wandelt sehr fest auf der Erde und ist im Denken und Wollen ein rechter Typus unseres von Ministern und Abgeordneten so viel gefeierten Mittelstandes. Aber darum ist sein Büchlein nicht wertlos. Es kommt darin ein so kernhaft deutsches Wesen zum Vorschein, daß man mit Freude diese schlichten Bekenntnisse bis zu Ende liest; im Grunde versteht Kempe etwas weit Besseres, als Poesie zu schreiben, nämlich Poesie zu leben. In manchem Zug erinnert er an seinen Landsmann Hans Sachs, vor allem in der Schalkhaftigkeit. Man muß nur lesen, wie der neue Frauenlob das Badeleben auf Sylt schildert. Auf die flirtenden Männer ist er übel zu sprechen, aber für die Damen, selbst die kokettesten, hat er stets eine zärtliche Entschuldigung; ich fürchte beinahe, daß er mit den Männern so scharf ins Gericht geht, weil er ein wenig eifersüchtig auf die — Anderen ist. Im übrigen ist das Gedicht, besonders im Ton, so neckisch, daß ich es für meine Pflicht halte, hier einiges daraus zum besten zu geben:

Bunt ist der Flor der muntren Damen,
Ob frei, ob sie gefesselt sind,
Denn nur zu sehen sie doch kamen, —
Gseh'n zu werden? Schweig mein Kind!
Ich schweige schon. Was ich wollt' sagen,
Bezieht sich auf so mancherlei,
Das ich gesehn, und ohne Fragen
Ist auch von Damen was dabei.

Kempe durfte sich getrost entschiedener ausdrücken, es ist sogar recht viel „von Damen dabei".

Zuerst die Zarte, weiß umhüllet,
Kokett in Blicken und Manier,
Geschmeidig, schmachtend, sie erfüllet
Gewiß so manches, denk' ich mir.

Eine Vermutung, die man, ohne die weiße Dame zu kennen, bestätigen kann; sicherlich hat manches sie erfüllet.

Denn diese himmelblauen Augen,
Der blasse Teint der Großstadtluft,
Der Hüften Wiegen, halbes Saugen
Der vollen Lippen, Ylangduft — —
Das ist's, was jene Männer reizet,
Die wie bezaubert folgen ihr,
Ein jeder wie ein Geck sich spreizet,
Als schmücke ihn besondre Zier.

Diese deutliche Schilderung läßt nur eines unklar, was die Gecken eigentlich an dem „halben Saugen der vollen Lippen" Reizvolles finden. Vergebens bemühe ich mich, dieses Lippenkunststück mir vorzustellen; saugt die Dame an einer halben Cigarette oder einem halben Bonbon? Jedenfalls hat man aber das Gefühl, daß der Dichter die geschmeidige Großstädterin sehr nett findet; um so unchristlicher wütet er gegen die bezauberten Gecken.

Der eine klemmt sich das Monocle
Ins krampfverzerrte Angesicht.
Der andre wippt, als trägt' der Sockel
Der Eitelkeit ihn länger nicht.

Die Neuerung trägte statt trüge ist kaum empfehlenswert.

„Äh! ah! Ah, äh! Pyramidabel!"
So schnarrt es um uns dreist und laut,
Wenn sich der entengleiche Schnabel
Des Männerhäusleins einmal staut.

Das ist wieder etwas dunkel. Wenn sich der Schnabel staut, kann er doch nicht gut schnattern. Mit dem kühnen Bild versöhnt aber die ehrliche Frauenbegeisterung, die sich weiterhin offenbart. „Ich kann und will es nicht glauben, daß Mann und Frau gleich locker sind," versichert Kempe und schließt dann das Gedicht mit den nachdenklichen Worten:

Ihr Männer auf der Promenade,
Als Lebensbühne uns bekannt,
Zähmt euren Stolz in höh'rem Grade,
Ihr seid's, die meist sich festgerannt.
Ein Weiblein, das ein schelmisch Nicken,
Ein freundlich Lächeln euch verliehn,
Sollt ihr in Falschheit nicht umstricken, —
Von mir ist alles ihr verziehn!

Vielleicht merken sich das die Weiblein; sie dürfen künftig mehr wagen als bisher, Carl Kempe wird ihnen alles verzeihen. Hoffentlich vergibt er auch mir, trotzdem ich kein Weiblein bin, meine kritischen Glossen, und zwar um so bereitwilliger, als er selbst ein sehr hartes Urteil über alle Dichter der Gegenwart ausspricht. In der ganzen Litteratur der letzten drei Jahrzehnte hat er, wie er bekundet, fast nichts als Spreu entdeckt, und auch in den Besten „nicht seinen, nicht den rechten Mann gefunden". „Was innerlich mich könnt' bewegen, Recht herzensstark, nicht witzigschlau, Das find' ich nicht, denn aller Segen Kommt heute von der Federfrau." Dies ist ein trübes Bekenntnis, und eigentlich hätte Kempe die Pflicht gehabt, durch seine Dichtungen einen Ersatz zu bieten für die litterarische Öde, die seit Jahrzehnten herrscht. Aber so herzensstark er als Mensch ist, als Dichter kann er leider selbst mit so unbedeutenden Talenten wie Ibsen, Tolstoi, Heyse nicht gut in die Schranken treten. Gerade das Reimdokument, in dem sich das Herz des wackeren Nürnbergers am schönsten offenbart, benannt „Die Invaliden der Arbeit", ist ein schmerzliches Zeugnis dafür, wie wenig die gute Gesinnung mit Poesie zu thun hat. Kempe ist „im Ehrenamte verpflichteter Vertrauensmann der Reichsinvalidenversicherung beim Stadtmagistrat Nürnberg". Und daher beginnt er sein „Gedicht":

... Mein Amt schreibt vor, ich solle geben
Ein Urteil ab bestimmter Art:
Ob diesen Schwachen auch das Leben
Noch so viel Kraft hat aufgespart,
Daß irgend etwas sie verrichten
Geringste Arbeit — gegen Lohn!
Darüber muß ich kurz berichten,
Bestimmt und klar — ich weiß es schon.
So der Beschluß der Reichsgesetze,
Die leider wenig sind bekannt,
Und daß ich selbst sie nicht verletze,
Bin ich auf Eidespflicht ernannt ...

Ungern gebe ich die Versicherung ab, aber Kempe darf mir glauben: Poesie sieht eigentlich etwas anders aus. Wenn er wissen will, wie? dann

kann er es von Rudolf Bunge lernen. Bei ihm wird er leicht erfahren, wa jener unerschöpflichee Brunnen echter Poesie rauscht, aus dem sich so bequem Eimerchen um Eimerchen schöpfen läßt; daheim aber mischt man das Wunderwasser mit einem Strom aus der eignen Hauswasserleitung — und ein Band Gedichte ist fertig. Bunge ist eins jener gewandten Formtalente, die beinahe alles machen können, nämlich — nach; er steht in der ersten Reihe jener großen Schar, die das, was längst van großen Meistern vollendet gesagt ist, mit anderen Worten und ein bißchen breiter nach einmal sagen. So bildet denn auch Bunges 400 Seiten-Band, dee den eigenartigen Titel „Heimat und Fremde" (Dresden, E. Piersan) führt, in gewissem Sinne eine Encyklopädie aller Stimmungen und Empfindungen, die in der Dichtung von 1830—1880 gang und gäbe waren. Nur die madernste Lyrik hat Bunge unangefochten gelassen, denn ein echter Nacheinmal-Dichter befaßt sich nur mit dichterischer Ware, die beim Publikum bereits eingeführt und eingebürgert ist. Auf der Friedrichstraße in Berlin am Hause des Kommissianärs von Schirp praugt eine Tafel mit der Aufschrift „Schirp macht alles." Mit einer ähnlichen Tafel könnte auch Bunge seine poetische Werkstatt schmücken: R. Bunge dichtet alles. Vom Volkslied bis zum Sonett, vom Wiegenlied bis zum Zechlied à la Scheffel, Ramanzen genau wie Uhland, Zigeunerliedee wie Lenau, Beduinengesänge wie Freiligrath. Und das meiste hat Schick und Farbe; die Verse fließen leicht und glatt, die Reime klingen nett und rein. Nur wandelt der wackere Poet aus dem Herzogtum Anhalt immerzu in Maske herum, bald als girrender Spielmann, bald als Mekkapilger, heute in dieser, morgen in jener Tracht, wie sie gerade Made ist; ein einziges sucht man umsonst, eine Eigenpersönlichkeit. Heine hat einmal zwei Strophen gedichtet, die nicht ganz unbekannt geblieben sind, sie beginnen „Ein Fichtenbaum steht einsam." Aus diesem Bildchen hat Bunge zwei Gedichte zu je vier Straphen herausgearbeitet. In dem ersten sitzt am Fenster zwischen Epheuranken ein bleiches Mägdelein; in nächtige Ferne schweifet ihr kummertrüber Blick; dann zieht sie aus ihrem Busen das Bild eines Jünglings und sieht es lange wehmütig an; schließlich betaut sie es mit blitzenden Zähren, sa heiß wie siedendes Erz, und der Dichter meint, daß diese Zähren des fernen Liebsten Herz verklären müßten. Das zweite Lied führt in die Wüste, wa an nachtumstarter Oase eine Karawane im Grase liegt, was um so kecker van der Karawane ist, als es mit dem Grase in Oasen trotz des bequemen Reims nicht weit her sein soll. In der Nähe der Beduinen liegt mit grünem Kaftan bedeckt ein Fremdling. Hoch über ihm wiegt die van Heine her bekannte Palme ihr Haupt lüftern (dies lüftern kommt ganz auf Bunges Rechnung) zur Ruh; dem Jüngling aber taut van dem Baume ein Trapfen heiß aufs Herz, warauf sein Auge heimatswärts blickt. Das ist sa ein Muster von der Art, wie man aus einem alten Gedicht durch Breitschlagen ein neues eezielen kann. Als ein würdiger Nachfolger Goethes erweist sich der anhaltinische Genius in den Dichtungen, in denen er die freudigen Ereignisse am Hofe seines engeren Vaterlandes besingt. Wenn Bunge recht berichtet, hat sagar die Natur in sächsischen Landen ihre devoten Regungen; die Rosen senken kummerschwer ihr Haupt, wenn eine Prinzessin davonzieht, und das Maßliebchen geht in hingebender Demut sa weit, daß es sich beklagt, van der gnädigen Hand nicht gepflückt zu werden. Sehr verschiedenartig bringt Bunge seine Liebesgefühle zum Ausdruck. An der einen Stelle ist er zart wie ein Backfisch und singt:

Ich liebe dich
Herzinniglich
Nur dich allein, nur dich!

An einer anderen bricht er in ein Pathos aus, das etwas Furchtbares, fast Erschreckendes hat. Nachdem er seine Erben ersucht hat, ihn nicht auf dem Kirchhaf, sandern auf einer Wiese zu begraben, fragt er:

Aber wahin begrabt ihr meine Liebe?
Wa sall sie schlummern, die ewig wahre, unsterbliche?

Nicht etwa ins Wasser, worauf man so leicht verfallen würde, denn sie würde die wildaufschäumende Meerflut sicher durchmessen und — weiter leben. Werft sie auch nicht in des Ätnas höllischen Krater, denn sie wird von der vulkanischen Kraft empargetragen werden und — weiter leben. Knüpft sie auch nicht an das ewige Rallen der Sannen, denn ab auch alle Welten vergehen, Bunges Liebe wird — leben. Nur an einem Ort findet sie ungestörte Grabesruh, — im Heezen der Teuren. Warum das eigentlich sa schmeichelhaft für das teure Herz sein sall, daß Bunges Liebe allein in ihm nicht weiter leben wird, das verstehe ich nicht recht. Aber dieses Bedenken mindert den Respekt nicht, den man var dieser ungeheuerlichen Liebe selbst notgedrungen empfinden muß.

Ganz zum Schlusse des Bandes, wenn man dreihundertvierzig Seiten mit lauter maskenhaften Gefühlen überwunden hat, stößt man endlich auf einige Gedichte, in denen sich ein tieferes eignes Empfinden regt. Da wo Bunge auf sein Leben zurücksieht und ihn ein Gefühl des Alleinseins in der Welt von heute beschleicht, da kommt endlich ein wahrer, nicht an- und nachempfundener Herzenstan zum Durchbruch. Ihre Bedeutung haben aber auch die ersten zwei Drittel der Sammlung. Wie es Leute gibt, denen ein reiner, ungemischter Wein nicht bekommt, sa gibt es andere, welche die echte große Kunst beim besten Willen nicht vertragen können, denen Shakespeare zu stark und Goethe viel zu fein ist. Füe diese Geister bieten die Nach- und Nocheinmal-Dichter den rechten Trunk; sie wässern den Wein der Meister sa lange, bis er für alle Welt erträglich wird, und sie polieren alle übermächtigen Empfindungen derart glatt, daß sie selbst Hinz und Kunz begreiflich werden. Auf diese Weise erfüllen auch die Bunge und Genossen eine Kulturaufgabe.

Die unverfälschte Paesie ist aber noch nicht ausgestarben. Anspruchslasee als Carl Kempe finde ich auch in der heutigen Dichtung des Echten genug, das den Geist fesselt oder das Empfinden mitreißt. Eine wahrhaft bedeutende Persönlich-

keit tritt dem Leser aus dem „Tagebuch“ (Berlin, S. Fischer) Karl Hauptmanns entgegen. Karl ist der Bruder Gerhart Hauptmanns, des bekannten Dramatikers, aber geistig und künstlerisch bekundet sich die Verwandtschaft zwischen den beiden Brüdern mehr in Neben- als in Hauptzügen. Gerhart erscheint impulsiver und energischer, sein Sinnen ist vor allem auf die Außenwelt gerichtet, sie ist es, die er in erster Reihe als Schaffender zu bemeistern sucht. Und als Künstler im strengsten Sinne des Wortes ist er seinem Bruder überlegen; man weiß, mit welcher unendlichen Feinheit er das Leben nachzeichnet, Gestalten der Wirklichkeit dramatisch neu schafft. Dagegen ist Karl offenbar die geistig reichere, die menschlich tiefere Persönlichkeit. Auch im eigentlich Dichterischen, in Phantasie, Stimmung und Empfindungsinbrunst erscheint er als der Stärkere. Aber für die Außenwelt hat er wenig Sinn; er gehört zu jenen Einsamkeitsmenschen, die im Innensein ihr ganzes Glück finden und lieber mit der Natur leben, die sie gleichsam wie eine Erweiterung des eignen Inneren empfinden, als mit der Menschheit, die in Alltagssorgen und Alltagskämpfen sich quält und plagt. Sein Tagebuch, das aus Gedichten und Prosaaphorismen zusammengesetzt ist, bietet ein Zeugnis dafür, was ihn im Innersten bewegt und beschäftigt. Weltanschauungsfragen vor allem anderen. Was bedeutet diese Welt, wie verhält sich Stoff zu Geist, Leib zu Seele, wie steht das Individuum zum All, was ist der Sinn unseres Lebens? Um diese Probleme ringt Hauptmann immer wieder und wieder. Sein Empfinden ist ein pantheistisches, um ein Allgemeinwort zu gebrauchen, das eine ungefähre Andeutung von dem Inhalt des Empfindens gibt, ihn jedoch keineswegs erschöpft. Hauptmann fühlt sich eins mit dem All und das All eins mit sich. Aber es bleibt beim Gefühl, eine starke, sieghafte Überzeugung hat er sich noch nicht gebildet. Noch ruft er in bangem Zweifel:

Gott! — in Erden- und Himmelsgründen
Könnt' ich dich finden!
Wollt' ich wie Jakob dich eisern umklammern,
Bis du erhöreſt unser Jammern.
Ziehn wir in Licht? so wollt' ich dich fragen,
Ziehn wir in ewige Nacht hinein?
Werden wir einmal, wenn wir entschlafen,
Wieder erwachen in goldenem Schein?
Thut denn das Licht sich ewig genug?
Ist auch das Glühen nur flüchtiger Trug?
Werden wir fühllose Erde sein?
Herr und Gott, ist alles nur Spiel?
Zeig uns ein Ziel!

Nur das eine ist ihm gewiß, daß die Liebe das Höchste und allen Seins Erfüllung ist. „Wessen Seele davon erfüllt ist, an dem hat alle Skepsis ihre Macht, das Rätsel des Lebens seinen Sinn verloren. Liebe allein bildet das Leben fort, es ist die zeugende Kraft. In Seelen voll Liebe sind alle Leiden in Freuden, alle Fragen in Thaten verwandelt und gelöst.“ Liebe ist denn auch der wesentlichste Inhalt seiner Poesie. Liebe zum Weibe, liebende Versenkung ins All, liebende Hingebung an alles Schöne in Natur und Kunst. Eine köstliche Zartheit ist über diese Poesie wie ein Duft ausgebreitet, überall bezaubert ein ungemein sensitives Weben und Träumen, das in all seiner Weichheit doch eines frisch sinnlichen Zugs nicht entbehrt.

Neben den Weltanschauungsfragen erörtern die Aphorismen vorwiegend das Wesen der Kunst und des Künstlers. An einer Stelle wird Nietzsche behandelt, und nie ist vielleicht in so knapper Form ein so umfassendes, treffendes Bild von dem Wesen des Dichterphilosophen gegeben worden. Hauptmann unterscheidet zunächst zwischen monumentalen und ornamentalen Geistern. Von jenen erwähnt er Platon in seiner reisen Abgeklärtheit und Beethoven, den ganz in sich Versunkenen, der nirgends mit seiner Persönlichkeit kokettiert, sondern nur nach dem einen ringt, das All mit seiner Kunst auszuschöpfen so tief wie möglich. In Nietzsche aber „war allzeit einer, der neben seiner Ideen- und Formenwelt herlief und manchmal mit den Fingern, wie ein Gassenbube, darauf wies, lachend und höhnend, manchmal wie ein müder Kranker sie verächtlich entwertend, manchmal wie ein Wütender mit der geballten Faust dagegen rennend, wie gegen böse Schatten, oder auch wie ein Zauberkünstler mit ihnen mit mephistophelischer Miene jonglierend.“ Nietzsche streut funkelnde Brillanten aus, mit denen „die Seele sich schmücken“ kann. Das ist die Weise ornamentaler Geister. Aber monumentale Geister sind Felsen, auf denen die Seele festen Fuß und festen Grund findet“ . . . Nietzsches Schönheits- und Wahrheitswelt „wurzelt nicht in den Lichtgründen der Menschenseele, wie bei Goethe, Beethoven, Michelangelo, sie wurzelt in vergifteten, gewaltsamen und gespannten Affekten, die grotesk aufwuchsen und ein launisches Spiel trieben. Deswegen mag man ihn bewundern, wie man ein glänzendes Feuerwerk bewundert. Aber um unser Menschenleben zu erleuchten und zu erwärmen, wird nur ein Kind oder ein Narr nach Sprühsonnen und Leuchtkugeln greifen.“ Aus diesem Unterschied heraus, den Hauptmann hier aufstellt, kann man auch sein eignes Buch beurteilen. Es ist nichts für diejenigen, die ein unterhaltendes Feuerwerk suchen; aber wem es um Erleuchtung und Erwärmung zu thun ist, dem sei dies Buch ans Herz gelegt.

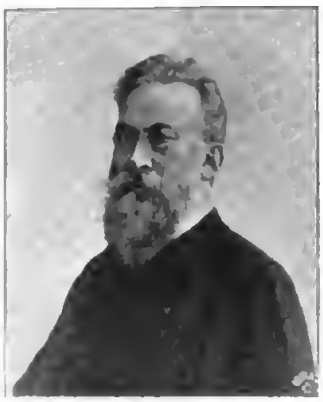
Gern hätte ich noch einigen anderen Dichtern eine nähere Betrachtung gewidmet, so z. B. Christian Morgenstern, dessen frischer Impressionismus in dem Buche „Ein Sommer (Berlin, S. Fischer) eine Fülle leuchtender Blüten treibt, oder Hans Benzmann, der in „Sommersonnenglück“ (Berlin, Schuster und Löffler) sich als ein Romantiker von vollendeter Stimmungskunst erweist, schließlich auch einige Dichterinnen wie Frieda Jung und Irma Kraushner, die in ihren „Gedichten“ (Königsberg, Gräse und Unger, — Dresden, E. Pierson) keine sonderliche Eigenart, aber doch ein fein poetisches Empfinden zeigen. Aber es ist kein Platz mehr auf dem Felde, das mir zur Verfügung steht. Und die Leser haben wohl auch genug vom Anblick der Litteraturwiese; das Lied, das draußen der Mai anstimmt, klingt doch noch lockender als Poetensang.

Ein Blick in den Hauptsaal der Meyerheim-Ausstellung.

Zu unsern Bildern.

Die Meyerheim-Ausstellung. Königl. Porzellanmanufaktur zu Berlin. Interieurs vom Münchener Künstlerhaus. Die Sezession in Tokyo. Aus dem Ballett „Die roten Schuhe"

Unsere älteren deutschen Meister empfinden augenscheinlich das Bedürfnis, gleichsam das Facit ihres künstlerischen Wirkens zu ziehen, indem sie uns in Form von Sonderausstellungen noch einmal einen Überblick über ihr Gesamtschaffen geben. Wir hatten in Berlin jüngst eine Knausausstellung, soeben wurde eine Ausstellung der Werke Paul Meyerheims eröffnet. Wer ihn nur als meisterlichen Tierdarsteller, als den Verkörperer heiterer Scenen aus Menagerien und zoologischen Gärten kennt, ist überrascht über die erstaunliche Vielseitigkeit des großen Talents, das uns in dieser Ausstellung entgegentritt. Welch eine überwältigende Fülle der verschiedensten Vorwürfe hat Meyerheim behandelt, welche Schaffenskraft entwickelt seit jenem ersten, auf der Ausstellung vertretenen Bilde, der 1861 gemalten „Dorfmenagerie"! Wie fein schildert er das deutsche Familienleben, wie trefflich ist er als Landschafter, wie ausgezeichnet sind seine Porträts, zumal das seines Vaters, das jetzt das Danziger Museum besitzt! Die hochinteressante Ausstellung umfaßt gegen 200 Nummern aus allen Perioden



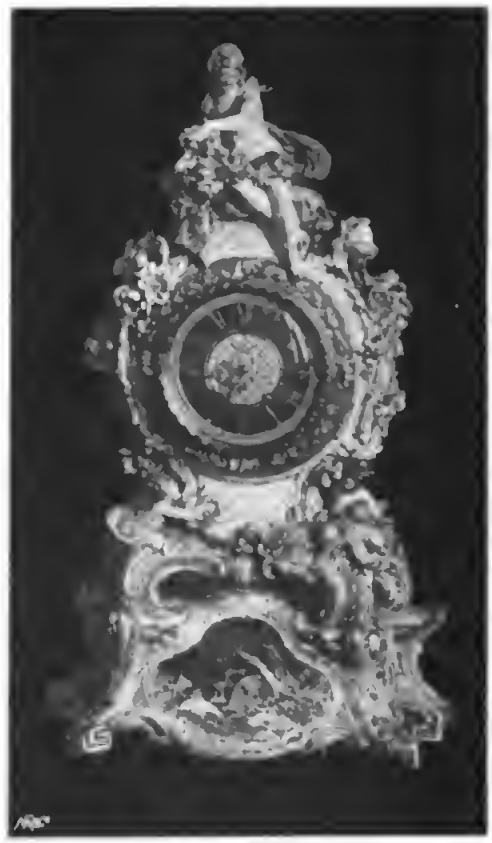
Paul Meyerheim.
Aufnahme von Reichard & Lindner, Berlin.

Väschen mit Kristallglasuren in vergoldeten Fassungen.

des unermüdlich fleißigen Meisters, der noch nicht das sechzigste Lebensjahr erreicht hat (Paul Meyerheim ist am 13. Juli 1842 geboren), aber, früh ins Leben und in ein reiches Schaffen eingetreten, heuer schon auf vier Decennien einer glücklichen, erfolggekrönten Thätigkeit zurückschauen kann. —

Die beiden altberühmten deutschen Porzellanmanufakturen, die Königlich sächsische zu Meißen, die Königlich preußische zu Berlin, werden unsere keramische Kunst auf der Pariser Ausstellung vertreten und den Wettkampf mit Sevres gewiß würdig bestehen. Wir bringen heute einige Proben der Ausstellung der Berliner Manufaktur. Die schönen Stücke sind teilweise in den bewährten älteren Techniken und im Barock- und Rokokostil ausgeführt, teils, wie die reizenden Vasen, in Scharfeuerfarben und im modernsten Geschmack; besonders anmutig erscheinen die kleinen Vasen mit vergoldeten Fassungen. —

Das neue Münchener Künstlerhaus wurde mit einem Feste von höchstem künstlerischem Schwung und Prunk eingeweiht — einem großartigen Renaissancefest, bei dem sich so ziemlich alles zusammengefunden hatte, was in Isarathen Anspruch auf künstlerische, wissenschaftliche, gesellschaftliche Bedeutung erhebt. Unsere Bilder geben den wundervollen Festsaal wieder und ein paar



Stutzuhr Louis XV.

Rokokokanne.

amüsante Kuriosas vom Festmahl, das die Reihe der Feiern, an denen auch der Prinz-Regent herzlichsten Anteil nahm, würdig abschloß, ein Bankett, dessen Glanz und Pracht uns wohl in die kunstfrohen Tage der florentiner Mediceer zurückversetzen konnte. Zwei der Bildchen vergegenwärtigen uns einige der köstlichen, von Künstlerhand gefertigten Schaugerichte, die nach alter Sitte unter Pauken- und Trometenschall um die Tafel getragen wurden: so beim Kaviar ein mächtiges mit Kaviartönnchen behangenes Schiff, bei der Suppe eine prächtige Terrine mit einer Schildkröte auf dem Deckel, auf der Amor den Suppenlöffel schwingt; bei der Pastete ein kunstvoller Aufbau in

Vase mit Glasurflüssen.

Turmform, beim Ochſenbraten ein zinnernes Rind, bis zu dem Radiſchengarten und dem Eisbären, der bei der Eisſpeiſe die Runde machte. Eine weitere Aufnahme bildet zwei der bedienenden, natürlich in denkbar echteſte Koſtüme gekleidete Mohren ab. —

Auch Japan hat ſeine Kunſtbewegung, ſeine heißen Kämpfe zwiſchen den Alten und den Neuen. Ein kürzlich in B. Behrs Verlag (Berlin) erſchienenes Buch „Wandlungen im Kunſtleben Japans“ von Ad. Fiſcher ſchildert dieſe Vorgänge in intereſſanter Weiſe. Es fehlt im fernen Oſten ſogar nicht an einer ganz kunſtgerecht in Scene geſetzten „Seceſſion“. Zehn der einflußreichſten Mitglieder des Künſtlervereins Meiji Bijutſu Kwai, der zwar die im europäiſchen Sinne ſchaffenden Maler umfaßt, aber nach Anſicht der Jüngeren keineswegs dem gebührenden Fortſchritt huldigt, ſind nämlich unter Führung des in Paris ausgebildeten talentvollen Seiki Kouroda ausgeſchieden und haben einen neuen Künſtlerklub gegründet: Shiromuo oder, in einer anderen Lesart der Schriftzeichen, Hakuba-Kwai. Der Name iſt humoriſtiſch zu verſtehen; er bedeutet nämlich eine billige, milchig trübe Sorte Reiswein, ein Volksgetränk, und ſoll, in freilich etwas wunderlicher Weiſe, die fortgeſchrittene Richtung der Seceſſion gegenüber dem ariſtokratiſchen alten Verein kennzeichnen. Wo eine Seceſſion, muß auch eine Seceſſionsausſtellung ſein. So hat denn der Reisweinklub ſelbſtverſtändlich auch ſeine eignen Ausſtellungen im ſelbſtverſtändlich eignen Ausſtellungsgebäude, die ſich beſonders durch hübſche Landſchaften auszeichnen ſollen. —

Vaſe mit Glaſurflüſſen.

Im Berliner Opernhauſe macht augenblicklich ein neues Ballet „Rote Schuhe“ von H. Regel und J. Haßreiter, Muſik von Raoul Mader, volle Häuſer, nicht zuletzt dank der glanzvollen, farbenprächtigen Ausſtattung. Die „Tanzdichtung“ erſcheint uns zumal deshalb erwähnenswert, weil die Koſtümiers für ſie zum erſtenmale ganz mit den herkömmlichen kurzen Gazeröckchen gebrochen haben. Nur die Primaballerina Fräulein Del Era hüpft inmitten der langen faltigen Gewänder der anderen Mitwirkenden im alten Ballettkoſtüm herum — nicht gerade zum eignen Vorteil. —

* * *

Unſer Heft wird eröffnet durch eine Aquarellſtudie von Fritz Stahl, der in ſeiner bekannten flotten farbenfreudigen Art eine junge hübſche Automobiliſtin wiedergibt, wie ſie ihre flinken blumengeſchmückten „Teuf-Teuf“ auf dem Maikorſo im Bois de Boulogne eigenhändig ſteuert.

Prunkbowle. 70 cm hoch

Von den Einweihungsfeſtlichkeiten des Münchener Künſtlerhauſes: Schnepfenpaſtete (Schaugericht).

Von dem Einweihungsfeſt des Münchener Künſtlerhauſes: Rettigtiſch und Bratenſymbol. (Schaugericht.)

Solch' flotte friſche Bilder aus dem Sportleben gelingen dem Berliner Maler, der ſeit längerer Zeit aber mehr in London und Paris als am Strande der Spree weilt, immer ganz vortrefflich. Errang er ja doch einen ſeiner erſten großen Erfolge mit ſeinem Gemälde vom Berliner Blumenkorſo. Über die meiſterlichen Bildniſſe zwiſchen den Seiten 232 u. 233 und Seiten 240 u. 241 berichtet Dr. Ad. Roſenberg in ſeinem eingehenden Aufſatz über Fritz Aug. von Kaulbach. Zwiſchen Seite 256 u. 257 ſchalten wir eine ſchöne ernſte Hochgebirgslandſchaft des Berliner Landſchafters Profeſſor

Aus dem großen Feſtſaal des Münchener Künſtlerhauſes.

Carl Ludwig ein, die das großartige Panorama des Wendelsteins, gesehen zur Zeit des Sonnenaufgangs, wiederspiegelt, im Vordergrund zerklüftete Schroffen, im Hintergrund in feinster Abtönung die sonnendurchleuchteten Nebelschwaden. — Hans von Bartels, der immer entschiedener in die erste Reihe unserer deutschen Künstler einrückt, gab uns in seinem Gemälde „Traumverloren" die reife Frucht holländischer Studien (zwischen S. 280 u. 281). Das schöne Bild stellt ein prächtiges frisches Schiffermädchen dar, das am Meeresstrand niedergekauert ist, mit einer Arbeit im Schoß, nun aber die Stricknadeln ruhen läßt und sehnsuchtsvoll in die Weite hinausblickt. — Von H. Hirzel, dem jungen schweizer Maler-Radierer, der seit einigen Jahren in Berlin lebt und für seine kunstgewerblichen Entwürfe, seine originellen Bücherumschläge, seine trefflichen Exlibris, ganz besonders aber auch für seine stimmungsvollen Landschaftsradierungen in der Reichshauptstadt, reiche Anerkennung findet, geben wir zwischen

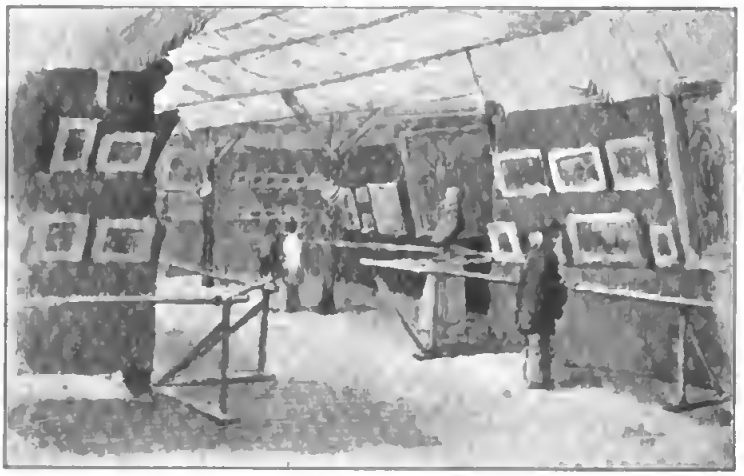
Vom Einweihungsfest des Münchener Künstlerhauses: Kostümierte Mohren als Speisenträger.

Seite 288 u. 289 ein feines Tonblatt, dessen Reproduktion die Töne der Landschaftsradierung überraschend gut nachahmt. — Wie Hans Bartels, sucht auch Max Liebermann seine Motive gern im malerischen Holland. Viele der besten Bilder des schweren ernsten Meisters sind dort entstanden, oder der Künstler fand doch dort, wo er seit Jahren seine Sommermuße verbringt, für sie die erste Anregung. Zu diesen Bildern zählt auch der „Kirchgang in Laren" (zwischen Seite 304 u. 305) mit seiner dunklen Baumallee und den zum Gotteshaus pilgernden alten Frauen. Wir geben dieses Bild in einem schönen Holzschnitt wieder. —

Auf Seite 249 finden unsere Leser eine Studie von Professor Franz Skarbina, die zwei Grenadiere der Friedericianischen Zeit darstellt, wie sie singend aus der siegreichen Schlacht ziehen; die Gestalten der Helden des siebenjährigen Krieges, die Adolf von Menzel zuerst neu zu beleben wußte, bilden für unsere Künstler immer noch eine unerschöpfliche Quelle dankbarer Vorwürfe, und gerade

Die Mitglieder der japanischen Secession „Hakuba Kwai" in Tokyo.
Nach: A. Fischer „Wandlungen im Kunstleben Japans". B. Behrs Verlag (E. Bock) in Berlin.

Skarbina mit seinem feinen Sinn für das Charakteristische schöpft gern aus ihr. — Von Walter Schott, dem vielleicht erfolgreichsten unter den jüngeren Berliner Bildhauern, bringen wir auf Seite 293 die Porträtbüste zweier Geschwister, ein Werk von ganz eigenartiger Auffassung, das in mancher Beziehung an die Bildnisarbeiten der Meister der italienischen Renaissance erinnert. Die Skizze von Ernst Platz, einem in München lebenden Künstler, wirkt ungemein lebendig. Einige Reproduktionen nach photographischen Aufnahmen werden den Freunden der Kamera Freude machen. Kann doch heute auch der Photograph kleine Kunstwerke schaffen, zu deren Herstellung es allerdings eines kunstverständigen wohl geschulten Auges und eines außerordentlichen Geschickes in Wahrnehmung des rechten Augenblickes bedarf. Da ist zunächst, auf Seite 297, die Wiedergabe einer Partie aus dem entzückend in das Innthal eingebetteten großen Park des Freiherrn von Lipperheide, aufgenommen von der liebenswürdigen Gattin des Besitzers selbst, die die Kamera mit feinem Geschmack und geschultem technischen Verständnis zu gebrauchen weiß. Eine zweite landschaftliche Aufnahme (auf Seite 301) gibt Fischerboote auf der Nordsee wieder; der „olle ehrliche Seemann" endlich, dessen Bild auf Seite 300 eingeschaltet wurde, wird hoffentlich den Doppelsinn der humoristischen Unterschrift unter seinem Porträt nicht übel deuten, falls er dasselbe zufällig zu Gesicht bekommen sollte.



Inneres der Ausstellungshalle der Secession in Tokyo.
Nach: A. Fischer „Wandlungen im Kunstleben Japans." B. Behrs Verlag (E. Bock) in Berlin.

Fräulein Kirschner und Fräulein Urbanska als Engel in dem Ballett „Die roten Schuhe."

H. v. S.

Nachdruck verboten Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 33.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 107643634